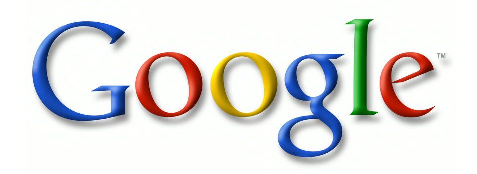
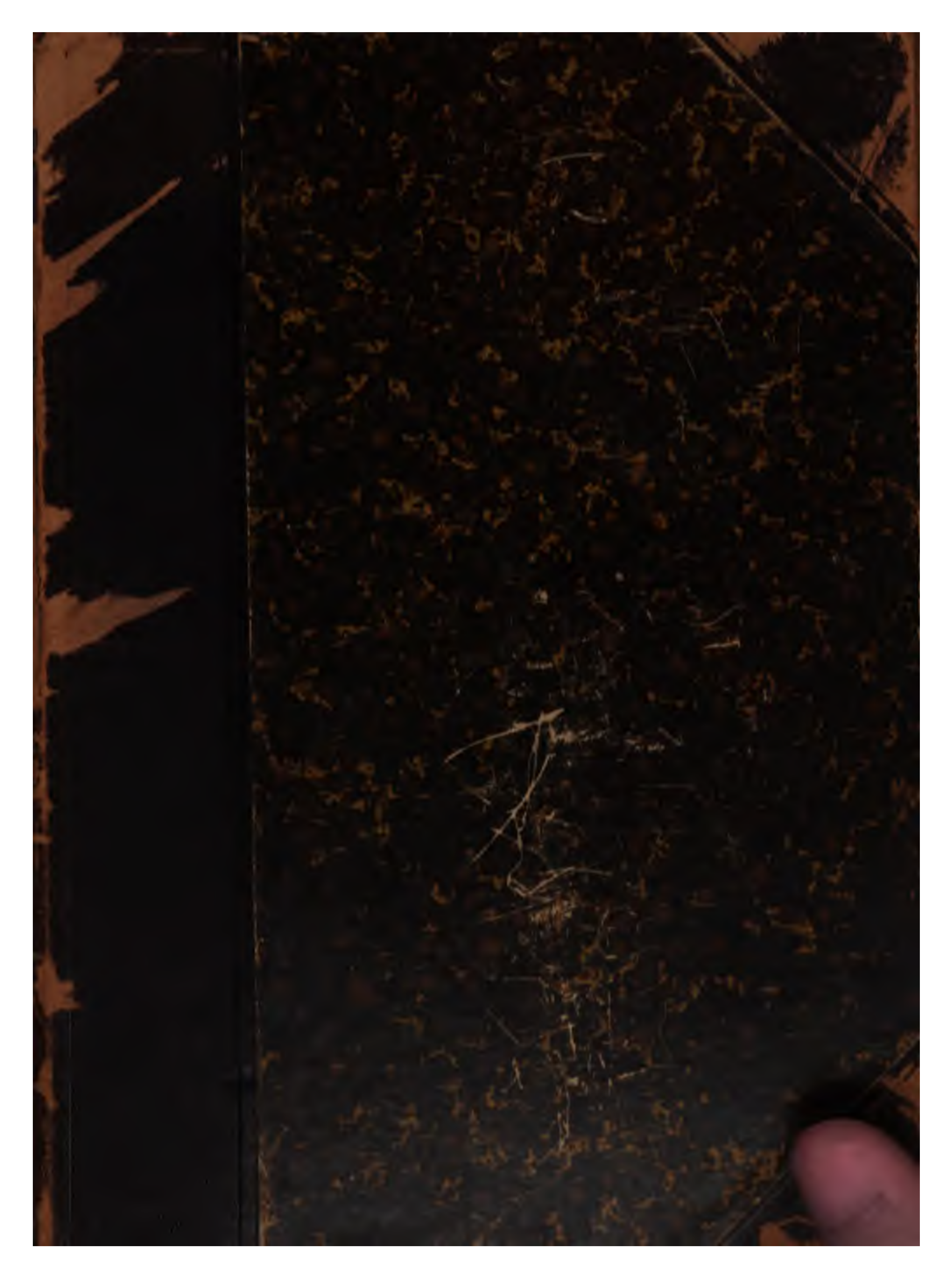
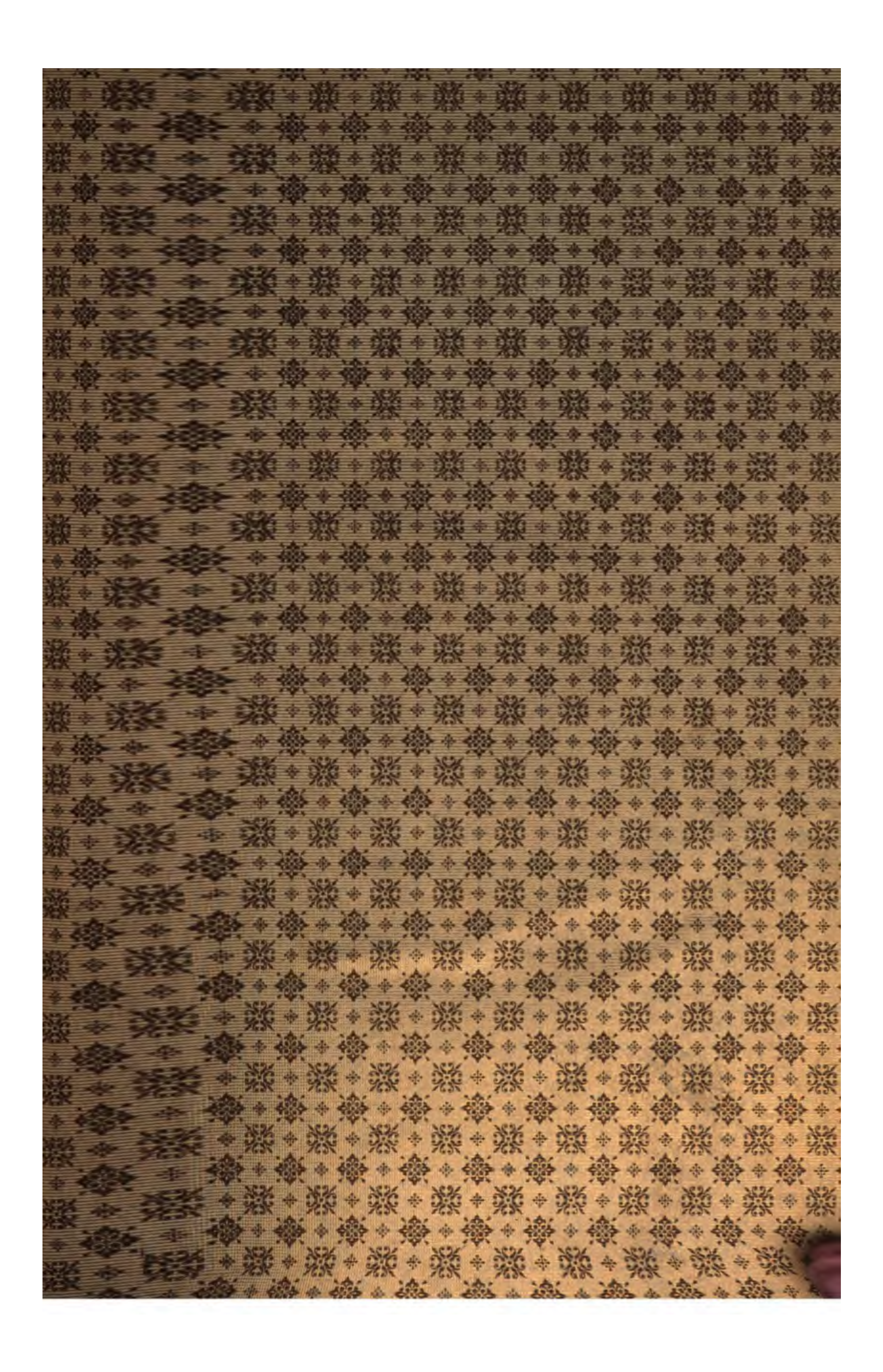










Geschichte der Stadt Berlin.

Zweiter Band.

Geschichte der Stadt Berlin

von

Oskar Schwebel.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Brachvogel & Ranft
1888.

Vorrede zum zweiten Bande.

Es sind große Schwierigkeiten, welche die Bearbeitung der neueren Geschichte Berlins begleiten. Der hochverdiente Verein für die Geschichte der Reichshauptstadt hat sich darum veranlaßt gesehen, den Griffel fallen zu lassen, noch ehe die Geschichte des 16. Jahrhunderts vollendet war. Das treffliche Werk Gepperts schließt schon mit der Zeit Friedrichs des Großen ab. Bei Streckfuß gestaltet sich die Geschichte des 19. Jahrhunderts lediglich zu einer Darstellung der politischen Strömungen. — Wie nun diesen Schwierigkeiten begegnen? — Das war die erste, ernste Frage, welche sich mir aufdrang.

Ich habe sie in der Weise zu lösen versucht, daß ich das Hauptgewicht auf die innere Geschichte Berlins, — auf die Geschichte des bürgerlichen Geistes, wie sie im Wechsel der Zeiten eigenartig sich auch bei uns gestaltet hat, zu legen mich bemühte. Wird aus dem Geiste doch die That geboren! Der Berliner Bürger war ein anderer unter dem großen Kurfürsten, ein anderer unter jedem der dem eigentlichen Stifter unseres Staatswesens folgenden Monarchen. Nicht die chronologische Angabe zusammenhangsloser Einzelheiten, — nicht die Beschreibung von Hoffesten und gar etwa die Aufwärmung von Hofklatsch, — nicht die Darstellung der sich einander bekämpfenden Parteibestrebungen schienen mir den Inhalt der Geschichte einer städtischen Gemeinschaft bilden zu sollen: das Streben und das Leben der Bürgerschaft allein glaubte ich darstellen zu müssen, um die Kenntnis und das Verständnis der Geschlechter vor uns in weiteren Kreisen zu verbreiten.

Von diesem Standpunkte aus erklärt sich die Gruppierung des Stoffes.

In Bezug auf die neueste Zeit muß ich jedoch allen meinen Vorgängern Recht geben: „Eine Geschichte der glanzvollen Entwickelung Berlins unter Kaiser Wilhelm dem Großen zu schreiben ist, wenn sie irgend einen Wert haben soll, nur einem Manne möglich, welcher Politiker, Künstler, Statistiker und Techniker zugleich ist und dabei die freie Verfügung über den Umfang seines Werkes besitzt. Da nun das hoheitsvolle Bild des teuren heimgegangenen ersten Kaisers gleichwie die schmerzdurchfurchten Züge seines edlen Sohnes bei uns in jeder Seele leben, — da, was sie uns geschenkt, die beiden hohen

Herren, an vaterländisch-hehrer Kunst, an geistigen Impulsen, sowie an Anstalten zur Linderung der Not der Armen, so klar, so groß, so segenspendend vor uns stehen, so mochte ich in meiner Schilderung der jüngst verflossenen, so frohen und so schweren Tage nur daran mahnen, es zu wahren, was sie uns gegeben. Ein jeder der beiden Herrscher hat uns ein Vermächtnis von edelster Art hinterlassen: Kaiser Wilhelm dasjenige der werkthätigen Unterstützung der Armen und Schwachen, — Kaiser Friedrich das der sorgsamsten Pflege idealen Besitzes. —

Nur eins noch habe ich zu sagen! — Mit größter Gehässigkeit ist diesem Werke von seiten einer parteiischen Presse begegnet worden. Selbstverständlich! — Ist meine Arbeit doch der erste Versuch, die Geschichte der Stadt Berlin im Lichte der Losung des eisernen Kreuzes, — im Lichte der ewig bleibenden Normen des christlichen Sittengesetzes darzustellen! — Ich bin sogar der offenen Ungerechtigkeit gegen einzelne Klassen unserer Bürgerschaft beschuldigt worden: als ich indessen bat, mir auch nur eine Entstellung des Sachverhaltes nachzuweisen, blieb die Antwort — aus. Entschieden muß ich solche Vorwürfe abweisen. Niemandem zu Liebe, — niemandem zu Leide hab' ich mein Buch geschrieben; — nur das Bestreben hatte ich, durch Verbreitung der Kenntnis der Vergangenheit der Gegenwart wahrhaft zu nützen. Mein Tadel galt allein der Schuld, wo immer ich sie fand: des Königs Schwäche und Verschwendung mußte ebensowohl verurteilt werden, wie des Bürgers Indolenz und — Eidbruch. —

So war's das Vaterland und dessen Wohl allein, an welche ich bei meiner Arbeit stets gedacht! Nicht Haß, nicht Hader wollt' ich säen. Das

„Suum cuique!"

aber soll auch leuchten über der Geschichte unserer Stadt. Mein Buch sucht bürgerlicher Tugend gleich gerecht zu sein wie königlicher Weisheit. Im deutschen Hause freilich nur sucht es sich seine Heimatsstätte, wo man Gott fürchtet, seinen König ehrt und seine Brüder liebt! Daß es zugleich ein Buch der Ehren ist für meine mir so teure Vaterstadt Berlin, das wird ein jeder mir bezeugen, der darin gelesen.

Berlin, im Dezember 1888.

Oskar Schwebel.

Inhalts-Verzeichnis.

Zweiter Band.

Fünftes Buch.

Berlin und Kölln unter dem großen Kurfürsten 1640—1688.

Sechstes Buch.

Die Königsstadt Berlin 1688—1871.

Fünftes Buch.

Berlin und Kölln unter dem großen Kurfürsten.

1640—1688.

1. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms.

Litteratur: Für den ganzen fünften Abschnitt sind benutzt:

Urkunden u. Aktenstücke zur Gesch. des Kurf. Friedr. Wilh. von Brandenburg. Berlin, 1864 ff.

v. Orlich, Gesch. des preuß. Staates im 17. Jahrh. Berlin 1838.

Fidicin, Berlin währ. des 30jähr. Krieges. Berlin 1872.

Küster, Altes u. Neues Berlin, 1737 ff.

König, Versuch einer Gesch. Berlins. II. Teil. Berlin 1793.

Fidicin, Hist.-Diplomat. Beitr. Teil V. Berlin 1842.

Über den Regierungsantr. des großen Kurfürsten.

Das Regiment in den Marken. Urk. u. Akt. T. I., Abschn. II. Berlin 1864.

Küster, ruhmwürd. Jugendleben. Berl. 1791.

Wir hatten den Kurprinzen Friedrich Wilhelm verlassen, nachdem er am 30. Juli 1640 die heilige Taufe erhalten hatte. Leider war es den Bürgern von Kölln nicht vergönnt, diesen zarten Sprößling des Hauses Hohenzollern, diesen alleinigen Träger der Hoffnungen des Vaterlandes, in ihrer Mitte aufwachsen zu sehen. Wir wissen bereits, daß der Kurfürst Georg Wilhelm durch die Not der Mark Brandenburg gezwungen wurde, seinen Hofhalt nach Preußen zu verlegen. Für den Aufenthaltsort des Kurprinzen aber war größtmöglichste Sicherheit vor allem vonnöten; auch schien es nicht geraten, das junge Leben des Thronerben den Beschwerden beständiger Reisen nach dem Osten des Kurstaates und von dort wiederum nach dem Westen zurück auszusetzen. Im Jahre 1627, nachdem Prinz Friedrich Wilhelm der Pflege des Geheimen Rates Johann von der Borch entwachsen war und in Johann Friedrich Kalkum von Leuchtmar einen vortrefflichen Lehrer erhalten hatte, erfolgte daher die Übersiedelung seines kleinen Hofhaltes nach Küstrin. Wir setzen die Bekanntschaft mit dem ferneren Verlaufe der Jugendgeschichte Friedrich Wilhelms hier voraus. Die Schwesterstädte an der Spree sind für dieselbe ohne Bedeutung; der Kurprinz erhielt hier keine Eindrücke, welchen eine bestimmende Kraft für sein späteres Leben eigen gewesen wäre. Um so freudiger hat die Geschichte der Stadt Berlin daher all' das Gute und Große anzuerkennen, was Friedrich Wilhelm für ein Gemeinwesen gethan hat, mit welchem teure, kindheitliche Erinnerungen ihn leider nicht verbanden.

Von dem Schlosse zu Kölln aus hatte der Kurprinz im Juni 1634 jene für seine geistige Entwickelung so wichtige Studienreise nach Holland angetreten: nach dem Schlosse von Kölln kehrte er im April 1638 auch wieder zurück. Wie sollten diese vier Jahre, welche Friedrich Wilhelm in der Schule holländischer Kultur durch-

lebt hatte, dereinst auf die Gestaltung auch der Berliner Zustände einwirken! Dasselbe Jahr 1638 aber führte den Thronfolger bereits wiederum nach Preußen hin. Hier traf ihn der Ruf, die Bürde der Herrschaft auf seine Schultern zu nehmen; allein obwohl ihm am 1. Dezember des Jahres 1640 der Kurhut zugefallen war, erforderten die obwaltenden Verhältnisse das Verweilen des jugendlichen Fürsten im Osten noch auf längere Zeit. Nur schriftlich, durch Korrespondenzen und Erlasse, vermochte Friedrich Wilhelm auf den Gang der Dinge in seinem Stammlande und in seiner Geburtsstadt einzuwirken.

Am 2. Dezember diktierte der junge Kurfürst seinem Rate Balthasar von Brunne zum Beispiel eine Instruktion für seinen Vertrauten, den Kammerjunker Werner von der Schulenburg, welcher nach der Mark gehen und dem Grafen von Schwartzenberg den Befehl überbringen sollte, die Landesverwaltung nach wie vor weiter zu führen. Der kleine Krieg mit den Schweden dauerte immer noch fort, und Berlin-Kölln erschien während des Winter von 1640 zu 1641 gefährdeter denn je zuvor. Von Schlesien her, — aus seinem Lager bei Beuthen, — nahte nämlich einer der kühnsten und unbarmherzigsten Führer der Schweden, der General Stalhans (Stahlhandschuh) den Residenzen. Der brandenburgische Rittmeister Kaspar Otto von Strauß vermochte Kottbus gegen die Übermacht dieses schwedischen Führers nicht mehr zu halten; er warf sich daher nach Peitz und meldete nach Berlin, daß „der Stalhans" durch eine vom Feldmarschalle Banér ausgefertigte Ordre angewiesen sei, die beiden Schwesterstädte an der Spree in Brand zu stecken und „total zu ruinieren".

Die Bürger von Berlin beschlossen nunmehr in ihrer Mutlosigkeit, mit dem Feinde ein gütliches Abkommen zu treffen; männlicher aber als sie dachte der Graf von Schwartzenberg. Er zog die Besatzungen von Rathenow, Brandenburg, Fehrbellin u. s. w. zusammen und belegte die Residenzen mit ihnen, — der Bürgerschaft zu nicht geringem Verdrusse. Den Befehl über diese Völker führte jetzt Dietrich von Kracht, kurbrandenburgischer Obrister; bei ihm befanden sich Burkhard von Goldacker, Obristleutnant, Hartmann von Goldacker, Komtur zu Werben, und noch ein dritter Edelmann dieses Namens, Rittmeister in dem Regimente Kracht.

Am 10. Januar standen die Schweden bereits bei Zossen. Hier kam es zu einem hartnäckigen Kampfe. Schwartzenberg schrieb dem Kurfürsten über denselben:

„Der Stalhans hat das Haus Zossen, welches auf meine Ordre neuerdings befestigt worden, bis in den sechsten Tag stark attackieret und beschossen; er hat zwei Stürme davor verloren, in dem dritten aber sich des Hauses Meister gemachet, welches vielleicht nicht würde geschehen sein, wenn nicht der darauf gelegene Kommandant, Hauptmann Santameyer, sofort beim ersten Sturme durch den Kopf geschossen und geblieben wäre. Mit dem Leutnant aber haben die Knechte nicht wie mit dem Hauptmanne fechten wollen: bei Antretung des dritten Sturmes haben sie dann ohne Not ‚Quartier!' gerufen."

Der Fall von Zossen, welcher am 17. Januar früh erfolgte, wurde für Berlin von verhängnisvoller Bedeutung. Schwartzenberg hatte dem Obristen Dietrich von Kracht die bestimmteste Weisung gegeben, Berlin aufs Äußerste zu verteidigen. Fort und fort war daher an den Festungswerken gearbeitet worden. Allein noch immer sah Schwartzenberg die Städte an der Spree nicht für genügend vorbereitet an, einer ernstlichen Belagerung zu widerstehen; er hatte demnach den Befehl gegeben, im Falle der Not auch die Vorstädte der Köllnischen Seite zu opfern. Als

nun am 17. Januar 1641, Mittags, die Vorposten der Schweden auf den „köllnischen Weinbergen", dem heutigen „Kreuzberge", erschienen, da meinte Kracht nicht ohne Grund, mit der Niederbrennung der köllnischen Vorstädte nicht länger zögern zu dürfen. Mit den oben genannten Offizieren steckte er daher mit brennenden Fackeln die Gebäude vor dem Köpenicker- und Gertrauden-Thore an. Er selbst warf die Fackel in die Scheunen der Bürger. Hoch loderten wiederum die Flammen empor: wie des Rates Taxe im einzelnen besagt, sanken Baulichkeiten im Werte von 38 089 Thalern 17 Groschen und 4 Pfennigen in Asche.

Wir verfolgen diese Angelegenheit sogleich bis zu ihrem Abschlusse. Stalhans griff diesmal die Stadt Berlin nicht an; — wie Dietrich Kracht dem Kurfürsten schreibt, indessen wohl nur darum, weil die Kaiserlichen das schwedische Lager bei Beuthen bedrohten. Jetzt erschien das Vorgehen des Obristen von Kracht als übereilt; der junge Kurfürst selbst mißbilligte dasselbe auf das Entschiedenste. Friedrich Wilhelm beauftragte das Kammergericht mit der Einleitung einer Untersuchung gegen Kracht; mit Recht aber weigerte sich der Offizier, vor einem Zivilgerichte zu erscheinen; er bat um ein Kriegsgericht und legte diesem, als dasselbe zusammengerufen worden war, die bestimmten, schriftlichen Befehle des Statthalters Schwartzenberg zur Niederbrennung der Vorstädte vor. Das Kriegsgericht sprach den Obristen dann auch frei, und Kracht war in der That nicht schuldig; er hatte die Fackel erst dann ergriffen, als er seiner Sache völlig sicher war und die Schweden vor der Stadt erblickt hatte. Noch heute befindet sich im Berliner Stadtarchive ein Zettel, welcher von Krachts Hand die bedeutsamen Worte trägt:

„Die gewisse Resuluzigon des Feindes ist hierher; itzunk Stecke ich alles an vndtt brenne." —

Das weitere Verfahren der Kommission richtete sich daher nur auf Schadenersatz aus dem Schwartzenbergischen Vermögen; denn es sei

erstens dem Meister nur befohlen gewesen, das Terrain bis auf 50 Schritt Entfernung von der Mauer frei zu machen, aber nicht, die ganzen Vorstädte niederzubrennen; es sei

zweitens aber auch diese Vollmacht mit dem Tode des Kurfürsten Georg Wilhelm erloschen gewesen. Erfolg hatte indessen dieses Verfahren nicht; der Prozeß scheint niemals zu Ende geführt worden zu sein.

Wie durch ein Wunder waren Berlin und Kölln also auch diesmal wiederum gerettet worden. Allein bald drohten neue Gefahren und jetzt nahten sie von Norden her. Die Schweden nahmen Zehdenick; sie waren durch die kecken Angriffe des Rittmeisters von Strauß, welcher ihnen den General-Kommissar Kaspar von Kempendorf und den Kriegsrat Jan Nicodemi von Lilieström abgefangen hatte, auf das Äußerste gereizt worden und gingen unter dem Generalmajor Axel Lilie von Neuem gegen Berlin vor. In seiner letzten, am 18. Februar 1641 von ihm unterzeichneten Relation an den Kurfürsten machte Schwartzenberg den Vorschlag, auch noch die anderen, vor Berlin stehenden Gebäude niederzubrennen, „da sonsten kein Offizier die Manutention der Stadt auf sich nehmen werde." Der junge Fürst befahl indessen, die schwedischen Gefangenen loszugeben und den Feind durch Streifzüge nicht noch mehr zu erbittern.

Eine solche Antwort war in der That eine überaus deutliche Verurteilung der gesamten Schwartzenbergischen Politik, welche den Schweden stets feindselig gewesen

war und alles Heil für die Mark Brandenburg nur von Wien her erwartet hatte. Der Statthalter konnte sich nicht verhehlen, daß er das Vertrauen des jugendlichen Kurfürsten nicht besaß, und daß Friedrich Wilhelm sich anschickte, seine eigenen Wege zu wandeln. Wie schwer muß diese Entdeckung auf des Grafen Seele gefallen sein! Erweisen wir aber auch ihm Gerechtigkeit! Welch' eine Fülle von Sorgen hatte er in jenen 32 Jahren, welche er in brandenburgischen Diensten verlebt hatte, auf sich nehmen müssen; — welch' eine Unzahl von Widerwärtigkeiten hatte er für die Mark zu ertragen gehabt! Und welch' ein Lohn ward ihm jetzt für all' diese Mühsal, — für all' diese Kämpfe zu teil? Er sah sich vereinsamt; sein Fürst und Herr wählte eine andere Politik, als die seinige gewesen war; und sofort verließen ihn die meisten seiner ehemaligen Anhänger. Wenn andere Männer noch bei ihm ausharrten: sie stützten ihn nicht; im Gegenteile: sie erwarteten Alles von seiner Hülfe.

Wir treffen unter den brandenburgischen Staatsmännern in diesen entscheidungsvollen Tagen daher zwei schroff einander gegenüberstehende Parteien an. Auf der alten Politik, dem Bündnisse mit dem Kaiser, verharren Graf Adam zu Schwartzenberg und sein Sohn Johann Adolf, der Koadjutor des Vaters im Herrenmeisteramte des Johanniterordens. Zu ihnen stehen von den brandenburgischen Offizieren, welche zugleich auch dem Kaiser geschworen hatten, die Obristen Moritz Augustus von Rochow, Georg Volkmann, Dietrich Kracht, sowie die drei Offiziere aus dem Geschlechte Goldacker. Mit dem neuen Fürsten aber wenden sich einer neuen Staatsraison, welche den Frieden mit den Schweden sucht, eine Anzahl anderer Offiziere zu, als deren Haupt der berühmte Obrist Konrad von Burgsdorf, der Vertraute Friedrich Wilhelms, auftritt. Auch in die Tafeln der Geschichte von Berlin hat dieser außerordentlich thatkräftige Mann seinen Namen nachdrücklichst eingezeichnet. Bei ihm treffen wir seinen Bruder, den Oberstallmeister Ehrentreich von Burgsdorf, den Obristen Johann Georg von Ribbeck und noch einige andere Offiziere von geringerer Bedeutung an. Unentschieden, nicht wissend, ob sie dem Grafen Schwartzenberg noch gehorsamen sollen oder nicht, schwanken zwischen den beiden militärischen Parteien die Mitglieder der Köllner Regierung, der Vizekanzler Andreas Kohl, die Räte Balzer von Dequede, Hans von Waldow, Balzer von der Marwitz, Hans von Zastrow, Sebastian Striepe u. s. w. Es ist ihr glühender Wunsch, daß der Kurfürst nun endlich zu Lande komme; sie wollen gern am Heil des Vaterlandes schaffen; allein sie wissen nicht, wie sie handeln sollen, um ihr Ziel zu erreichen. „Hie Burgsdorf und hie Schwartzenberg!" Erst als sie sahen, wie der Stern des einen Mannes niederging und der des andern glänzend aufstieg, da konnten sie allerdings über die Stellung, welche sie selbst einzunehmen hatten, nicht mehr zweifelhaft sein.

Unterdessen gingen die kriegerischen Ereignisse ihren wechselvollen Gang. Axel Lilie bedrohte Berlin und Kölln noch immer, und die Stimmung der Einwohner war die denkbar schlechteste. „Auf die Bürger ist gar keine Rechnung zu machen"; so schrieben die Räte dem Kurfürsten. Ja, sie fürchteten, „bei verspürend- und empfindender der Einwohnerschaft zu Berlin Inklination für die Schweden" Alles für die in den Städten liegende kurfürstliche Besatzung. Noch standen damals Kracht und Volkmann in den beiden Residenzen.

Da endeten jäh und plötzlich Schwartzenbergs so ernste und so freudenlose Tage. Er litt, wie es kaum anders denkbar war, schon längere Zeit an der Galle; nach der Tafel befand er sich fast immer unwohl. Zwei Ereignisse aber „commovirten"

ihn besonders heftig grad' an jenem Tage, an welchem er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, sich endlich wieder einmal gesund fühlte, „wie ein Fisch im Wasser": am 8. März 1641. Sechs Kapitäns von dem Regimente Rochow, welches zu Spandau stand, wo auch Schwartzenberg fast immer residierte, rebellierten und forderten aufs Heftigste ihre rückständige Löhnung. Sie klirrten unter den Fenstern des Lynarschen Schlosses in Spandau, in welchem der Statthalter wohnte, mit den Waffen; aus eigenen Mitteln zahlte Graf Schwartzenberg ihnen 600 Thaler, um sie nur zu beruhigen. Wenige Stunden darauf lief ein Schreiben aus Regensburg ein, welches dem Grafen ankündigte, daß es, was die Meinung des jungen Kurfürsten über ihn anlange, sehr übel um ihn stände. Es traten bald darauf Schüttelfröste ein; Graf Schwartzenberg sank auf das Lager, von welchem er nicht wiederum erstehen sollte. Minder glaubwürdige Nachrichten schreiben den Schlagfluß, an welchem Schwartzenberg verstarb, einer andern Veranlassung zu: am 28. Februar 1641 war der Kriegsrat Hans von Zastrow, welchem von dem gräflichen Vorschneider, dem Kammerjunker von Lehndorf, scharf zugetrunken worden war, nach der Tafel vor dem Gemache Schwartzenbergs erstochen worden; er hatte sich „wegen Leibesschwachheit geweigert", dem Junker nachzutrinken und hatte diesem, „als er deswegen ehrenrührige Worte gegen ihn ausstieß, eine Ohrfeige gereichet". Lehndorf war gefangen gesetzt worden; allein er wurde von den Lakaien des Obristen Goldacker in einem Kasten, „als wenn es Kleider wären, aus der Festung heraustransportieret"; und wurde später in der Lausitz von den Schweden erschlagen. Wie dem auch immer sein mag: es war durchaus nicht wunderbar, wenn die letzten Lebenskräfte einen so müden, so vielgeprüften Mann, wie Schwartzenberg es war, verließen. Am 14. März neuen, dem 4. März alten Stiles, verstarb der Graf in seinem Schlosse zu Spandau.

In der erinnerungsreichen St. Nikolaikirche der Havelveste Spandau, vor dem Altare, fand der bedauernswerte Mann die letzte Ruhestätte. Er hatte gewiß das Beste gewollt; allein an der Schwäche seines Fürsten, an der Feigheit und an dem Eigennutze, an der Hinterlist und an der Rohheit seiner Zeitgenossen hatte sich die wenig starke Willenskraft, welche ihm von der Natur mitgegeben worden war, vollständig abgenutzt. Das aber ist Schwartzenbergs ganze und einzige Schuld. Seine Politik:

„Treue dem Kaiser, unbeschadet der Freiheit der Religion und des Gewissens!" ist gewiß nur als eine unanfechtbare, ja, als eine freudig anzuerkennende zu bezeichnen. Wohl uns, daß wir, denen Kaiser und Reich von neuem geschenkt worden sind, dem Grafen Schwartzenberg gerechter zu werden vermögen als unsere Vorfahren! Nicht ohne Bewegung vermag der Besucher von St. Nikolai zu Spandau vor jene schlichte, aber vortrefflich gearbeitete Erztafel mit dem Wappen der Schwartzenberg hinzutreten, welche zum Andenken an den Grafen jetzt an der Südwand des hohen Chores eingemauert ist. Die Inschrift derselben lautet:

„Anno 1641, den 4. Martii, ist weiland der Hochwürdige, Hochwohlgebohrne Herr, Herr Adam, Graf zu Schwartzenberg, des Ritterlichen St. Johannisorden in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland Meister, des Königlichen Ordens St. Michaelis in Frankreich Ordensritter, Herr zu Hohenlandsberg und Gimborn, Churfürstlich Brandenburgischer Statthalter in der Churmark, Geheimbder Rat und Oberkammerherr, auf der Vestung Spandow in Gott seelich entschlaffen und hier in dieser Kirche beigesetzet. R. I. P."

„Requiescat in pace!", —

„Ja, ruhe er in Frieden!", so dürfen auch wir dem vielverkannten und best verleumdeten Manne nachrufen, nachdem auch seines Grabes Frieden oftmals gestört worden ist! Jene leidenschaftliche Bewegung, in welcher die Verhältnisse Brandenburgs sich befanden, als Schwartzenberg verstarb, erhielt sich in der Erinnerung des Volkes selbstverständlich viel länger frisch als die geschichtliche Kunde von dem friedlichen Tode des Herrenmeisters. So aufgeklärt aber wie das Volk von Berlin und Spandau auch zu sein vermeinte, eine so entschiedene Vorliebe besaß dasselbe für das Geheimnisvolle und Schauerliche. Es bildeten sich Volkssagen, welche behaupteten, der Graf von Schwartzenberg sei keines natürlichen Todes gestorben; — er sei vielmehr durch ein heimliches Gericht verurteilt, — er sei in der Spandauer Heide zu nächtlicher Stunde enthauptet worden. Der Feldprediger Duvrier vom Regimente Prinz Heinrich war leichtgläubig genug, diese Sagen für bare Münze zu nehmen und sie im Jahre 1777 der gelehrten Welt als eine neue Weisheit vorzutragen. Er fand natürlich Gläubige in Menge, und seine Behauptung hatte, als man die Gruft des Statthalters öffnete, in der That den Augenschein für sich; denn Schwartzenbergs Haupt lag in dem Sarge — auf der Brust des Leichnams. Es hatte diese seltsame Erscheinung indessen den folgenden Grund.

König Friedrich der Große hatte in den „Mémoires de Brandebourg" die Ansicht vorgetragen, Schwartzenberg sei nach dem Tode Georg Wilhelms nach dem kaiserlichen Hoflager zurückgegangen und sei zu Wien verstorben; Prinz August aber, des Königs Bruder, hatte in der Spandauer Nikolaikirche zu seinem Erstaunen das Denkmal des Statthalters bemerkt. Er berichtete dem Könige von seiner Entdeckung, sobald er mit demselben zusammentraf. Es geschah dies eines Tages im Schlosse zu Charlottenburg, im Jahre 1755; beide Fürsten sendeten noch des Abends um 11 Uhr einen Läufer von dort nach Spandau, welcher mit dem Küster Theuerkauf in die St. Nikolaikirche gehen und eine „Abschrift der Inskription des Denkmals besorgen mußte". Allein noch immer erschien es dem Prinzen August nicht recht glaublich, daß Schwartzenberg wirklich in einer lutherischen Kirche seine Ruhestätte gefunden haben sollte. Er ließ deshalb im Jahre 1756 den Zugang zu der Gruft des Statthalters eröffnen und stieg mit seinem Adjutanten von der Hagen und mit dem Pagen Dequede in das Gewölbe hinab. Man hob den Deckel von dem Sarge ab; der Page ergriff den Schädel Schwartzenbergs und wollte ihn dem Prinzen reichen, dieser aber befahl ihm: „Legen Sie das Haupt des Grafen wieder in den Sarg!" Allein Dequede bettete dasselbe nicht auf seine vorherige Stelle, sondern warf den Schädel auf die Brust des Leichnams, welcher mit dem Sargdeckel nicht wiederum verschlossen wurde.

So sahen Spätere den offenen Sarg, — das kopflose Skelett, — das Haupt auf der Brust. Wohl wurde die Gruft des Statthalters wiederum vermauert; allein die alte Sage, daß Schwartzenberg als Verräter hingerichtet worden sei, — eine Mär', welche ihre Entstehung lediglich der Unbeliebtheit des Grafen verdankte, — erhielt sich, und der obenerwähnte Pastor Duvrier fand sich veranlaßt, sie im Jahre 1777 für die volle, geschichtliche Wahrheit auszugeben.

Als Antwort auf den Aufsatz des Feldpredigers erfolgte nunmehr am 20. August 1777 eine Untersuchung der Schwartzenbergischen Gruft durch den Obristen von Kalkstein und den nachmals so berühmten Dr. med. Heim, den damaligen Stadtphysikus von Spandau. Diese Männer fanden den Sarg des Grafen geöffnet vor; der Aus-

schlag desselben, — violetter Sammet mit goldenen Tressen —, sowie die weißtaffetnen, mit Hopfen gefüllten Kissen waren noch wohlerhalten. Der Körper des Grafen war mit einer langen, spanischen Weste von Silberstück bekleidet; an der Seite trug der Tote einen Degen mit stählernem Gefäße und mit goldener Schleife; auch der schwarzsammetne Herrenmeisterhut mit der goldenen Schnur, die Strümpfe von fleischfarbener Seide, die starken ledernen Schuhe Schwartzenbergs waren noch unzerstört. Dem kundigen Arzte gelang es, freilich erst nach langem Suchen, die sieben Halswirbel der Leiche zu finden; sie waren sämtlich unversehrt. Allein auch noch nach der Veröffentlichung dieses Leichenbefundes erhielt sich das Gerücht von der heimlichen Hinrichtung Schwartzenbergs, und zwar mit derselben Zähigkeit wie der Glaube an das Vorhandensein einer sogenannten „eisernen Jungfrau“ im „grünen Hute“ zu Berlin. Nach dem Vorangegangenen bedarf dasselbe einer Widerlegung nicht. —

Doch kehren wir von dieser Abschweifung wiederum zu dem Verlaufe der Begebenheiten des Jahres 1641 zurück!

Dietrich von Kracht, wie er sich selbst nennt, „ein Landsknecht, welcher nun schon in die 20 Jahre mitgeloffen“, wollte gern gegen „den gedachten Stallhansen“ ziehen; es wurde ihm sein Unterfangen jedoch ernstlich untersagt. Am 29. April wurde Markgraf Ernst, der Sohn Johann Georgs von Jägerndorf, zum Statthalter der Mark ernannt; am 10. Mai erfolgte die Absetzung Rochows von seinem Kommando in Spandau, weil er als kaiserlicher Offizier sich weigerte, dem Kurfürsten zu schwören. Johann Georg von Ribbeck trat an seine Stelle. Rochow sowohl wie Hartmann von Goldacker hatten jedoch nur wenig Neigung, von ihren Stellen zu weichen. Jetzt handelte es sich also in der That um Alles. Die Fortdauer der Herrschaft des Hauses Hohenzollern in der Mark war ernstlich gefährdet. Markgraf Ernst sah sich deshalb genötigt, zu entscheidenden Maßregeln zu greifen.

Am 19. Mai begab er sich mit den Obristen Konrad von Burgsdorf und Jobst Friedrich von Oppen nach Spandau. „Alle Porten wie auch die Anfahrten zu Wasser wurden geschlossen“; die Bürger besetzten die Thore. Das Regiment Rochow wurde versammelt; es wurde ihm bekannt gemacht, daß sein Inhaber all' seiner Stellungen entsetzt sei, weil er sich weigere, dem Kurfürsten Treue zu schwören und nur des Kaisers Offizier zu sein behaupte. Diese Strenge überraschte. Burgsdorf, welcher die Verhandlungen mit den Offizieren führte, war indessen nicht der Mann, irgend eine Sache halb erledigt ruhen zu lassen. Wohl machten die Rochowschen Offiziere Schwierigkeiten, den Obristen Hans Georg von Ribbeck als ihren Befehlshaber anzuerkennen; allein Burgsdorf wich nicht eher von seinem Platze, bis die Angelegenheit geklärt war und das Regiment sich durch den Handschlag seiner Offiziere dazu verpflichtet hatte, dem jungen Kurfürsten allein zu gehorchen. Auch Burgsdorf stand in kaiserlichem Dienste; neben seinen brandenburgischen Truppen führte er ein kaiserliches Regiment. Um so höher ist ihm dieser mutvolle Patriotismus anzurechnen, mit welchem er dem jugendlichen Kurfürsten eine bescheidene Kriegsmacht und die Festungen der Mark sicherte, über welche letztere er als Oberhauptmann nunmehr den Oberbefehl übernahm. Die Sache Friedrich Wilhelms in der Mark stand damals in der That verzweifelt; Konrad von Burgsdorf aber trat mit einem über jedes Lob erhabenen Ernste für die aussichtsloseste aller Parteien ein. Dadurch hat er seinem Gebieter, mit welchem er nach altdeutscher Weise einst eine „Blutsbrüderschaft bis in den Tod“ geschlossen hatte, den allerwichtigsten Dienst erwiesen. Das Banner der

Hohenzollern war in den Staub gesunken; Burgsdorf ergriff dasselbe mit kräftigem Arme, um es seinem Volke wiederum vorzutragen. Während die Anderen die Häupter senkten, hoffte und handelte er. Dieses Verdienst löscht all' die Schwächen aus, welche diesem Manne sonst anhafteten und welche auf nichts weiter zurückzuführen sind als auf die Gewöhnungen des Lagers. Burgsdorf hat getrunken und gespielt, aber er war ein Mann von kernfestem, märkischem Holze und hat den Ruf der Ehre niemals überhört. Er besaß ein Haus auch in Berlin: es ist das altertümliche, jetzt prächtig ausgebaute sogenannte „Kurfürstenhaus", Poststraße Nr. 5. Von hier aus überwachte er das Verhalten der unzuverlässigen Offiziere; von hier aus versuchte er auch den Mut der Berliner Bürger zu heben. Wie kläglich es indessen damals besonders um die Geldmittel der kurfürstlichen Regierung bestellt war, ergiebt sich am besten daraus, daß Markgraf Ernst laut jubelte, als im Juli 1641 ein Hamburger Schiff mit Salz und anderen Waren nach Kölln kam und 550 Thaler Lizent (Verkaufssteuer) geben mußte. Der Statthalter schlug zwar vor, die Juden wiederum ins Land zu lassen; allein Friedrich Wilhelm antwortete:

„Unsere Vorfahren haben gewisse und wichtige Ursachen gehabt, die Juden zu exterminieren, und dabei lassen Wir's billig beruhen und bewenden." —

Um die Erbschaft seines Vaters anzutreten, hatte der Graf Johann Adolf von Schwartzenberg sich bereits im März 1641 nach Berlin begeben. Er hatte von hier aus ein inniges Einverständnis mit all' jenen Offizieren angeknüpft, welche an der Sache Brandenburgs verzweifelten und sich dem Kaiser zugewendet hatten, vor Allem mit dem abgesetzten Obristen Moritz Augustus von Rochow, welcher die Hoffnung auf die Zukunft der Hohenzollern aufgegeben hatte, obwohl er selbst mit einer Dame aus der schwäbischen Linie dieses erlauchten Fürstengeschlechtes, mit der Gräfin Anna Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen, vermählt war. Schwartzenberg und Rochow waren entschiedene Verfechter des kaiserlichen Interesses in der Mark; Burgsdorf, welcher die Absicht hatte, ein erträgliches Verhältnis mit den Schweden anzubahnen, hatte demnach die Pflicht, jedweden Schritt dieser beiden Männer auf das Sorgfältigste zu beobachten.

Moritz Augustus von Rochow war auch noch nach seiner Absetzung in Spandau verblieben; er versuchte die kurfürstlichen Völker aufzuwiegeln; er verkehrte daher beständig mit Johann Adolf von Schwartzenberg, welcher nun das Haus seines Vaters in der Brüderstraße zu Kölln bezogen hatte. Burgsdorf beschloß demnach, den Obristen verhaften zu lassen; er rechtfertigte diese harte Maßregel damit, daß Rochow „viele Insolentien begangen, die Veste Spandau in die Lüfte habe sprengen wollen, auch stets das ‚primum mihi' gespielet habe, d. h. sich selbst zuerst bedacht und die armen Soldaten habe Not leiden lassen". Als Rochow sich einst wiederum zu Johann Adolf von Schwartzenberg nach Berlin begab, wurde er überfallen und gefangen genommen; als Kerker wurde ihm „des Grafen zu Lynar Haus" angewiesen. Es kann dies entweder der alte Palast des Grafen Rochus am Molkenmarkte oder der Lynarsche Bau, das „dritte" Haus des Schlosses, gewesen sein. Jedenfalls gelang es dem Grafen Johann Adolf, in der Nacht vom 27. zum 28. Juli 1641 den Obristen von Rochow zu befreien. Auf dem Köllnischen Holzmarkte (Neu-Kölln am Wasser), zu welchem Rochow auf einem Nachen gelangt war, standen Rosse bereit; mit ihnen gelangten die Flüchtigen zunächst nach Magdeburg, von wo aus sie später sich nach Wien begaben. Auch ein Junker von der Marwitz war bei dieser wenig ehrenhaften Flucht

beteiligt. Trotzdem, daß Rochow seine Kavalierparole gebrochen und „unterschiedlichen Leuten etwas schuldig geblieben", fand im Jahre 1651 eine Aussöhnung zwischen dem Edelmanne, welcher, in kaiserliche Dienste eingetreten, auf dem schlesischen Schlosse Kynsburg lebte, und Friedrich Wilhelm dennoch statt. Die merkwürdigen, ferneren Schicksale dieses Sohnes des Hauses Rochow gehen uns hier nicht weiter an; wahrhaft rühmenswert aber ist die hochsinnige und getreue Liebe, mit welcher Anna Katharina von Hohenzollern an ihrem Gatten hing.

In die Zeit, in welcher diese Vorfälle sich zutrugen, ist nach altem Bericht eine abermalige Brandschatzung Berlins durch die Schweden zu versetzen. König berichtet über dieselbe:

„Den 15. Mai 1641 erschien der schwedische General Stalhans würklich mit dreyzehen Trupps Reutern vor den Berlinischen Thoren, jagte etliche von Adel aus dem Teltow'schen Kreise mit blutigen Köpfen vor sich her, nahm drey Brandenburgische Reuter, die vor der Stadt rekognosziren ritten, gefangen und verbreitete dadurch nicht geringen Schrecken. Der schwedische Obrist Dewitz, welcher nach Berlin abgeschickt worden war, bat sich auf eine freye und derbe, für die unschuldigen Bürger aber sehr niederschlagende Art eine ansehnliche Kontribution aus. Er hielt ihnen über die Aufnahme der kurfürstlichen Truppen eine nachdrückliche Züchtigungsrede, stellte es ihnen auch zugleich anheim, ob sie seine Forderungen bewilligen wollten, um das bevorstehende Unglück abzuwenden, welches sie sich durch Abweichung von der versprochenen Neutralität selbst zugezogen hätten, oder ob sie sich lieber entschließen möchten, sich in kurzer Zeit einander selbst aufzufressen. In der Angst beschlossen der Rat und die Bürgerschaft, von diesen drohenden Übeln das nächste und leichteste zu wählen; sie gaben dem Obristen einen Revers über eine Summe Geldes, deren Größe ich nicht habe auffinden können. Der Feind begnügte sich damit, weil er selbst recht gut davon unterrichtet war, daß die Stadt nicht mehr leisten konnte, und zog darauf ab."

So König. Das urkundliche Material über diese Begebenheit fehlt uns heute zwar; indessen ist ihre Thatsächlichkeit wohl nicht anzuzweifeln. In außerordentlich bezeichnender Weise führt dieselbe uns jenen Zustand vor Augen, in welchem die Mark sich befand, als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg. Nur in den Festungen des Landes, in Spandau, in Küstrin und in Peitz, vermochte es Burgsdorf, die Standarte des Hauses Hohenzollern aufrecht zu erhalten; auf alles andere mußte er vorerst verzichten. Berlin und Kölln besonders blieben schutzlos.

„Alles war einem Chaos ähnlich." So schließt mit Recht der alte Ordensrat die Schilderung dieser Zeit. Trübe, wie das Jahr 1641 für die beiden Städte Berlin und Kölln begonnen hatte, ging dasselbe auch zu Ende. Der in der Ferne weilende Landesfürst wendete sich mit einer neuen Accise und Steuerordnung an sein Volk; er wollte der gefesselten fürstlichen Macht die Hände nur ein wenig lösen; er fand es hierbei für angemessen, seinen Unterthanen vorher die feierliche Versicherung zu geben, daß er durchaus kein fanatischer Anhänger der reformierten Glaubenslehre sei. Man sieht: noch fehlte das Vertrauen.

Nie hat ein Fürst, welchem es beschieden gewesen, den Namen des Großen sich zu erwerben und somit das Höchste zu erringen, was einem Sterblichen hienieden zu teil werden kann, — unter *solchen* Umständen seine Regierung angetreten.

[illegible] des Jahres 1641 [illegible] und kam die bedauerliche Wahrheit: „Es war im Brandenburgischen Staate alles faul!"

Auf die [illegible], wie die jammervolle [illegible] des deutschen Bürgertumes jener Zeit, auf die [illegible] der Berliner Magistratsmitglieder jener Tage [illegible]. Auch in den [illegible] Städten Deutschlands, in [illegible], in Magdeburg, in Lübeck und in Stralsund, war es um den [illegible] der Bürgerschaft damals leider nicht besser bestellt. So traurig diese Zustände auch [illegible], wir müssen sie uns dennoch vergegenwärtigen, um die [illegible] eines Herrschers zu verstehen, welcher Ehre und Mannhaftigkeit wieder[illegible] auch der Bevölkerung von Berlin. —

Es ist uns [illegible], uns in [illegible], unheilvollen ersten Regierungsjahre des großen Kurfürsten zurückzuversetzen. Der Statthalter des jungen [illegible] Graf [illegible] im Schlosse zu Köln nicht fürder bleiben zu [illegible]. [illegible] Aufregungen [illegible] sich bei dem Prinzen [illegible] zu seinem Tode führte. Wohl ließ sich „die [illegible], wenn ein Mitglied des kurfürstlichen [illegible] im Schloß [illegible], diesmal, wie der Geheime Rat [illegible] am 24. Dezember alten Stiles des [illegible] 1641 [illegible] Graf [illegible] und zwar in wilden Delirien. [illegible] der Doktor Johannes Magirus über die Todesursache des [illegible], daß der Prinz sich in einer [illegible] befunden [illegible]. Diese Thatsache erscheint gewiß [illegible], wenn wir uns den [illegible] Zustand der noch von dem [illegible] Brandenburg [illegible]. Wir dürfen indessen auch [illegible] eine leidenschaftliche und durchaus [illegible], der nachmaligen Herzogin Luise [illegible] der beiden Schwestern des Kurfürsten Friedrich [illegible] — [illegible], welche, wie der Doktor Magirus sagt, „nur [illegible] des hoffnungsvollen [illegible]". Der arme Markgraf hatte leider im [illegible]. Er wurde im Dome zu Kölln an [illegible] die Geistlichen der Städte [illegible] in den [illegible] der Residenz noch heute [illegible] von Sterrat(?) aus dem Kapit[illegible], worüber sie viel Wesens machten [illegible] Standes dadurch nicht weniges entzogen [illegible], gewiß nicht an[illegible] und unverständiger aber war der [illegible] diese Verordnung und deren [illegible]. Wohin wir auch blicken mögen: [illegible] Berlins allein und der [illegible] war es gegeben, die Aufgaben der [illegible] unter diesen Neubegründern des [illegible] — aus dem Bürgertume er[illegible] Kurfürsten Helfer und Freunde [illegible] in dem Bürgerstande

damals allgemein. Es waren auch nur wenige Männer aus dem brandenburgischen Adel, auf welche der jugendliche Kurfürst Friedrich Wilhelm sich fest und ganz verlassen konnte. In erster Reihe gehörten zu ihnen der Obrist Konrad von Burgsdorf, unser großer, von heimtückischer Bosheit mehr als arg verunglimpfter Mitbürger, und der Kanzler der Neumark, Herr Hans Georg von dem Borne. Die Geschichte der Stadt Berlin darf diesen beiden Patrioten den Zoll der Huldigung nicht versagen; in mannigfacher Hinsicht haben diese Edelleute bestimmend eingewirkt auch auf den Geist des Bürgertumes von Berlin.

Sollte der Staat und mit ihm auch die Einwohnerschaft von Berlin und Kölln gesunden, so war es zunächst vonnöten, sich voll und ganz zu vergegenwärtigen, wie es um das Land und um das Volk der Brandenburger Territorien dermalen stand. Es war der Kanzler Hans Georg von dem Borne, welcher sich das Verdienst erwarb, der Einwohnerschaft der Mark endlich einmal ein getreues Abbild der bestehenden Zustände gegeben zu haben. Im Jahre 1641 erschien zu Frankfurt an der Oder seine berühmte „Consultatio politico-theologica über den gegenwärtigen betrübten und kümmerlichen Zustand der Chur und Mark Brandenburg“. Der wackere Verfasser beginnt nach einer sehr ernsten Einleitung damit, die Ursachen all jenes Unglücks festzustellen, welches die Mark Brandenburg betroffen hatte. Mit Recht verficht er die Meinung:

„Auch dem Kriegsunglücke hätten wir wohl widerstehen können, wenn wir nur anders geartet gewesen wären, — wir Brandenburger allzumal in Stadt und Land!“

Was Hans Georg von dem Borne vorbringt, erscheint dem unbefangenen Leser als eine Anklage vor allem gegen den Hof und gegen die vornehme Bürgerschaft der Städte Berlin und Kölln. Der Sittenprediger nimmt kein Blatt vor den Mund; er weiß es, daß er Anstoß erregen wird; allein um des Vaterlandes willen, welches er über alles liebt, muß es gesagt sein, was er auf dem Herzen hat. „Es wird dem Volke von oben herab nur das schlechteste Beispiel gegeben!“, so beginnt er. „Wohl hat ja der Hof seine Hofprediger, welche das Wort der Wahrheit verkündigen und Gottesfurcht in die Herzen der Menschen zu pflanzen bestrebt sind. Mit was für Frucht und Nutzen aber, das bezeuget die Experientz genugsam, sintemalen der meiste Hause der Kurtisanen kontinuiret, ein wüstes und wildes, heidnisches Wohlleben zu führen, in Fressen, Saufen, Wollust und Spielen, samt andrer Üppigkeit, und werden die meisten Sonn- und Festtage bei Hofe mit Banqueten, Tournieren, Ringelrennen, Masqueraden, Balleten und anderen weltlichen Wollüsten zugebracht, sodaß der Gottseligkeit dabei ganz vergessen wird.“

„In den Städten aber,“ so fährt der ernstgesinnte Verfasser weiter fort, „hat man es für einen großen Gottesdienst gehalten und hält es noch dafür, wenn man an den Sonn- und Festtagen sich stattlich aufgeputzet und, der Gewohnheit nach, zweimals oder noch öfter ohne einige Andacht in die Kirche 'gangen ist. Nach geendigter Predigt hat man alsbald angefangen, alle Sünden, welche man auf den Werktag nicht hat thun mögen, mit freudigem Mute zu verüben. Da hat es müssen gefressen, gesoffen, gespielet, banquetiret und buliret sein; da hat man alle Gasthöfe, Schänken, Wein- und Bierkeller voller Gesellschaft gesehen, die sich toll und voll gesoffen und bis in die Nacht geschwärmet, sich auch mit Trommeln, Pfeifen, Geigen u. s. w. aufwarten lassen. Da hat man müssen nach den Scheiben oder dem Vogel schießen, und öfters hat man Comaedianten auch wohl in den Kirchen, auch Fechtmeister,

[illegible] Springer, [illegible] Fechter, Tantzmeister, Beeren, Affen und anderer ungewöhnlicher wilder Tiere Leiter und Führer auftreten und durch dieselbigen dem Volke ein Spectacul und Kurtzweil machen lassen, welchem auch der Magistratus und selbst die Geistlichen mit sonderbarer Ergötzlichkeit beigewohnet haben.“

Wir können das Büchlein des Herrn von dem Borne hier nicht ausschreiben; es mangelt uns der Raum dazu, einiges aber muß doch noch angeführt werden, um zu zeigen, welch' ein entsittlichtes und erniedrigtes Volk es war, auf welches der Genius dieses unvergleichlichen Fürsten einzuwirken hatte, als er die grundlegenden Bauten für die Zukunft des Vaterlandes aufzuführen begann.

„Die Gottlosigkeit hat die Gewissen ruiniret;“ — also klagt der Herr von dem Borne, und darin liegt ihm der letzte Grund alles Übels. „Es ist ein grober Atheismus eingerissen, die Blasphemia, die Gotteslästerung, das Fluchen und das Schwören ist überaus stark im Schwange.“ Die kirchlichen Zustände, welche der Verfasser schildert, sind in der That als die denkbar trübsten anzusehen; Sonntagsruhe war im ganzen Lande Brandenburg nicht mehr vorhanden. Tanzen, Comaedien [illegible] Karten, Würfel, Brettspiele [illegible] — Schießen, Kegeln, Banquettieren und [illegible] das [illegible] der Schreiber des Traktates. „Und die Sonntagsheiligung [illegible] in den Städten [illegible] schlimme, aber schlimm [illegible] um die Heiligung des Sonntages auf dem Lande bestellt gewesen [illegible]. Nach gehaltener Predigt [illegible] den Baron oder dem Schulzen des Dorfes eingeladen worden; [illegible] der Krug gegangen und [illegible] durchschwärmet und [illegible] aus der Beicht- [illegible] der Gewerke in [illegible] der Ver- [illegible]

[illegible]

Nicht minder hart verurteilt dieser wackere Patriot auch die Frauenwelt jener Zeit. Wie zu den Tagen Jesajae den Töchtern Israels, so stehe auch ihnen der Sinn nur nach geschmückten Angesichtern und köstlichen Schuhen, nach Hefften, Spangen, Ketten, Ohrenringen, Flittern, Hauben, Gebräme, Schnürlein, Bisamtöpfchen, Ringen, Haarbändern u. s. w. Sie schmückten sich und strichen sich mit Farben an, streueten auch Puder de Cypre sich ins Haar, und was der Vanitäten mehr seien. Es sein," so fährt der Sittenrichter dann fort, „unsere Weibsbilder in dieser verkehrten Zeit auch so delikat und verzärtelt, daß sie es vor eine Schande und Unehre erachten, ihre Kinder an ihren eigenen Brüsten, welche ihnen doch Gott und die Natur dazu gegeben, zu säugen und mit ihrer eignen Milch zu nutriren; derhalben leichtfertige und unzüchtige Bälge mit großen Kosten konduziren und denenselben die Kinder, welche sie doch mit Schmertzen geboren, pflichtvergessende zu lactiren gäben."

„Alle vorgenannten Exzesse", so heißt es dann weiter, „überwieget aber die Trunkenheit, welche heutigen Tages so gemein geworden, daß sie vor irremediabel gehalten werden muß. Man invitire, so lange ins Gelag hinein zu trinken, bis man sich endlich ganz blind und toll und voll gesoffen. Da müssen dann die großen Pokale herumgehen, und hat derjenige eine tapfere That begangen, der den meisten Wein ausgesoffen. Ja, man spielet wohl auch mit Würfeln darum, wie viel ein jeder trinken solle. Und wie viel Unheil bringt das Saufen nicht mit sich!"

„So viel indessen in der Mark auch zu beklagen ist," schließt der Verfasser endlich seine Darlegungen; „wir dürfen dennoch nicht verzagen! Das hilft uns nicht, daß wir die Hände in den Schoß legen und nun sagen, alles seie dahin." Mit tapferem Mute gälte es, sich aufzuraffen und sich eines gottseligen Wandels zu befleißigen. Dann werde Gott seine Verheißungen auch an dem Volke der Mark wahrmachen, den lieben Frieden wiederbringen, die Wunden und die Brüche des Landes heilen und einem jeglichen sein Stück Brot unter seinen Weinstock und Feigenbaum legen. Hans Georg von dem Borne führt am Schlusse seiner sittengeschichtlich so wichtigen Schrift dann noch jenen letzten Willen an, welchen Ludwig der Heilige von Frankreich einst für seinen Sohn Philipp den Kühnen aufgesetzt haben soll. Man sieht: der patriotische Schriftsteller wendet sich an das edle, junge Blut, den Kurfürsten, und mahnt ihn, seinem Volke ein Helfer und Erretter zu werden.

Es hätte dieses Mahnrufes nicht erst bedurft: der Entschluß, seinem zertretenen Lande ein Segensspender zu sein, lebte, jede seiner Handlungen bestimmend, schon jetzt in Friedrich Wilhelms Brust. Allein noch lange Zeit verging, ehe die beiden Städte Berlin und Kölln den edlen, jungen Hohenzoller in ihren Mauern sahen. Unterdessen faßte Konrad von Burgsdorf die wenigen kriegerischen Kräfte des Landes zusammen. Nach einem Vorkommnisse, wie die Flucht Rochows es war, und bei jener drohenden Haltung, welche die Schweden noch immer der Mark gegenüber einnahmen, obwohl Friedrich Wilhelm bereits wegen eines Waffenstillstandes mit ihnen zu verhandeln begonnen hatte, war die Errichtung eines zuverlässigen stehenden Heeres auch aufs bringendste geboten.

Nach diesem allgemeinen Überblicke über die Lage des Landes, welcher uns so beklagenswerte Ergebnisse vorgeführt hat, ist es geboten, uns jenen Ereignissen zuzuwenden, welche sich auf Berlin und Kölln im besondern beziehen.

---

2. Die ersten Schritte Friedrich Wilhelms für seine Residenzen.

das Pfund zu 2 Groschen, desgleichen 1/4 Zentner Wachs, das Pfund zu 5 Groschen und 1/4 Zentner Schwefel, das Pfund zu 1 Groschen 6 Pfennige zu kaufen.“ — „Wie elend,“ fragt König, „muß die Verfassung zu Berlin und Kölln gewesen sein, wenn man diese geringen Dinge hier nicht erhalten konnte?“

Bald darauf, am 4. März alten Stils 1643, „an jenem Tage, an welchem vor zwei Jahren einst der Meister von Schwartzenberg verstorben war“, kam Friedrich Wilhelm wirklich nach Berlin. Wir dürfen leider nicht berichten, daß die Herzen der Berliner von 1643 dem jugendschönen Herrscher zugeflogen seien; die allgemeine Not des Landes verbot jedweden Ausbruch lauter Freude; zu festlichen Vorrichtungen fehlten überdem die Mittel. Auch wurde das große, leider nicht zu entbehrende Gefolge von Hofjunkern, Trabanten und Lakaien von den Bürgern Berlins durchaus nicht mit freundlichen Blicken betrachtet; denn alle diese Begleiter des jungen Herrn waren ja auch zu verpflegen. Selbst die „Freihäuser“ wurden im März 1643 mit Einquartierung belegt. Da diese Freihäuser in der Berliner Geschichte eine nicht unwichtige Rolle spielen, — da ferner die Bezeichnung „Frey-Haus“ noch jetzt an manch' ehrwürdigem Bauwerke der Reichshauptstadt zu lesen ist, so haben wir ein kurzes Wort über diese Grundstücke auch hierorts zu sagen.

Freihäuser, Grundstücke, welche von den städtischen Lasten und Abgaben befreit waren, finden sich zuerst zu Berlin nur im Besitze von Klerikern, der drei Landesbischöfe und der drei Äbte der großen und reichen Cistercienserklöster Lehnin, Chorin und Zinna, vor. Diese sechs geistlichen Herren genossen Befreiung von den bürgerlichen Lasten und Verpflichtungen auch wohl nur darum, weil sie die geborenen Räte des Landesherrn waren, also dem allgemeinen Wohle dienten. Der bischöfliche Hof von Brandenburg lag Klosterstraße 90; daneben, auf der andern Seite vom Hause Albrecht Rathenows begrenzt, hatte der hochwürdige Herr von Lebus seine Wohnung genommen. Am neuen Markte aber, da, wo sich heut' an der Ecke der „Rosenstraße“ das umfangreiche Haus mit dem offenen, gothischen Türmchen erhebt, stand der Hof der Havelberger Prälaten. Der Abt von Lehnin wohnte zuerst zu Kölln, nahe dem schwarzen Kloster, dann aber in der heiligen Geiststraße 10 und 11; der Abt von Zinna endlich hielt in der Stralauer Straße 50 Hof. Nur, wo der geistliche Herr von Chorin geweilt hat, so oft sich derselbe in Berlin befand, vermögen wir nicht anzugeben.

Zu diesen geistlichen Freihäusern gesellten sich später, nachdem die Hohenzollern ihre Residenz anfangs auf dem „hohen Hause“ zu Berlin und nachmals auf dem neuerbauten Schlosse zu Kölln aufgeschlagen hatten, die sogenannten „Burglehne“, d. h. Wohnhäuser, welche als Lehne an Männer übertragen wurden, deren Pflicht es fortan war, zum Schutze der markgräflichen Burg im Notfalle die Waffen zu ergreifen. Wir sahen, wie der gesamte „alte Hof“ in der „Klosterstraße“ und ein großer Teil auch von der Zubehör des „hohen Hauses“ kurfürstlichen Dienern als Lohn der Treue überlassen wurde. All' diese „rechten“ oder „freien Burglehen“ waren von der städtischen Gerichtsbarkeit eximiert und trugen zu den bürgerlichen Lasten in keiner Weise bei. In späterer Zeit aber wurden nicht allein kriegerische, sondern auch friedliche Verdienste seitens der Landesherrschaft mit der Überweisung von Freihäusern belohnt. Fidicin, welcher die Geschichte der Berliner Grundstücke genauer untersucht hat, als es uns dies an diesem Orte möglich ist, giebt zahlreiche Beispiele von solchen Verleihungen an. Sekretäre, Kammerdiener, ja selbst „Hoftischler“ u. s. w.

wurden mit Freihäusern begnadigt; in des Kammerdieners Anton Freitag Hause trafen wir z. B. den sterbenden Kurfürsten Johann Sigismund an. Auch die Anfänge der Geschichte des Berliner Postwesens verknüpfen sich mit solch' einem Freihause: im Jahre 1613 schenkte der soeben erwähnte Kurfürst dem Botenmeister Christoph Frischmann zur Belohnung seiner treuen Dienste die alte Domdechanei, das Haus Brüderstraße Nr. 4. Wir kommen seiner Zeit auf die Geschichte einzelner dieser Freihäuser noch zurück. Es gehören die erinnerungsreichsten Bauten des alten Berlin zu ihnen.

Befreiungen von den städtischen Lasten aber erteilte nicht allein die Landesherrschaft, insofern sie wohlwollend ihrer getreuen Diener gedachte: auch die städtischen Behörden beider Gemeinwesen beschenkten wohl dann und wann einen Mann, welcher der Gesamtheit entweder thatsächlich schon hervorragende Dienste geleistet hatte, oder von welchem doch in Zukunft eine segensreiche Wirksamkeit zu erhoffen war, mit größerer oder geringerer Lasten- und Abgabenfreiheit. So hatte z. B. der Apotheker Johann Zehender im Jahre 1488 das Haus am Molkenmarkte Nr. 4 schoßfrei vom Berliner Rate überwiesen erhalten, und 1597 hatte der Rat von Kölln dem alten, verdienten Bürgermeister Sebastian Brunnemann zwei sogenannte „Buden“, welche ehedem der St. Petrikirche gehört hatten, zu völlig abgabenfreiem Besitze geschenkt.

Es rief den Unwillen der Bewohner dieser so außerordentlich begünstigten Gebäude von Berlin und Kölln hervor, daß ihre alte Freiheit, mit Einquartierung verschont zu bleiben, nicht geachtet werden konnte, als Friedrich Wilhelm die Spreestädte zum ersten Male als Kurfürst und Landesherr betrat. Wundern wir uns nicht darüber: es war ja die Aufgabe erst dieses Sohnes des Zollernstammes, die schöne Tugend der Opferfreudigkeit in den Herzen seiner Unterthanen großzuziehen. Herb und bitter waren die Erfahrungen, welche während seines diesmaligen Aufenthaltes im Schlosse seiner Ahnen auf ihn einstürmten. Bei jedem Schritte, welchen der hochgesinnte Jüngling zur Wiederaufrichtung des brandenburgischen Staates aus dem lebendigsten Pflichtgefühle und der klarsten Beurteilung der Dinge heraus unternahm, stieß er auf unverständigen Widerspruch auch von seiten der Bürgerschaft unserer Städte. Nicht feig allein war das Volk geworden während der langen Zeit dieses qualvollen Kampfes, — nein, — auch träg', ja selbst böswillig. Als jetzt ein jugendlicher, von seinem Berufe begeisterter Fürst vor ihm erschien und Hingabe, Selbstverleugnung verlangte, da verstanden diese geknickten Naturen ihn nicht. Wie ängstlich hielt man da die Beutel und die Truhen verschlossen! Seien wir indessen gerecht. Wir verstehen diese Stimmung völlig, wenn wir es uns ins Gedächtnis zurückrufen, wieviel Mühe es gekostet hatte, diesen letzten Besitz sich zu erhalten.

Am 13. März 1643 erfolgte die Erbhuldigung der beiden Städte in altgewohnter Weise. Friedrich Wilhelm scheint jedoch sogleich nach derselben die Stätte seiner Geburt und seiner freudelosen Kindheit wiederum verlassen zu haben; die Wiederherstellung des Schlosses vermochte jedenfalls auch in kürzerer Frist vollendet zu werden, wenn der Landesherr seine Residenz vorläufig an einem andern Orte aufschlug. Deshalb begab sich der junge Kurfürst nach der für ihn so erinnerungsreichen Veste Küstrin, verblieb jedoch in den lebendigsten Beziehungen zu Berlin-Kölln und kehrte oftmals von Küstrin für einige Tage nach seiner Residenz zurück. Es kam dann, wie es scheint, fast immer zu Verhandlungen über Geldbewilligungen oder anderweitige

Leistungen für die Landesherrschaft und das allgemeine Beste. — Verhandlungen, an welchen teilnehmen zu müssen, dem Fürsten eine schwere Bürde gewesen sein mag.

Im Grunde waren es, wie wir oben bereits andeuteten, stets nur zwei Dinge, auf welche alle Forderungen der Landesherrschaft sich zurückführen ließen: Geld und Waffen. Ohne sie war das Rettungswerk der Mark schlechthin nicht zu vollenden. Auf welche Schwierigkeiten aber mußten diese Forderungen bei einer so verarmten, so kraftlosen Bürgerschaft stoßen! Und welch' ein Glück war es daher, daß dieser junge Fürst seine Ziele mit solcher Thatkraft und Entschiedenheit zu verfolgen verstand!

Vor allem suchte der Landesherr die Berliner Bürgerschaft, an deren Spitze damals die alternierenden Bürgermeister Friedrich Blechschmidt, Andreas Lindholz, Benedikt Reichard und Georg Weber standen, während Adam Romanus und Philipp Trumbach dem Köllner Rate präsidierten, wiederum dahin zu bringen, daß sie sich selbst zu schützen vermochte. Am 24. Oktober 1643 erließ Friedrich Wilhelm eine neue, sehr verschärfte Wacht-Ordnung Dieselbe richtet sich besonders gegen die Reichen und Vornehmen in der Stadt. „Ihr wollet", so fragt sie der Kurfürst, „von den Ärmeren bewacht sein und garnichts dazu thun? — Nein, das geht nimmer an! Denn eine Bürde, welche ungleich getragen wird, die muß den Rücken brechen!" Von neuem wurde daher den Eximierten befohlen, die Wachen entweder selbst zu halten oder gewissenhaft halten zu lassen. „Gott sei davor," schließt Friedrich Wilhelm, „daß der Stadt durch üble Wachen einig' Unheil zustoße!"

Dasselbe Jahr 1643 brachte den Städten auch noch neue Geldauflagen. Wohl suchte der Kurfürst sich ohne allzu große Belastung seiner Unterthanen durch eigene, freilich sehr bedenkliche Geldoperationen zu helfen. Er verpfändete, was zu solchem Geschäfte nur irgendwie tauglich war; er nahm Kapitalien auf, wo er nur immer konnte, vom Adel, von Privatpersonen, von Kaufleuten. Allein das alles reichte noch nicht aus. Wie das kleine Heer unterhalten, welches soeben geworben worden war? Wie den Aufwand für die kurfürstliche Tafel bestreiten, an welcher soviel Gäste zu speisen waren? Wie die Gesandten besolden, deren Thätigkeit jetzt, bei den westfälischen Friedensverhandlungen, nötiger war denn je? Und wie endlich zugleich jene schwedischen Kontributionsgelder bezahlen, welche mit rücksichtsloser Härte eingefordert wurden? Der arme Bürgermeister Blechschmidt hatte auf dem Berliner Landtage von 1643 darüber mit den Ständen zu verhandeln. Es ist schier wundersam, wie man aus solcher Not endlich doch noch Auswege fand. Friedrich Wilhelm mußte von seinen Unterthanen freilich fast das Unmögliche verlangen. Er that es mit blutendem Herzen; was ihn tröstete, war allein die Hoffnung, diesen schweren Druck der Steuern dereinst lindern zu können. Diese Hoffnung hat ihn getäuscht; das war sein Schmerz noch auf dem Totenbette. Bewundernswert aber ist sowohl der Fürst, welcher ein fast vernichtetes Volk zu solchen Opfern zu begeistern weiß, wie jenes Volk, welches nun endlich sich ermannt und, die Feigheit und die Selbstsucht von sich werfend, seinem fürstlichen Führer in Treue nachfolgt auf dem Wege zu reiner Größe.

Gewiß, das Regiment Friedrich Wilhelms des Großen in diesen seinen ersten Jahren war ein hartes. Es wurde gegen seine Maßnahmen gewiß oft genug und laut genug gemurrt. Es möge nur ein Beispiel dieses Widerstandes der brandenburgischen Städte gegen seine Befehle hier angeführt sein. Im Jahre 1645 hatte die erschöpfte Mark den Schweden wiederum 300 000 Thaler Kontributionsgelder zu zahlen. Dennoch wurde von seiten des Kurfürsten zugleich auch die doppelte Metze

2*

eingefordert, mit samt der Kopfsteuer und dem Lizente. Die doppelte Metze, welche zum Unterhalte des Heeres verwendet werden sollte, bestand in einer bestimmten Geldabgabe von jedem Scheffel Korn und Malz. Das Korn durfte zwar zur Hälfte in natura abgegeben werden, weil dasselbe zur Verproviantierung der Festungen dienen sollte; am liebsten war den Steuererhebern indessen stets die Zahlung in barem Gelde. Die Kopfsteuer betrug für den Verheirateten 3 Groschen, für den Unverheirateten nur die Hälfte dieses Geldes. Der Lizent war eine allgemeine Verbrauchssteuer, neben welcher jedoch auch die Bierziese noch weitererhoben werden sollte. Das war in der That eine Steuerlast von erdrückender Schwere! Als der Landeshauptmann der Altmark, der wackere Thomas von dem Knesebeck, den brandenburgischen Städten am 19. März 1645 diese Forderungen vorlegte, da brach es dann auch los, — hier Ausbrüche hoffnungsloser Trauer, dort Rufe der Mißbilligung solch' ungemessener Anforderungen. Die Bürgermeister besprachen sich darauf miteinander. „Nein, es kann nicht sein!“ So meinten sie alle. Sie forderten daher dem Herrn von dem Knesebeck seine Instruktion ab; es stieg in ihnen der thörichte Verdacht auf, daß der Edelmann allein der Städte Unglück fördern wolle. Knesebeck aber reichte ihnen ruhig den ihm erteilten Auftrag hin; sie konnten's nun mit eigenen Augen lesen, was der Landesherr zu verlangen sich gezwungen sah.

Fürwahr! Noch ist es eine tieftraurige Zeit, in welcher wir stehen. Gleichwohl ist es unverkennbar, daß das Brandenburger Volk bereits sich männlich aus seiner Erschlaffung erhoben hatte, — das Volk in Stadt und Land! Denn warum fügten sich die Städte und die Ritter den Anforderungen Friedrich Wilhelms dennoch stets von neuem, wie hart sie immer waren? — Es ist auf diese Frage nur eine Antwort möglich: „Sie hatten festes und volles Vertrauen zu dem jugendlichen Fürsten, welcher die Zügel der Regierung so mannhaft gefaßt hatte.

Und noch war dies Vertrauen nicht imstande, zu seiner Begründung sich auf Hervorragendes zu berufen, was Friedrich Wilhelm selbst geleistet hatte. Allein es ist das Vorrecht des Genius, siegend schon vor der Bewährung seiner Kraft aufzutreten. Nur ahnen konnte man's, was dieser jugendliche Fürst auf den Thron der Hohenzollern mitgebracht hatte: einen feurigen Ehrgeiz für die Größe seines Hauses und das Bewußtsein der ernsten Pflicht, ja der zwingenden Notwendigkeit, seinem Volke entweder zu helfen oder mit ihm unterzugehen. Allein schon solch' ein ungewisses Vorempfinden von der Geisteshoheit und der Willensstärke dieses Jünglings erhob das Volk, obwohl der Schwede schonungslos noch immer in dem Lande hauste. Dieses Erwachen eines neuen Geistes auch in der Bürgerschaft von Berlin und Kölln ist das Wichtigste, was wir aus der Zeit bis zum westfälischen Friedensschlusse hier anzuführen haben. Seinem Volke ein Vorbild zu geben, daß es nicht verzweifeln, sondern vielmehr sein Alles daran setzen solle das Vaterland zu retten, — das war, im Grunde genommen, das Einzige, was Friedrich Wilhelm bei der Geringfügigkeit seiner damaligen Mittel für ganz Brandenburg sowie für seine Residenzen Berlin und Kölln im Anfange seiner Regierung zu thun vermochte.

Die einzelnen praktischen Maßregeln, welche er ergriff, treten gegen diesen großen moralischen Erfolg, welchen der jugendliche Kurfürst durch den Ernst und die Reinheit seines Willens, durch die Festigkeit und Weisheit seiner Entschlüsse, durch die Hoheit und die Milde seines Auftretens auch in Berlin und Kölln sofort errang, völlig zurück. Wir haben deswegen aus der städtischen Geschichte bis zum Jahre 1648

nur sehr wenige Erlasse anzuführen. Sie zeugen, so kleinlich sie zum teil an sich erscheinen, sämtlich doch für den Ernst, welchen das neue Regiment auch in der Beaufsichtigung der Stadtverwaltungen zu entfalten gewillt war. Sie bezogen sich auf die Einquartierungslast; die kurfürstliche Besatzung wurde vermehrt; sie ordneten einen monatlichen Buß- und Bettag an, „auf daß die Friedenstraktaten einen besseren Fortgang gewönnen"; sie gaben dem Gesinde eine neue Ordnung, „auf daß Gehorsam und Zucht ins Land zurückkämen;" sie suchten die Wiederbesiedelung wüster Häuser und Höfe zu befördern; sie ordneten endlich auch eine neue Kirchenvisitation an. Hochbedeutsam, wie für das ganze Land, wurde ferner die Herbeirufung friesischer und holländischer Kolonisten, welche im Jahre 1646 erfolgte, auch für Berlin und Kölln: wir werden in der Kulturgeschichte unsrer Stadt demnächst von einer Periode zu sprechen haben, welche ein durchweg niederländisches Gepräge zeigt. Sehr bezeichnend für die Regierungsanfänge Friedrich Wilhelms ist auch ein Vorgang, welcher das kurfürstliche Hof- und Kammergericht anbetrifft. Vermutlich um 1643 war dasselbe aus dem kurfürstlichen Schlosse in das leerstehende Schwartzenbergische Palais an der Ecke der Brüderstraße verlegt worden. Einer der Räte oder Hofleute Friedrich Wilhelms, — es wird nicht gesagt, wer es gewesen ist, aber man wird vielleicht an Burgsdorf denken dürfen, — hatte die Unparteilichkeit der Kammergerichtsräte dem Kurfürsten gegenüber verdächtigt; ob mit, ob ohne Grund, ist nicht mehr zu entscheiden. Friedrich Wilhelm geriet durch diese Nachricht in den heftigsten Zorn: er befahl, in dem Audienzsaale des Kollegiums zu schreckender Mahnung ein Gemälde aufzuhängen, welches es darstellte, wie König Kambyses von Persien einem ungerechten Richter die Haut abziehen ließ. Der Gegenstand war nicht zart, — er war vielleicht nicht einmal mit Recht gewählt; aber die Kunde von diesem Verfahren des Kurfürsten war völlig dazu angethan, dem jungen Landesherrn das Herz des Volkes zu erwerben.

Es hat sich ferner noch immer bewahrheitet, daß das Vertrauen auf die eigene Kraft auch das Vertrauen derer weckt, die liebend oder hoffend auf uns sehen. War es nun nicht der Ausfluß eines starken Selbstvertrauens, wenn Friedrich Wilhelm trotz all' der Sorgen, welche auf ihn einstürmten, gemessen fort und fort an dem zerstörten Fürstensitze baute, an dem Köllner Schlosse? — Bernd von Arnim, sein getreuer Kammerpräsident, d. h. Finanzminister, verschrieb aus glücklicherer Ferne Zimmerleute, Steinmetze und Baumeister: im Lande gab's ja keine mehr! Freilich, ein Baumeister kam nicht; und so mußte vorläufig der kurfürstliche Kammerdiener Moritz Neubauer die Leitung der Arbeiten an dem Hohenzollernschlosse übernehmen. Vor allem wurde die Umgebung desselben, welche während des Krieges sich zu einer echt märkischen Sumpf- und Wasserwildnis zurückgebildet hatte, in eine sorgsame Pflege genommen; es wurden Gärten nach holländischer Art angelegt und mit Fontänen, mit Statuen, mit Grotten und Lusthäusern versehen. In den verödeten Zimmern des Schlosses arbeiteten Schreiner an neuen Täfelungen, darunter auch „der Tischler aus der Fischerstraße;" der letztere hatte sich mit gutem und trockenem Apfel-, Birn- und Pflaumbaumholze wohl versehen müssen. Auch das Reit- und Jägerhaus auf dem Werder wurde wieder aufgebaut, und mit frohem Erstaunen sahen's die Berliner, wie eines Tages sogar kurfürstliche Karrossen, damals Karreten genannt, aus Kleve her zum Gebrauche der gnädigen Herrschaft anlangten.

Bald erfuhr man's dann auch: es war, obwohl der Friede dem Lande Branden-

burg noch nicht zurückgegeben war, die Brautfahrt, zu welcher sich der jugendschöne Kurfürst rüstete; — es war der Wohnsitz einer edlen Fürstin, welcher in dem düstern Fürstensitze der Hohenzollern hergerichtet wurde.

Denn Kurfürst Friedrich Wilhelm war entschlossen, dem brandenburgischen Staate nunmehr auch eine Landesmutter zu geben. Er stand, von seinen wenigen Vertrauten, von Kurt von Burgsdorf, von Otto von Schwerin und einigen anderen Männern abgesehen, gänzlich für sich allein da; seine tiefgebeugte Mutter, Elisabeth Charlotte, diese so hart und so vielgeprüfte Fürstin, hatte nicht im entferntesten die Kraft, ihm eine Beraterin zu sein. Nur auf zwei Augen aber ruhte zugleich auch der kurfürstliche Stamm des Hauses Hohenzollern; die Sorge um das Fortbestehen seines Geschlechtes zwang Friedrich Wilhelm demnach gleichfalls, zu einer Wahl zu schreiten.

Dieselbe fiel auf die Prinzessin Luise von Oranien, die schöne und mit den edelsten Herzenseigenschaften ausgestattete Tochter des Statthalters Friedrich Heinrich der Niederlande, jenes vortrefflichen Mannes, welcher dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm in den Niederlanden einst ein väterlicher Freund und ein vorzüglicher Lehrmeister gewesen war. Otto von Schwerin, Friedrich Wilhelms edelster Freund, warb im Haage für seinen Herrn um die Hand der jungen Fürstin; er erhielt zu seiner Freude eine zusagende Antwort. So durfte Friedrich Wilhelm nun auch seine Brautfahrt rüsten. In Hamburg kaufte der Obrist von Potthausen ein weniges von Juwelen für ihn ein. Einen „Schatz der Hohenzollern" gab es um diese Zeit gewiß noch nicht; — wenn Friedrich Wilhelm nachmals trotzdem so reichgeschmückt im Haage auftreten konnte, so war es die Hand seiner Mutter gewesen, welche ihm das kostbare Diamantgeschmeide gespendet hatte.

Im November des Jahres 1646 begab sich der Landesherr nunmehr als Bräutigam nach Holland, um seine zukünftige Gemahlin nach der Mark heimzuholen. Am 27. November alten, das heißt am 7. Dezember neuen Stils des Jahres 1646 fand in dem Schlosse „Nordend" im Haage die Vermählungsfeier statt. Der Kurfürst, welcher damals noch sein eigenes, dunkelbraunes, in langen Locken auf die Schultern herabwallendes Haar trug, war bei derselben in weißen Atlas gekleidet; sein Gewand war überaus prächtig mit Gold gestickt und überreich mit silbernen Spitzen, Diamanten und Perlen besetzt, sodaß von dem weißen Grunde desselben fast nicht das Mindeste zu erblicken war. Auch die liebliche Braut erschien ganz in weiß; sie trug einen „Tabbard" (Rock) von Silberbrokat mit Perlenstickerei geziert, und auf dem Haupte eine kleine Krone von Perlen und Brillanten. Wohl ist es unbestreitbar, daß der Kurfürst, welchem einst die Hand Christinens von Schweden bestimmt gewesen war, und welcher in Holland eine leidenschaftliche Neigung für die schöne, seiner jedoch völlig unwürdige Prinzessin Ludovica Hollandina von der Pfalz gefaßt hatte, die Ehe mit der Fürstin Luise von Oranien wesentlich aus politischen Erwägungen abschloß; er wollte seinen, vom eigentlichen Staatskörper so abgeschieden am Niederrheine gelegenen klevischen Besitzungen die Freundschaft und den Schutz des mächtigen und blühenden Nachbarlandes sichern. Er war überdem schon in diesen Jahren aufs festeste entschlossen, sich der oranischen Politik zu verbünden; er wollte den Protestantismus oder vielmehr das reformierte Bekenntnis der bedrohlichen Macht des Katholizismus gegenüber mit aller Kraft verfechten und beabsichtigte zugleich, dem wachsenden Einflusse Frankreichs ein Halt zu gebieten. Allein dies Alles schließt

nicht aus, daß auch sein Herz dieser feingebildeten, graziösen und mit den reinsten Tugenden des Gemütes so reich geschmückten Oranierin entgegenschlug. Wir schreiben hier jedoch nicht die Geschichte des Berliner Hofes; wir haben darum hier nicht jene holde Pflicht zu erfüllen, ein Charakterbild der liebens- und verehrungswürdigen Kurfürstin Luise zu entwerfen. Doch das hat auch die Stadtgeschichte von Berlin hier auszusprechen:

„Es war ein Segen für das Volk, daß sich die Ehe Friedrich Wilhelms mit Luisen zu einem Bündnisse von so lauterer Wahrheit, von so starker Kraft und von so leuchtender Schönheit verklärte."

Denn sittlich erhebender Vorbilder bedurfte dies arme körperlich und seelisch niedergedrückte Volk von Berlin und Kölln vor Allem. Mit reiner Freude dürfen auch wir Berliner diese Fürstin von erlauchtestem Geistesadel die unsere nennen. Was sie den Vorfahren im einzelnen gewesen ist, werden wir später zu schildern haben.

Dreihundert Reiter und fünfhundert Musketiere hatten als Leibwache das kurfürstliche Paar in die brandenburgischen Lande zurückgeleiten sollen. So war es bestimmt gewesen; allein es traten Ereignisse ein, angesichts derer die vorher ergangenen Anordnungen nicht mehr inne zu halten waren. Der Vater der jungen Kurfürstin erkrankte; Luise blieb zu seiner Pflege im Haage zurück; Friedrich Wilhelm aber erwählte, um der politischen Verhältnisse willen und weil er der geliebten Gattin nahe bleiben wollte, sich seine Residenz in Kleve. Dorthin begab sich auch Luise, nachdem Friedrich Heinrich von Oranien am 14. März 1647 verstorben und unter „nationaler Trauer" bestattet worden war. Der alten Residenz zu Kölln an der Spree blieb das kurfürstliche Paar daher noch lange, lange fern.

Wahrlich, eine schwere Zeit der Prüfung für unsere Vorfahren! Wohl näherten sich die Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück allmählich ihrem Abschlusse; allein, da auf einzelnen Stellen des schier unermeßlichen Kriegsschauplatzes der Kampf in seiner wilden, alten Leidenschaftlichkeit immer noch fortdauerte, so fanden auch jetzt noch feindliche Durchzüge durch die Mark zu wiederholten Malen statt. Die damaligen Verhältnisse sind freilich so seltsam, daß es uns schwer fällt, sie uns in voller, geschichtlicher Treue zu vergegenwärtigen: In Kleve hält der Kurfürst Hof, und durch die Mark ziehen schwedische Regimenter nach Böhmen, um dem berühmten Grafen Königsmarck zu Hülfe zu eilen! Was aber das Schlimmste war: diese fremden Krieger mußten von den Brandenburgern allein erhalten werden; der Waffenstillstand von Stockholm war nur eben unter dieser einen Bedingung zu erlangen gewesen. Da konnte es dann wohl geschehen, daß ein schwedischer Heerführer, wie z. B. im Jahre 1647 der General von Wittenborg, zu Kölln an der Spree in demselben Schlosse Quartier nahm, in welchem der wackere Meister Michael Hirt, der Hofmaler, in Erwartung baldiger Ankunft der hohen Herrschaften mit holländischen Gesellen in den Zimmern der Kurfürstin Deckenmalereien ausführte, auf welchen Göttinnen des Segens und des Überflusses reiche Gaben herabregnen ließen auf die Gefilde an der Spree.

Allein es war nun doch ein Ende abzusehen! Auch die Friedensverhandlungen dort auf der roten Erde mußten ja wie alles Irdische einmal zu einem solchen kommen! Langsam hoben sich Handel und Wandel auch wieder in Berlin und Kölln; langsam verringerte sich die Zahl der wüsten Häuser; ja, in Kölln waren ums

Jahr 1647 wohl schon alle alten Hausstätten wiederum bewohnt. Schmerzlich fiel es freilich allen aufs Gemüt, daß die junge Herrschaft noch immer in der Ferne weilte; allein, wenn man's erblickte, wie die Bauten auf dem Werder vor Kölln, — das Reithaus, die Böden, auf welchen das Jagdzeug aufbewahrt wurde, und die Bahn zum Ringelrennen, — wuchsen und in die Höhe stiegen, — wenn man's mit Freude sah, wie eifrig der Gärtner Michael Hanf im Lustgarten das aus Güstrow und Schöningen herbeigeholte „Ligustrum" pflegte und wie er dann sein Wesen hatte mit denen „holländischen Zwiebeln", den teuren Tulipanen von Haarlem, — wenn man sich's endlich überdachte:

„Der Kurfürst läßt das alte Gefängnis im ‚grünen Hute', das schauerliche Burgverließ, doch nur darum zumauern, weil er in seinem Hause einen solchen Ort der Sünde und des Fluchs nicht mehr haben und nicht mehr dulden will!" —
dann mußte man ja zu dem frohen Schluß gelangen:

„Sie kommen beide einmal doch, — der Kurfürst und der Friede!"

Der heißersehnte Friede aber kam zuerst. Kurfürst Friedrich Wilhelm erwarb sich um den Abschluß desselben ein hervorragendes Verdienst; er war es, der unaufhörlich den Vermittler zwischen den übertriebenen Anforderungen Schwedens und den starren Weigerungen des Kaisers zu bilden hatte. „Mit Recht darf man behaupten," sagt Orlich, „daß Friedrich Wilhelm der Stifter dieses Friedens und der Begründer des noch heute in Deutschland bestehenden Religionszustandes gewesen ist." Für die Entwickelung der kirchlichen Zustände Berlins in der Folgezeit, für jenen Geist religiöser Duldsamkeit im edelsten Sinne des Wortes, welcher von den späteren Hohenzollern verbreitet werden sollte, war jene entschiedene Art und Weise, in welcher Friedrich Wilhelm während der westfälischen Friedensverhandlungen für die Gleichberechtigung der Reformierten eintrat, von geradezu vorherbestimmender Kraft. Wir wissen, welch unchristliche Unduldsamkeit in der Bürgerschaft Berlins noch immer herrschte. Auch bei der Feststellung der Friedensbedingungen von Osnabrück und Münster versuchten es die Lutheraner, die reformierte Kirche als eine ketzerische, nicht zur Existenz berechtigte und daher auch nicht zu duldende hinzustellen. Da trat Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit der vollsten Entschiedenheit auf; er protestierte laut gegen ein so herrschsüchtiges Verhalten der Lutheraner. Der spätere Oberpräsident Otto von Schwerin berichtet uns, der Kurfürst habe in der deshalb zusammenberufenen Sitzung des Geheimen Rates Thränen des Zorns und der Trauer über die Gehässigkeiten der Lutheraner vergossen. Dann aber habe er sich gefaßt; er habe sich entschlossen erhoben und mit großer Entschiedenheit es seinen Räten verkündet:

„Will man die Reformierten von der freien Religionsübung ausschließen, so will ich keinen Frieden! Ich bin reformiert; ich werde es bleiben! Allein mit Herz und Mund bekenne ich mich auch zu der Augsburgischen Confessio und zwar zu der Invariata." — Die „Invariata" enthält der „Variata" gegenüber die strengere Lehre vom Genusse des Fleisches und Blutes Jesu Christi im h. Abendmahle. — „Und darum kann ich," so fuhr der Kurfürst fort, „unmöglich darin willigen, daß die Reformierten von dem Religionsfrieden abgesondert werden. Gleiches Recht für alle oder — ich ziehe meine Hand von den Friedensverhandlungen für immer ab!"

An diesem Geiste wahrhaft christlicher Duldsamkeit und tiefen, religiösen Ernstes hat Kurfürst Friedrich Wilhelm sein Leben lang festgehalten. Nach seiner Ansicht sollten die verschiedenen christlichen Bekenntnisse in nichts anderem mit einander

streiten als in dem Eifer, wahrhafte, ungeheuchelte Gottesfurcht und milde, werkthätige Liebe zu beweisen. Wie wenig Verständnis diese ideale Auffassung des Christentumes selbst bei reinen und großen Zeitgenossen dieses edlen Herrschers fand, wird sich uns leider bald erweisen. —

Wir haben die Leiden des langen Krieges oben ausführlich geschildert. Freilich vermochten wir später zu sagen, daß die tiefen Wunden, welche auch den Schwesterstädten Berlin und Kölln geschlagen worden waren, allmählich zu verharrschen begannen. Mit welchem Jubel dennoch die Friedensbotschaft in unseren stillen und bescheidenen Städten aufgenommen worden ist, — wie tief sie die Herzen bewegt, wie überwältigend sie die Augen mit Thränen gefüllt und die Kniee zur Erde niedergebeugt hat, — dafür besitzen wir ein historisches Zeugnis, um welches uns ganz Deutschland beneiden darf.

Das edelste aller Friedenslieder, welche je nach thränenreichen Jahren auf blutbetauter Erde erklungen sind: es ist von einem Manne verfaßt, der später an St. Nikolai gelehrt, aber schon damals in Berlin gelebt hat: von Paulus Gerhardt. Die Schicksale des berühmten Dichters und seinen beklagenswerten Konflikt mit dem großen Kurfürsten haben wir an anderer Stelle zu schildern; hier genüge das Folgende:

Ums Jahr 1648 wohnte im St. Nikolai-Viertel von Berlin ein Kammergerichts-Advokat Berthold, auch wohl Barthel oder Barthels geschrieben. In seiner Familie fungierte als demütiger Informator der Kinder ein alter Candidatus Sacrosanctae Theologiae: Herr Paulus Gerhardt aus Gräfenhainichen in Kursachsen. Oft predigte derselbe in St. Nikolai, und seine Zuhörer liebten den milden, johanneisch gesinnten Mann mit dem tiefen, reichen Gemüte auch herzinniglich: eine Pfarre aber hatte Herr Paulus bei den betrübten Zeitläuften gleichwohl noch nicht erhalten. Noch auch wußte niemand, welch' herrliche Gabe heiligen Gesanges diesem „alten Kandidaten" verliehen worden war. Er aber war's, welcher dem westfälischen Frieden in unserer National-Litteratur ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. In tiefer Rührung rief er dem gesamten Vaterlande zu:

„Gott Lob! Es ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Waffen und des Krieges Mord.
Nimm, Vaterland, nun wieder
Dein Saitenspiel hervor
Und singe Freudenlieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
‚Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt jetzt und ewiglich!'"

Und wie ergreifend weiß der Dichter das Elend zu schildern, welches der furchtbare Krieg über die Mark gebracht hat:

„Dies drückt uns niemand besser,
In unsere Seel' und Herz hinein
Als ihr, zerstörten Schlösser,
Ihr, Städte voller Schutt und Stein,
Ihr, vormals grünen Felder,

Noch mit Gebein bestreut,
Ihr, sonst so dichten Wälder,
Die ihr verheeret seid,
Ihr, Gräber voller Leichen,
Getränkt mit Blut und Schweiß
Der Helden, deren Gleichen
Auf Erden man nicht weiß."

Ernst mahnend klingt das Friedenslied Paul Gerhardts dann in dem weihevollen Worte aus:

„Ach laß dich doch erwecken,
Wach' auf, wach' auf, verstockte Welt,
Bevor dich neues Schrecken
Gleich einem Wetter überfällt.
Wer aber Christum liebet,
Hab' unerschrock'nen Mut:
Der Friede, den er giebet,
Ist doch das höchste Gut!
Nach diesem laßt uns ringen,
Nicht achten Kampf und Streit;
Durch Tod und Leben dringen
Wir dann zur Herrlichkeit" —

Leider aber dürfen wir im Jahre 1648 noch von keiner Berliner Friedensfeier berichten, bei welcher dieses weihevolle Lied gesungen worden wäre. Es währte noch zwei volle, schwere Jahre, ehe die arme Mark Brandenburg von den Truppendurchzügen der Schweden befreit wurde! Dieselben hörten erst dann auf, als am 26. Juni 1650 die Nürnberger Exekutions-Verhandlungen unterzeichnet waren, nach welchen Kurbrandenburg von den schier unerschwinglichen, der Krone Schweden zu zahlenden Kriegskosten im Betrage von 5 Millionen die Summe von 141 670 Thalern zu entrichten sich verpflichtet hatte.

Jetzt erst, nachdem die furchtbaren Schweden, diese unbarmherzigen, unersättlichen Krieger, vor denen unser Landvolk noch Jahrhunderte lang gebebt hat, aus der Mark Brandenburg abgezogen waren, welche sie mit wahrhaft teuflischer Grausamkeit verheert hatten, — jetzt erst, nachdem der Kurfürst Friedrich Wilhelm wieder seines Landes Herr geworden war, konnte in den Kirchen Berlin-Köllns am 6. November 1650 das Friedensfest gefeiert werden. In St. Nikolai hielt der Propst Georg Lilien, der Sohn eines kaiserlichen Offiziers, die Dankpredigt; — unter dem Titel:

„Magnalium pacis restitutae praeconium; d. i. christgebührlicher Danck-Ausruff der großen Friedensthaten Gottes aus dem kleinen Friedens-Magnificat im 126. Psalm, bey allgemeinem, in der Chur- und Marck Brandenburg angestellcten Danck- und Bet-Fest-Tag für den im h. Römischen Reiche aufgerichteten und mit Gott erlebten Landfrieden,"

ist dieselbe gedruckt worden. —

Ja, das war ein Fest, — dieser 6. November! — Rührend ersteht vor unserm geistigen Auge das Bild der schluchzenden und jubelnden Festgemeinde in St. Nikolai!

Inzwischen war jedoch auch der zweite Herzenswunsch der Einwohnerschaft von Berlin und Kölln in Erfüllung gegangen: im Lenze desselben Jahres war auch

der Kurfürst Friedrich Wilhelm nach der Mark gekommen: am 10. April 1650 war er in sein Schloß zu Kölln eingezogen.

In herzlicher Liebe und Sehnsucht hatten die Berliner vorher wohl oftmals nach der Ferne geblickt, in welcher das verehrte Herrscherpaar noch immer zu verbleiben gezwungen war. Endlich, endlich aber hieß es nun: „Der Kurfürst kommt!" Und jetzt bethätigte sich jenes Vertrauen, von welchem wir oben gesprochen haben, — jetzt bethätigte sich die alte Liebe zu dem angestammten Herrscherhause, welchem man seit vielen Menschenaltern treu verbunden war, in einer wirklich herzerfreuenden Weise. Jetzt regte auch die weltliche Poesie ihre Schwingen zu höherem Fluge. Vernehmen wir's hier nur, wie ein Berliner Dichter, der Ratskämmerer Nikolaus Peucker, an jenem 10. April 1650 das kurfürstliche Paar bei seinem Einzuge in Berlin beglückwünscht hat:

„O Gott! Die ganze Mark ist jetzt in deinem Ruhm
Geschäftig und bemüht, daß nach so langer Pause
Des Landes Oberhaupt kömmt wiederum nach Hause!
Der rauhe Boreas hat viermal seinen Schnee
Geworfen auf das Land und brückenlose See;
Jetzt setzt zum viertenmal der Maler dieser Erden
Den Blumenpinsel an und heißt es Frühling werden,
Daß Kurmark Brandenburg den Fürsten nicht geseh'n! —

Willkommen, schönster Tag, an dem es soll geschehen!
Willkommen, Augenblick! Das Schwesternpaar der Städte
Berlin und Köllen schickt viel Seufftzer und Gebäthe,
Mit welchen es das Chur-vermählte-Paar empfängt,
Die Harfe, die bisher am Weidenbaum gehenkt,
Gantz Ton- und Saitenlos, wird wiederum gehöret!
Mein Paukenschlag, den mich die Dichterkunst gelehret,
Will auch nicht letzter sein, das ‚bum di bi di bum'
Erklingt; — läßt solches gleich 'was närrisch und 'was dumm.
Doch hat hier keinen Schlag das Kalbsfell der Soldaten;
Ich schlag' ein ander Spiel: Gott laß es wohl geraten! —

Mein Paukenschlag, das ‚bom di bi di bom',
Spricht: ‚Friedrich Wilhelm komm',
Mit der, die dir gegeben
Das Haus Uranien,
In einer Seel' zu leben!'
Die gantze Mark schreit: ‚Wenn, —
Wenn — hat man's nicht vernommen? —
Wird unser Vater kommen?'
Bom bom di bi di bom!

Mein Paukenschlag, das ‚bom di bi di bom',
Spricht: ‚Friedrich Wilhelm komm'
Ins Lusthaus deiner Märker,
Ins fürstliche Berlin!
Verschleuß Bellonens Kerker
Und heiß' sie weiter zieh'n,
Die krieg'rischen Giganten,

Hin zu den Garamanten!
Bom bom di bi di bom!

Komm'! Deine Burg, das große Wunderwerk zu Kölln,
Wird sich so freundlich stell'n,
Als wie vor diesem nimmer,
So lange sie getrutzt!
Es haben alle Zimmer
Sich schön herausgeputzt
Mit eines Malers Pinsel,
Als kaum trug Cous Insel.
Bom bom di bi di bom!

Mein Paukenschlag, das ‚bum di bi di bum‘,
Spricht endlich in der Summ':
‚Komm, Churfürst mit Loysen,
Weil Storch und Schwalbe kömpt,
Vom Frühling angewiesen.
Vielleicht, was Wesel nimmt",
(das erstgeborene Söhnchen des Kurfürsten war zu Wesel verstorben,)
„Das bringt der Storch! ‚Darum:
Kling' bum di bi di bum!" —

Also der Volkspoet von Berlin und Kölln. Es sind freilich nur höchst fragwürdige und sehr barocke Reime, welche er uns hinterlassen hat! Trotzdem: es ist ein tief von Herzen kommendes Frohlocken, welches uns auch heute noch aus Peuckers Versen entgegenklingt. Erst jetzt besaßen unsere Vorfahren, was sie sich so herzlich und so heiß ersehnt hatten: den goldenen Frieden und einen Fürsten, einen Freund in ihren Thoren!

Da hob auch ihre Brust sich höher. Sie hatten zaghaft zuerst, — aber dann mutiger, immer mutiger auf Friedrich Wilhelm gehofft, und diese Hoffnung hatte sie nicht zu Schanden werden lassen. Es war den Brandenburgern ein Fürst und Herr geschenkt worden, welcher den Willen und die Kraft besaß, eine neue Zeit heraufzuführen. Dieselbe brachte selbstverständlich neue Pflichten auch für die Männer von Berlin und Kölln mit sich. Sehen wir nun, ob und in wie weit die Bürger der Schwesterstädte an der Spree diesen Pflichten gerecht geworden sind.

3. Die Bürger alten Schlages und der Geist der neuen Zeit.

Litteratur: Küster, Altes und Neues Berlin. IV., Berlin 1769.
Küster, Gesch. des Geschl. v. Seidel. Berlin, 1751.
Fidicin, Histor. diplom. Beitr. Bd. V., Berl. 1842.

In scharfer Weise prägt der wechselnde Geist der Zeiten sich in der Geschichte des Berliner Bürgertumes aus. Von äußerster Schlichtheit sind die Anfänge derselben. Es folgt ihnen eine leidenschaftlich bewegte Epoche von halb kriegerischem, halb staatsmännischem Charakter. Nachmals gelangt der religiöse Geist, sowohl der des römisch-katholischen, wie der des deutsch-evangelischen Bekenntnisses im Bürgertume der beiden Schwesterstädte an der Spree zu einer durchaus eigentümlichen Gestaltung. Allein sehr bald wenden sich die Berliner Bürger von rein-religiösen Interessen wiederum ab. Die frohen Tage Joachims II. bringen ein Zeitalter der Genußsucht herauf, welches zu kläglichem, finanziellem Ruine und zu einer kurzen Zeit der wirtschaftlichen Umkehr führt, bis endlich der verderbenbringende Krieg alles und jedes in Stücke schlägt. Bramarbasierend, aber feig, unendlich feig und jämmerlich, in wahrhaft fallstaffartigen Zügen tritt uns der „Spießbürger" von Berlin und Kölln entgegen, bis mit Friedrich Wilhelm dem Großen dann endlich eine neue Zeit beginnt.

Bei einem Wendepunkte der inneren Entwickelung und der geistigen Ausbildung des Berliner Bürgertumes sind wir also nunmehr angelangt. Da ist ja wohl der Augenblick gekommen, uns wiederum einmal mitten in das Leben und Weben der Vorfahren hinein zu versetzen! Es wird uns dies jedoch nur dann gelingen, wenn wir von allgemeineren Darlegungen hier gänzlich absehen und uns nur an wirkliche, — an plastische Gestalten aus der Vorzeit unsres Bürgertumes halten.

„Unmännlich, bramarbasierend, feig und fallstaffartig," — mit diesen Worten hatten wir soeben jenes Bürgertum bezeichnen müssen, welches unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm heimisch gewesen war in Berlin und Kölln. Derselbe üble Geist ragte indessen auch noch in die Regierungszeit des großen Kurfürsten hinein. Wir durften oben zwar von einem „Erwachen der Vaterlandsliebe", von einer „männlichen Erhebung in Lebensernst", in Pflichttreue und darum auch in Siegeshoffnung sprechen: dennoch, — so plötzlich und mit einem Schlage verschwanden das Spießbürgertum und die phäakenhaften Lebensanschauungen aus den heillosen Tagen des Kurfürsten Georg Wilhelm auch unter dem großen Kurfürsten noch nicht.

Wir wissen keine bessere Gestalt zur Schilderung derselben hier vorzuführen als den oft genannten und doch nur wenig gekannten „scharfsinnigen und kurzweiligen Ratsherrn Schönbrunn von Berlin"; — möge er uns jene Zeit versinnbildlichen, welche nun zu Grabe ging! —

[illegible] Denn an einer andern Stelle sieht es [illegible] in seiner Nachtstunde vertauscht der Ratsherr vom „goldenen Stern" noch mit dem „schwarzen Bären", — die „Spandauer" noch mit der „Stralauer Straße" — blüht doch im „schwarzen Bären" ein gar rosiges Wirtstöchterlein! Wir folgen ihm auch dorthin. Die Schöne tritt dem launigen Ratsherrn der guten Stadt Berlin im „schwarzen Bären" auch gar freundlich entgegen, allein wie wird das alte, nach Liebe sich sehnende Herz des Junggesellen von dem blühenden Mägdlein doch so arg enttäuscht! Holdselig hat sie ihm einst zugelächelt, — aber nicht um seinetwillen. Nichts hat sie für Herrn Schönbrunn als die Bitte, er möge als ein vielvermögender Mann ihren Vater doch bewegen, in ihre Verlobung mit Herrn Schönbrunns eigenem, blutarmen Schwestersohne einzuwilligen. Und ihm — so hatte der ehrsame Ratsherr gehofft, — ihm hatte dies goldene Lächeln des Wirtstöchterleins gegolten! Armer, armer Schönbrunn! Am gebrochenen Herzen starb man freilich nicht in jenen alten Tagen; — der wackere Ratsherr hat sich demnach getröstet in dem Weine der braven Wirtin „zu dem goldenen Sterne".

Soweit der Dichter. Wir haben ihm gegenüber hier indessen nur das Geschichtliche, das Thatsächliche zu geben und halten uns deshalb an dasjenige, was ein verdienstvoller märkischer Historiograph des 17. Jahrhunderts, der weiter unten noch

oft zu erwähnende Kammergerichtsrat Martin Friedrich Seidel, in seinen Aufzeichnungen von diesem merkwürdigen Berliner Ratsherrn aus dem 17. Jahrhunderte uns zur Charakteristik des damaligen Bürgertumes von Berlin und Kölln an eigentümlichen Zügen aufbewahrt hat.

„Johann Schönbrunn also," so beginnt unser Gewährsmann, „nachmaliger Ratsverwandter zu Berlin, wurde in unsrer Stadt im Jahre 1591 und zwar am ersten Tage des Monates April geboren. Noch heut' ist dieser Tag, der erste des launenhaften, wetterwendischen Aprilmonates, dem Volkshumore geweiht; noch heute liebt es der Berliner, diesen Tag harmlosem Scherze, gutmütigem Witze zu widmen. So hielten allerdings die Faunen und die Satyrn schon an der Wiege des Knaben Schönbrunn Wacht; aber nicht sie allein, — nein, auch bessere, edlere Geister lächelten ihm. Sein Vater Joachim Schönbrunn war der Löblichen Kurmärkischen Landschaft Rentmeister und ein biderber, höchst ehrenwerter Mann. Er ließ dem Knaben daher auch eine vortreffliche Erziehung zu teil werden, und kräftig, ein echt Berliner Kind, entwickelte Hans Schönbrunn sich an Leib und Seele. „Seine Gestalt," so sagt der Rat Seidel, „war ansehnlich schon in früher Jugend, und sein wohlgebildetes Antlitz verriet ein scharfsinniges, skeptisches Ingenium. Sein Elternhaus, in welchem nachmals auch sein Leben still und geräuschlos sich abspann, stand nahe bei dem Gasthofe „zum goldenen Sterne" in der Spandauer Straße, in welchem, wie wir bereits des Nähern wissen, der Ratsherr Schönbrunn auch sein Lebtag heimisch blieb. Der Knabe besuchte selbstverständlich das berlinische Gymnasium zum grauen Kloster. „Schon in zarten Kindheitstagen aber," so fährt der Rat Seidel fort, „bemerkte man an ihm ein hurtiges und zur Poesie geneigtes Naturell." Als ihn z. B. einst der greise Baccalaureus Paul Woden bei dem Lesen der Worte Genesis XXVI, 8 auf den metrischen Tonfall der Übersetzung Doktor Luthers aufmerksam machte:

„Isaak scherzte gar hold mit seinem Weibe Rebekka", da meinte der Scholar Schönbrunn, solch einen Vers, einen „Hexameter", wie ihn der Herr Paul Woden nannte, wolle er auch wohl machen. „Nur zu!" meinte der Magister. Auf solchen erhaltenen Befehl verfaßte der halbwachsene Knabe dann das folgende, jenen Hexameter parodierende Diktum:

„Drews schieler Erpel ist draußen im Boxhagen Meier!" —

Ein vollgültigeres Zeugnis für die Roheit und die geistige Verkommenheit der bürgerlichen Kreise jener Tage als dieser „Vers" es ist, läßt sich nicht wohl auffinden. Allein wir müssen ihn gleichwohl erklären und thun dies, indem wir die Worte des Rates Martin Friedrich Seidel wiedergeben:

„Zu Boxhagen, auf dem Vorwerke des Rates zu Berlin, befanden sich ein Meier und ein Erpel, welche beide einäugig waren."

Daß der vorwitzige Schlingel, — anders vermögen wir den Knaben Schönbrunn nicht zu bezeichnen, — seinem Lehrer mit solch einem rohen, absolut witzlosen, aber als „witzig" aufgenommenen Worte zu antworten wagte, das zeigt uns klar und deutlich die ganze Jämmerlichkeit der sittlichen Zustände jener Tage. Und, — was das Schlimmere ist: Der „Witzbold" Hans Schönbrunn erhielt für jenes bedauernswerte Wort nicht allein keine Strafe; — nein, seine praeceptores trugen sogar ein besonderes Wohlgefallen an so kläglichen Possen und forderten den naseweisen Knaben auf, sich in dergleichen „salibus et facetiis" recht fleißig zu üben. In späteren Jahren war Schönbrunn dann, wie Martin Friedrich Seidel uns erzählt, „in den humanioribus

und Sprachen gar wohl beschlagen, aber kein Liebhaber von einiger Fakultät," d. h. kein Mann, der planmäßige, in den Gegenstand eindringende Studien liebte, „sondern er las vielmehr nur curieuse Bücher in lateinischer, französischer und italienischer Sprache. Auch als ‚Poeta latinus' erwarb er sich vieler grundgelehrter Leute Lob." Wir ziehen es indessen vor, Johann Schönbrunns lateinische Verse ruhen zu lassen, und erwähnen auch von seinen sinnreichen und scherzhaften Einfällen hier nur dasjenige, was zur Charakteristik der Zeit beizutragen vermag.

Als „die gedoppelten Groschen" — es sind die späteren, uns alten Berlinern allen so wohlbekannten „Zweigroschenstücke", — „12 einen Thaler" gemeint, — aufkamen, da befragte der Goldschmied im „güldenen Arme", einem Hause der „Spandauer Straße", einst den Herrn Schönbrunn, woher es doch käme, daß dieses Gold in Kürze „derergestalt rot werde". Schlagfertig, wie er war, erwiderte der Ratsherr: „Es schämt sich, daß es so arm an Silber ist!" — Dies Wort hat sich Jahrhunderte lang in unserer Stadt erhalten; es wurde selbst noch auf die alten Groschen, auf die Sechser Friedrich Wilhelms IV. angewendet.

Der Witz des Ratsherrn wendete sich indessen leider nur zu gern gegen die kirchlichen Dinge. Auch der folgende „Scherz" Schönbrunns diene nur eben zur Charakteristik jener traurigen Zeit; ausdrücklich müssen wir uns gegen die Unterstellung verwahren, ihn gern zu erzählen. Im Jahre 1639 war der Meßpriester des kurfürstlichen Statthalters, des Grafen Adam von Schwartzenberg, verstorben, — ein Pater, welcher in dem Hause des Ministers dann und wann das heilige Amt nach römischem Ritus verwaltet hatte. Das glaubenseifrige Ministerium von St. Nikolai in Berlin wollte einem katholischen Geistlichen ein Begräbnis auf einem protestantischen Kirchhofe indes durchaus nicht zugestehen, — selbst auf dem alten Franziskaner-Klosterkirchhofe nicht, auf welchem doch die römische Kirche auch den Gebannten die Stätte der Ruhe einst nicht verweigert hatte. Edler und christlich-milder dachte der köllnische Propst, der Magister Koch; er gestattete es, daß jener Priester auf dem Friedhofe von St. Petri beerdigt wurde. Wenige Tage darauf kam Herr Johannes Schönbrunn zu dem Grafen von Schwartzenberg, um etwas zu „sollicitieren". Erzürnt warf ihm der Statthalter die unchristliche Unbarmherzigkeit des Rates von Berlin in bezug auf die Bestattung des verblichenen Paters vor. Herr Schönbrunn aber „verdefendierte" die Ratsverwandten von Berlin gar ehrlich und tapfer, indem er sagte, das Berliner Ministerium sei einzig und allein durch das kurfürstliche Konsistorium zu einem so lieblosen Verhalten angewiesen worden; im übrigen, so setzte er hinzu, wolle er sich Seiner Hochgräflichen Gnaden gegenüber verbürgen, „daß die im Rathause es gern sehen würden, insgesamt und männiglich, wenn alle katholischen Priester auf den Kirchhöfen des Rates ruhen und schlafen möchten". — Wir können es wiederum nur für ein überaus trauriges Zeichen jener Zeit erachten, daß „der Herr Graf Adam zu Schwartzenberg darüber lachete und dem Ratsherrn Schönbrunn auf dessen Supplicatio gnädiglich und ex affectata generositate ein gut' Dekret erteilte." —

Die ätzende Schärfe späteren Berliner Witzes tritt uns bei diesem Sohne des 17. Jahrhunderts oft überraschend genug entgegen. Einst zeigte der Kammergerichts-Advokat Jakob Thiele unserm Schalke jenen umfangreichen Briefwechsel, welchen er mit vornehmen und gelehrten Leuten unterhielt. In seinem dummen Stolze fragte er den Ratsherrn sodann, ob ihm nicht dieses oder jenes Schreiben mit seinen Lobes-

erhebungen ganz ausnehmend gefiele. Anfangs wollte Schönbrunn auf solche Fragen nichts erwidern; endlich aber sprach er ein kurzes:

„Mulus mulam scabit!“ —

„Ein Esel reibt sich gern am andern!“

„Dies,“ fügt Herr Seidel der ergötzlichen Geschichte bei, „war doch gewiß sehr grob, und dennoch mußt' es Thiele sich gefallen lassen.“

Ein andermal, so heißt es weiter, hatte Herr Schönbrunn einen Prozeß verloren, und obwohl bereits ein Urteil des Kammergerichtes, also eine Entscheidung oberster Instanz, gegen ihn ergangen war, wollte sich der Ratsherr bei derselben dennoch in keiner Weise acquiescieren. Dies verdroß indessen Herrn Dietrich Wolfen von Rochow, welcher in Abwesenheit des Vizekanzlers dem Kammergerichte damals präsidierte, ungemein, und zornig sprach der märkische Freiherr zu dem Berliner Bürger:

„Schönbrunn, — Ihr lasset Euch nun einmal nicht im guten weisen! Wisset Ihr denn nicht, was ein kurfürstlich brandenburgischer Kammergerichts-Abschied eigentlich ist und was er zu bedeuten hat?“

„Ach ja,“ antwortete Schönbrunn; „das grade weiß ich wohl! Ein kurfürstlich brandenburgischer Kammergerichts-Abschied ist eine Sache, welche von einigen gelobt, von anderen aber getadelt wird.“

Es wurde, so sagt unsere Quelle, hierüber waidlich gelacht. Warum, — das ist uns unerfindlich. „Schönbrunn aber mußte gleichwohl mit jenem bösen Abschiede vorlieb nehmen.“

Doch hören wir weiteres von dieser typischen Figur des altberliner Bürgertumes! Einige Apophthegmata des kurzweiligen Ratsherrn stehen wirklich ein wenig höher. Es fragte ihn z. B. einst ein Zimmermann, um ihn zu verhöhnen:

„Herr Schönbrunn, — Ihr sollet ja ein so überaus weiser Mann sein! Könnet Ihr mir daher wohl sagen, warum die Stämme, welche zum Bauholze dienen sollen, stets vierkantig behauen werden?“ — Schönbrunn bedachte sich nicht lange und antwortete dem übermütigen Frager:

„Das weiß ich wohl zu sagen! Weil das Bauholz eben rund gewachsen ist, d'rum behauet Ihr Tagediebe, um nur Geld zu verdienen, dasselbe zu vierkantigen Balken. Wäre es viereckig gewachsen: wahrhaftig, — Ihr würdet es rund behauen.“

Herr Schönbrunn war sonst ein stattlicher und wohlgestalteter Mann, — einen körperlichen Fehler aber besaß er dennoch: es wuchsen ihm, wie unsere Quelle wörtlich sagt, „nicht Haare auf das Kinn; er war also stets ein unbärtiger Mann, sodaß man spottweise ihn auch den Ohnebart nannte.“

Als er nun einst bei einem andern Berliner Ratsherrn, Herrn Joachim Spelt, nebst einem schlesischen Edelmanne des Geschlechtes von List zu Gaste war, fragte ihn dieser Tischgenosse, ob er nicht etwa mit denen „Anebart“ zu Breslau versippt wäre. „Nein,“ erwiderte Schönbrunn, „ich bin der Letzte meines Geschlechtes; bitte Euch aber, Herr von List, Ihr wollet mir gütigst doch berichten, ob nicht unser wackerer Meister Hans List, dermalen Scharfrichter zu dem Berlin, mit Euch nahe verwandt ist.“ — Wir können's uns denken, wie solche Antwort dem Edelmanne behagte.

Ja, den nicht vorhandenen Bart, — den hatte Herr Johannes Schönbrunn oft zu „verdefendieren“! Einst wünschte der damalige Diakonus zu Mittenwalde dem ehrsamen Ratsherrn beim Scheiden von einer Hochzeit, „Gott möchte es doch

geben, daß dem Herrn Schönbrunn bald ein langer, schöner Bart wüchse." Der allezeit schlagfertige Mann entgegnete: „Schönen Dank, Ehrwürden, für Euren lieben Wunsch! Und damit ich's Euch ex pio voto vergelte: Euch wolle Gott in perpetua diaconia erhalten!" — „O, Ihr fauler Lateiner," erwiderte der Prediger, „es heißt in diaconatu!" — „Nein," entgegnete Schönbrunn, „ich sage in diaconia!" — Denn der Ratsherr, fügt unsere Quelle hinzu, als ein des Lateinischen wohlkundiger Mann, wußte recht gut, daß Diaconia ein priesterlich Gefängnis bedeutete, welches dem Geistlichen unbekannt war, und darum sagte er in diaconia, nicht in diaconatu.

Fast ein Gleiches, fährt der alte Bericht fort, begegnete ihm mit dem Bürgermeister Valentin Döring zu Kölln, welcher in Studiis sich nicht sonderlich vertiefet hatte, dennoch aber in echtem Patrizierstolze sein Geschlechtswappen an der Mittelsäule der Gerichtslaube stets wohlgefällig betrachtete. Als der biedere „Consul" sich einst bei Tische mit „aufgesetzten Nüssen" ergötzte, wobei er den Schönbrunn „vexierte, daß er, der Anebart, dasäße wie ein altes Weib unter Männern", auch deshalb mit Spotten nicht aufhörte, da sagte der Ratsherr mit Unwillen: ‚Domine, Consul, tu nondum reliquisti nuces!' Herr Valentin Döring verstand die lateinische Redewendung, welche wir am schicklichsten mit: „Du unreifer Bursch, Du!" wiedergeben, nicht; er fragte deshalb den anwesenden Rektor Gutke vom grauen Kloster: „Was meinet doch der ‚Anebart' mit seinen Nüssen?" — Der Rektor Gutkius war aufrichtig genug, dem würdigen Haupte der Stadt zu sagen: „Herr Bürgermeister, er will damit so viel sagen wie: Ihr seid noch immer in der Kindheit befangen; man müsse Euch etwas zu gute halten!"

Auch der langbärtige Bürgermeister Hasse zu Perleberg spottete oft des glatten Kinnes von Herrn Schönbrunn. Endlich lief dem sonst so langmütigen Ratsherrn dennoch die Galle über, und er improvisierte: „Ihr seid, domine consul, mit Verlaub zu sagen, ein Mann,

„qui nimis multum habet de barba caprina," — ja, ein Mann mit fürchterlichem Ziegenbarte,

„et nimis parum de vita et cura divina," — aber von Ehrsamkeit und Gottesfurcht merket man bei Euch nichts!"

Sehr verdächtig, und zwar nicht ohne Grund, war Schönbrunn den Berliner Geistlichen „in puncto religionis". Die Dinge, welche in dieser Hinsicht von ihm erzählt werden, bilden einen allzu merkwürdigen Teil der Kulturgeschichte jener Zeit, als daß wir sie übergehen könnten, so wenig sie auch dem Ratsherrn zur Ehre gereichen. Der treffliche Seidel sagt: „Von Schönbrunns Religion findet man nur schlechte Nachricht. Er soll in seiner Liberey keine Bibel oder geistlich Buch gehabt, sondern sie alle verschenkt haben, — sagende, daß, je mehr er in der Bibel oder geistlichen Büchern läse, je weniger er sie verstände, er werde auch nur unlustig darüber. Bei seinen anderen Sachen aber könne er sich den ganzen Tag belustigen." Dieser leichtlebige Ratsherr von Berlin hat ferner auch den geistesgewaltigen Johannes Huß zu „imitieren" gesucht; auch er rief das berühmte: „O sancta simplicitas!" aus, natürlich nicht auf einem Scheiterhaufen, sondern nur, als man den Herrn Studiosum Joannem Behr ihm gegenüber einst gepriesen hatte, „daß er sich so gütig gegen die Armen und gegen die Nikolai-Kirche erweise." Höchst ärgerlich muß oft des Schalkes Schönbrunn Aufführung bei'm Gottesdienst gewesen sein. „Als er noch äußerlichen Scheines halber,"

so erzählt Seidel, „die Kirche besuchte, gebrauchte er kein Gebet- und Gesangbuch, sondern vertrieb sich die Zeit unter dem Singen mit Lesen neuer theologischer Streitschriften, wie ihn denn einstmals der gottselige Herr von Schulenburg über dem Lesen des obengenannten „Gesprächs zwischen Hans Knorr und Bendix Haberecht" antraf. Der fromme Edelmann, ein Vertrauter Friedrich Wilhelms, redete dem gottlosen Bürger ins Gewissen; allein Herr Schönbrunn entschuldigte sich lächelnd mit den folgenden Worten: „Hat der alte Heide Julius Cäsar dreierlei Dinge mit einemmal thun können, so kann ich als Christ wohl noch mehr prästieren." Der Herr von der Schulenburg war leider nicht schlagfertig genug, um dem Ratsherrn sogleich eine Antwort zugehen zu lassen wie etwa die: „Quod licet Jovi, non licet bovi!" —

Ja, es war ein „schlimmer Freigeist", der Herr Schönbrunn! Einstmals disputierte er nach gehaltener Abendmahlzeit mit dem Ratsverwandten in Berlin, Herrn Christian Pürzel, und behauptete unter anderem, daß es weder Teufel noch Hexen gäbe, und daß alles, was man davon schriebe, in lauter Einbildungen und altvettelischem Wahne bestünde. Das legte Herr Pürzel dem Gevatter als eine himmelschreiende Gottlosigkeit aus. Nun aber war gerade dazumal bei Herrn Pürzel, bei welchem dieser denkwürdige Diskurs stattfand, der Freiherr Siegmund von Promnitz einlogieret. Derselbe hatte einen großen „englischen Hund" bei sich, und diese Dogge schlich sich, als Herr Schönbrunn nach Hause ging, dem Ratsherrn nach, — „er suchte," wie unser Gewährsmann sagt, „in Schönbrunns Hause seinen Herrn." Indes ging der Ratsherr zu Bette. „Kaum aber war er eingeschlafen, so kam der Hund vor die Kammerthür; er sprengte dieselbe, da sie nicht verschlossen war, auf und legte sich zu Herrn Schönbrunn ins Bett. Plötzlich erwachte der Ratsherr und fühlte, daß ihm etwas schweres auf dem Leibe lag. In Meinung, es wäre der Teufel, welchen er Tages vorher so arg verlachet und von dem er so liederlich gesprochen hatte, ängstigte sich Schönbrunn sehr und fing laut an zu seufzen und zu beten. Das hörte seine in der nächsten Kammer liegende Magd mit Verwunderung; — vorher hatte sie ihren Herrn noch niemals beten gesehen noch gehört. Inmittelst, als auch der von Promnitz nach Hause kommt und seinen Hund nicht findet, schickt er seinen Diener herum, den Hund zu suchen, rufet ihn mit Namen, repetieret auch solches vor des Schönbrunn Thür. Der Hund, des Dieners Stimme hörend, springt vom Bette auf, läuft herum und findet endlich ein klein' Fenster nach der Straße; dadurch steckt er seinen Kopf, reißt das Fenster auf und läuft mit samt dem Rahmen davon. Als nun Schönbrunn merkte, daß der höllische Gast sich weggemacht, ließ er Licht anschlagen und wußte nicht, woran er war. Des nächsten Vormittags aber konnte der eingeschüchterte Freigeist „wegen ausgestandener Furcht und Schrecken" nicht aus dem Bette kommen. Da lachte freilich der Herr Pürzel — ein solch' Abenteuer blieb damals natürlich ebenso wenig verschwiegen wie heute, — den ungläubigen Gevatter aus und sagte ihm: „Herr Schönbrunn, wenn schon ein Hund Euch so schrecken und zum Gebete bringen kann, was wird dann erst der Teufel thun, wenn er unter Gottes Zulassung zu Euch kommen sollte?"

Dergleichen Anecdota zeigen uns den Geist des Zeitalters klarer und deutlicher als langatmige gelehrte Abhandlungen. Herr Schönbrunn ist gewissermaßen ein Vorfahr der starken Geister der rationalistischen Stadt Berlin des 18. Jahrhunderts. Allein er hatte gleichwohl seine „historia ecclesiastica" inne und wußte seine Kenntnisse auch am rechten Orte zu verwerten. Viele Mühe, das verlorene Schaf auf andere

Wege zu bringen, gab sich besonders der hochehrenwerte Propst Lehr; er „forderte" den gottlosen Ratsherrn einst nach der Nikolaikirche und hielt ihm dort alle gegebenen Ärgernisse, sowie jene Verachtung des göttlichen Wortes vor, welche der lockere Zeisig nur zu offen zur Schau trug. Kraft seines Amtes wies der Propst den beklagenswerten Mann hin aufs Gebet. Schönbrunn war — dreist genug, zu antworten: „Nun, so will ich beten und fange hiermit an: ‚O domine, libera me a rabie praedicantium!'" — Einem Zeitalter, welches über diese frivole Parodie des letzten Gebetes unseres hochgefeierten praeceptor Germaniae spötteln konnte, war allerdings die gute Sitte, die Zucht und Ehrfurcht in bedenklichem Maße abhanden gekommen. Das zeigt auch noch das folgende Histörlein. Der Prediger Matthäus Daberkow zu Selchow gehörte zum Kreise der Schönbrunnschen Bekannten, war indessen dem Spotte des Ratsherrn gegenüber wehrlos. So rühmte er sich einstmals, er habe die Patres gar fleißig gelesen. Die Antwort, welche Schönbrunn ihm gab, wolle man bei Küster, „Altes und Neues Berlin", IV, 513 nachlesen, — sie ist gradezu schamlos, wie noch vieles Andere aus der Zeit der „ehrsamen" Altvorderen.

Eine harmlosere Geschichte von Herrn Schönbrunn aber ist die folgende: Von 1630 bis ungefähr 1640 lebte in Berlin ein Doktor Justus Grisius, nicht allein ein berühmter Medikus, sondern auch ein vortrefflicher lateinischer Poet. Vielleicht infolge der obenberührten Teufelsgeschichte warf dieser Mann dem Herrn Schönbrunn einst vor, er sei doch leider allzu superstitiös. Sie saßen in Schönbrunns Behausung, die Beiden, und der schwergekränkte Wirt, der starke Geist Schönbrunn, welcher sich in so beleidigender Weise verkannt sah, beschloß, Rache zu nehmen. Da es soeben finsterer Abend geworden war, befahl er seiner Magd heimlich, eine große Leuchte mit etwa drei oder vier brennenden Lichtern in den Wipfel eines unter seinem Hause stehenden Baumes zu hängen. „Wie wird mir plötzlich," sprach, als dies geschehen war, der Schelm; „ich fühle magnetische Influenzen; kommet nur, Herr Gevatter, doctissime Doctor, und lasset uns sehen; mein Herze saget mir, daß etwas Ungewöhnliches obhanden." Dabei that Schönbrunn das Fenster auf und zeigte Grisio das Spektakul an dem Baume. Der hoch- und weitberühmte Medikus aber besaß „zum Ungelücke" nur ein schwach Gesicht; er erschrak über das zwischen Himmel und Erde sichtbare und doch so unerklärliche Gestirn und sagte: „Ach, Herr Schönbrunn; es scheinet, daß ein Komet „in infima aëris regione" sei, und steht derselbe wider der Kometen Gewohnheit der Erde sehr, sehr nahe. Wir mögen uns wohl bekehren; es ist hohe Zeit! Morgen früh will ich ein lateinisch carmen davon verfertigen und dasselbe gewissenhaften Leuten kommunizieren." — Leider haben wir dasselbe in den Bibliotheken des alten Berlin nicht aufzufinden vermocht.

Man sieht, wie anspruchslos unsere Vorfahren in bezug auf Scherzreden waren. Noch hatte man keine begrifflichen Erklärungen von Humor, Witz, Laune u. s. w. gefunden; noch war, um philosophice vom Witze zu reden, „jener verkappte Priester nicht erkannt, der imstande ist, ein jedes Paar zu kopulieren." Von dieser Anspruchslosigkeit des alten Berlin zeugen auch die folgenden stumpfen Scherze Johann Schönbrunns, welche wir aus der Zahl der über ihn aufgezeichneten Schnurren noch mitteilen wollen.

Joachim Stölting, ein vir facetiarum, „ein Spaßvogel um jeden Preis", war einst ein kurfürstlicher Hofrenteimeister gewesen. „Dieweilen er aber durch sein Possenreißen bei allen lustigen Gesellschaften bekannt und angenehm worden, dadurch jedoch

viel Nachlässigkeit in seinem Amte hatte unterlaufen lassen, geriet er in Ungnade. Als er sich nun einmal Schönbrunn gegenüber wegen sothaner Umstände beklagte und die Schuld seiner Décadence weder sich, noch seinem Spazierengehen, sondern seinen unachtsamen Dienern zuschrieb, da antwortete Schönbrunn: „Ihr habt die Krüge, — jene die Scherben zerbrochen!“ — Ein dritter Mann, wohl ein „Bruder“ des Herrn Hofrenteimeisters von der Bank im Ratskeller, kam hinzu und sagte: „Schweige von diesen Dingen, Stölting, und mache Dich fein lustig! Es hat Dir nicht anders gehen können; denn es ist ein gemeines Sprüchwort: ‚Wenn man Eier zerbrechen will, so setzt man einen Narren darüber.‘ Du und Deine Schreiber, Ihr seid gleich klug gewesen, und hat der Kurfürst Friedrich Wilhelm Ursach wohl genug gehabt, Dich und die Schreiber abzusetzen.“ —

Es sah ferner zu Herrn Schönbrunns Zeiten in den brandenburgischen Landen auch in ordine clericorum nicht am besten aus mit Zucht und Sitte; eine wahrhafte Herzens- und Geistesbildung hätte sich ja auch nicht vereinigen lassen mit jener unsagbaren Geschmacklosigkeit des Stils, mit jenem wüsten, unchristlichen Hetzen gegen Andersgläubige, welches leider auch der Berliner Geistlichkeit jener Tage eigentümlich gewesen ist. Es wirft ein merkwürdiges Licht auf damalige Verhältnisse, wenn der Rat Seidel uns z. B. erzählt:

„Ohngefähr anno 1630 lebte ein Prediger, Johann Sinapius, welcher nicht zum besten beleumundet war, einen langen Bart unterhielt, hin und wieder zog, sich für einen Exulanten ausgab, meistenteils aber zu Storkow domizilierte. Derselbe blieb einstmals zum Abendessen bei Schönbrunn. Als nun unter anderem der Diskurs fiel, die Langbärtigen wären meistenteils thörichte Leute, nahm Sinapius ein Licht in die Hand, ging vor den Spiegel und besahe sich seinen Bart. Da er indessen mit dem Lichte unvorsichtig umging, so verbrannte er sich ein gut Stück seines Bartes und sagte im Schreck: „Pfui, bin ich nicht ein Narr?“ — Da antwortete ihm Schönbrunn: „Ihr zeuget also selbst, Herr Sinapi, daß unser Diskurs wahr und bewährt sei.“ — Nun, wenn man dergleichen „facetiae“ für wert hielt, aufbewahrt zu werden und dieselben „munimine literarum“ für alle Zeiten, ja „in saecula saeculorum“ konservierte, so dürfen wir uns wohl kaum einen sehr hohen Begriff machen von dem Berliner Witze alter Zeiten! Interessant für die Kulturgeschichte von Berlin aber sind gleichwohl die letzten Nachrichten, welche unser wackerer Gewährsmann, Herr Martin Friedrich Seidel, uns von diesem absonderlichen Ratsverwandten von Alt-Berlin hinterlassen hat. Schönbrunn mochte vielleicht auch schon gar früh von jenem Übel heimgesucht worden sein, dem wir noch bei einem andern „scharfsinnigen“ Kopfe des alten Berlin begegnen werden: dem Podagra. Er selbst hatte sich bereits aufgegeben. Als nun der Diakonus zu St. Nikolai, Herr Blasius Hofmann, davon hörte, entschloß er sich, den argen Mann, der nimmer gern in die Kirche gekommen war, dennoch freundwilligst zu besuchen. Hören wir, in wie frecher und kindischer Weise der Herr Schönbrunn dem Geistlichen zu begegnen sich einfallen ließ. ‚Ehe der Prediger, welcher seinen Besuch angemeldet hatte, erschien, legte sich Schönbrunn ins Bett und ließ ein Buch mit grünen Bändern vor sich auf den Tisch legen. Herr Blasius Hofmann fängt an, den Ratsherrn zu ermahnen; Herr Schönbrunn faltet auch die Hände und stellet sich gar andächtig, so daß der Diakonus anfänget, gute Hoffnung von ihm zu fassen. Beim Abschiednehmen wird der Geistliche jenes Buch auf dem Tische gewahr; er tritt zurück und spricht: „Herr Schönbrunn, was habt Ihr da für ein Buch

liegen?" Der Ratsherr antwortete darauf: „Ach, Herr Blasius, bemühet Euch nur nicht, darauf zu merken; es wird wohl nur mein Glaubensbekenntnis sein." Der Prediger verlangte dasselbe zu sehen; er öffnete das Buch, fand aber nur leere Blätter. Es war kein Wörtlein in dasselbe eingeschrieben. Da war Herr Blasius Hofmann denn doch betroffen. „Nun," so sprach er mit leidvoller Stimme, „wenn Ihr nicht mehr glaubt, als in diesem Buche steht, so glaubt Ihr wohl gar nichts?" — Es macht einen geradezu kläglichen Eindruck, wenn wir die hierauf erfolgende Antwort des Ratsherrn selbst noch von einem Manne wie dem Rektor Georg Gottfried Küster als einen „Witz" angesehen finden. Schönbrunn erwiderte nämlich: „Ach! Ihr habt das rechte Buch nicht gefunden; ich habe mein Konzept itzo nicht bei der Hand, habe aber dies Buch machen lassen, um mein Glaubensbekenntnis fein sauber mit eigener Hand einzuschreiben und es dann den Herren vom Ministerio, sobald es nur fertig geworden, einzuschicken. Vielleicht werden dieselben es in die Kirchenbibliothek zu St. Marien legen; da kann es dann der Herr auch lesen!" — Es ist erstaunlich, daß diese Roheit des Benehmens einem Geistlichen gegenüber, der Seelsorge treiben wollte, selbst von der Generation „de anno 1756" noch nicht gefühlt wurde. Im Interesse der Wahrheit durften wir auch diesen sehr häßlichen Zug nicht verschweigen.

„So ist denn der Herr Schönbrunn, sagt Martin Friedrich Seidel, mit samt seinem Glaubensbekenntnis dahin gestorben und auf dem reformierten Kirchhofe (dem alten Domkirchhofe) zu Cölln an der Spree begraben worden, weil die Lutherischen ihm keine Grabstätte vergönnen wollten. Es war aber dieser Johann Schönbrunn sonst niemals verheiratet, ohngeachtet er ursprünglich ein sehr wohlhabender Mann gewesen. Viel indessen von seinen Gütern hatte er verloren, indem er wegen der schweren Kontributionen Schulden machen und nachgehends das Seinige wohlfeil hat dahingeben müssen. Dannenhero, als der Kurfürst Friedrich Wilhelm bei Übergabe einer Supplik ihn fragte, warum denn gerade er vor anderen so sehr lamentiere, da er doch von seinen Eltern viel schöne Mittel und Güter überkommen habe, auch zum Überfluß noch ohne Weib und Kinder wäre, da antwortete er: „Gnädigster Herr, der Bär hat mir alles hinweg gekratzt!" Ganz in der derben Weise der Zeit fragte Friedrich Wilhelm: „Schönbrunn, habt Ihr's denn im ‚schwarzen Bären' wirklich alles verpanquettieret und versoffen?" — „Nein, gnädigster Herr," antwortete Schönbrunn, indem er zu gleicher Zeit ein ganzes Packet von Exekutionsbefehlen aus der Tasche zog, auf welchen das Wappenzeichen des Rates zu Berlin, der schwarze Bär, zu sehen war, „nur diese Bären habe ich mir nicht vom Halse jagen können!"

Seines „anmutigen und sinnreichen Geistes halber," so schließen Seidel und Küster, und wegen seiner schnackischen Possen ist er bei jedermänniglich, auch bei den Vornehmsten der Stadt und des Hofes beliebt, familiär und wohlangesehen gewesen, auch selbst zu dem Kurfürsten gefordert worden. Seine guten Freunde, zu welchen er sich am meisten hielt, waren M. (Magister) Samuel Dresemius und M. Georg Gutkius, beide berühmte Rektores zu Berlin, jener im joachimsthalischen, dieser im berlinischen Gymnasio, M. Johannes Ravius, Tobias Lindholz, Johann Behr, sowie der Advokat Herr Adam Pfuel.

Sage man nun, was man will, über diese lustige Person aus dem alten Berlin: ein Bürgertum, wie es sich in diesem haltlosen, „pankettierenden", durch und durch kläglichen Freigeiste uns darstellt, besaß ein Recht, zu existieren, nicht. Der

Geist der neuen Zeit, — oder besser: der Geist, welcher von den hohen und reinen Persönlichkeiten Friedrich Wilhelms und Luisens ausging, er fegte solche Gesellen, wie der Ratsherr Schönbrunn deren einer war, einfach hinweg. Das Berliner Bürgertum hat sich nicht etwa von selbst wieder aus jener so tiefen, so unmännlichen und geradezu nichtsnutzigen Verrottung, in welcher dasselbe uns soeben entgegentrat, erhoben; — nein, es hat sich vielmehr emporgerankt an jener starken Stütze, welche in dem erlauchten Helden Friedrich Wilhelm auch ihm gegeben worden war.

Das muß gesagt sein, um der Wahrheit willen.

Als der westfälische Friede nun endlich, endlich trotz aller bangen Zweifel dennoch zustande gekommen war, — als man es sah, wie Friedrich Wilhelm so fest auf seine Sache vertraute, — als man erkannte, wie weisheitsvoll er seine ersten Maßregeln traf, um die Städte Berlin und Kölln wieder bewohnbar zu machen, um sie zu Stätten bürgerlichen Glückes wieder umzuschaffen, da erhob sich auch der Geist der Bürgerschaft aus seiner langen Lethargie. Da vergaß man, was man gelitten hatte, und lernte wiederum hoffen! An allen Ecken und Enden regte es sich, — auch in Berlin und Kölln! Zu den Toten wurde er jetzt gelegt, der Sinn der alten, genußsüchtigen, feigen und ehrlosen Zeit. Thätig galt es jetzt zu sein, fromm, bieder und mutig vor allem! Es erfüllt uns mit Freude, daß wir, nachdem wir eine Zeit von so kläglicher Schwäche geschildert haben, nunmehr sagen dürfen:

Die Berliner Bürger jener Tage, welche wir in den nächsten Abschnitten schildern werden, sie haben den Ruf der Zeit und ihres Fürsten wohl verstanden; sie haben das Wehen echt hohenzollerschen Geistes alsobald verspürt; sie haben mutig sich emporgerafft aus tiefer Erniedrigung und haben ein neues Leben begonnen, welches von jeder vaterländischen Tugend glänzend geschmückt werden sollte. Von treuer Hingabe an den Staat und an ihren hochsinnigen und hochgewaltigen Fürsten am meisten! Ja, es muß eine Lust gewesen sein, auch damals zu leben, als Friedrich Wilhelm die Fundamente unserer Größe legte, und als der Märker wiederum es sagen konnte:

„Gott Lob und Dank! Wir haben nun ein Vaterland!" —

Es ist ganz erstaunlich, welche Rührigkeit die Regierung Friedrich Wilhelms entfaltete, um dem Volke, um dem Staatsmechanismus selbst wiederum aufzuhelfen. Dies Beispiel aber wirkte mit belebender Kraft auch auf die Unterthanen ein. Es ist, als sei es plötzlich Lenz geworden; — allüberall beginnt ein neues Leben knospend sich zu regen. Trägheit, Gedankenlosigkeit, Schwelgerei, Nichtsnutzigkeit: das waren die großen Gebrechen der Männer alten Schlages gewesen, der Freunde und Gevattern Herrn Schönbrunns: jetzt aber erstand ein neues Geschlecht, welches in Fleiß und Thätigkeit nach dem Vorbilde Friedrich Wilhelms vor allem seine Pflicht zu thun bestrebt war und welches die träge Ruhe, die Hingabe an das Vergnügen allein, verachtete. In diesen Männern der Zeit Friedrich Wilhelms des Großen haben wir kerndeutsche Gestalten vor uns, wie sie schlichter, getreuer, strebsamer und hingebender in keiner Epoche der denkwürdigen Geschichte des vaterländischen Beamtentums anzutreffen sind. Schon dieses Geschlecht trug den „kategorischen Imperativus" im Herzen; — in dem „Dienste", — in der hingebungsvollen Erfüllung der Amtspflichten, in der getreuen Ausübung des einmal erwählten Berufes erkannte und fand es seine höchste Ehre. Es ist demnach eine völlige Umwälzung, welche sich innerhalb

weniger Jahre, von 1640 ab bis etwa 1660, im Brandenburger Volke, im Bürgertume auch der Stadt Berlin vollzieht.

Forschen wir den Gründen derselben nach, so stellt sich freilich als erster derselben jene läuternde Kraft uns dar, welche ein großes, nationales Unglück ja fast immer bewährt Das furchtbare Wetter des großen Krieges hatte die Luft gereinigt. Allein dasselbe hatte doch bei weitem mehr niedergeschlagen als erhoben. Die aufrichtende Wirkung, welche in so schöner Weise jetzt zu Tage trat, ging einzig und allein von der hehren Persönlichkeit jenes edlen Fürsten aus, welcher unter so traurigen Verhältnissen die Regierung des Landes übernommen hatte und welcher dennoch nicht mutlos geworden war, — eines Fürsten, welcher mit hell erleuchtetem Blicke und mit sicherer Hand den Wiederaufbau des Staates begonnen hatte und welcher im Jahre 1650, als das Friedensgeläute die Mark durchhallte, bereits vor allem Volke hoch und herrlich dastand, frühe gereift zum Meister in der Staatskunst, frühe schon geschmückt mit dem Ruhme eines weisen Monarchen, — vor allem aber frühe schon mit jenem Blütenkranze geziert, welchen ein Volk nur in Liebe um Liebe, die ihm zuvor erwiesen worden ist, den Großen dieser Welt zu spenden pflegt.

Die Bürger von dem alten Schlage, die Männer von der Bierbank, diese Liebhaber fröhlichen Schmauses, Humoristen in ihrer Art nach Johann Schönbrunns oben geschildertem Vorbilde, — diese Renommisten, welche vor jedem Feinde erzitterten, diese philisterhaften Pfahlbürger starben nun aus. Ein gottesfürchtiges, ernstes, treufleißiges Geschlecht nahm jetzt Besitz von ihrem Erbe, — Männer von echt bürgerlichem Geiste im edelsten Sinne dieses schönen Wortes.

Auch von diesen Bürgern der neuen Zeit sollen typische Bilder an dieser Stelle entworfen werden. Wir wählen zu solchen Repräsentanten der neuen Zeit gleichfalls „Ratspersonen" unsrer Stadt Berlin.

Im Jahre 1648 wurde Michael Zarlang Bürgermeister hierselbst. Der Vater und die Mutter dieses Mannes, welcher zu den verdientesten Stadthäuptern jener Tage gehört, stammten aus schlichten Predigergeschlechtern; der Vater war zu Liebenwalde Pfarrherr und hatte nach ländlicher Sitte die Tochter seines Vorgängers geheiratet. Im Jahre 1603 wurde dem geistlichen Paare der nachmalige Bürgermeister Michael Zarlang geboren. Sein Vater leitete seinen ersten Unterricht; dann aber sendete er den Knaben nach Brandenburg auf die berühmte Saldernsche Schule. Allein auch sie verlieh noch keine abgeschlossene Bildung. Noch in seinem 20. Jahre verweilte der Jüngling auf dem Gymnasium zu Halle; dann aber unternahm er trotz seiner großen Armut und trotz der Kriegesschrecken, welche über dem deutschen Reiche lagerten, Reisen. War doch das Reisen das beste Bildungsmittel in der alten Zeit! Durch Meißen und durch Thüringen ging er nach Franken und fand in Nürnberg, vorerst noch auf dem dortigen Gymnasium, die beste Gelegenheit, sich weiter zu bilden. Erst im Jahre 1626 treffen wir Michael Zarlang auf der hohen Schule zu Altorf und sodann auf der Universität Tübingen an. Zuschuß von Hause hatte er während dieser ganzen Zeit nicht erhalten; dazu waren die Verhältnisse in der Mark ja allzu „betrübt"; immer aber hatte das fleißige Studentlein gute, mildherzige Leute angetroffen, welche um Gottes willen sich seiner angenommen hatten. Merkwürdigerweise wird uns mit keinem Worte gesagt, welche Wissenschaften Zarlang studiert hat; es scheinen indessen nicht die theologischen gewesen zu sein. Aus Lust und Liebe mag er sich dem Studium der Rechte hingegeben haben. Mit welchen Entbehrungen

mag daher seine Studienzeit verknüpft gewesen sein! Allein urplötzlich wendete sich sein Geschick: in Tübingen, dem anheimelnden, von Hopfenduft durchzogenen Universitätsstädtchen, lächelte ihm das Glück; „er setzte sich bei dem württembergischen Kanzler Herrn Christianus Forstner in so hohe Gunst, daß ihm derselbe einige junge Österreichische von Adel anvertraute, mit welchen Michael Zarlang anno 1630 eine Reise nach Frankreich und Italien antrat, im folgenden Jahre aber nach Holland und nach Hamburg sich begab, der Meinung, in sein Vaterland zurückzukehren" Was er indessen in der Hansastadt vom Zustande der Mark vernahm, bestimmte ihn, sein Vorhaben wieder zu verändern und noch nach Lübeck und nach Rostock zu wandern. Ein fahrender Scholar also noch immer, reiste er im Jahre 1638 auch nach Kopenhagen und begab sich dann ins Holsteinische. Hier hatte er das Glück, dem zu Gottorp residierenden Fürsten zu gefallen, welcher ihn als Hofmeister zweier Prinzen, der Pfalzgrafen Christian August und Johann Ludwig von Sulzbach, anstellte. Mit diesen seinen Zöglingen unternahm er im Jahre 1640 wiederum eine große Reise durch Pommern, Preußen, Polen, Ungarn, Österreich und Italien. Eine Zeit lang verweilte er auch in Venedig und in Padua, dann aber besahe er sich die übrigen vornehmsten Städte Italiens und begab sich nach Paris. Anno 1643 beschloß er diese dreijährige Reise und kam gesund wieder zu Gottorp an, blieb auch annoch in seiner Station. Als aber anno 1646 jene Prinzen sich in Kriegsdienste einließen, ging Herr Zarlang zum andern Male nach Paris und Orléans. Erst 1647 kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Ob es nun zwar leicht hätte geschehen können, daß er entweder in Holstein oder am pfälzischen Hofe zu Sulzbach seinen Verdiensten und Geschicklichkeiten gemäß hätte zu einer Ehrenstelle befördert werden mögen, so erwachete endlich dennoch die Liebe zum Vaterlande in seinem Gemüte, oder vielmehr: der Ruhm des großen Prinzen, der nunmehro über Brandenburg regierte, zog ihn heim, nachdem er zwanzig Jahre lang in der Fremde umgezogen und, wie's auf Reisen wohl zu gehen pfleget, gar viele Fährlichkeiten ausgestanden hatte. Er kehrte nach Berlin zurück, nahm seinen Wohnsitz bei dem damaligen köllnischen Propste, Herrn Joachim Helwig, mit welchem er von seiner Mutter wegen verwandt war, und kam auf diese Weise in die Bekanntschaft solcher Männer, welche imstande waren, Ehrenämter auszuteilen. Zu Ende desselben Jahres 1648 wurde das Konsulat in Berlin durch Friedrich Blechschmidts Beförderung zum Kammergerichtsrate erledigt, und siehe! das Rats-Kollegium erwählte den fremden und unbekannten Zarlang zum Bürgermeister, präsentierte ihn dem Kurfürsten, und Friedrich Wilhelm konfirmierte auch die Wahl. Michael Zarlang nahm dieselbe dankbar an und verwaltete sein Amt ganzer 25 Jahr sehr getreulich, verrichtete auch dasjenige, was ihm als Verordneten bei dem Städtewesen und in anderen Angelegenheiten, desgleichen bei Verschickungen nach Preußen und nach Kleve aufgetragen ward, aufs rühmlichste. Er heiratete seines Vorfahren Kaspar Misers Witwe, zeugte mit ihr auch einen Sohn, einen hoffnungsvollen Knaben, welchen er indessen schon frühzeitig wiederum verlor. Der Bürgermeister selbst starb anno 1673, den 25. April, im 70. Jahre seines Alters. „Patriae inserviendo comsumtus!" — „Der Dienst des Vaterlandes hat ihn aufgezehrt!" So ruft die Inschrift seines wappengeschmückten Grabsteines in St. Nikolai diesem verdienten Bürgermeister jener neuen, der Stadt Berlin mit Friedrich Wilhelms leuchtendem Sterne aufgegangenen Epoche nach. Wie muß sich indessen Herr Michael Zarlang mit seinem weiten, durch seine Reisen und durch die fortdauernde Be-

schäftigung mit den Künsten und Wissenschaften gewonnenen Gesichtskreise von jenen Bürgern alten Schlages unterschieden haben, von welchen gewiß manch' Einer nie auch nur über die Bannmeile von Berlin hinausgekommen war!

In demselben Jahre 1648, in welchem Zarlang zum Bürgermeister gewählt wurde, erhielt Herr Johann Tieffenbach die Stelle eines Syndikus beim Rate von Berlin. Dieses Amt ist kein anderes als das des alten Stadtschreibers, dessen Name den späteren, klassisch gebildeten Geschlechtern nicht mehr vornehm genug erscheinen mochte. Selbstverständlich waren die Berliner Syndici schon vom 16. Jahrhundert ab stets Rechtsgelehrte von Ruf und Erfahrung. Herr Johann Tieffenbach aber bildet eine so charakteristische und — wir dürfen es wohl behaupten, — auch eine so anziehende Gestalt aus der Geschichte Berlins; er grade ist ein so edler Vertreter des Geistes der Zeit Friedrich Wilhelms, daß wir von ihm Ausführlicheres hier berichten müssen. Wir entledigen uns dieser Pflicht zum Teile mit des alten Syndici und späteren Bürgermeisters eigenen Worten.

Die Berliner Tieffenbach stammten aus dem Städtchen Neu-Ruppin. Dort war der ehrsame Herr Johannes Tieffenbach vom Jahre 1620 an bis zu seinem, im Herbste 1639 erfolgten Tode erster Bürgermeister gewesen. Seine Gemahlin Katharina, eine geborene Ludewigs, hatte ihn mit einem Söhnlein beschenkt, welches in der Taufe gleichfalls den Namen Johannes erhielt.

Im Jahre 1671 wurde der Knopf des St. Nikolai-Kirchturms neu aufgesetzt. Unser Johann Tieffenbach legte damals als Bürgermeister ein viereckiges „Stück von schlesischem Silber, geprägt auf die löblichen Stände der Kur und Mark Brandenburg, sowie ein Viergroschenstück“ in den Turmknauf ein und schrieb dabei auf ein Pergament die folgenden Nachrichten nieder: „Ich, Johann Tieffenbach, itziger Zeit Bürgermeister zu Berlin, bin geboren in der Stadt Neuen-Ruppin am Sonntage Okuli 1617. Ich bin anno 1644 von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht selbst, nachdem ich allhier in Berlin und Stettin, hernach zu Königsberg in Preußen, auch folglich zu Frankfurt an der Oder meinen Studiis obgelegen und des Freiherrn von Löben, auch Eines von Rotenburg Söhnen als Ephorus ein Jahr lang vorgestellet gewesen, zum Kammergerichts-Advokaten vocieret, und habe am Sonntage Okuli desselben 1644sten Jahres durch Gottes Gnade und die priesterliche Copulation mir zuführen lassen die damalige Wohledle und Vieltugendreiche Jungfer Euphrosyne Margarethe Reichardtin, Herrn Benedicti Reichardts, 38jährigen Bürgermeisters in Berlin, 27jährigen Verordneten der Landschaft und 57jährigen Kammer-Gerichts-Advokaten allhier, mittelste Tochter, mit welcher in einer friedsamen und von Gott gesegneten Ehe ich 25 Jahre 14 Wochen gelebet und darinnen 8 Kinder erzeuget, wovon 2 jung verstorben und die übrigen sechs annoch unter Gottes Gewalt leben, von welchen die älteste Tochter Katharina Elisabeth an Herrn Andream Libertum Müllern, Churfürstlich Brandenburgischen Kammer-Gerichts-Advokaten, die andere Euphrosyna Margaretha, an Herrn Thomam Böttichern, Churfürstlicher Durchlaucht zu Brandenburg Hof- und Landrichtern der Uckermark, auch des Stolpischen Kreises Verordneten und Bürgermeistern in Prenzlo, an demselben Tage, dem Sonntage Okuli, und Orte des jetzigen Wohnhauses verehelicht worden, da vor 51 Jahren beide Groß-Schwieger-Eltern vertrauet gewesen. Die dritte Tochter, Margaretha Sabina, ist 3/4 Jahre nach der Mutter Tode an Herrn Kaspar Lietzmann, Juris Utriusque Licentiatum und Kammer-Gerichts-Advokaten, aus Neuen-Ruppin bürtig,

auch am Sonntage Okuli 1670 vertrauet, die jüngste aber, Maria Elisabeth, mit den beyden Söhnen, Benedicto Reichardt, Liberalium Literarum Candidato, und Johanni Reichardt, sind bishero unverheiratet geblieben, und weil die jüngste Tochter die hiesige und die Blankenburgische Haushaltung wohl verstanden, so ist auch erfolget, daß ich deswegen unverheiratet und ins dritte Jahr in dem Wittwer-Stand verblieben. Anno 1648 hat Ein Ehrenvester Rat in Berlin mich vor Ihrem Syndico Reipublicae vermacht und dazu vocieret. Anno 1653 habe ich das halbe Dorf Zesto im Havelland gekauffet. Weyl es aber wegen meiner beyden Ämter zu entlegen gewesen, so habe ich solches hinwiederverkauffet, und hat mein lieber Herr Schwiegervater, Bürgermeister Benediktus Reinhardt, wegen seines Alters und Unvermögens mir seine jura auf das proavitum praedium (altangestammte Gut) Blankenburg, eine Meile von Berlin gelegen, noch bey seinem Leben gegen Versprechung einer Summa Geldes, und daß ich die Straubischen Vettern absonderlich abfinden müssen, cediret, welches Gut ich darauf von den sämtlichen Vettern wiederkäufflich erkauffet und auch einige mehr Pertinenz-Stücke im Dorfe dazu nach der Hand erhandelt. Anno 1657 bin ich auf des Rats in Berlin einhelligen Wahlschluß zum Bürgermeister-Amt und Anno 1666 von den Mittel-, Uckermärkischen und Ruppinischen Städte-Deputirten durch einen Gevollmächtigten Schluß zum Verordneten des Engeren Ausschusses bey der Landschaft und den Bier-Gefällen mit deputiret, auch von Sr. Churfürstl. Durchlaucht dazu gnädigst confirmiret worden. Weil aber dem höchsten Gott gefallen, daß er am Tage Johannis 1669 meine getreue Ehegattin durch den zeitlichen Tod von meiner Seite wegnehmen lassen, so ist dieselbe auf ihr Begehren in der Marien-Kirche bei unseren, vor hingesandten beyden Kindern, als Johann Friedrichen und Margaretha Benedicta, eingesencket, auch ihr zum Gedächtnis bey der Orgel ein Epitaphium aufgerichtet und zum Ueberfluß ihrer Voreltern Begräbnis in der St. Nikolai-Kirchen durch ihr und ihrer beyderseits Eltern Wapen gezieret worden. Woferne mein Gott mir aus dem schweren, noch währenden Bau gnädigst helffen wird, so bin ich durch dessen Beistand noch schlüssig, ein sonderliches Gewölbe vor meiner seeligen Frauen und unserer Kinder Gebeine verfertigen zu lassen; denn wir haben in und bei unserm Leben Gott vor Augen gehabt und dahero durch dessen reichen, verliehenen Segen soviel von ihm erlanget, daß unsere Kinder zur Gottesfurcht und allen Tugenden erzogen und dahero der Segen des Herrn und unserer Vorfahren guter Wunsch auf uns dergestalt fortgepflantzet worden, daß wir in das vierte Glied das Dorf Blankenburg und das große Eckhaus an der langen Brücken, wann man aus Berlin nach Kölln über die lange Brücke gehet, zur rechten Hand, pro Tertia ererbet, die beyde übrige Tertien aber den beyden Mitgeschwistern abgekauffet und also auf Okuli anno 1669 das Haus bezogen und dasselbe in Possession genommen haben. Ob nun zwar meine getreue und mit aufrichtigem Gemüte begabte Eheliebste Euphrosyna Margaretha, geb. Reichartin, nicht lange in diesem von ihren Eltern und Voreltern ererbten und gesegneten Hause gelebet, so haben wir doch alsobald in demselben ersten Jahre zu dem an der Spree mit roten Steinen und Werck-Stücken ganz neu aufgebauten Hinterhause das Fundament legen und die beyden Keller gewölbet am Wasser aufführen und auf dem Flur mit den Wapen, Namen und Bildern meiner Vorfahren zieren lassen, in zuverlässiger Hoffnung, daß meine Kinder, auch Kindes-Kinder durch Gottes Beystand und ihren eigenen Fleiß, auch vertrauliche Einigkeit solch' Haus in familia conserviren und der

Ma[illegible] Gedächtnis deswegen noch weiter beibehalten und erneuern werden, weil das Dorf Blankenburg und das Hauß den 9. Dezember 1573 von Herrn Heinrich Strauben Seiner Churfürstlichen Durchl. Johann Georgen Amts-Rat und Kammermeistern nebst dessen Eheliebsten, Frauen Magdalenen von Blanckenfelde, erkauffet, darauf von ihrer einzigen Tochter, Frauen Magdalenen Straubin, welche von Herrn [illegible] Juris Utriusque Doctorem, anfangs Syndikum in Magdeburg, hernach aber Churfürstl. Brandenburgischen Geheimen und Legations-Rat zu den [illegible] Landen verheiratet gewesen, ererbet; drittens von dero jüngsten Tochter, Frauen Margarethen [illegible] an Herrn Benedictum Reicharten, Bürgermeistern [illegible] an mich übergegangen, bei der schweren Kriegslast, [illegible] und dabei entstandenen schweren Kontribution zwar [illegible] auch beibehalten und [illegible] von mir und meiner [illegible] gekauffet, renoviret, augiret, [illegible] Schossen mit [illegible] meine Kindes[illegible] und zu bedienen [illegible] daß, wie [illegible] unseren Vor[illegible] seeligen [illegible] Ruhm[illegible] Geistes [illegible] daß, [illegible] Jahr[illegible] mögen. [illegible] und [illegible]

am 13. April 1682 starb er, in Frieden mit sich, mit der Welt, mit seinem Nächsten und mit Gott.

Der hervortretendste Zug dieses stillen, arbeitsamen Daseins ist die Pietät: um dieser Eigenschaft willen entrollten wir hier das Lebensbild dieses alten Berliner Bürgermeisters. Johann Tieffenbach hatte ferner eine innige Vorliebe für das Monumentale; „er war ein Mann von historischem Sinne", so würden wir heute sagen; wir wenden uns daher den Denkmälern zu, welche er hinterlassen hat.

In St. Marien findet sich zunächst eine Tafel, in schwarzer Schrift auf Goldgrund ein Ehren-Gedächtnis der ersten Gattin des Bürgermeisters enthaltend. Sie hängt heut' an der Nordwand des hohen Chores. Ihre Inschrift lautet: „Gott zu Ehren und zum stets währenden Andenken meiner (Bürgermeister Johann Tieffenbachs) herzliebsten Ehefrauen, Frauen Euphrosynen Margarethen, Herrn Bürgermeister Benedikti Reichards ehelichen Tochter, meiner Ehefrauen, Erbfrauen auf Blankenburg, welche den 14. September 1618 allhier geboren, den 24. Juni 1669 in Christo seelig entschlafen, mir in erwünschter Ehe durch 28 Jahr 6 Monath durch Gottes Segen 8 Kinder gebracht, deren sie 6 lebendig hinter sich gelassen. Nachdem sie im Laufe ihres Lebens und Ehestandes sich gegen Gott demütig, gegen ihren Ehemann getreu, gegen ihre Kinder exemplarisch, gegen jedermann friedlich und diensthaft, den Armen und Bedrängten mitleidig und wohlthätig erwiesen, zu deren wohlverdienten Nachruhm und zur Bezeugung der im Leben und Tod beständigen, treuen Liebe ich dieses Denck- und Liebesmahl aufrichten wollen." — Was diesem Denkmale einen besonderen Wert verleiht, ist, daß unten bei den Familienwappen auf kleinen Kupfertäfelchen auch die Portraits des Bürgermeisters und seiner Eheliebsten angebracht sind. Es sind dies ernste, schlicht bürgerliche Bilder; die Gatten tragen einfache, schwarze Tracht; Frau Euphrosine Margarethe aber ist mit einer feinen Battisthaube geschmückt. Die Züge Beider sind mehr derb als fein geschnitten, auch der Bürgermeister Tieffenbach trägt das martialisch aufgestutzte „Trutz-Bärtlein" der Berufssoldaten in dem sonst so friedlichen Antlitze. Hinter dem Altare von St. Marien aber, im Chor-Umgange hat die zweite Gattin des Bürgermeisters Tieffenbach ihre Ruhestätte gefunden. Auf einem reichverzierten Grabsteine, welchen unseres wackeren Bekannten „Freundschaft" jedoch erst nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin hat aufrichten lassen, stehen die Worte:

„Merke Leser — hier hat der Todt wieder vereiniget, was er dort schmerzlich getrennet. Drey Herzen ruhen in einer Gruft, die im Leben eines waren, nemlich Frau Margarethe Miserin, Herrn Caspar Misers, wohlverordneten Bürgermeisters allhier sel., und Frau Margarethe Dameroin, einer annoch lebenden, tugendbelobten Matrona, einzig gebliebene und herzlich geliebte Tochter, so gebohren in Berlin am 9. September anno 1639, mit ihrem ersten Eheherrn, Herrn Christian von der Linde, Churf. Brand. Land-Rentmeister sel., anno 1662, den 14. April, ehelich verbunden, eine erfreuliche Mutter einiger wohlgeratener Töchter, aber durch Trennung eines frühzeitigen Todes anno 1673 den 26. Juli eine betrübte Witbe worden, und mit ihrem andern Eheherrn, Herrn Johann Tieffenbach, ältestem Bürgermeister in Berlin, sich anno 1675, den 22. Juni, wiederum vereheliget, eine gesegnete Mutter zweier wohlgeratener Söhne, aber nachmals, anno 1682 den 13. April, durch dessen schmerzlichen Abschied in den betrübten Witben-Stand gesezet werden. Und nachdem sie fast fünf Jahr darinnen verharret, in gottseliger Gelassenheit, ist ihr der Anfang zum

Ende geworden und das Ende zum Anfange. Der erste Tag des 1687sten Jahres war ihr letzter auf Erden, und dieser letzte Tag auf Erden war ihr erster Tag im Himmel. Da fing die Seele ein neues Jahr an, welches immer neu bleibet und nimmer veraltet; denn die Ewigkeit weiß von keiner Zeit-Veränderung. Der irdische Rest des Leibes schläffet in dieser Gruft, bis daß die starcke Jesus-Stimme ihn wieder herausrufet an dem Tag, nach welchem kein Tag mehr sein wird. D'rum gehe fort, Leser, und mache dich auch bereit auff diesen Tag."

Im Siegesglanze der Sonne von Fehrbellin feierte der Alt-Bürgermeister Tieffenbach also seine zweite Vermählung. Das Geschlecht derer „von der Linde" ist übrigens jene berühmte und vornehme Berliner Familie, an welche sich die schöne Sage von den drei Linden auf dem Kirchhofe „zum heiligen Geiste" anschließt.

Von St. Marien begeben wir uns nunmehr nach St. Nikolai. Dort, über dem Straubischen Erbbegräbnisse, sah man einst neun runde Schilde, von welchen acht die schön geschnitzten und bemalten Wappen der Blankenfelde, der Straube, Reichardt und Tieffenbach trugen. In dem neunten aber standen in lateinischer Sprache die Worte: „Gern hab' ich liebe Vorfahren, eure Grabmäler wiederherstellen lassen; gerne folge ich euch, ihr Trauten, wenn ihr einst rufet, von dieser Erde." Noch heute sind fünf dieser Schilde vorhanden; sie zeigen das bunte Sternenwappen der Blankenfelde, den Kranich der Straube, das Symbol der Wachsamkeit, die Linde der Reichardt, die Seerosen der Tieffenbach. Unter der Inschrift steht die schlichte Angabe: „Joannes Tieffenbach, consul Berolinensis, anno 1669."

Der alte Bürgermeister aber hat endlich auch die Klosterkirche geschmückt. Hier ließ er, seinen berühmten Vorfahren aus dem Blankenfeldeschen Geschlechte zu Ehren, ein hohes Sandsteindenkmal aufrichten, dessen Mitte mit einem älteren Erzgusse, dem Wappen des Geschlechtes Blankenfelde, geschmückt ist. Und hier fließt der Bürgermeister Tieffenbach in seiner herzlichen Weise vom Lobe seiner Vorfahren allerdings ein wenig über; stolz erzählt er, was das Bürgergeschlecht der Blankenfelde Großes für Berlin gethan, wie es dann auch bei Hofe zu Ehren gelangt und wie Einer dieses Hauses endlich sogar zur erzbischöflichen Würde in Riga erhoben worden sei. Er schließt auch hier wiederum mit den Worten: „Dahero ich, Bürgermeister Tieffenbach, der Witber, über die in der St. Marien- und Nikolai-Kirche aufgerichteten Ehrengedächtnisse, auch an diesem Orte beider Ober-Eltern und Vorfahrer gefundene Grabschriften, Meiner seeligen Liebsten wertes Angedencken, für Danckbarkeit, daß Gottes milde Hand die Erhaltung der Nachkommen über das zehnte Glidt gnädig verliehen, hiermit erneuern und beibehalten wollen. Anno Christi 1673 im 5. Jahre seines Witwerstandes. Joh. Tieffenbach."

Wie wir sahen, hinterließ der treffliche alte Herr aus seiner zweiten Ehe zwei Söhne: Johann Christian und Kaspar Friedrich. Der Letztere verstarb als evangelischer Domherr zu Minden, — wohl unbeweibt; Johann Christian aber wurde ein glücklicher Ehemann und Geheimer Rat; er scheint ferner ein Beamter recht nach dem Herzen König Friedrich Wilhelms I. gewesen zu sein. Er wurde um 1725 in den Adelstand erhoben und erhielt zu den alten bürgerlichen Wappenzeichen der Tieffenbach, den Seerosen und den Rohrkolben, noch den preußischen und den brandenburgischen Adler hinzu, den roten und den schwarzen. Seine beiden Töchter Johanna Juliane und Marie Luise verheirateten sich an zwei brandenburgische Edel-

leute aus dem Hause derer von Ryſſelmann. In der Priegnitz und in der Neumark blüht die Nachkommenſchaft dieſer Tieffenbachſchen Töchter auch jetzt noch fort.

Noch aber haben wir bei Johann Chriſtian von Tieffenbach, dem Geheimen Rate, einen Augenblick zu verweilen. Er vermählte ſich mit der Jungfrau Eliſabeth „Dreckmeyer“. Der Vater der Dame, Herr Johann Adolph Dreckmeyer, war ein hochangeſehener Rechtsgelehrter Berlins, und der Sohn beider, Herr Chriſtian Ludwig von Tieffenbach, ſchwang ſich unter Friedrich dem Großen bis zum Präſidenten der Ober-Rechenkammer auf; mit ihm aber ſcheint dies altbürgerliche Geſchlecht in männlicher Linie erloſchen zu ſein.

Bürgermeiſter Johannes Tieffenbach, der einſt nach der Fehrbelliner Schlacht den großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm in Berlin mit einer ſchwungvollen Rede begrüßt, hatte, wie die Wiſſenſchaften, ſo auch die Bücher über Alles geliebt und ſich nach und nach eine vortreffliche Bibliothek gebildet. Sein Sohn Johann Chriſtian ſchenkte dieſelbe dem Gymnaſium zum Grauen Kloſter und ſetzte dabei zugleich ein Jahrgehalt für den jeweiligen Bibliothekar aus. In vielen Werken dieſer wertvollen Sammlung begegnen uns noch heute die Schriftzüge des wackern Bürgermeiſters Tieffenbach, deſſen Bildnis auf der Tafel in St. Marien uns ſo ernſtfreundlich entgegentritt.

Zu dem alten Hauſe an der nördlichen Ecke der Königs- und Burgſtraße aber erwarb Herr Johann von Tieffenbach aus der Dreckmeyerſchen Hinterlaſſenſchaft noch ein Freihaus in der Kloſterſtraße, dasſelbe war zwiſchen dem „grünen Baume“ und dem bekannten Graf Podewilsſchen Palais belegen. Hier hatten einſt die Lindholz und die Piper, ſodann der Oberſchenk Balthaſar von Stäußel, der ſächſiſche General Hans Dietrich von Röbel, der Rektor Gutke vom Grauen Kloſter, des Poeten Nikolaus Peucker „guter Freund und Gevatter“, endlich die Advokatenfamilie der Dreckmeyer gewohnt. Der Rat Tieffenbach gab, wie Georg Gottfried Küſter ſchreibt, dieſem Gebäude „die jetzige ſchöne Form“, die nun freilich ſchon längſt wieder verwiſcht iſt. Das Tieffenbachſche Haus an der Ecke der Burgſtraße aber, „mit vielen ſchönen Wohnungen prächtig und maſſive von Grund aus erbauet“, ging ſpäter an die Kaufleute Gebr. Jordan über; — es war ferner hier einſt die bekannte Tuchhändler-Firma „Köppen und Schier“ Jahrzehnte lang „domiziliert“. Seine alte Herrlichkeit iſt heute bis auf die letzte Spur verſchwunden. —

Weit jedoch hat uns bereits die Charakteriſtik des Geſchlechtes der Tieffenbach über die Zeit unmittelbar nach dem weſtfäliſchen Frieden hinausgeführt. Kehren wir wiederum zu derſelben zurück!

Ruhm und Ehren in reicher Fülle erwarb in jenen Tagen vornehmlich auch das berühmte Berliner Geſchlecht der Seidel. Während Michael Zarlang und Hans Tieffenbach ausgezeichnete Vertreter des Berliner Bürgermeiſtertums jener ſchönen, friſchen Tage ſind, vergegenwärtigen die Männer der Familie von Seidel uns vorzüglich jene Verdienſte, welche einzelne Einwohner unſrer Stadt in treuer Hingabe an die Landesherrſchaft ſich erwarben.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war ein gelehrter Herr, Namens Erasmus Seidel, von St. Annaberg in Sachſen nach der Reſidenz zu Kölln an der Spree gekommen, um kurbrandenburgiſche Dienſte zu nehmen. Er entſtammte einem alemanniſchen Adelsgeſchlechte, welches von der Schweiz aus ſich nach Schlettſtadt im Elſaſſe begeben hatte, dann aber nach dem fernen Oſten gezogen war, um an der Ausbeutung des um 1490 entdeckten Silberbergwerkes von Annaberg teilzunehmen.

Die Seidel gelangten durch Eheverbindungen mit dem Münzmeisterschen Hause, welches ergiebige Gruben im Erzgebirge besaß, zu hohem Reichtume; sie erwarben viele Güter und Burgen. Im Reformationszeitalter zeichneten sie sich sowohl nach alter, ritterlicher Art im Kriegsdienste der mitteldeutschen Fürsten aus, wie sie mit Eifer auch den Wissenschaften sich hingaben. Jener Erasmus, welcher um 1550 am brandenburgischen Hofe erschien, aber war, wie erwähnt, nur ein gelehrter Herr, kein Mann der Partisane und des Landsknechtsspießes. An dem Kanzler Distelmeier fand dieser Wackere einen mächtigen Fürsprecher: wir erblicken den sächsischen Edelmann gar bald als Lehnssekretär und als kurfürstlichen Rat, als den Besitzer eines Hauses in Berlin, welches neben dem Mühlenhofe in der heutigen Poststraße belegen war, und als Erbherrn auf dem Dorfe Tegel, später auch als den Eigentümer eines freien Burglehns bei der Klosterkirche in Berlin. Herzlich und „gar ehrlich" vom Hause der Hohenzollern aufgenommen, haben von da ab die Seidel durch viele Geschlechtsfolgen hindurch ihren gnädigen Herren und großen Wohlthätern durch rühmenswerte Hingabe an den Staat zu danken sich aufs Treueste und Redlichste bemüht.

Von den zahlreichen hochverdienten Persönlichkeiten dieses edlen Bürgerhauses von Berlin, in welchem innige Frömmigkeit, kühner Mut, reine Sitte und die Liebe zum Vaterlande, zu den Wissenschaften und zu den schönen Künsten, — Liebe auch zu der Geschichte und zu den heimischen Altertümern in seltener Stärke sich nun fortpflanzten von Geschlecht zu Geschlecht, schildern wir an dieser Stelle nur zwei Männer, Erasmus und Martin Friedrich von Seidel, weil gerade ihre Lebensführung bezeichnend ist für jenen guten Geist, welcher unter dem großen Kurfürsten so hocherfreulich in der Berliner Bürgerschaft zu Tage trat.

Erasmus Seidel, am 29. November 1594 zu Treuenbrietzen geboren, woselbst seine Mutter, die Tochter des Vize-Kanzlers Thum, auf dem ererbten Grund und Boden gern zu verweilen pflegte, war der Enkel jenes obenerwähnten Erasmus und der Sohn eines Friedrich Seidel, welcher in kurfürstlichem Auftrage anno 1591 das „rathäusliche Wesen" von Berlin und Kölln revidiert hatte. Bis zu seinem 20. Jahre besuchte Erasmus Seidel das Joachimsthalsche Gymnasium; dann bezog er die Universität Wittenberg. Auch er verwendete noch volle fünf Jahre auf das Studium der Rechte und der Philosophie; den frühreifen Talenten der humanistischen Zeit begegnen wir also jetzt nicht mehr. Dann aber nahm der Ict. Erasmus Seidel, in der Behäbigkeit des väterlichen Erbes vollständig Herr seiner Entschließungen, seinen Wohnsitz zu Berlin, die Verleihung eines Amtes geruhig erwartend. In der unglücklichen Zeit erlangte er ein solches indessen erst im Jahre 1636, also erst als Mann von 42 Jahren: Georg Wilhelm ernannte ihn zum Kammergerichts- und Kriegsrate, wies ihn jedoch von vornherein auf das Feld der Diplomatie hin. Im Jahre 1638 nahm Seidel an jenem Kreistage zu Leipzig teil, welcher den endgültigen Friedensschluß einleiten sollte; bald darauf wurde er zum Geheimen Staatsrate ernannt und mit der Ordnung der Jülich-Klevesschen Erbfolgeangelegenheit betraut. Im folgenden Jahre begleitete Erasmus Seidel nebst dem Barone Joachim Friedrich von Blumenthal den Markgrafen Joachim Sigismund, jenen Hohenzollern, der einst in Sedan studiert hatte, nach Kleve, woselbst der Prinz nunmehr als Statthalter fungieren sollte. Auf der Reise zum Niederrheine, welche man damals der Kriegesstürme halber fast immer zur See zu machen pflegte, hatten die genannten Herren unfern von Lübeck einmal ein furchtbares Unwetter zu bestehen, während

dessen ihr Schiff zugleich auch in Brand geriet. Da verloren sie sonst alle den Mut und die Lebenshoffnung, nur Erasmus Seidel that das nicht. In Todesgefahr verfaßte er die Dystichen:

„Et Deus in pelago mediisque tuetur in undis,
Quos sibi constanti non nescit fidere corde.
Ergo age, fide Deo, pia mens, spe pelle timorem.
Ipse dabit ventos, prece victus, Jova faventes!“:

„Auch in Wogen und Wettern schützt Gott diejenigen, so ihm mit mutigem Herzen vertrauen. Hoffe daher nur auf ihn, mein gläubig' Gemüt; laß' Furcht und Bangen schwinden! Dann wird dein Gebet Gott den Herrn überwinden, und günstigen Wind wird Er, Jehova, dir senden.“

Diese christlich-feste Hoffnung täuschte den wackern Mann auch nicht; die günstigen Winde erhoben sich, und die Flammen erloschen; das anscheinend verlorene Schiff wurde gerettet.

Später arbeitete Erasmus Seidel emsig einige Zeit lang „in den klevischen Angelegenheiten“. Dann kam das entscheidende Jahr 1640. „Da nun,“ so schreibt sein Biograph, „nach tötlichem Hintritte des Kurfürsten Georg Wilhelm alle Räte, welche bei dem Grafen von Schwartzenberg in einiger Achtung gewesen, ihren Abschied erhielten, behielt der Herr von Seidel nicht allein seinen Posten, sondern er wurde von der Gnade seines Herrn sogar noch überdem mit schönen Vertrauensbezeugungen bedacht. Denn als die Stelle eines Präsidenten im Konsistorium anno 1647 vakant wurde, ward ihm selbige angetragen; allein er verbat sich diese Ehre. Zur Einführung einer neuen Kammergerichtsordnung, wozu sein Rat auch miterfordert wurde, that er allerlei dienliche Vorschläge; — die zwischen dem Kurfürsten und der Stadt Herford in Westfalen eingetretenen Irrungen half er zum Vergnügen des Hofes gleichfalls beilegen. Im Jahre 1652 begleitete er den Kurfürsten auch nach Prag; er wohnete daselbst der hohen Versammlung des Kaisers und der Stände des Reiches mit bei, wurde auch einiger Unterredung mit dem Kaiser gewürdigt, welcher ihm die Erhebung in den Freiherrenstand versprach, welche er aber gleichwohl nicht annahm, sondern an dem, seinem Geschlechte von jeher zugestandenen Reichsadel bescheidentlich beharren wollte, welcher ihm dann auch konfirmieret worden. Zuletzt veranlaßte er, daß der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm, mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm als mit seinem Herrn gesprochen und demselben gebührend auch begegnet. Da er auf der Rückreise von Prag von Steinschmerzen überfallen wurde, so lagen beide Kurfürsten, der von Sachsen und der von Brandenburg, um seinetwillen einen Tag lang stille; auch ließ ihm der erstere seine Sänfte anbieten, welche Gnade er aber ganz unterthänigst ablehnte. Dieser um den Hof und das Land so wohlverdiente Staatsminister starb im Jahre 1655, den 30. März, da er 60 Jahre 4 Monate und 1 Tag alt geworden. Der Kurfürst selbst, welcher ihm noch drei Tage vor seinem Ende einige sehr wichtige Expeditiones im höchsten Vertrauen anbefohlen hatte, bekannte es, daß er einen lieben und treuen Diener an ihm verloren habe, und der erblaßte Leichnam wurde in Begleitung Gräflicher und Freiherrlicher Personen, welche hierbei Kur- und Fürstliche Gesandschaften hatten, in der Nikolaikirche in dem Seidelschen Erbbegräbnisse im hohen Chore beigesetzt, woneben ihm ein ansehnliches Monument von rotem Marmor aufgeführet worden, auf welchem oben unter dem Bogen sein Bildnis und darüber ein brennender Phönix anzutreffen.“

— Dieses Monument ist noch heute vorhanden; doch steht dasselbe nunmehr in dem Gange unter der Orgel. Auch mehrere staatsrechtliche Schriften erhalten das Andenken des vortrefflichen Mannes noch heute.

Welch' erfreulicher Lebensgang! Ja, — eine starke Stütze des brandenburgischen Staates war es nun geworden, das höhere, geistig aufs feinste gebildete, wahrhaft vornehme Bürgertum von Berlin! Denn dem Adel dürfen wir die Seidelsche Familie nicht zurechnen, wenigstens in diesen Tagen noch nicht. Trotz ihres edlen, alemannischen Ursprunges beobachteten die Söhne des Hauses Seidel stets einfach-bürgerliche Lebensformen. Erasmus Seidels Gattin entstammte z. B. der in den geistlichen Ämtern der Mark so oft vertretenen Familie Pasche.

Martin Friedrich Seidel ist der würdige Sohn eines würdigen Vaters, des soeben geschilderten Geheimen Rates Erasmus. Er ist der Sammler jener „Bildnisse wohlverdienter Brandenburger", auf welche unsere Darstellung sich so vielfach hat beziehen müssen. Geboren wurde Martin Friedrich Seidel am 18. Febr. 1621, also mitten unter den Kriegesstürmen, — zu Berlin. „Der Knabe wurde zunächst aufs Kloster-Gymnasium gesendet; indessen war es in dieser Schule mit dem Unterrichte damals nicht zum besten bestellt." Das mögen wir wohl glauben! Obwohl der Rektor Gutke ein hervorragend tüchtiger Pädagoge war: den Kriegesnöten stand er machtlos gegenüber. Erasmus Seidel brachte seinen Knaben deshalb nach dem Joachimsthal; das dortige Gymnasium wurde indessen im Jahre 1636 durch den Überfall der Sachsen völlig zerstört und gänzlich aufgelöst. Lehrer und Schüler stoben auseinander; der Rektor Dresemius selbst wendete sich nach Berlin; er „lebte hier gleichsam in exilio und nahm vornehmer Leute Kinder in Kost und Unterweisung." — „Diese Gelegenheit kam auch dem von Seidel sehr zu statten; er machte sich den Unterricht dieses grundgelehrten Mannes drei Jahre lang zu nutze und begabe sich dann, 1638, auf die Frankfurter Universität." Allein schon 1639 begann ein Wanderleben rastlosester Art für den Jüngling, er begleitete den Vater auf seinen „Verschickungen" d. h. auf seinen diplomatischen Reisen. Bald weilte Martin Friedrich Seidel nun am Pregel, bald am Rheine.

Von seinem Aufenthalte an letzterem Strome möge unser Gewährsmann Küster uns ein wenig Näheres erzählen!

„Der junge Seidel," so berichtet er, „kam zu Emmerich an; er reisete nach Kleve und ließ sich von dem Dechanten Übelmann in der Philosophie, vom Pater Verhagen aber in der Geographie unterrichten. Auf Rekommendation des Propstes zu Xanten, Johann von Düsseldorf, nachmaligen Bischofs zu Samaria und Suffraganëi in Münster, besuchte er die Universität Köln am Rhein, auf welcher ihm anbetrachts seines Herrn Vaters alle Freundschaft gern erwiesen wurde. Er hatte mit den dasigen Professoribus, mit dem berühmten Johann Budaeo, dem nachmaligen salzburgischen Rate Hermes, dem Prälaten Sirstorphio, den berühmten Jesuiten Athanasio Kirchero, Maximiliano Sandero und Paulo Crusio, welcher letztere ihn zur römischen Kirche überzutreten bereden wollte, wie auch mit einigen erzbischöflichen Räten vertraulichen Umgang. Auch brachte ihm der vorerwähnte Johann von Düsseldorf bei dem päpstlichen Legato a latere, dem Kardinale Ginetti, eine Audienz zu wege, in welcher sich dieser auch gern erbot, ihn mit sich nach Rom zu nehmen. Er zeigte ihm verschiedene, auf des kurkölnischen Hofes Befehl verschriebene römische Münzen, und als Seidel solche zu deuten wußte, da sprach er zu ihm:

„Wahrhaftig! Du hast die ewige Roma ja schon in Germanien kennen gelernt!" —

Ebenderselbe Prälat führte unsern Freund Seibel dann auch mit sich nach Bonn, „woselbst er dem Kurfürsten präsentieret und an dessen Tafel gezogen wurde. Als nun 1640 der Jesuiten Jubeljahr einfiel, da sahe er solches zu Köln als in Roma Germanorum mit an und verwunderte sich sehr über die vielen Inventionen, Processionen und Caerimonien. Ein gewisser Jesuit, Pater Laurelius, hielt dabei einige Komödien, so mehrenteils auf Verspottung der Evangelischen abzielten, was verständige Leute sehr mißbilligten. Auf dergleichen Komödien folgte dann gewöhnlich ein Feuerwerk. Im Jahre 1641 aber reisete Seibel nach Frankfurt am Main, passierte unterwegs den gefährlichen Strudel bei St. Goar und besahe sich den Mäuseturm zu Bingen."

Soviel von einer Rheinreise der damaligen Zeit! In die Heimat zurückgekehrt, vollendete Martin Friedrich Seibel seine Studien zu Frankfurt an der Oder und nahm dann eine Informatorstelle bei den beiden Söhnen eines Freiherrn Conrad von Strünkede an, welche die Universität Marburg besuchen sollten. Dort, auf der hessischen Hochschule, betraf ihn zwar ein schwerer Unfall; „er stürzte mit dem Postgaule, und das Blut drang ihm zum Halse hinaus; alsobald aber war auch die Hülfe da," — freilich, eine nach unseren Begriffen sehr merkwürdige Hülfe: „der nächste Gastwirt heilte ihn mit Schweinsbrühen, welche mit Saffran stark gewürzet waren "

Weite Reisen, welche er mit den Herren von Strünkede von ihrem Erbsitze bei Dortmund aus unternahm, bildeten auch ihn. Die jungen Gelehrten sahen damals etwas mehr von der Welt als heut'; oft wurden auf diesen „Kavalier- und Gelehrten-Touren" Verbindungen angeknüpft, welche für das fernere Leben von entscheidender Bedeutung waren. Unserm Martin Friedrich Seibel aber eröffnete der Name des allverehrten Vaters die Thüren und die Thore überall. „Als er sich anno 1646 zu Kleve befand, ließ ihn der Rat aufs Rathaus bitten. Stratmann, der Vorderste unter ihnen, so hernachmals in den Grafenstand erhoben wurde, empfing ihn mit einer lateinischen Rede, welche der von Seibel sogleich beantwortete. Dann sollte ihm im Namen des Magistrates wegen der Verdienste seines Vaters um Staat und Stadt ein ansehnliches Geschenk gereichet werden;" Seibel aber hatte die seltene Zartheit, dasselbe abzulehnen, „weil er es nicht verschulden könnte". — Nur noch die Begegnung Seibels mit einem „gelehrten Frauenzimmer"; — dann wollen wir von seinen weiteren Reiseerlebnissen gerne schweigen! „Hierauf," so erzählt unsere Quelle, „besahe er Utrecht und sprach unter anderen die gelehrte Schurmannin, deren männliches Gemüte, sittsame Geberden und großen Verstand er nicht genug bewundern konnte. Als er ihr gegenüber zu verstehen gab, daß er es vor ein besonder Glück erachte, ein so gelehrtes Frauenzimmer zu sehen, antwortete sie, es wäre ja wohl in Teutschland manch' eine ihres Geschlechtes gewesen, so sich auf die Studia geleget hätte, und zeigete ihm ein großes Buch, worinnen viel gelehrtes Frauenzimmer beschrieben war. Weil sie aber nach der Kirche eilete, so konnte er damals nicht mehr mit ihr sprechen. Unter den Kupferstichen, welche er gesammlet hatte, befand sich auch *ihr* Porträt mit dieser Unterschrift in lateinischer Sprache:

‚Diese geistesgewaltige Jungfrau ist nur zur Hälfte ihrer Gestalt, im Brustbilde, hier dargestellt; *ganz* kann kein einzig' Gemälde sie fassen!'" —

Wir lächeln über so abstruse gelehrte Spielerei. Sie war indessen kein Zeichen der Einzelpersönlichkeit, sondern der gesamten Zeit. Wohl aber mag es uns dem gegenüber erfreuen, wie ernst und gewissenhaft ein Berliner Kind von damals sich auf seinen, im Vaterlande dereinst zu übernehmenden Beruf vorher im Auslande vorbereitete. Martin Friedrich Seidel besuchte nicht allein die holländischen Hochschulen; nein, es trieb ihn auch nach Angers, nach Paris und immer, immer wieder nach Orléans. „Das meiste Gute" sah er nach seinem eigenen Eingeständnisse freilich in England; aber gerade die Universität zu Orléans wurde ihm besonders lieb. Auf Betreiben eines Grafen von Thurn wählte ihn denn auch die deutsche Nation der vielbesuchten, dortigen Hochschule zu ihrem „Rat". In der großen Bibliothek zu Orléans verfaßte Seidel eine Abhandlung „de jure germanicorum"; „allein er liebte auch „den roten" und „den weißen Wein" von den Ufern der Loire und verfiel durch allzu reichlichen Genuß desselben in eine heftige Kolik." Da rief der Vater ihn nach Hause, und Seidel hatte zu gehorchen, so gern er auch Italien noch gesehen, — so gern er auch noch eine Zeitlang bei dem Reichskammergerichte von Speyer gearbeitet hätte.

Amt und Ehren konnten einem so tief und gründlich gebildeten Manne daheim nicht wohl entgehen. Überdem waren die beiden mächtigen Brüder von Burgsdorf, der Oberkammerherr Konrad und der Oberstallmeister Georg Ehrenreich, dem Geschlechte Seidel sehr geneigt, weil dasselbe, wie auch die Burgsdorfs, zu einer der Krone Schweden genehmen Politik hinneigte. Ohne irgend eine Bemühung seinerseits wurde Martin Friedrich Seidel daher Konsistorial- und Kammergerichtsrat; allein so schnell er diese Ämter auch errang, so gewissenhaft wußte er sie zu verwalten. Im Jahre 1667 wurde ihm auch noch das dritte Amt eines altmärkischen Quartalgerichtsrates verliehen.

Da brachen die verhängnisvollen konfessionellen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und den Kalvinisten von neuem aus; auch Seidel fühlte, wie viele seiner Glaubensgenossen, sein Gewissen im Dienste des großen Kurfürsten beschwert; auch er vermochte es nicht, jene „Reverse" zu unterzeichnen, auf welche wir demnächst im Zusammenhange zu sprechen kommen. Er legte daher im Jahre 1670 seine Ämter nieder und ging in gut lutherische, in — schwedische Dienste. Das „Mandatum avocatorium", welches Kurfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1675 erließ und welches alle seine Unterthanen aus fremden Kriegs- und Civil-Ämtern zurückrief, führte jedoch auch Martin Friedrich Seidel seiner Zeit nach Berlin zurück. Wiederum aufgenommen in das Kollegium des Kammergerichtes, starb er im Jahre 1693 und wurde in St. Nikolai, in seiner Ahnen Grüften, beigesetzt. Martin Friedrich Seidel war zweimal verheiratet gewesen; seine erste Gattin war eine Tochter des Geschlechtes Kohl, — seine letzte Gemahlin ein Fräulein von Ilow, Eva Katharina, die Nichte des berühmten Feldmarschalls „Illo", des tapfern Freundes und Todesgenossen von Wallenstein. Sein Sohn Andreas Erasmus aber pflanzte, wie wir sehen werden, das alte Haus der Seidel in hohen Ehren fort.

Martin Friedrich Seidel war endlich, wie wir heute sagen würden, auch ein „Lokal-Patriot", — ein Mann, der mit dem allertreuesten Herzen an seiner Heimat hing. Es steht dieser Thatsache der Umstand, daß er gleichwohl in schwedische Dienste gegangen ist, durchaus nicht entgegen; nur das religiöse Bekenntnis eben galt ihm noch mehr als sonst sein Teuerstes: das Vaterland. Seidel hat unter

anderen Werken die berühmte „märkische Bildersammlung" zustande gebracht, — ein Unternehmen, welches jetzt freilich oft als ein durchaus ungenügendes hingestellt wird, welches aber dennoch für jene Zeit etwas Großes bedeutete. So hat er auch noch Urkunden, Münzen, Urnen und andere Antiquitäten gesammelt, welche sich auf die Geschichte der Mark bezogen; so hat er ferner Inschriften, Wappen, Büchertitel und ähnliches „zusammengebracht"; so hat er endlich, um uns eines kurzen Wortes zu bedienen, jedes, auch das kleinste Feld der Provinzialgeschichte mit liebevollem Fleiße bearbeitet. Und das ist gewiß nicht hoch genug anzuerkennen!

Woher aber diese treue Anhänglichkeit an den heimischen Boden? Woher dieser Sammlerfleiß? Woher diese Vaterlandsliebe, welche mit großer Mühe so wertvolle Manuskripte erkaufte, — Sammlungen, welche das Schicksal leider wieder verweht hat? — In der Geschichte von Berlin ist uns dieser Zug der Treue, — ist uns solch' eine vaterländische Thätigkeit bis zu diesem Zeitpunkte noch nicht begegnet. Fürwahr! Nur eine hehre Persönlichkeit, wie es diejenige des großen Kurfürsten war, vermochte diesen Geist der Vaterlandsliebe wachzurufen! Ja, — unvergessen sei er, der Patriot Martin Friedrich Seidel! Auch in seinem Wirken enthüllt sich uns nichts anderes als der mächtig bestimmende, der gestaltende Einfluß Friedrich Wilhelms auf seine Zeitgenossen. An seinem Beispiele erstarkte die bürgerliche Tüchtigkeit Zarlangs; nach seinem Vorbilde führte Tieffenbach sein ernstes, schönes Familienleben; — in seiner Ruhmessonne erwuchs die Liebe Seidels zu seiner Heimat.

Welch' ein Segen ist ein großer Fürst doch seinem Volke! Gewiß, — das Bürgertum von Berlin und Kölln hatte sich ernst und mannhaft erhoben; allein dies hätte nicht geschehen können, wenn sich die Bürger nicht auf den starken Arm dieses jugendlichen, begeisterten und darum auch begeisternden Helden zu stützen vermocht hätten. Wohin wir den Blick auch zu richten vermögen: allüberall begegnet uns der belebende und veredelnde Einfluß dieses großen und reinen Fürsten. Auf dem Felde der Geschichte Berlins erklingt's bereits von 1648 ab wie fröhlicher, zur Arbeit ermunternder Zuruf: Das Bürgertum der neuen Zeit wendet im milden Scheine der Friedenssonne unter fürstlicher Leitung sich der Lösung jener Aufgaben zu, welche allzulange schon ihrer Erledigung geharrt hatten.

— — — —

4. Acht Friedensjahre.

[illegible]

Wir [illegible] im Jahre 1648 ab-[illegible] die Schweden in der Mark. [illegible] Es ist ein [illegible] Friedrich Wilhelms [illegible] daß er [illegible]

[illegible]

[illegible] Schneider [illegible]

[illegible] Kirche [illegible]

dasselbe bei der Hand war, machte der Schneider eine tiefe Reverenz gegen den Kurfürsten mit diesen Worten:

„Auf Befehl meines gnädigsten Kurfürsten und Herrn und, weil der Herr Stoschius es also haben will, (hiermit gosse er eine handvoll Wasser auf das Käpplein,) taufe ich Dich Käpplein, daß Du Käpplein sollst heißen und bleiben, solange ein Stück an Dir ist."

Da lachte der Kurfürst, zog den Stoschium an die Seite und sagte ihm:

„Lasset den Kerl unvexieret; er ist gescheidter denn Ihr!"

In die Jahre 1648 oder 1649 kann jedoch diese Geschichte, wenn sie überhaupt wahr ist, nicht fallen; wir haben sie nur um deswillen hier erwähnt, weil sie eine eigentümliche, spöttelnde Richtung des Berliner Witzes darstellt und jenen tiefen Verfall kennzeichnet, in welchen nach und nach auch das Verehrungswürdigste geraten war. Anno 1648 und 1649 aber, während der Visitation, befand sich Kurfürst Friedrich Wilhelm, wie wir bereits wissen, nicht in Berlin, sondern in Kleve.

Die Visitatoren hatten nach damaligem Brauche auch die Zustände der höheren Schulen des Landes sorgfältig zu untersuchen. Auch auf diesem Gebiete traten große Übelstände zutage; auch auf ihm regte sich indessen jetzt ein neues Leben. In Adam Spengler, einem Elsasser Bauernsohne, wurde dem grauen Kloster ein Rektor von schöpferischer Kraft gewonnen; durch seine Bemühungen erblühte, wie wir sehen werden, das „Drama sacrum" auch in Berlin. Von großer Wichtigkeit für die Geschichte des höheren Unterrichts in Berlin ist ferner die in diesen acht Friedensjahren erfolgte Verlegung des Joachimsthalschen Gymnasiums nach Berlin. „Im Jahre 1650," sagt Küster, „fingen die zerstreueten Musen an, sich wieder in Berlin zu sammeln, nachdem der glorwürdige Kurfürst schon einige Jahre vorher, nämlich 1646, befohlen hatte, daß die reformierte Schule in Kölln mit der Joachimsthalischen vereinigt werden sollte." Wir erinnern uns, daß im Jahre 1636 die Fürstenschule von den Sachsen auseinandergesprengt worden war. „Es war aber die Anzahl der Schüler anfangs so geringe, daß sie mit einem kleinen Zimmer sich behelfen konnten; ein Lehrer war zum Unterricht hinlänglich. Als aber die der Schule gewidmeten Einkünfte sich von Jahr zu Jahr vermehrten, wurde im Jahre 1650 Herr Ernst Wulstorp aus dem Fürstentume Anhalt zum Rectori berufen und demselbigen einige Lehrer an die Seite gesetzet; es kam auch die Kommunität, das Alumnat, wiederum in Gang." — Die Einkünfte dieses Gymnasiums bestanden wesentlich aus ländlichen Abgaben und Erträgen; — erst nachdem der Ackerbau in der Mark sich wiederum gehoben hatte, konnte die Anstalt zu neuer Blüte gelangen. Von den Schicksalen dieser Gelehrtenschule im einzelnen wird unten noch ein eingehenderes Bild zu entwerfen sein. Für das Gedeihen geistigen Lebens zu Berlin und Kölln wurde es endlich noch bedeutsam, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm schon in diesen ersten acht Friedensjahren, welche ihm beschieden waren, den Plan faßte, eine Bibliothek zu gründen, welche den Gelehrten seines Landes zur Benutzung offenstehen sollte. Der Doktor Pelargus bot ihm seine Bücher für 8000 Thaler zum Kaufe an. Wahrscheinlich aber war dieser Preis zu hoch, als daß der Ankauf wirklich erfolgen konnte. All' diese Maßnahmen zur Hebung des religiösen und geistigen Lebens der Mark und Berlins konnten nicht verfehlen, ihren belebenden Einfluß auch auf die Unterthanen des jungen Fürsten auszuüben und sie auf höhere Interessen hinzuweisen. Und das war dringend notwendig. Denn die Nachwehen des großen Krieges zuckten noch lange, lange Zeit

durch die Volksseele. Es zeigte sich dies sowohl auf dem Gebiete der Sittlichkeit, wie auf dem des Volksglaubens.

Das Pusthiussche Chronicon berichtet uns aus der Zeit von 1648 bis 1656 eine Fülle entsetzlicher Verbrechen, welche von Mitgliedern der großen Adelsgeschlechter Schenk von Teupitz, von Arnim, von Hake und Gans von Putlitz begangen worden sind. Die Einzelheiten dieser Delikte sind so haarsträubend, daß sie an diesem Orte nicht erwähnt werden können. Wenn dergleichen inmitten der ersten Familien des Landes geschehen konnte, — wie mag es dann um die Sittlichkeit in den niederen Ständen bestellt gewesen sein? Mit unnachsichtiger Strenge aber griff Friedrich Wilhelm durch, wer immer der Mörder, der Ehebrecher auch war. Allein auch in bezug auf Ausübung „geheimer Künste" kannte der Kurfürst keine Milde. So wurde z. B. im Jahre 1653 zu Berlin ein hochbetagter Heideläufer, Namens Klaus, enthauptet, „welchen man für einen argen und teufelischen Zauberer hielt und der in dem albernen Rufe stand, daß er den Leuten verlorene und gestohlene Sachen wiederschaffen könne. Der Thor hatte unvorsichtigerweise ausgesprengt, er besitze einen Geist, der ihm alles, was er wissen wolle, berichte. Und ohnerachtet er dieses bei ernster Frage und selbst nach ausgestandener Tortur leugnete, mußte er dennoch sterben," denn das ernste Christentum Friedrich Wilhelms verabscheute den Mißbrauch des Namens Gottes; — seinem Volke drohe Unheil, wenn ihm die Religion die ernste, fromme Sitte fehle: das war sein fester Glaube. Aus ihm ergab sich diese Strenge mit Folgerichtigkeit; dieselbe war in der That geboten und erwies sich durchaus heilsam. Charakteristisch für den großen Fürsten ist, was er zu sagen pflegte, wenn er einen seiner Soldaten zu strafen hatte, der in die alten Laster des Krieges, in Mord oder in Unzucht, zurückgefallen war:

„Ich will kein solch' Gesindel in meinen Diensten haben!"

Es mochte ihn dabei jener Gedanke beseelen, welcher nachmals, vor der Schlacht von Leuthen, auch seinem großen Urenkel vor die Seele trat: daß dem gottesfürchtigen Krieger der Sieg gewiß sei.

Ein fortwährendes Bessern also an dem Geiste des Volkes! Und wie der Aberglaube zu vernichten sei, das erkannte Friedrich Wilhelm mit der Schärfe des hohenzollerschen Adlerblickes auch sofort: im Jahre 1654 ließ er durch Johann Raue, einen der Geistlichen von St. Nikolai, einen

„Entwurf zur Verbesserung derer Schulen"

ausarbeiten. —

Doch wenden wir uns nunmehr dem Gebiete materieller Interessen zu! Unermüdlich finden wir den Kurfürsten auch auf ihm thätig, — thätig auch zum Besten seiner Städte Berlin und Kölln. In die acht Jahre von 1648 bis 1656 fallen von Maßnahmen des großen Herrschers folgende Unternehmungen, welche für die Entwickelung der Residenz von hoher Bedeutsamkeit waren:

Die Regulierung des durch die Kipperei und Wipperei in Grund und Boden zerrütteten Münzwesens, 1649; — leider konnte Friedrich Wilhelm bei der Beschränktheit seiner Mittel in dieser Beziehung nicht immer auf dem rechten Wege verbleiben,

die Anlage der ersten Schleuse bei Berlin, 1650, und die Berufung des Schleusenmeisters Wibrand Gerritsen nach Berlin, 1653; er sollte auf dem Werder eine neue Schleuse erbauen;

die Gründung des kurbrandenburgischen Postwesens durch den hochverdienten Kammerrat Michael Matthias, einen Nachkommen des alten Thomas Matthias, welcher die ersten drei Berliner Posten, die „beständigen Fahrten nach Kleve, nach Preußen und nach Sachsen" einrichtete,

die Erbauung von Ziegelscheunen und Magazinen bei Berlin und Kölln, 1651,

der Erlaß einer neuen Gesinde-Ordnung und das Verbot der Vor- und Aus- käufereien, ebenfalls 1651,

die Erbauung des „neuen Krahnes" beim heutigen Packhofe, 1652, — eine Anlage, welche dadurch notwendig geworden war, daß sich bereits bedeutende aus- wärtige Handelsherren, wie der spätere Ober-Salzfaktor Enckevort und der Nieder- länder Chombart, zu Berlin-Kölln angesiedelt hatten,

die Übertragung des Mühlensteinhandels an die Amtskammer, 1652,

die Erbauung einer Schälung an der Spree an der heutigen Niederlagstraße, 1654, und ähnliche Werke mehr, welche es den Städten laut verkündeten, daß in der Brust Friedrich Wilhelms ein wahrhaft landesväterliches Herz für sie schlug, ein Herz, wie es einst Joachim I. in seinen lichten Tagen besessen hatte.

All' diese Maßnahmen Friedrich Wilhelms aber bezeugen es uns klar, eine wie durchgreifende Veränderung die Stellung der Städte gegenüber der Landesherrschaft inzwischen erfahren hatte. Was der Kurfürst jetzt anordnete und ins Leben treten hieß, war vordem Gegenstand der Für- sorge des Rates gewesen. Die Kompetenzverhältnisse des Rates und der Bürgerschaft hatten sich während des großen Krieges völlig ver- schoben. Man war in das Zeitalter des aufgeklärten, landesväterlich- wohlwollenden Absolutismus eingetreten, für welchen es keinen edleren Repräsentanten giebt als diesen weisen und thatkräftigen Fürsten mit seinem Wahlspruche:

„Pro Deo et pro populo!"

Jene Ohnmacht, welche das Bürgertum während des langen Krieges bewiesen hatte, wurde nun gestraft. „Wer seine Stadt nicht zu beschützen vermag, der hat in ihr auch nimmer zu befehlen." Es war der größte Segen für die Städte Berlin und Kölln, daß anstatt eines trägen und unentschlossenen Rates nunmehr ein Fürst von dieser Spannkraft des Geistes, von dieser Stärke des Willens, von dieser Klar- heit des Blickes und von diesem Wohlwollen der Gesinnung die Fürsorge für sie übernahm.

Wir werden dies als eine unumstößliche Wahrheit noch klarer erkennen, wenn wir die Frage zu beantworten versuchen:

„Was ist es, was der Rat, die Stadtverwaltung sowohl in Berlin wie in Kölln während dieser acht Friedensjahre zum Besten der Bürgerschaft selbständig unternommen und ausgeführt hat?"

Leider lautet die Erwiderung hierauf: „So gut wie nichts, so tüchtige Männer die Bürgermeister dieser Zeit, Benedikt Reichard und Georg Weber, Andreas Lind- holz und Michael Zarlang, Philipp Trumbach und Sebastian Rhewendt, — erstere vier in Berlin, letztere zwei in Kölln auch waren. Es ward ihnen eben keine Ge- legenheit gegeben, für die öffentliche Wohlfahrt zu sorgen; — mit eherner Hand griff der Landesherr selbst, so oft es not that, vor ihnen in den alten Wirkungskreis des Rates ein.

Doch daß wir billig und gerecht seien! Auch jene soeben genannten Männer wollten nur das Beste; sie wurden angefeuert von dem machtvoll vorwärts strebenden Geiste Friedrich Wilhelms. Wir besitzen dafür ein merkwürdiges Zeugnis bereits aus dem Jahre 1649, — ein Zeugnis, welches uns auf das noch unangebaute Gebiet der Verfassungsgeschichte Berlins zurückführt, auf ein Gebiet, welches wir seit langer Zeit nicht mehr betreten haben.

Es kam ein neuer Geist auch über die Stadtverwaltung, als mit dem neuen Herrn die neue Zeit erschienen war. Bald aber wurden die Räte zu Berlin und Kölln deß inne, daß über verschiedene Punkte ihrer Amtsthätigkeit jede schriftliche Festsetzung und Anweisung fehlte. Man hatte sich bisher nur an die „Observanz" gehalten; dabei aber war jedenfalls viel Ungewißheit, viel Unsicherheit und viel wohl auch an Streit zu tage getreten. Darum beauftragte, „der guten Ordnung und des lieben Friedens wegen", der damalige Bürgermeister Benediktus Reichard zu Berlin, das regierende Haupt der Stadt, den Syndikus Sebastian Rhewendt zu Kölln, über die streitigen und durch schriftlich niedergelegtes Ratsstatut nicht genau geregelten Punkte und Gegenstände der Stadtverwaltung „einige Conventiones oder Schlüsse in die Feder zu fassen". Rhewendt unterzog sich dieser Arbeit und fertigte eine Ratsstatut von 13 Kapiteln an, welches er am St. Johannistage, dem 21. Dezember 1649, dem Rate auf dem Berliner Rathause mit den folgenden Distichen übergab:

„Curia dat curas, minuit concordia curas,
Quam nisi tu cures, curia cura tibi.
Crescere parva vides, ubi pax, concordia crescunt,
Magnaque dilabi, pax ubi nulla datur.
Vincula necte, deus, quae concors curia confert;
Membris sint curae curia paxque precor!" —

Eine elegante Spielerei mit den Worten cura, curia und concordia! Daß wir's schlicht übersetzen:

„Das Rathaus bringet Sorgen, doch Eintracht mindert Sorgen.
Sorgst du fürs Rathaus nicht, so wird es Sorge dir.
Wo Fried' und Eintracht ist, siehst du Geringes wachsen,
Doch wo nicht Eintracht wohnt, da schwindet Großes hin.
O eini'ge, Gott, uns all' im friedevollen Rathaus';
Des Hauses Friede sei uns Sorge für und für!"

Das erste dieser 13 Kapitel spricht von „Erhaltung der Privilegien beider Städte, ihrer Gewohnheiten und Gerechtigkeiten"; dasselbe mahnt zur Beibehaltung „der lieben Einigkeit" und bestimmt das Folgende:

In geistlichen Dingen bleiben die Städte nach wie vor getrennt; nur die Verwaltung der Distelmeierschen Stipendien ist ihnen gemeinsam. In weltlichen Dingen aber giebt es gar vieles, was bonum publicum ist. Das soll man mit Treue wahren. Vor allen Dingen aber soll in bezug auf dies gemeinsame weltliche Gut keine der beiden Städte selbständige Beschlüsse fassen oder „bei vorfallenden Mißhelligkeiten einen Streit auf die Spitze des Rechtes setzen", sich vielmehr zu gütlicher Beilegung desselben verstehen und sich der Entscheidung der anderen märkischen Hauptstädte unterwerfen, „wie es einst die lieben Vorfahren gethan". Auch die membra (Ratsherren) sollen mit einander in guter Freundschaft leben, und soll niemand dem Andern etwas Böses ansinnen.

Darnach wird gehandelt von „Sessionen, Ordnung bei öffentlichen Zusammenkünften und Ausfertigung der Sachen, so nomine beider Städte geschehen“. Merkwürdigerweise werden hier bereits vier Bürgermeister zu Berlin und zwei Bürgermeister zu Kölln erwähnt. Man trug sich also schon damals mit dem Plane, mehreren Ratmannen als bisher, den Bürgermeistertitel zu verleihen; indes scheint diese Änderung den Beifall des Kurfürsten nicht gefunden zu haben; denn es werden noch lange Zeit nur zwei Berliner Bürgermeister erwähnt; erst 1668 taucht neben ihnen noch ein Adjunctus Fisci auf, und erst 1699 finden sich vier Berliner Stadthäupter verzeichnet. Das Ratsstatut von 1649 blieb demnach in gewissen Punkten wohl nur erst ein Entwurf.

Aus dem dritten Kapitel erfahren wir, daß die sogenannte „Ratsversetzung“ nunmehr beständig am St. Thomastage vor sich ging. Vor dem 21. Dezember war demnach stets schon die kurfürstliche Konfirmation jener Personen ergangen, „so das folgende Jahr dem Stadtregimente in beiden Städten vorstehen sollten“. Diese kurfürstliche Bestätigung war z. B. im Jahre 1647 auf dem köllnischen, — in den Jahren 1648 und 1649 aber auf dem berlinischen Rathause verlesen worden. Dabei sollte es auch ferner verbleiben. Wo aber die Confirmatio verlesen war, dort fanden dann auch ein, bezügl. zwei Jahre lang die Sitzungen der beiden Räte statt, wann etwas Gemeinsames zu beschließen war, — es war dies schon seit 1636 in dieser Weise stets gehalten worden; — dort wurde auch auf Kosten der betreffenden Stadt „die Ausrichtung gethan“ d. h. „festlich geschmaust“. Aus dieser Zeit mag auch jener noch heute vorhandene Becher stammen, welcher den neu eintretenden Ratmannen am St. Thomasfeste auf eine scherzhafte Weise kredenzt zu werden pflegte. Dieser Pokal, welcher am Fußgestelle die beiden Wappentiere von Berlin und Kölln, den Bären und den Adler, trägt und mit einem doppelten Boden versehen ist, wurde in seinem tieferliegenden Teile mit Wein, in der offenen, oberen Höhlung aber mit Wasser gefüllt. Um den Wein nun ohne das Wasser genießen zu können, mußte man eine Öffnung am Rande benutzen, deren Zweck nur nach genauer Beobachtung zu erkennen ist. Auf dem oberen Teile des Bechers stehen die Verse:

„Wenn Adler und der Bär am Thomasfest sich letzen,
Denkt mancher sich auch gern in höhern Stand zu setzen;“

am Fuße aber heißt's:

„Doch wer die rechte Stell' und Ohrt nicht finden kann,
Der trifft anstatt des Weins das reine Wasser an.“ —

Der Rathaussaal zu Berlin war auch wohl damals noch, wie schon 1580, mit Kronleuchtern aus Hirschgeweihen geschmückt; — daß aber die „Comoedia“ vor — und der festliche Tanz nach der „St. Thomas-Collation“ in der Zeit Friedrich Wilhelms des Großen noch stattgefunden haben, möchten wir fast bezweifeln. Denn das bürgerliche Leben hatte durch den gewaltigen Krieg nur allzuviel von seinem Schmucke verloren, und die Kurfürstin Luise sah Tanz und Spiel nicht gern.

Die Kapitel 4 bis 9 der Statuten von 1649 handeln von gerichtlichen Dingen und enthalten eine Fülle von Rechtsbestimmungen, welche wir hier nur zum Teile wiederzugeben vermögen.

Die höchste Gerichtsbarkeit — „in Fällen, so Hals und Bauch angehen“, — wurde in den Städten von beiden Räten gemeinsam, in den Ratsdörfern aber mit alleiniger Ausnahme von Lichtenberg getrennt ausgeübt. Gefangen gesetzt wurden

die Bürger stets in der Stadt, in welcher sie ansässig waren, — Fremde in der, in welcher sie gefehlt hatten. That es Not, so zogen die bewaffneten Ratsdiener gemeinsam „zur Kaptur“ aus. Der „peinliche Prozeß“ sollte nur nach der Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. geführt werden; in bezug auf seine Kosten aber wurde das alte Verhältnis Berlins zu Kölln = 2 : 1 festgehalten. Die Gerichtsverhandlungen fanden noch immer in der „Berliner Schöppenbank“ statt; das heißt: auf der Gerichtslaube zu Berlin, bei welcher sich auch die Köllner Schöppen einzufinden hatten. Auch die Exekutionen der Malefikanten in beiden Städten gingen auf dem Berliner Hochgerichte, der „Schädelstätte“ an der Ecke der Großen Frankfurter und Weberstraße, vor sich. Köllnische „arme Sünder“ wurden daher von den köllnischen Dienern soweit bis auf die lange Brücke geleitet, bis sie die Grenze der Stadt Berlin erreicht hatten, d. h., bis sie von der köllnischen Seite her ein Dritteil derselben zurückgelegt hatten. Dort standen „zwei Posten neben einander“, vielleicht rot-weiß und schwarz-weiß gestrichen: die Grenzpfähle beider Städte; — dort nahmen dann die Diener des Edlen Rates von Berlin sie in Empfang; in der Begleitung zur Schädelstätte hin aber wechselten „die Priester“ der Reihe nach unter sich ab. Wohl hatte Kölln jetzt seinen eigenen Richter; aber bei Hegung der Schöppenbänke und Ausführung der armen Sünder durfte er nicht erscheinen; hierbei fungierte nur der Richter von Berlin im Vereine mit den Schöppen beider Städte. Das Alles sind noch Erinnerungen an die alten Rechtszustände; der Berliner Rat besaß also das oberste Gericht in beiden Städten auch noch jetzt. Dem Köllner Richter lag in peinlichen Fällen auch jetzt nur die bloße Vorbereitung, die „Formierung des Prozesses“ ob. Der Scharfrichter aber wurde von den Räten beider Städte und von dem kurfürstlichen Hausvogte zugleich angenommen; er waltete seines Amtes ja nicht nur bei den Verbrechern beider Städte, sondern auch bei den vom Hof- und Kammergerichte verurteilten armen Sündern.

Allüberall bekunden die Bestimmungen dieses Rezesses einen billigen und verständigen, einen ordnungsliebenden und dem allgemeinen Besten zugewandten Sinn. In dieser Hinsicht bilden sie ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit. Die Ratskörperschaften wollten in brüderlicher Eintracht neben einander leben:

„Idem velle et nolle: id firmam parit amicitiam,“ — „Dasselbe wollen und nicht wollen, erst dies schafft eine getreue und feste Freundschaft,“ — so sprechen die alten Ratmannen oder vielmehr Herr Sebastian Rhewendt. Von den weiteren Bestimmungen des Schriftstückes erwähnen wir noch die folgenden:

An der langen Brücke hatte Berlin zwei Dritteile, — Kölln ein Dritteil Eigentum. Das gleiche Rechtsverhältnis waltete auch bei der Scharfrichterei ob. Sehr eifrig zeigten sich die Räte beider Städte für das Wohl und Wehe ihrer „Bernauer Keller“ besorgt, „auf deren Verlag jährlich ein Großes zu wenden war“; sie gingen deshalb auch mit dem Gedanken um, die „Winkelkrüge“ ganz und gar abzuschaffen, und beschlossen „steif und fest darüber zu halten, daß diejenigen, so Wein einlegten, auch erlegten, was sich gebühret“. Verordnungen über die Art und Weise, in welcher die Bierziese, der Fischzoll und das Jahrmarkts-Stättegeld zu vereinnahmen sei, beschließen endlich dies Schriftstück, welches in duplo ausgefertigt, mit den größeren Siegeln beider Städte versehen und auf beiden Rathäusern niedergelegt wurde. Merkwürdig ist in dem Ausstellungsvermerke noch die Jahreszahl: 1649, — „nach Erweiterung der Stadt Berlin aber im 509. Jahre“. Es liefen also bereits damals

Sagen von einer sehr frühen Gründung Berlins und von einer Erweiterung der Stadt, welche im Jahre 1140 erfolgt sei, innerhalb der Bürgerschaft um.

Viel Wichtiges trug sich anfangs der fünfziger Jahre in beiden Städten zu. Fast alljährlich wurden Landtage in ihnen abgehalten, und die Tage von 1651, 1652 und 1653 waren von gradezu grundlegender Bedeutung für den Staat der Hohenzollern. Friedrich Wilhelm der Große setzte auf ihnen seine hochbedeutsamen Reformen in den Gebieten des Heereswesens und der Staatsverwaltung durch. Nicht ohne den Widerspruch der Stände, — nicht ohne harten Kampf! Wer ihm aber als Führer der ständischen Partei, als Verfechter der alten, verbrieften Rechte der Ritter und der Städte entgegentrat, das war kein anderer als der Freund und Schützer seiner Jugend; — Konrad von Burgsdorf war's, sein „Bruder und sein Blutsfreund". Der Oberkammerherr tritt noch einmal in die Geschichte ein.

Es hat sich ein Kreis von Sagen und von — boshaftem Klatsch um diesen ehernen Mann zusammengezogen, auf welchen, weil er in allen größeren Berliner Geschichten erwähnt wird, auch hier näher eingegangen werden muß. Da soll Konrad von Burgsdorf dem Gespenste der weißen Frau auf dem „Wendelsteine" begegnet sein; es kostete ihm fast den Hals; da soll er es sogar gewagt haben, den Kurfürsten zur ehelichen Untreue zu verleiten, „damit nicht allzuviel der Bettelprinzlein geboren würden". Dergleichen ist von einem Berliner Historiker dem andern nachgeschrieben worden!! Es hatte damals mit den „Bettelprinzlein" wahrlich keine Not; — im Gegenteil: mit heißer Sehnsucht wurde ein Stammhalter und Kurerbe erwartet. Und wie hätte er, der den reinen Sinn des hoheitsvollen Herrn viel besser kannte als jedweder andere, es wagen dürfen, dem Gebieter mit solch' einem ehrlosen Rate zu kommen! Nein, — die Ursachen des Sturzes von Burgsdorf lagen ganz wo anders.

Konrad von Burgsdorf war allerdings ein Kavalier der alten Zeit: er trank, er spielte, fluchte, obwohl er kirchlich fromm und gläubig, ja selbst mild und reich wohlthätig sich bewies. Für die Umgebung einer Luise war er demnach nicht geschaffen. Noch nicht ein Jahr weilte die Kurfürstin in Berlin, da wünschte sie es bereits, daß Burgsdorf vom Hofe entfernt würde. Das Pusthiussche „Chronikon" hat die Notiz:

„Anno 1651 den 11. April hat der Oberkammerherr von Burgsdorf mit dem Geheimen Rate Otto von Schwerin ein gefährlich Duel gehalten, dessen Ursach gewesen, daß die Kurfürstin die Aufwartung des von Schwerin der seinigen vorgezogen; darüber der von Burgsdorf gar in Ungnade 'kommen."

Rechnen wir hierzu noch jenen Widerstand, welchen Burgsdorf im Namen der Stände den Forderungen des Kurfürsten für das Heer entgegensetzen mußte, weil er eben Landtagsmarschall war, so erklärt es sich leicht, daß wir den alten, treubewährten Diener, verwiesen vom Hofe, am 1. Februar 1651 in seinem Hause auf der Poststraße zu Berlin eines sanften und seligen Todes sterben sehen. „Sein letzter, unter Thränen ausgestoßener Seufzer war ein Gebet für seinen Herrn." Dies und nichts anderes ist die Wahrheit. Der Landtag von 1653 aber schuf im Einverständnisse mit Friedrich Wilhelm unseres Staates stärksten Pfeiler, unser Heer. —

Wir vermögen diesen stillen und friedlichen Abschnitt unserer Stadtgeschichte nicht zu beschließen, ohne bei seinem letzten Jahre 1655 noch ein wenig länger zu verweilen. Denn ein ereignisreiches war dasselbe wiederum wie einst das Jahr 1620 für Berlin und Kölln.

Trüb und leidvoll genug begann dasselbe. Der große Schwedenkönig Karl

die Bürger stets in der Stadt, in welcher sie ansässig waren, — Fremde in der, in welcher sie gefehlt hatten. That es Not, so zogen die bewaffneten Ratsdiener gemeinsam „zur Kaptur" aus. Der „peinliche Prozeß" sollte nur nach der Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. geführt werden; in bezug auf seine Kosten aber wurde das alte Verhältnis Berlins zu Kölln = 2 : 1 festgehalten. Die Gerichtsverhandlungen fanden noch immer in der „Berliner Schöppenbank" statt; das heißt: auf der Gerichtslaube zu Berlin, bei welcher sich auch die Köllner Schöppen einzufinden hatten. Auch die Exekutionen der Malefikanten in beiden Städten gingen auf dem Berliner Hochgerichte, der „Schädelstätte" an der Ecke der Großen Frankfurter und Weberstraße, vor sich. Köllnische „arme Sünder" wurden daher von den köllnischen Dienern soweit bis auf die lange Brücke geleitet, bis sie die Grenze der Stadt Berlin erreicht hatten, d. h., bis sie von der köllnischen Seite her ein Dritteil derselben zurückgelegt hatten. Dort standen „zwei Posten neben einander", vielleicht rot-weiß und schwarz-weiß gestrichen: die Grenzpfähle beider Städte; — dort nahmen dann die Diener des Edlen Rates von Berlin sie in Empfang; in der Begleitung zur Schädelstätte hin aber wechselten „die Priester" der Reihe nach unter sich ab. Wohl hatte Kölln jetzt seinen eigenen Richter; aber bei Hegung der Schöppenbänke und Ausführung der armen Sünder durfte er nicht erscheinen; hierbei fungierte nur der Richter von Berlin im Vereine mit den Schöppen beider Städte. Das Alles sind noch Erinnerungen an die alten Rechtszustände; der Berliner Rat besaß also das oberste Gericht in beiden Städten auch noch jetzt. Dem Köllner Richter lag in peinlichen Fällen auch jetzt nur die bloße Vorbereitung, die „Formierung des Prozesses" ob. Der Scharfrichter aber wurde von den Räten beider Städte und von dem kurfürstlichen Hausvogte zugleich angenommen; er waltete seines Amtes ja nicht nur bei den Verbrechern beider Städte, sondern auch bei den vom Hof- und Kammergerichte verurteilten armen Sündern.

Allüberall bekunden die Bestimmungen dieses Rezesses einen billigen und verständigen, einen ordnungsliebenden und dem allgemeinen Besten zugewandten Sinn. In dieser Hinsicht bilden sie ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit. Die Ratskörperschaften wollten in brüderlicher Eintracht neben einander leben:

„Idem velle et nolle: id firmam parit amicitiam," — „Dasselbe wollen und nicht wollen, erst dies schafft eine getreue und feste Freundschaft," — so sprechen die alten Ratmannen oder vielmehr Herr Sebastian Rhewendt. Von den weiteren Bestimmungen des Schriftstückes erwähnen wir noch die folgenden:

An der langen Brücke hatte Berlin zwei Dritteile, — Kölln ein Dritteil Eigentum. Das gleiche Rechtsverhältnis waltete auch bei der Scharfrichterei ob. Sehr eifrig zeigten sich die Räte beider Städte für das Wohl und Wehe ihrer „Bernauer Keller" besorgt, „auf deren Verlag jährlich ein Großes zu wenden war"; sie gingen deshalb auch mit dem Gedanken um, die „Winkelkrüge" ganz und gar abzuschaffen, und beschlossen „steif und fest darüber zu halten, daß diejenigen, [illegible] Wein schen[illegible] auch erlegten, was sich gebühret". Verordnungen über die Art und Weise [illegible] die Bierziese, der Fischzoll und das Jahrmarkts Stättegeld zu [illegible] schließen endlich dies Schriftstück, welches in duplo ausgeferti[illegible] Siegeln beider Städte versehen [illegible] beiden Rathäu[illegible] Merkwürdig ist in dem [illegible] Erweiterung der Stadt [illegible]

Sagen von einer

Stadt, welche

Viel

Fast alljährlich

1653 waren

Friedrich Wilhelm

den Gebieten der

Widerspruch der

der ständischen

Städte entgegen

Jugend; —

Der Oberkammer

Es hat

ehernen Mann

Geschichten

von Burgsdorf

es kostete ihm

ehelichen Unter

würden".

worden!! Es

Gegenteil:

Und wie hätte

als jedweder

kommen! Nein. —

Konrad von Burgsdorf

spielte, fluchte,

sich bewies. Für die

nicht ein Jahr

Burgsdorf vom Hofe entfernt

„Anno 1651 den

Geheimen Rate Otto von

wesen, daß die Kurfürstin

darüber der von Burgsdorf

Rechnen wir hierzu

Stände den Forderungen

ten Landtagsmarschall

Diener, verwiesen vom

straße zu Berlin

Thränen ausgestoßenen

anderes ist die Wahrheit

mit Friedrich Wilhelm

Wir

Schnee,

an

man kann,

ird.

Gustav, Christinens heldenmütiger Nachfolger, bedrohte Polen: Friedrich Wilhelm mußte alles aufbieten, sein souveränes Herzogtum Preußen zu decken. „Fortdauernd fanden sich daher kurfürstliche Truppen in den Residentien ein, welche ihren Weg nach Osten nahmen. Berlin wurde bei dieser Gelegenheit stark mit Einquartierungen belegt und litte nicht wenig unter denselben, weshalb auch die Bürger heftige Klage erhoben und sehr unzufrieden waren.“ Noch also bestand der Patriotismus die Prüfung auf seine Opferwilligkeit hin mit nichten. Allein, — war es etwa noch allein die Sorge um das eigene Hab und Gut, welche ängstigend auf den Gemütern unserer Vorfahren lag? — O nein, es war mehr, — viel, viel mehr. Man fürchtete für den geliebten Herrn, „welcher mit Polen, mit einem so mächtigen Gegner, anzubinden im Begriffe stand.“ Man fürchtete vielleicht für das Bestehen des gesamten Staatswesens, welches so mühsam wiederum ein wenig aufgerichtet worden war. „Schnell aber wechselt oftmals Freud' mit Leid. So war's auch hier.“ Am 6. Februar, Vormittags um halb zehn, läuteten plötzlich alle Glocken. Wohl mögen auch schon damals beim Schlosse einige Geschütze gestanden haben, welche aus ihren ehernen Schlünden den Städten einen freudigen Gruß zudonnern konnten. Des Landes Hoffnung war erfüllt, und „was Wesel“, wie Peucker sang, „einst genommen hatte“, das hatte Kölln erstattet: die hehre Kurfürstin Luise hielt wiederum einen Sohn, einen Kurprinzen in ihren Armen! Der 6. Februar 1655 aber war ein Dienstag: in der tiefen und demütigen Freude ihres Herzens gelobte sie, jeden Dienstag ihres Lebens fortan als einen Fest-, Buß- und Bettag zu begehen und bis zum Aufgange der Sterne an nichts zu denken als an die Gnade Gottes und an ihr hohes, heil'ges Mutterglück. Welche Freude nun hier in Berlin und dort im fernen Haage! Am 30. April fand die Taufe des jungen Herrleins statt, welches den Namen „Karl Aemil“ erhielt. Wie der Bürgermeister Johann Hudekoper von Amsterdam, welcher eine Patenstelle bei dem Kurprinzen übernommen hatte, so waren bei dieser Feierlichkeit wohl auch die beiden Bürgermeister von Berlin, unsere alten Freunde Andreas Lindholz und Michael Zarlang, sowie Philipp Trumbach von Kölln anwesend. Eine so große Menge hoher Herrschaften aber „wie bei dieser Taufe war in Berlin noch nie zuvor gesehen worden,“ sagt Nicolai. In vollem Glanze stieg der Stern der Hohenzollern auf, um freilich bald, ach nur zu bald, — nach 19 kurzen Jahren von Wolken wiederum verhüllt zu werden.

Wir schreiben hier keine Geschichte des Brandenburger Hofes; allein es sei uns gleichwohl verstattet, einen Augenblick lang bei jener hellen Begeisterung zu verweilen, welche die Herzen der Einwohner von Berlin-Kölln am 30. April 1655 erfüllt hat.

Sie jubelten alle! Er, der hehre Fürst, welchem nun endlich ein Erbe geschenkt worden war, am lautesten. Rührend will uns die Freude des unvergleichlichen Mannes bedünken, wenn er seiner Gemahlin eine goldene Medaille schenkt, über-, übergroß, 293 venetianischer Dukaten schwer! Kindlich herzlich aber klingt die Aufzeichnung eines alten Bürgers:

„Herr Licentiat Reinhard hat in St. Nikolai eine Dankpredigt gethan und dem neugeborenen Prinzen gewünschet, daß, weil er am Tage Dorotheae (der Gottgeschenkten) geboren, er auch ein rechter Theodotus (Gottgegebener) werden möge, und weil der Tag Agathae vorhergegangen (der Guten), auch ein rechter ἀγαθός (Guter). Wozu ich mein unterthäniges Votum hinzugethan, er möge als ein guter Same

hundertfältige Früchte bringen und alles Unkraut in der Kirche Gottes unterdrücken. Amen."

Nicht minder jubelte auch Herr Peucker, der wohlbestallte Kammergerichts-Advokat, Kämmerer und Stadtrichter von Kölln, in seinem oft abgedruckten „Wiegen-liede", welches uns zugleich den „Lustgarten" in seiner damaligen, den Berlinern schier staunenswert erscheinenden Schönheit beschreibt:

„Schlaf, Chur-Prinz, Friedrich Wilhelms Sohn,
Damit du größer wirst
Und endlich deines Vaters Thron
Besitzest als ein Fürst.

Es liegt noch keine Sorg' auf dir;
Drum schlaf' und weine nicht:
Der Krieg, das ungeheure Tier,
Steht draußen, wie man spricht.

Wir lassen ihn noch nicht herein,
Und kommt er unvermut't,
So sagen wir: Du bist noch klein;
Ein Schelm, der dir was thut!

Dein Vater ist ein starker Held,
Wenn er sein Schwert bewegt
Und mit den Seinen zieht ins Feld,
Wer ist wohl, der ihn schlägt?

Drum schlaf', es hat noch keine Not;
Wann ist nicht Krieg geschehn?
Und morgen, will's der liebe Gott,
Sollttu den Garten sehn,

Den Garten, den dein Vater hat
So wunderschön gebaut,
Desgleichen Babylon, die Stadt,
Kaum jemals angeschaut.

Du wirst dich wundern um den Mann
Mit einem Gabelstiel,
Der Wasser von sich spritzen kann,
Sobald der Gärtner will.

Du siehst den wunderschönen Klee
Dem Lenz entgegen gehn
Und Männchen, weißer als der Schnee,
Nach guter Ordnung stehn.

Du siehst der Tulpen Atlas an
Und zweifelst, ob auch Hirt,
Ein Maler, so schön malen kann,
Als's hier gesehen wird.

Du wirst durch köstlichen Geruch
Bis auf das Herz ergötzt,
Wenn als ein wolkenblaues Tuch
Violen stehn gesetzt.

Du hörst das liebliche Geschrei
Der Vögel, wann zumal
Der Amsel Stimme kommt herbei
Nebst einer Nachtigall.

Du kömmst ins Pomeranzenhaus
Und probest den Geschmack;
Du liesest dir Citronen aus,
Die Welschland kaum vermag.

Nach diesem hältst du Mittagsruh,
Und wann du bist erwacht,
So zeigt man dir die mülke Kuh,
Aus Holland hergebracht.

Man weiset dir den Reiher-Stand,
Unlängst hier angelegt,
Und wie bald hier, bald dort ein Land
Das Wild mit Heu verpflegt.

Man führt dich auf den Neuen Berg
Und zeigt dir Hirsch und Wild,
Die neue Spree, das Schleusenwerk
Und was noch sonst viel gilt.

Schlaf' also, lieber Chur-Prinz, schlaf';
Du sollt dies Alles sehn.
Wird das nicht stattlich sein und brav?
Ja, ja, es soll geschehn."

Und nun kam der Frühling, — kam Pfingsten, der holde Tag der Maien! Da zog nach festlicher Sitte die uralte, während des 30jährigen Krieges zwar eingegangene, aber von Friedrich Wilhelm im vergangenen Jahre wieder hergestellte Berliner Schützengilde zur Abhaltung ihrer „ritterlichen Übungen" nach dem „Schützenbaume" vor dem St Georgenthore hinaus, und ein „Großer" zog mit ihr: ein märkischer Junker und gewaltiger Kriegsmann, welchem es beschieden war, dereinst des großen Kurfürsten erster Paladin zu werden. Es war der General-Feldzeugmeister Otto Christoph von Sparr, der Schöpfer der kurbrandenburger Artillerie. Er wurde „Schützenkönig", erhielt den ersten Preis, „und der Kurfürst machte ihm solchen um so angenehmer, als er ihm Freiheit von Schoß und Kontribution und acht Freibrauten, — Brauten ohne Zahlung der Bierziese, — beilegte". Wir werden dem edlen und frommen Otto Christoph von Sparr noch oft begegnen; an dieser Stelle sei vorerst erwähnt, daß er ums Jahr 1605 zu Prenden auf dem Barnim geboren worden war, um 1626 kaiserliche Dienste genommen hatte und 1651 auf den Ruf des Kurfürsten in das Vaterland zurückgekehrt war, um Schwert und Geist dem Hause der Hohenzollern zu weihen. —

In einem neuem und eigentümlichen Lichte, — in jener schönen Opferwilligkeit, welche sich das Berliner Bürgertum bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, tritt uns dasselbe zum erstenmal in diesem bedeutungsvollen Jahre 1655 entgegen. Wir wiederholen nur die schlichten Worte Königs:

„Im August d. J. wurde hierselbst eine freiwillige Beisteuer für die evangelischen Unterthanen in den piemontesischen Thälern eingesammelt, deren damalige harte Bedrückungen bekannt sind. Die Berliner zeigten bei dieser Gelegenheit jene Gutherzigkeit und Milde, welche ihren Charakter stets ausgezeichnet hat. — Allein" — es betrübt uns dieser Nachsatz von Herzen, — „die Kollekte wurde nicht an ihre Bestimmung ausgezahlt, sondern im folgenden Jahre zum Bau der reformierten Kirche zu Frankfurt an der Oder angewendet." Ein Grund hierfür ist nicht ersichtlich. —

Der wackere Peucker hatte nun zwar gesungen:

„Der Krieg, das ungeheure Tier,
Steht draußen, wie man spricht!" —

an jene uralten Kinderlieder vom „draußenstehenden Schafe" sich anlehnend; — Herr Peucker war indessen kein Diplomat. Der Krieg gegen Polen war eine beschlossene Sache, und die schwedische Majestät war sogar zur Annahme einer Patenstelle bei dem Kurprinzen Karl Aemilius ersucht worden. Deshalb begab sich Friedrich Wilhelm, nachdem er den Grafen Johann von Wittgenstein zum Statthalter der Mark eingesetzt hatte, nach Preußen zu seinem Heere Ein allgemeiner Buß- und Bettag ging seiner Abreise voran, welche zu Ende August des Jahres 1655 erfolgte.

Wir können es uns wohl vorstellen, mit welcher ängstlichen Spannung man zu Berlin der Entwicklung der Dinge geharrt haben mag. Mit schweren, bangen Tagen schloß die achtjährige Friedenszeit. Was mochte der kommende Frühling bringen? — Der Winter schien nur Trauriges zu verkünden. Vom 6. bis zum 23. Dezember fanden zu Berlin nicht weniger als 9 Feuersbrünste statt, von welchen die eine auch das schöne, von Peucker besungene „Pomeranzenhaus" mit allen seinen seltenen, ausländischen Gewächsen und mit den hochkostbaren Tulpenzwiebelvorräten verzehrte. Unter den zurückgebliebenen „Soldatesqua" aber waren Mordthaten an der Tagesordnung. Dies alles schien nur Unglück und Verderben anzukündigen.

Und nun ein langes, banges Warten! Erst am 18., 19. und 20. Juni 1656 wurde sie geschlagen, Kurbrandenburgs erste gewaltige Feldschlacht; — drei Tage lang dauerte der Kampf, wie so oft bei uns in entscheidungsvoller Zeit. Sparrs Artillerie erwarb sich unvergänglichen Ruhm, und unverwelklich grünt das Eichenlaub, welches die Infanterie und die Reiterei in der Warschauer Schlacht einst an ihren Hüten und Eisenkappen getragen haben. Der Schlachtruf von Warschau aber und die Losung: „Im Namen Gottes!" — sie haben sich nachmals in das Wort: „Gott mit uns!" verwandelt, und ein begeisternder Wahlspruch ist das letztere im Laufe der Zeiten geworden auch für die Bürger von Berlin und Kölln.

6. Die Befestigung von Berlin und Kölln.

[illegible]: Holtze, Gesch. der Befest. v. Berl. Märk. Forsch. Bd. VII, Berlin 1861.

Der erste Lorbeer war errungen. Glänzend hatte sich jene Grundlage bewährt, auf welcher Friedrich Wilhelm das Gebäude der allgemeinen Wohlfahrt von Anfang an aufzuführen beschlossen hatte: die Schlagfertigkeit seines Heeres. Der Sieg von Warschau hatte Kurbrandenburg in die Weltgeschichte eingeführt.

Daß er nun einem ganzen Zeitalter voll Kampfesnot entgegen ging, war dem Kurfürsten keinen Augenblick verborgen. Bei jenen Plänen, welche sein hochherziges Gemüt und seinen klaren, scharfen Geist von Jugend auf beschäftigt hatten, konnte es ja wohl nicht anders sein! Hatte jetzt auch die harte Notwendigkeit seine Banner mit den Standarten der Schweden vereinigt: er sah bereits die Stunde voraus, da diese Fahnen mit dem roten Adler den goldenen drei Kronen entgegenrauschen würden zu einem Kampfe von unsäglicher Erbitterung. Sie mußte kommen, sobald er an die Verwirklichung seines Lebenszweckes ging: den französischen und den schwedischen Einfluß in Deutschland zu brechen, — die Fremden zu vertreiben von dem blutgedüngten Boden des Vaterlandes.

Die Schweden waren Herren in dem Herzogtume Pommern, — in Pommern, dessen legitimer Fürst kein anderer war als er! Von Pommern bis Berlin und Kölln ist aber nur ein kurzer Weg. Die alten märkischen Grenzburgen waren längst zerfallen; — wie hätten sie dem donnernden Geschütze der Schweden auch wirksam widerstehen können? Die Straße nach Berlin stand demnach dem Feinde offen; sie war gangbar ohne Schwierigkeit, sobald der Kurfürst selbst nicht in der Heimat stand. Wie nun, wenn er vielleicht am Rhein einmal zu fechten hatte gegen die Franzosen, — wenn Polen Rache nahm für Warschau und in Preußen einfiel? — Berlin aber war zugleich des Landes Hauptstadt; hier hatte Friedrich Wilhelm sich seine Residenz gegründet; nur von hier aus konnte er das Erbe seines Hauses überschauen. Berlin mußte sich demnach gegen Feindes Angriff auch halten können ohne ihn; das heißt: Berlin mußte zeitgemäß befestigt werden. —

In seiner Jugend hatte der Kurfürst sie erblickt, die berühmten holländischen Festungen, welche so ruhmvoll schwere Belagerungen überstanden hatten: nach holländischem Muster sollte auch diese große, vaterländische Arbeit geplant, angefangen und vollendet werden.

Schon im Jahre 1658 wurden Maßnahmen ergriffen, welche unsere guten Leute sehr betroffen machen mußten. Auf jener Stelle des Molkenmarktes, auf welcher einst der Roland von Berlin gestanden hatte, wurde ein Militär-Wacht-

haus erbaut; — eine Garnison innerhalb der Stadt war während der Arbeit dringend notwendig. Auf Befehl des Statthalters, des Grafen von Wittgenstein, mußte in diesem Jahre ferner auch die Mauer, das altehrwürdige Werk der ballenstädtischen Zeit, von den Schweineställen, welche nunmehr statt jener 1641 abgebrochenen Häuser sich an sie angelehnt hatten, gesäubert und die bei ihr aufgetürmten Brennholz- und Düngerhaufen hinweggeräumt werden

Während des Jahres 1657 wurden dann die Pläne der neuen Festung gefertigt. „Die Grundzüge des Bauplanes gab der Kurfürst selbst an; er bediente sich dabei des Rates des Feldmarschalls Sparr. Die Zeichnungen aber lieferte der Architekt Memhard." Als Normen für die Anlage und Ausführung des Werkes haben unzweifelhaft jene Anweisungen gedient, welche Matthias Doegen, gebürtig aus Dramburg in der damaligen Neumark und gebildet in Holland, später See-Kriegs-Kommissarius und Intendant bei der Admiralität der Generalstaaten, in seinem 1648 zu Amsterdam erschienenen großen Werke „Heutiges tages Übliche Krieges Bau-Kunst" dem Festungsbaumeister erteilt hatte. Die Grundsätze der Befestigungsweise Doegens werden technisch als die „altniederländischen" bezeichnet. Schon in diesem Jahre 1657 wurde die Stadt Berlin nunmehr eine „Veste" genannt.

Das Polygon derselben war in seinen Hauptzügen durch die örtliche Lage bereits mit ziemlicher Bestimmtheit vorgezeichnet.

„Was Berlin anbetrifft, so durfte man über die alte, nach Norden gerichtete Mauer, welche bogenförmig vom „Stralauer Thore" bis zu dem „Baume" in der Spree bei der heutigen „Börse" sich hinzog, nicht viel hinausgehen; man kam sonst dem Höhenrande des Barnim zu nahe. Hier empfahl sich die Anbringung von fünf Bastionen. Die neue Befestigung mußte hier also dem Laufe der alten folgen. Anders stellte sich der Plan für Kölln. Hier war es notwendig, den früheren, nur sehr kleinen Stadtumfang und die ehrwürdigen Mauern weit zu überschreiten; es mußte hier noch soviel vorstädtisches Terrain miteingeschlossen werden, daß das Bild der Gesamtanlage sich einem Kreise näherte. Hier war es notwendig acht Bastionen anzulegen."

Wie aber, so fragen wir, stellte sich die Bürgerschaft zu dem Plane des Kurfürsten? — Es ist nie und nimmer angenehm, in einer Festung zu wohnen. Hören wir, wie König uns die damalige Stimmung der Berliner schildert:

„Berlin wimmelte damals von Soldaten, welche den Bürgern indessen keine angenehmen, sondern recht widrige Gäste waren, indem sie bei ihnen raubten, sie plagten und mannigfache Gewaltthätigkeiten verübten. Die zu ihrer Erhaltung ausgeschriebene „Kontribution" preßte manchen Seufzer aus. Wenn diese von den Unterthanen nicht abgeführt werden konnte, so wurde sie exekutivisch beigeschafft und ihr außerdem noch eine hohe Exekutionsgebühr zugeschlagen. In Ermangelung baren Geldes wurden den Bürgern die Mobilien ohne Barmherzigkeit weggenommen und versteigert, — oft um ein Spottgeld. Hierzu kam noch, daß der neu ernannte Gouverneur der Veste Berlin, der Generalwachtmeister Heinrich von Uffeln, seine militärische Gewalt mit größter Strenge ausübte. Die Fremden, welche sich hier aufhielten, mußten entweder den Bürgereid ablegen oder sie wurden hinausgeschafft. Alle ankommenden Reisenden mußten sich scharf untersuchen lassen und ihre Pässe und Beglaubigungsscheine vorzeigen; kurz, der Begriff von der Festung Berlin ward, ohnerachtet sie noch nicht vorhanden war, in seiner größten Strenge genommen." —

Gewiß: es ist nicht leicht, in neue Zeiten sich zu fügen! Und nun gar die Terrainabtretungen! Die alten Befestigungen, die Kleinodien der Bürger des 14. und 15. Jahrhunderts, sah der Kurfürst kurzweg als sein Eigentum an. Außerdem aber waren auch draußen vor den Mauern Landabtretungen notwendig. Der Berliner Rat verlor unter anderem seinen „Kupferhammer" am Kupfergraben,*) — eine Anlage, über deren Entstehung uns nichts bekannt geworden ist, — sowie zwei Ziegelscheunen. Er berechnete seinen Schaden jährlich weit über 400 Thaler. Allein erst im Jahre 1665 erlangte er eine angemessene Entschädigung; es fielen z. B. die alte „Orbede", der „Kalkbergszins" und die Stellung der vier „Lehnpferde" an die Landesherrschaft in Zukunft fort. Ähnliche Einbuße erlitten die Stadt Kölln und deren Bürger. Hier trat eine Entschädigung sogar erst anno 1716 ein. Auch von eigenem Besitze gab Friedrich Wilhelm Teile zur Befestigung seiner Hauptstadt her; so z. B. opferte er seinen „Baumgarten" in der Gegend des heutigen „Hausvogtei-Platzes", so auch das östliche Stück des „Tiergartens", aus welchem er eine Allee von Linden und Nußbäumen schon im Jahre 1647 bis an das Spreeufer, bis zur Lauf- oder Hunde-, der heutigen Schloß-Brücke hingeleitet hatte. —

Graf Johann von Wittgenstein, der neue Statthalter, starb, nachdem er am 23. Januar 1656 in Berlin eingetroffen war, schon am 3. April 1657, — der Sage nach, „weil er beim Goldmachen dem Feuer zu nahe gekommen war und etwas vom Mercurio an sich gezogen hatte". Bei seinem Leichenbegängnisse am 20. Mai desselben Jahres kam es zu höchst bedauerlichen Auftritten. Die lutherischen Geistlichen wollten dem „reformierten Toten" das Geleit nicht geben, falls ihnen nicht verstattet würde, ihre Alben, die weißen Chorhemden, zu tragen, und da ihnen diese Erlaubnis nicht zu Teil wurde, so blieben sie der Leichenfeier fern. Bei der letzteren selbst prügelten sich die Schüler des Köllnischen Gymnasiums, welches sich allgemach aus der Parochialschule zu St. Peter herausgebildet hatte, mit denen vom grauen Kloster um den Vortritt; die Bürger wurden in den skandalösen Kampf mit verwickelt und mußten endlich durch einige Reiteroffiziere mit der blanken Waffe von einander getrieben werden. Ein höchst bedauerliches Bild aus dem alten Berlin! Mit Energie aber und Ernst übernahm nunmehr der Fürst Johann Georg von Dessau die Statthalterschaft in der Mark, und in der That: schon die Durchführung des Festungsbaues in Berlin erforderte einen ganzen Mann. Denn es war vorauszusehen, daß der Kurfürst selbst während desselben nur vorübergehend in den Residenzen werde verweilen können.

Die Oberleitung des Werkes aber war einmal eine technische und sodann auch eine polizeiliche. Die letztere wurde dem bereits erwähnten Generalmajor von Uffeln übergeben; die erstere führte der berühmte Johann Gregor Memhard, ein Holländer von Geburt, welcher uns unter den Künstlern des großen Kurfürsten noch begegnen wird. Unter ihm arbeiteten als Ingenieure die Holländer Tilemann Jongbloet, Jansen-Benhuys, Hinrik oder Hendryk Ruse, Hinrik Wallmann und der Schleusenmeister Walther Matthias Smids. Zum Schanzen aber waren die Soldaten und — nach alter Sitte auch die Bürger, ja selbst die Bauern der Umgegend von Berlin ausersehen. Auch die Dienerschaft des Kurfürsten wurde mit der letzterwähnten

*) Es ist nicht der heutige Kupfergraben gemeint, sondern ein Kanal vor dem alten Spandauer Thore.

schweren Arbeit nicht verschont. Die Rechte des Magistrates blieben während des Festungsbaues so gut wie gehoben; im Jahre 1660 verlangte Uffeln vom Rate sogar die Stadtschlüssel, um die lässigen Bürger aus den warmen Betten zur Schanzarbeit herbeiholen zu können. Nach mancher Rede und Gegenrede kam man in der deswegen abgehaltenen Sitzung des Rates zu dem Schlusse:

„Man gebe die Schlüssel in Gottes Namen hin; sie sind uns doch nichts nutze! Wenn Herr von Uffeln draußen die Außenwerke schließt, so können wir trotz unserer Thorschlüssel nicht hinaus." —

Es ergiebt sich hieraus mit voller Klarheit, daß jene Zeit, die für die Bürger jetzt begann, allerdings eine äußerst drangvolle und unbehagliche war, ja, daß dieselbe von den beiden Städten die allerschwersten Opfer forderte. Allein es wäre gleichwohl mehr als Thorheit, in diesem Festungsbaue Friedrich Wilhelms des Großen nur einen Akt des „Despotismus" zu erblicken. Nicht um seinetwillen, — nein, um des Staates, — um des allgemeinen Wohles willen übernahm der Kurfürst das schwere Werk, dessen Notwendigkeit ihm unanfechtbar feststand. Wohl aber dürfen wir es auch den Bürgern der beiden Städte nicht verdenken, wenn sie klagten, — bitter klagten über Lasten, deren Druck sie wieder in die Zeiten des 30jährigen Krieges zurückversetzte. Der Dienst des Vaterlandes ist ja ebensowohl ein schwerer wie der der Freiheit! Wir kommen auf diese Klagen noch einmal zurück. Nun aber zur Geschichte des Baues!

Im August 1658 geschah der erste Spatenstich. Der Kurfürst versagte sich die Freude nicht, der Inangriffnahme des Werkes beizuwohnen und das „Stralauerthor" als diejenige Stelle zu bezeichnen, auf welcher mit der Arbeit angefangen werden sollte. Wenige Wochen darauf ging er zum Kriege nach Holstein ab; der Statthalter Johann Georg von Dessau hatte den begonnenen Bau weiterzuführen.

Friedrich Wilhelm stand im Streite jetzt dem früheren Bundesgenossen, dem löwenmutigen Könige Karl Gustav von Schweden, als ebenbürtiger Kämpe gegenüber. Allein es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Brandenburger auf ihren Kriegszügen bis zum alten „Ottensunde", dem Lymfjorde, zu geleiten, noch jener schwankenden Politik gegenüber, welche Friedrich Wilhelm zu befolgen für gut erachtete, ein sittenrichterliches Urteil abzugeben. Rüstig schritt übrigens, während der Kurfürst im Felde lag, das Werk der Berliner Befestigung vor. Der General von Uffeln wurde im Jahre 1659 Gouverneur von Berlin; in seine Stelle als Kommandant aber trat nunmehr der Generalquartiermeister Holst ein. Man rückte mit der Arbeit vom „Stralauer Thore" schnell gegen das „St. Georgen-Thor" vor. Hinter dem „grauen Kloster" wurde sogleich ein Proviantmagazin angelegt; schon war dasselbe von den neuen Wällen geschützt. Mit berechtigtem Stolze konnte Friedrich Wilhelm auf die Fortschritte des gewaltigen Werkes hinweisen, welches er zur Sicherheit seiner Hauptstadt unternommen hatte. Allein er trug dasselbe auch mit der größten Sorgfalt auf dem Herzen. Selbst aus dem Felde sendete er den Ingenieur-Obristen Jan Groende nach Berlin, um die Bauten zu besichtigen und ihm über dieselben eingehenden Bericht zu erstatten, und als 1660 der Friede von Oliva abgeschlossen war, aus welchem Friedrich Wilhelm allein mit einem Machtzuwachse hervorging, da führte er mit Freuden seinen Gast, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, auf den Wällen umher. Bei der Feier des Friedensdankfestes von 1660 war die Befestigung bereits soweit vorgeschritten, daß auf der ganzen Berliner Seite vom „Stralauer" bis zum

„Spandauer Thore", die Kanonen gelöst werden konnten. Wahrlich, es hatte auch keine Stadt in ganz Europa soviel Veranlassung, den Friedensschluß von Oliva freudig zu begrüßen wie Berlin!

Die Generäle von der Golz und von Trotha folgten dem Generalquartiermeister Holst in der Leitung des Baues nach seiner militärisch-polizeilichen Seite hin bis 1665 und 1666. In dem letzteren Jahre war auf der Berliner Seite Alles vollendet, was zu thun gewesen war; das „Spandauer, das St. Georgen- und das Stralauer Thor" fügten sich, wie sie Küster uns beschreibt, ziemlich schmucklos nach holländischer Art in die Wälle ein. Das schönste unter ihnen scheint noch das Spandauer Thorgebäude mit seinen toskanischen Säulen und seiner Bildhauerarbeit gewesen zu sein; — auch das St. Georgen-Thor hatte ein „feines Türmlein". Verschwunden aber war um diese Zeit bereits jene merkwürdige Tafel mit einer auf Lippolds Hinrichtung bezüglichen Inschrift, welche einst an dem alten Baue gehangen hatte. Das „Stralauer Thor" bestand indessen noch im Jahre 1737 nur aus einem schmucklosen Durchgange zwischen dem Waisenhause und dem Proviantmagazine mit einem Schlagbaume —

Wenden wir uns nunmehr der köllnischen Seite zu! Sowie man in der Hauptsache mit der Umwallung Berlins zu stande gekommen war, d. h. schon im Jahre 1662, hatte man den Bau auch auf ihr begonnen. Die Beschaffenheit des Terrains verursachte hier jedoch die größten Schwierigkeiten. Der „Werder", welcher nun als „dritte Stadt" den beiden älteren Schwestern hinzugefügt wurde, war nichts weiter als Wasser, Wiese und Sumpf, von wenigen bebauten Stellen abgesehen, auf welchen wohl, zum Teil wenigstens, noch Brandschutt vom Jahre 1641 lag. Hier zog sich dann auch die Vollendung des Baues schier endlos lange hin, obwohl der Wall schon im Jahre 1666 soweit gefördert worden war, daß man von ihm herab die Prinzen Karl Aemil und Friedrich mit Geschützen salutieren konnte. Nachdem in dem erwähnten Jahre 1661 auch der General-Wachtmeister von Trotha gestorben, wurde an seiner Stelle der General-Quartiermeister Philipp de Chieze zum „General-Direktor der Fortifikation" ernannt; er konnte, da er Ingenieur war, neben der polizeilichen und administrativen auch die technische Leitung des Baues übernehmen, und Johann Gregor Memhard durfte nun anderen Arbeiten sich widmen, welche allerdings in reicher Fülle auf ihn warteten. Als Chieze 1673 starb, folgte ihm der General-Quartiermeister Blesendorf. Auch ihm war's nicht vergönnt, des Baues Vollendung zu erleben. Am 22. September 1677, „zu Felde vor Stettin", mußte der Kammerherr Dietrich Sigismund von Buch leider das Folgende in sein Tagebuch eintragen:

„Wir hatten heute noch einen schweren Verlust; denn unser General-Quartiermeister Herr Blesendorf wurde ganz schnell von einer Arkebusenkugel getötet. Er war in der Civil- wie Militärkunst sehr erfahren und ein so hochgebildeter Mann, daß ich seines Gleichen in Deutschland nicht kenne."

Erst sechs volle Jahre nach Blesendorfs Heldentode führte Johann Arnold Nering, der erste Meister des Zeughauses, die Befestigungswerke von Kölln und mit ihnen auch die der gesamten Residenz zu Ende, indem er 1683 jenes prächtige Leipziger Thor erbaute, welches sich auf der Stelle der heutigen Gewerbeschule in der Nieder-Wallstraße befand An diesem schönen, oft abgebildeten, mit Trophäen, Fruchtkränzen und Adlern reich geschmückten Bauwerke befand sich die Inschrift, welche

die Vollendung der großartigen Befestigung der Residenz Friedrich Wilhelms des Großen mit den folgenden Worten verkündete:

„Fridericus Wilhelmus elector felix pius fortis prolatis et auctis provinciarum electoralium finibus urbium hanc principem in praesidium civium terrorem hostium amorem hospitum novis coloniis auxit munimentis cinxit porta hac ornavit anno MDCLXXXIII."

Angenehm berührt gegenüber dem sonstigen bombastischen Wortschwalle der Zeit die Schlichtheit dieser nun für immer verschwundenen monumentalen Urkunde.

„Tantae molis erat!" — Soviel Mühe und soviel Zeit, ganze fünfundzwanzig Jahre hatte es gekostet, das große Werk zu vollenden. Nur mit düsteren Blicken — ja, sagen wir's dreist, — selbst mit Blicken des Hasses hatten die Bürger von Berlin und Kölln das Fortschreiten desselben beobachtet. Allein noch ehe die Befestigung von Berlin-Kölln vollendet war, hatte sich ihr unbestreitbarer Nutzen und die hohe Wichtigkeit, welche sie angesichts der damaligen Verhältnisse besaß, den Bewohnern der Schwesterstädte bereits erwiesen. Sein scharfes Auge hatte ihn nicht getäuscht; es entwickelte sich Alles genau so, wie es der große Kurfürst geahnt hatte. Er selber verweilte im Jahre 1674 am Rheine; von Norden her, aus Pommern, aber ergossen die Scharen der Schweden sich in die Mark, eine breit flutende Truppenwelle. Allein die Mitte derselben wich vor der starken Veste Berlin zurück. Seitwärts von Berlin und Spandau drangen die Schweden sogar bis nach Havelberg und Rathenow, bis nach Krossen und Züllichau vor; auf Berlin aber wagte selbst Woldemar Wrangel keinen Angriff. Mit Recht spricht Professor Holtze es aus, daß in diesem Jahre 1675, aber in ihm allerdings auch allein, „die Festung Berlin durch ihr Dasein mitbestimmend auf die Schicksale des Vaterlandes eingewirkt habe". Oft wird sie indessen noch sonst in Zeiten der Not und Gefahr vor unseren Blicken auftauchen, „die Veste Berlin", die Schöpfung Friedrich Wilhelms des Großen! —

Es bleiben uns indessen noch mehrere Einzelheiten zu besprechen. Wir sagten oben, die Veste Berlin-Kölln habe 13 Bastionen besessen. Dieselben hießen also:

„Das Stralower Bollwerk, das Kloster-Bollwerk, das Syburgsche Bollwerk, das Dragoner-Bollwerk, das Uffelnsche Bollwerk, das Bollwerk im Lustgarten, das Leibgarde-Bollwerk, das Wittgensteinsche, das Sparrsche Bollwerk, das Gertrauden-Bollwerk, das Goltzische, das Ritterfortsche Bollwerk und das Bollwerk im Morast", — die ersten 5 in Berlin, die folgenden 8 in Kölln. Oft haben diese Bastionen ihre Namen gewechselt, so lange Berlin eine Festung war; nur die Stralauer Bastion die älteste Anlage, hat stets dieselbe Bezeichnung getragen. An Geschützen besaß Bastion Stralau 10, das Kloster- nnd das Syburgsche Bollwerk je 9, die übrigen nur je 6 Stücke, wenigstens zur Zeit des großen Kurfürsten.

Was aber wurde aus den alten Werken? — Die Gräben und die Wälle mußten selbstverständlich fast alle verlegt, zugeschüttet oder planiert werden; nur auf der köllnischen Seite blieb der alte Graben bestehen, weil er die einzige Wasserstraße durch die Stadt Kölln bildete. Dagegen sank die alte köllnische Stadtmauer schon im Jahre 1680 für immer zu Boden, während einzelne Teile der ältesten Berliner Stadtmauer noch bis auf unsere Tage gekommen sind, — oft freilich verbaut in fast unkenntlicher Weise, — oft nur als Wandungen dienend für jene Barackenbauten späterer Geschlechter, — jene unsagbar traurigen, schmutzigen „Winkelbuden" der Altstadt Berlin an der „Stralauer-" und an der „Königsmauer", mit welchen die Neuzeit so

thatkräftig aufgeräumt hat. Von den fünf alten Thoren beider Städte blieben wenigstens die drei Berliner Thore noch bis ins 18. Jahrhundert hinein in früherer Stärke bestehen; das geräumige St. Georgenthor diente sogar noch einige Zeit lang als Zeughaus. Höheren architektonischen Wert besaß indessen keine dieser düsteren Backsteinbaulichkeiten, und so sind sie denn dem Bedürfnisse der Lebenden früher oder später allzumal zum Opfer gefallen. Auch unsere alten Bekannten, die runden Mauertürme, sowie die viereckigen Weichhäuser in der Mauer, verschwanden allmählich, obwohl Friedrich Wilhelm der Große selbst sie noch geschont hatte, diese alten, trutzigen Gesellen! Nur Einen von ihnen, einen reckenhaft zornigen Unheilstifter, werden wir in späteren Tagen dereinst noch zu erwähnen haben. —

An dieser Stelle aber kommt es uns wesentlich auch darauf an, den baulichen Ausdruck zu schildern, welchen diese gewaltigen, ein Vierteljahrhundert währenden Befestigungsarbeiten Friedrich Wilhelms des Großen den beiden Städten an der Spree verliehen haben.

Die Altstadt Berlin hatte bis zur Inangriffnahme der Befestigung den Charakter einer mittelalterlichen Stadt in allen ihren Zügen an sich getragen; sie behielt denselben, obwohl sie eine konzentrische Erweiterung erfuhr, auch noch nach der Vollendung der Werke Friedrich Wilhelms. Was sich an die alte Stadtmauer ansetzte an Bauten und an — Menschen, das konnte freilich mit gutem Gewissen nicht immer willkommen geheißen werden. Das alte, stolze Berlin, die mannhafte Hansastadt, machte fortan in den nördlichen Teilen einen überaus armseligen Eindruck, und dieser Eindruck ist ihr noch auf lange, lange Zeit verblieben. Inbezug auf den Charakter der einzelnen Straßen aber trat eine Änderung hier in Berlin nicht ein. Die Stralauer-, die Spandauer- und die Georgenstraße blieben nach wie vor die Verkehrsadern von Berlin; die Klosterstraße wurde in ihrem breiteren Teile mit „Freihäusern" besetzt und blieb dem amtlichen Leben gewidmet; in ihrem schmaleren Ausläufer aber bildete sie nach wie vor den Sitz von Kleinhändlern. Daß auch die „Judenhöfe" unter dem großen Kurfürsten sich von neuem bevölkerten, werden wir demnächst zu berichten haben.

„Umschlossen von den Festungswerken saß demnach die Berliner Bürgerschaft in einer Stadt, welche nicht mehr ihr Eigentum war. Die wesentlichsten Befugnisse der städtischen Verwaltung gingen entweder ganz an das nunmehrige Gouvernement über, oder sie mußten vom Rate doch mit demselben geteilt werden. Wohl besetzten die Bürger mitunter noch die „Stralauer Thorwache", die unwichtigste von allen, weil eine große Landstraße bei diesem Thore nicht einmündete, aber nicht sowohl „ehrenhalber", als damit sie es nicht ganz vergäßen, wie sie der „Garnison", mit welcher die Stadt nun für immer belegt blieb, im Notfalle als Aushülfe zu dienen hätten. Allmählich hörte aber auch dieser Dienst an den Thoren auf, und des Bürgers mannhafte Thätigkeit beschränkte sich fortan nur auf das Feuerlöschen. Der wackere Spießbürger putzte sich zwar eine Zeit lang noch mit dem Degen; schließlich wurde ihm aber auch dieses Spielzeug verboten."

Also Professor Holtze. Wir sahen oben, daß der kriegerische Geist der Berliner Bürgerschaft schon lange vorher erloschen war. Es ist ja wahr: Auch die letzte Waffe von Stahl wurde nun, da Berlin eine Festung geworden war, dem Bürger entwunden. Allein die Pflicht gegen die geschichtliche Wahrheit gebeut uns, auch hinzuzusetzen:

Die Dynastie der Hohenzollern gab ihm etwas unendlich Wertvolleres dafür: ein Herz, welches dem Fürsten und dem Vaterlande schlug — voll Stolz, voll Mut und Opferfreudigkeit! —

„Auch Grund und Boden in Berlin veränderten die Fortifikationsarbeiten nicht unwesentlich. Die neuen breiten Gräben nämlich verringerten die durch die Stadt fließende Fülle des Stromes so ansehnlich, daß der Wasserstand in der Spree niedriger und das Flußbett schmaler wurde." Die Höfe in der Stralauer Straße aber verlängerten sich; — Kanäle, welche, wie z. B. der durch die heutige „Kaiser Wilhelm-Straße" gelegte, zu einzelnen Baulichkeiten der inneren Stadt hinführten, versiegten nun und wurden zugeschüttet. Noch einmal aber betonen wir's: Alles in Allem genommen, war die Einwirkung der Aufführung dieser Festungswerke auf Berlin doch nur eine unwesentliche. Wer das alte Berlin von etwa 1850 sich lebendig vergegenwärtigt, der ist imstande, nicht allein ein treffendes Bild der Stadt zu entwerfen, wie sie zu des großen Kurfürsten Zeiten sich darstellte; — nein, er sieht Berlin im Geiste auch in jener Gestalt vor sich, welche diese Stadt vor den Tagen des erlauchten Helden Friedrich Wilhelm besaß. —

Wenden wir uns nun jedoch zu Kölln! Hier war, wenn wir so sagen dürfen, die Veränderung der „historischen Landschaft" eine durchgreifende. Nicht allein, daß die Grundfläche der Stadt hier sehr erheblich — fast um ein Vierteil des gesamten, ursprünglichen Areals, — vergrößert wurde: nein, auch die örtliche Beschaffenheit Köllns selbst wurde eine völlig andere. „Die Fischerbrücke, Neu-Kölln und der Werder wurden trocken gelegt und aus dem Flußbette selbst, in der Nähe des uralten ‚Baumes', trat eine ‚Insel' hervor."

Noch durchgreifender aber als jene äußerlichen Veränderungen, welche zu Kölln durch den Festungsbau bewirkt wurden, waren die innerlichen Umwandlungen, welche die Bürgerschaft der letztgenannten Stadt in dem Vierteljahrhunderte von 1658 bis 1683 erfuhr. Unsere Darstellung wird es hoffentlich klar gelegt haben, daß die mittelalterliche Stadt Kölln eine höhere Bedeutung überhaupt nicht besaß. Selbst das enge Bündnis mit Berlin hatte ihr auf die Dauer nicht aufzuhelfen vermocht; der reichen, mächtigen Schwester gegenüber war Kölln doch stets das „Aschenbrödel" geblieben, und diese Thatsache hatte die Eifersucht der Bürger oftmals zu recht verhängnisvollen Schritten getrieben, — ja, selbst zu Schritten, welche kaum anders als mit den Worten „Abfall und Verrat" zu bezeichnen waren. Jetzt aber war ein Fürst gekommen, welcher dieser Stadt Licht und Luft verschaffte. Fröhlich blühte nun auch das alte Köln auf, und, wie drüben in Berlin, so wurde auch hier in Kölln ein Paladin des großen Kurfürsten seßhaft und zwar der volkstümlichste unter allen Helden Friedrich Wilhelms. Auf den feuchten Wiesen des Werders aber, neben dem alten Jägerhofe, dem Falkonier-Häuslein und der Manège, entstand während des Festungsbaues eine dritte Stadt.

Es ist nicht möglich, ein vielbewegtes Leben, welches auf verschiedenen Gebieten menschlicher Thätigkeit zugleich sich kundgiebt, in Wort oder Schrift zugleich auch zu bildern. Unsere Darstellung ist an das Gesetz der Zeitfolge gebunden. Wohl durften wir oben sagen, daß die Umwälzung, welche die Stadt Kölln durch den Festungsbau erfuhr, eine vollständige war: wie sich indessen das veränderte Bild dieser Stadt im einzelnen gestaltet hat, werden wir erst dann klar zu überschauen vermögen, wann wir die gesamte Bauthätigkeit des großen Kurfürsten abgeschlossen

vor uns liegen sehen. Bis dahin aber hat's noch gute Weile; denn überreich war die Wirksamkeit dieses heldenhaften Fürsten auch auf dem Gebiete der Architektur. Zunächst liegt uns ob, zu jenem Jahre 1656/7 zurückzukehren, in welchem der Berliner Festungsbau seinen Anfang nahm.

6. Die Kurfürstin Luise und das Bürgertum von Berlin-Kölln.

Litteratur: Wegführer, Leben der Kurfürstin Luise. Leipzig 1838.
Hirsch, Erinnerungen an Luise von Oranien. Berlin, 1852.
Kirchner, Churfürstinnen u. s. w. Berlin 1867 – 1871.
Schwebel, Renaissance und Rokoko. Minden, 1884.

Der alte Ordensrat König äußert beim Jahre 1657: „Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war fortdauernd mit unzähligen Staats- und Kriegsgeschäften überhäuft; an die inneren Landesverbesserungen konnte er daher nur sehr wenig denken. Dagegen vertrat die Kurfürstin Luise seine Stelle durch Ausführung verschiedener nützlicher Entwürfe. Sie erhielt in diesem Jahre eine Verschreibung ihres Gemahls über dessen bisherigen ‚Garten vor dem spandauischen Thore', wo sie mit der größten Thätigkeit eine Menge ökonomischer Anlagen machte. Gärtnerei und Viehzucht gehörten besonders dazu, welches beides sie nach holländischer Art betrieb. Sie ließ zu diesem Behufe verschiedene Leute aus den Niederlanden kommen, welche unter ihren Augen nützliche Einrichtungen machen mußten. Ein solches Beispiel munterte verschiedene andere Personen auf, ihr nachzufolgen, oder doch wenigstens diejenige Methode anzuwenden, welche sie von ihren Etablissements erlernen konnten". —

Diese Worte des wackern, alten Historiographen von Berlin zeigen es klar, daß auch die Geschichte der Reichshauptstadt ehrfurchtsvoll vor dem holden Bilde der reinen und hehren Kurfürstin verweilen muß, so selten sie auch in Berlin selbst residiert hat. Freilich müssen wir es uns versagen, das edle Bild dieser herrlichen Fürstin und Frau nach jedweder Richtung ihres Charakters dem Leser hier vorzuführen; nur auf diejenigen Züge ihres Wesens, ihres echt frauenhaften Waltens und Wirkens haben wir an dieser Stelle hinzuweisen, welche von Bedeutsamkeit und Einfluß gewesen sind für die Bevölkerung der Residenz.

Leuchtend stand zunächst vor allem Volke die sittliche Reinheit ihrer Seele da, welche selbst einen Konrad von Burgsdorf, den Retter der Mark Brandenburg, nicht in ihrer Nähe zu dulden imstande war, weil er von den Gewohnheiten des Lagers, dem Trinken und Spielen, nicht abzulassen vermochte. Die landläufigen

Geschichten von Berlin sind erfüllt von Hof- und Stadtklatsch über den „Fall" dieses berühmten Mannes, welcher im Jahre 1651 stattfand. Wir vermögen die skandalösen Beschuldigungen, welche gegen den „Blutsfreund" Friedrich Wilhelms des Großen aufgeworfen worden sind, um der guten Sitte willen hier nicht wiederzugeben; wir haben sie an einem anderen Orte auf ihre Wahrheit hin geprüft und ihre vollkommene Hinfälligkeit erwiesen. Doch das Eine ist allerdings wohl wahr: neben jener hartnäckigen Opposition, welche Burgsdorf aus angeborenem, altem, stolzem Rechtsgefühle den modernen Geldforderungen Friedrich Wilhelms zu machen sich gezwungen sah, war es wesentlich der Einfluß Luisens, welcher den bis dahin so einflußreichen Mann vom Hofe verbannte. Am 1. Februar des Jahres 1652 verschied der berühmte Obrist und Oberkammerherr in seinem Hause zu Berlin. Es ist dies das große Gebäude Poststraße Nr. 5, die alte Lippoldsche Münze, nachmals das Arnim-Röbelsche, endlich das Burgsdorfsche Freihaus. Konrad von Burgsdorf starb als ein gläubiger Christ; — unter der rauhen Schale enthüllte sich in seinen letzten Stunden strahlend das Gold einer starken, treuen, großangelegten Seele. „Nach Kleve muß ich, — hin zu meinem gnäd'gen Herrn! Hindert mich nicht an solcher Reise!" — so lauteten die letzten Worte des gewaltigen Mannes. Und doch hatte ihn Luise selbst aus ihrer Nähe verwiesen. Der hohe Adel ihrer Natur vermochte das Gemeine selbst an jenem Mann nicht zu ertragen, welcher einst als Brautwerber Friedrich Wilhelms vor ihr gestanden hatte Wie segensreich mußte der Einfluß einer so hohen, sittlichen Strenge auf die Bevölkerung der beiden Städte einwirken, in welchen, wie wir oben sahen, sich grade zu dieser Zeit ein vollkommener Umschwung der Lebensanschauungen vollzog!

Aus dieser sittlichen Reinheit ihrer Seele aber entsprangen all' die anderen, großen Tugenden Luisens, welche sie für immer zu einem Vorbilde ihres Volkes erheben. Zunächst ihre tiefe und kindliche Frömmigkeit. In ihr fühlte sie sich besonders zu Otto von Schwerin hingezogen; — gewahrte sie doch bei ihm den gleichen Flug der Seele dem Überirdischen entgegen; — fand sie doch bei diesem Staatsmanne die gleiche Freudigkeit einer zur Lebenskraft gewordenen, herzinnigen Gläubigkeit vor! Wohl blieb sie dem edlen, reinen Manne stets die hochverehrte Fürstin, und nur in tiefster Ehrfurcht ist er ihr stets genaht; sie aber schaute gern zu ihm wie eine zarte, der Hülfe bedürftige Schwester zu einem bewunderten Bruder auf.

Vermöge ihrer reinen Gottesfurcht und ihrer völligen Hingabe an die Gebote des praktischen Christentums ist Luise von Oranien dem Volke von Berlin ein Segen geblieben bis auf diesen Tag. Eine größere, geistesstärkere Luise ist in dem Dunkel der schwersten Trübsal zu diesem leuchtenden Bilde zurückgeflohen. Das Gleiche haben auch andere fürstliche Frauen der Neuzeit gethan, die uns besonders teuer sind. Luisens Gottesfurcht äußerte sich nach dem Gesetze des Erlösers aber vor allem darin, daß sie diese Fürstin antrieb, ihrem Volke unermüdlich wohlzuthun. Gerade in dieser Beziehung hat ihr strahlendes Vorbild die eifrigste Nachfolge innerhalb der Bürgerschaft der Residenz gefunden. Wir dürfen es rühmend verkündigen: Berlin ist eine überaus wohlthätige Stadt, und die Berliner zeigen stets ein mildes Herz und eine offene Hand. Und wie war ihr Sinn im Mittelalter doch so grausam und so rücksichtslos! Daß diese Wendung eingetreten ist, dazu hat vorzüglich das Vorbild hohenzollernscher Frauen beigetragen, und unter ihnen wiederum

besonders das der edlen Luise von Oranien, welche das erste Waisenhaus in der Mark Brandenburg gestiftet hat. Luise von Oranien knüpfte wiederum an jene Überlieferungen an, welche Katharina von Brandenburg, die Ahnin ihres Gatten, hinterlassen hatte. Versuchen wir's, das edle Wirken der Gemahlin Friedrich Wilhelms des Großen hier kurz darzustellen.

Wir erwähnten es oben, wie Luise von Oranien von der Einwohnerschaft Berlin-Köllns begrüßt wurde, als sie in Gemeinschaft mit ihrem erlauchten Gemahle am 10. April 1650 das Weichbild der beiden Schwesterstädte betrat. Das Schloß der Hohenzollern zu Kölln an der Spree war nun zwar notdürftig wiederhergestellt worden, und die Hofgärtner hatten sich bemüht, die Residenz des Kurfürsten, den grauen, zusammenhangslosen, düster über die Städte dahinblickenden Bau durch Gartenanlagen zu verschönern; dennoch scheint sich Luise im Schlosse zu Kölln nicht eben wohlgefühlt zu haben. Die ihr angeborene Vorliebe für ländliches Leben, die Rauheit der zu Berlin-Kölln noch herrschenden Umgangsformen, die tiefe Melancholie, welche nach dem Tode ihres Vaters und ihres erstgeborenen Sohnes Wilhelm Heinrich über die Kurfürstin gekommen war, entführten die hohe Frau dann auch gar bald wiederum den Berlinern. „In Bötzow, entfernt von dem Geräusche des Hofes, schuf sich Luise fortan eine Welt stillen, segensreichen Wirkens". Ihre Privatmittel verwendete sie zur Hebung der Verhältnisse des weltabgeschiedenen Ortes, dessen weitausgedehnte Wiesen ihr das Landschaftsbild der Heimat vor die Seele zurückführten; sorglich verschrieb sie aus den Niederlanden sodann erfahrene Gärtner, Landwirte und Viehzüchter samt auserlesenen Heerden, um ihr liebes Bötzow zu einer Musterwirtschaft für die der Kultur so bedürftige Mark Brandenburg umzugestalten. Im Jahre 1651 begann Luise, auf der Stelle des alten, mit der Geschichte Berlins so eng verbundenen Schlosses, welches sie bei Gelegenheit eines Jagdausfluges kennen gelernt hatte, einen neuen Bau aufzuführen und neben demselben einen „großen Garten" anzulegen, in dessen Bosketten wir die Namenszüge des kurfürstlichen Paares wiederfinden. Im folgenden Jahre 1652 erhielt die alte Quitzowveste den Namen „Schloß Oranienburg". Wie erfreut es, sich das edle Walten der Kurfürstin Luise grade in diesem Schlosse zu vergegenwärtigen, dessen Haupttreppe der große Kurfürst nachmals mit Marmorsäulen aus der Warschauer Siegesbeute schmücken ließ! Ja, die Märker hatten wieder eine wahrhafte Landesmutter gefunden, eine getreulich sorgende Fürstin von einer „Anmut, welche alle Herzen fesselte". Ein Zeitgenosse sagt über Luise von Oranien:

„Ihre Schönheit bedurfte keiner Nachhülfe. Sie war von Natur weiß und zart; ihr Haar war blond. Sie besaß äußerst anmutige Züge, ein erhabenes, liebes, herzgewinnendes Auge, ein zierliches, vollständiges Ebenmaß der Glieder. Ihre Haltung war graziös und doch auch majestätisch. Selbst unter tausend Frauen hätte man in ihr auf den ersten Blick sofort die Fürstin herauserkannt."

Es ist oft gerühmt worden, wie Luise die treue Begleiterin des großen Kurfürsten auch auf seinen Kriegszügen gewesen ist. „Während des Feldzuges von 1656 verweilte sie in Preußen, woselbst sie einem Überfalle durch die Tartaren ausgesetzt war und dann durch die Pest aus Königsberg vertrieben ward; schwer erkrankt wurde sie gleichwohl wieder in diese Stadt zurückgebracht, um in ihr dem Prinzen Friedrich, dem nachmaligen ersten Könige von Preußen, das Leben zu schenken. Während des Feldzuges von 1659 begegnen wir ihr auf den jütländischen Lagerplätzen; furchtlos

folgte sie dem Kurfürsten auch auf jener gefahrvollen Reise nach Preußen während des Herbstes 1662, welche die Zeitgenossen mit dem Einzuge Karls V. in Gent verglichen haben, in die der offenen Empörung nahe Stadt Königsberg. Vermochte sie indessen, zu Hause zu sein und die Geschäfte des Friedens zu betreiben, so war sie aufs Ernstlichste bemüht, all' die Vorzüge jener höheren Kultur, deren sich ihr Geburtsland erfreute, auch ihrem neuen Vaterlande zuzuwenden. In ihrem Garten zu Oranienburg sind die ersten Kartoffeln in der Mark Brandenburg angebaut worden; vorzüglich aber begünstigte sie die Niederlassung holländischer und westfälischer Bauern in der Mark, welche einen besseren Wirtschaftsbetrieb, namentlich in bezug auf die Viehzucht, im Brandenburger Lande verbreiten sollten". Die Geschichte der Stadt Berlin kann die beiden Meiereien, welche Luise von Oranien in der Umgebung der damaligen Residenz angelegt hat, nicht mit Stillschweigen übergehen. Das eine dieser landwirtschaftlichen Etablissements lag auf dem Grunde des heutigen Parkes und Schlosses von Monbijou; das andere „im hintern Tiergarten", d. h. in der Gegend des jetzigen Invalidenhauses; — bei dem letzteren legte Luise auch eine Papiermühle an. So kurze Zeit die geisteshohe, herrliche Frau auch in Berlin verweilt hat, so nachhaltig hat gleichwohl jenes Vorbild, welches sie in ihrer Reinheit, ihrer Frömmigkeit, ihrer Frauenhaftigkeit und Wirtschaftlichkeit gegeben hat, auf den Geist der Bevölkerung von Berlin-Kölln eingewirkt. Wir haben seinerzeit die Bekenntnistreue einer Elisabeth von Dänemark, die Milde und Wohlthätigkeit einer Katharina von Brandenburg rühmend hervorgehoben; man kann indessen durchaus nicht sagen, daß diese beiden Hohenzollernfrauen in hervorragender Weise einen bildenden und bestimmenden Einfluß auf den Geist ihrer Zeitgenossen ausgeübt hätten. Bei Luise von Oranien ist dies indes entschieden der Fall gewesen; das Volk von Berlin hat zu ihr wie zu einem erlauchten Vorbilde emporgeblickt und hat sie nicht vergessen.

Mit Recht ist von Luisen einmal gesagt worden: „Ihr innerstes Wesen war Religion". Wohl „vergingen ihr viele, viele Jahre in schweren, körperlichen Leiden, in oft getäuschten Hoffnungen. Es schien ihr lange Zeit nicht beschieden zu sein, dem Lande einen Erben zu geben. In dieser Not und Befürchtung, in welcher sie bereits gewillt war, selbst das Diadem von ihrer Stirn zu nehmen, da konnte wohl das Gebet der Hanna auf ihre Lippen kommen; da lernte sie mit ihrem Gotte gläubig und vertrauend reden." Als sie dann endlich ihr Gebet erhört sah, — als am 6. Februar 1655, dem Geburtstage ihres großen Gatten, der Kurprinz Karl Aemil geboren worden war, da richtete sie, ihr Gelübde erfüllend, das Waisenhaus zu Oranienburg auf: grad' an dem Orte sollte ihre schöne Stiftung erblühen, an welchem sie Gott den Herrn so oft „um den lange verzögerten Ehesegen" gebeten hatte. Luisens Wirken für die Waisen aber ist vorbildlich geworden auch für die gleiche Thätigkeit des Rates und der Bürger von Berlin. Mit Rücksicht auf ihr Vorbild sind die ersten Stiftungen für Waisen zu Berlin erfolgt.

Es läßt sich ferner nicht verkennen: Luise von Oranien hat zu ihrer Zeit einen puritanischen Geist in den beiden Städten an der Spree zu verbreiten gewußt, in welchen ehedem der Sinn für fröhlichen Lebensgenuß sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte. Die Kurfürstin war z. B. eine grundsätzliche Feindin des Theaters. So schreibt sie beispielsweise einmal an den Freiherrn Otto von Schwerin:

„Zwei Dinge sind mir an der französischen Komödie seit alter Zeit zuwider:

die nämlich, daß man den Namen Gottes so oft mißbräuchlich in den Mund nimmt, und die, daß man die Kleider des anderen Geschlechtes anlegt."

Wie wir an einem dritten Orte, in unseren Studien über die Zeit der „Renaissance und des Rokoko" ausgeführt haben, scheint Luise die vorher so beliebten szenischen Darstellungen bei Hofe sogar ganz und gar abgeschafft zu haben; — es war ihr eben All' und Jedes, was keinen Bezug auf das Reich Gottes und die Förderung des inneren, geistlichen Lebens besaß, nur eine „Thorheit". In dieser Stimmung, in diesem tiefen Ernste und in der hohen Gewissenhaftigkeit ihrer Lebensauffassung schrieb sie ein ander Mal an Schwerin, an den Erzieher ihrer Kinder, die goldenen Worte:

„Ich sehe wohl, wie Sie den Kurprinzen angehalten haben, Gott zu fürchten. Es ist wohlgethan also! Denn darauf kommt schließlich doch alles an, daß die Seele auf einem guten Grunde ruhe. Alles Andere ist eben nur fadaise (Nichtigkeit)."

In diesem Geiste edelster Frömmigkeit, Reinheit und Pflichttreue hat Luise von Oranien wahrhaft erhebend auf das Volk von Berlin eingewirkt, so lange ihr überhaupt zu wirken vergönnt war. Leider kam die Nacht, da niemand mehr zu wirken vermag, allzufrüh für sie.

Ein tieferes Eingehen auf die Geschichte des hohenzollernschen Hofes zu Kölln an der Spree liegt uns zwar an dieser Stelle fern; dennoch möge eine Darstellung wenigstens des gottseligen und ergreifenden Heimganges der edlen und geistesebenbürtigen Gemahlin Friedrich Wilhelms des Großen hier in die Geschichte unserer Stadt eingereiht sein, denn derselbe ist zu Berlin, oder vielmehr im Schlosse zu Kölln, erfolgt.

Krank, unheilbar krank war die Kurfürstin von ihrer Reise in die Heimat nach Berlin zurückgekehrt. Am 4. Mai 1667 ließ der große Kurfürst folgendes Gelübde für ihre Wiedergenesung aufzeichnen:

„Nachdem der Höchste meine herzvielgeliebte Gemahlin gar hart und schwer mit Krankheit heimgesuchet hat, und da auch alle menschlichen Mittel umsonst und ganz und gar verloren sind, so habe ich ein Gelübde dem Höchsten gethan, daß ich, daferne Ihre Liebden von diesem Lager wiederaufkommen, ich Ihm zu Ehren ein Armenhaus bauen und zur Unterhaltung desselben jährlich 6000 Thaler verordnen will." —

Allein das Ziel der Tage dieser reinen und edlen Fürstin, dieser so getreuen Dienerin ihres Gottes und ihres Landes, war gekommen. Kirchner berichtet über ihr Abscheiden in folgender Weise:

„Ihre Geduld war ohne Beispiel. Nie klagte sie über ihre eigenen Schmerzen, sondern stets nur über die Beschwerden, welche sie durch ihre Krankheit Anderen bereite. Am 7. Juni fühlte sie deutlicher die Nähe des Todes und äußerte zu dem Hofprediger Stosch:

„Ich warte nur noch auf das stille Sausen, in welchem Jehova kommt." Als der Geistliche mit ihr gebetet hatte, beschied sie ihn zu 4 Uhr des nächsten Tages wieder zu sich. Dann ließ sie die Prinzen kommen und sagte denselben „gute Nacht zum letzten Abschiede," da sie sich um diese Zeit sehr krank fühlte. Doch schlief sie dann recht gut und fühlte sich am Morgen des 8. Juni 1667 sehr gestärkt. Zu ihrer Hofmeisterin sprach sie in der Morgenstunde:

„Der Kurfürst bricht mir fast mein Herz! Er thut viel Treue an mir; Gott

wolle es ihm einstmals lohnen! Was für ein Band der Liebe herrscht doch zwischen Mann und Frau! Das geht doch aller Freunde Liebe vor! Sonst fühle ich Gottes Gnade. Ich habe Gott gefürchtet und ihm gedient, wenn auch in Schwachheit, so doch von ganzer Seele. Solches läßt Gott mich jetzt reichlich genießen; denn ich habe süßen Trost in meinem Herzen!"

Am 8/18. Juni betete Stosch zunächst noch um leibliche Hülfe für die edle Fürstin; dann aber eröffnete er ihr, Gott scheine etwas Besseres als die irdische Genesung über sie verhängt zu haben. Da hob die Leidende die gefalteten Hände zum Himmel empor und bat, Gott möge ihren Willen seinem heiligen Willen gleichmachen und Glauben und Hoffnung ihr lassen, damit sie in solcher Hoffnung alles, was ihr in der Welt lieb sei, vergessen, — was schmerzlich sei, geduldig tragen und die angeborene Furcht vor dem Tode überwinden möge. Er möge ihren Glauben und ihre Hoffnung nicht aufhören lassen, bis der Glaube in das Schauen Jesu Christi und die Hoffnung in den Genuß des ewigen Lebens verwandelt und verklärt worden sei. Um 2 Uhr Nachmittags aber klagte sie sehr schmerzlich über die große Angst ihres Herzens, welche keinem menschlichen Mittel weichen wollte. Auf ihr Verlangen harrte der Kurfürst bei ihr aus, bis sie endlich vollendet hatte. Der Tod trat nach 6 Uhr Abends an sie heran. Ihr letztes Wort war ein vernehmliches „Ja!" auf die Frage, welche der Hofprediger Stosch ihr vorlegte: ob sie es auch fühle, daß Gott ihr ein gnädiger Vater sei. Sie hatte die Hand des Kurfürsten ergriffen und sank dann lautlos in die Kissen zurück. Die tückische Lungenkrankheit hatte ihr Werk vollendet. Ihr glänzendes Leichenbegängnis fand erst am 26. November 1667 statt; der Hofprediger Stoschius predigte bei demselben über den Text Hiob XIII, 15:

„Wenn der Herr mich gleich töten wird, will ich dennoch auf ihn hoffen," welche Luise selbst zu diesem Zwecke ausgewählt hatte.

Im Jahre 1858 ist der edlen Fürstin in ihrem teuren Oranienburg ein schönes und würdiges Denkmal errichtet worden. Zu Berlin besitzt sie ein solches nicht, und sie bedarf eines Monumentes hier auch nicht; denn, wie wir sagten: „Noch ist sie unvergessen." Nicht allein, daß Luise ihrem großen Gemahle treulich geholfen hat, eine Periode holländischer Kultur über unsere Stadt heraufzuführen: mehr als durch diese Thatsache wird ihr Andenken in höchstem Segen unter uns durch jene geistlichen Lieder forterhalten, welche ihren Namen tragen. Das hochgewaltige, todesfreudige und auferstehungsgläubige „Jesus, meine Zuversicht" ist unserm Volke ein herrliches Besitztum geworden. Die neuere Forschung neigt sich der Ansicht zu, daß der hehren, hohen Frau in der That die Urheberschaft jener vier, unter ihrem Namen geführten Lieder zustehe. Wir müssen uns die Untersuchung hierüber jedoch bis auf jenen Ort vorbehalten, an welchem wir die Poesie der Zeit Friedrich Wilhelms des Großen besprechen werden. Vorerst haben wir uns noch jenen veränderten örtlichen Zuständen zuzuwenden, welche in der Hauptstadt der Mark bereits in den Tagen Luisens von Oranien einzutreten begannen.

---

7. Die Erweiterungen Berlin=Kölns und die Gründung neuer Städte bei den alten.

Litteratur: Küster, Altes und Neues Berlin. I–IV. Abteilung. Berlin 1737–1769.
Holtze, Gesch. d. Befestigung von Berlin. Berlin 1861.
Mila, Gesch. Berlins. Berlin 1829.
Geppert, Chron. v. Berlin. I. Teil. Berlin 1831.
Fidicin, Berl., histor. u. topographisch. Berlin 1852.

„Auf dem Werder," so schreibt Professor Holtze, „waren bis zur Fortifikation nur geringe Anfänge der Bebauung vorhanden." Es befanden sich auf den hier gelegenen Inseln allerdings nur das „Reithaus", das „Häuslein der Falkoniere", der „Jägerhof", „das Haus des Vogelstellers", Anlagen, welche, wie es scheint, in den Tagen Joachims II. entstanden waren, sowie ein „Gießhaus" und ein „Ballhaus". Aus dem Jahre 1654 liegt uns eine Nachricht vor, nach welcher in jenem Sprecarme, welcher damals den ganzen Raum des Werders umzog, noch „Hechte gestochen wurden". Dort, wo dieser Sprecarm die heutige Werderstraße berührte, befand sich nach Fidicins Angabe die „freie Arche", d. h. eine Schleuse, durch welche das Wasser, der Schiffahrt und der Mühlen wegen, aufgestaut und abgelassen werden konnte. Innerhalb der Jahre 1638 bis 1641 waren auch hier einige Befestigungen entstanden: es war wahrscheinlich der Holländer Hydde Hörenken gewesen, welcher an dem „Jägerhofe", dem heutigen Bankgebäude, und an dem „Reithause", der späteren Werderschen Kirche, ein paar Schanzen aufgeworfen und dieselben mit Geschützen besetzt hatte. Diese Werke umschlossen in ziemlich weitem Bogen den gesamten Werder; sie deckten die oben erwähnten friedlichen Anlagen. Auf diesem zum Werder gehörigen Terrain erfolgte 1647 die erste Anlage der Lindenpromenade; — von der „Lauf- und Hundebrücke", welche vom Schlosse zum „Tiergarten" hinführte, wurde eine Allee von Linden und Nußbäumen bis in jenen Wald- und Wildbezirk hineingeführt, welchen Joachim II. einst als Kurprinz erworben hatte. Diese Allee hörte bei der heutigen Schadowstraße auf. Im Jahre 1650 wurden die Reste der erwähnten, von Hydde Hörenken aufgeführten älteren Befestigung beseitigt; ihr Andenken haben sie uns nur in der schrägen, die sonst vollkommen planmäßige Anlage des Werders störenden Richtung der „Adlerstraße" und der „Falkoniergasse" hinterlassen." Ein kurfürstliches Vorwerk, welches außerhalb dieser älteren Erdwälle lag, war im Jahre 1646 zu einem kurfürstlichen „Baumgarten" umgewandelt worden. Derselbe lag unfern des „Jägerhofes". Die Fortifikationsarbeiten begannen auf der köllnischen Seite im Jahre 1662. Daß diese spätere, regelmäßige Befestigung erst mit der Erbauung des prächtigen Leipziger Thores im Jahre 1683 vollendet wurde, erwähnten wir bereits in dem Vorangegangenen.

Ums Jahr 1655 scheint man mit der stärkeren Bebauung des Werders angefangen zu haben; wenigstens errichtete sich Johann Gregor Memhard in demselben Jahre ein Haus auf jener Stätte, auf welcher sich jetzt die Kommandantur befindet. Die Bevölkerung des Werders mag besonders schnell angewachsen sein: mit Recht bezieht Professor Holtze die Klage des Bürgermeisters Michael Zarlang:

„Was ehedem das Gut und Obdach der Bürger war, das ist jetzt in der Hand der Höflinge!" —

insonderheit auf die in dem Werder vorliegenden Verhältnisse. Denn es waren in der That vorzugsweise Diener des Hofes, welche sich hier seßhaft machten. Bereits am 19. September 1662 ertheilte Friedrich Wilhelm von Küstrin aus den hier befindlichen Anlagen unter dem Namen des „Friedrichswerders" das Stadtrecht; eine dritte Stadt war also neben Berlin und Kölln entstanden. Die neuen Anbauer hatten von jeder Quadratrute rheinländischen Maßes 3 Silbergroschen Erbzins zu geben; von der „Kontribution" und allen anderen Real- und Personallasten sollten sie befreit bleiben; nach bestem Vermögen durften sie bürgerliche Nahrung, Handel und Wandel treiben und ihren besondern Magistrat sich wählen. Die betreffende Urkunde ist ein hervorragendes Zeugnis für den wohlwollenden landesherrlichen Sinn Friedrich Wilhelms des Großen. So erhob sich dann auch hier zunächst ein Rathaus, — die ersten Bürgermeister waren der Kammergerichts-Protonotar Samuel Plessen und der Baumeister Johann Gregor Memhard; — später wurde auch eine Kirche und eine Schule errichtet. Zu „besserer Aufnahme des Friedrichswerders" erteilte der Kurfürst am 7. April 1671 der jungen Stadt zwar noch zwei 14tägige Messen, welche am 8. Mai und am 24. August jedes Jahres beginnen sollten; allein diese Messen kamen niemals zu stande; es verblieb, wie Küster sagt, „bei einem ordentlichen Jahrmarkte von etlichen Tagen".

In anziehender Weise hat Mila in seinem 1829 erschienenen Werke über Berlin das allmähliche Anwachsen des Friedrichswerders geschildert. Grund und Boden sah der Kurfürst hier als sein unanfechtbares Eigentum an, — großmütig gab er von demselben her. Vor der Gründung der neuen Stadt waren die Ländereien des grünenden Werders nur die „Weideplätze der Gänse und die Wohnsitze der Bären gewesen": die Retter des Kapitols mögen sich in der That in der alten Sumpf- und Wasserwildnis besonders wohl befunden haben. Auf den anderen, von den kurfürstlichen Baulichkeiten eingenommenen Teilen des Werders aber hatte alles den Zwecken der Jagd und der altherkömmlichen Liebe deutscher Fürsten zu allerlei fremdem Getiere gedient. Zur Seite der Schleuse, auf dem Grunde und Boden des Holzgartens, soll sich zwischen den Holzstößen ein „Bärenzwinger" befunden haben, und die nachmalige „Adlerstraße" soll nach einem Häuslein benannt worden sein, in welchem einst Adler gefangen gehalten wurden. Auf dem „Jägerhofe" aber wohnte die kurfürstliche Jägerei von dem Oberjägermeister an bis zum Büchsenspanner herab; vielleicht lag auch ein „Hasengarten" hier. Im „Reithause" und in dem „Ballhause", welches letztere dem damals so viel und gern geübten Ballspiele gewidmet war und am 3. Juni 1667 eine merkwürdige, kurfürstliche „Ballhaus-Ordnung" erhielt, tummelte sich munter die Jugend des Adels und selbst das reifere, bei Hofe eingeführte Geschlecht umher. Nach der späteren Oberwallstraße zu, auf der Stätte des Hauses Nr. 10, stand ferner ein hölzerner Turm mit einer Glocke, welche mittags um 12 Uhr und abends um 6 Uhr geläutet wurde, um die Bracken, die Schweiß-, Wolfs- und

Dachshunde zu ihrer Mahlzeit herbeizurufen. Es mag dem Volke von Berlin ferner ein gern gesehenes Schauspiel gewesen sein, wann der Hof mit der ritterlich gekleideten Jägerei, mit den Damen in den bunten, anmutigen Jagdkostümen, den Falkonieren mit den edlen „Federspielen", mit der klaffenden Meute und dem prächtig bewimpelten Jagdzeuge zum fröhlichen Waidwerke in die grüne Waldesnacht der Havelforsten hinausritt! Vom Werder aus begab sich die Jägerei dann über die Schleusenbrücke nach dem Schlosse, und von hier aus ging's unter schmetternden Fanfaren über die „Hundebrücke" in die Lindenallee und in den Tiergarten hinein. Der große Kurfürst war, wie alle Hohenzollern bis auf Friedrich II., ein eifriger Jäger. Um das romantische Bild des alten Werders zu vollenden, erwähnen wir noch, daß in der Nähe der Schleuse sich auch ein Haus „der kurfürstlichen Alchemisten" befand, welches 1662, bei der Gründung der Stadt Friedrichswerder, indessen wohl bereits verfallen war.

Dies alles änderte sich wie mit einem Schlage, als die Bebauung des Werders begann. Das Hofjagdamt mußte weichen; dasselbe siedelte wohl schon damals nach der Breiten Straße über. „Bald zog sich, parallel den Courtinen der neuen Festungswerke, die Friedrichs-, die jetzige Kurstraße, durch den Werder dahin, — durchschnitten, soweit das Vorhandene es gestattete, von regelmäßigen Querstraßen. Die Gertraudenstraße hörte auf, die Hauptverkehrsader am linken Spreeufer zu sein; an ihre Stelle trat die nunmehrige alte Leipziger Straße, welche durch die ‚Jungfern-Brücke' mit den beiden Städten Berlin und Kölln in Verbindung gesetzt wurde." Eine Sage erklärt die Entstehung dieses etwas befremdlichen Brückennamens auf die folgende Weise: Nahe bei der Brücke wohnte eine Familie Blanchet, deren weibliche Mitglieder sich mit dem Nähen feiner Wäsche und anderer Handarbeit beschäftigten. Diese Geschwister Blanchet waren ebensowohl wegen der Geschicklichkeit ihrer Hände wie wegen der Schärfe ihrer Zungen allbekannt in Alt-Berlin. Hatte man nun die Absicht, eine feine Arbeit für Frauen anfertigen zu lassen, so hieß es: „Wir wollen zu den Jungfern an der Brücke senden!"; — galt es, irgend welche Auskunft über ein Gerücht der Gassen- oder Lästerchronik zu erhalten, so faßte man den gleichen Entschluß. — Uns will es jedoch scheinen, als habe der Name „Jungfern-Brücke" einen ähnlichen Ursprung wie der der „Rosenstraße". In dem „Spreegäßchen" neben der Brücke mag eben nicht der sittenreinste Teil der Bevölkerung von Kölln gewohnt haben.

Von einzelnen Anlagen auf dem Werder erwähnen wir hier zunächst die „Hausvogtei". Der Hausvogt oder der Hofrichter hatte, wie wir wissen, das richterliche Amt über alle zum Hofhaushalt des Landesfürsten gehörige Persönlichkeiten. Ehe daher auf dem Werder ein eigener Magistrat eingesetzt wurde, richtete er auch über die Bewohner dieser Inseln, weil sie eben zum überwiegenden Teile kurfürstliche Beamte waren. Das heute noch bestehende Gebäude der Hausvogtei auf dem Werder ist jedoch erst im Jahre 1750 aufgeführt worden; die Hausvogtei befand sich anfangs in dem Schlosse zu Kölln; sie wurde sodann, bei Anfang des großen Schloßbaues, nach der Unterwasserstraße in die Nähe der Münze verlegt und gelangte endlich an die oben bezeichnete Stelle an der Ecke der Ober- und Niederwallstraße. Die Absteckung der Straßen und Plätze des Werders lag dem oft genannten holländischen Ingenieur Johann Gregor Memhard ob; er ließ neben dieser späteren Hausvogtei, welche damals erst einen zum Jägerhofe gehörigen Stall bildete, einen Marktplatz frei, welcher ursprünglich zwar ein „Quarré" bilden sollte, im Laufe der Zeit sich

jedoch nicht viereckig gestaltete. Im Volksmunde wurde dieser Platz einst der „Krähenmarkt" genannt: — wir wissen nicht, aus welchem Grunde. In späterer Zeit erhielt er die Benennung des „Schinkenplatzes", weil ein invalid gewordener, baumlanger Grenadier des großen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. hier die vortrefflichen Produkte seiner westfälischen Heimat verkaufte.

Das eigentliche städtische Leben des Friedrichswerders nahm jedoch seinen Sitz nicht auf diesem Platze, sondern auf dem „Werderschen Markte". Hier, in einem von dem Hofstuckateure Simonetti im Jahre 1672 erbauten Rathause, welches auf der Stätte des späteren, von Schadow so schön ausgeschmückten Münzgebäudes stand, versammelten sich die Bürgermeister und die Ratsherren des Werders. „Dieses Rathaus war," wie der spätere Rektor Gedicke vom Friedrichswerderschen Gymnasium sich einmal äußert, „ein ‚wahrer Proteus‘, welcher bald diese, bald jene Gestalt annahm; denn unter einem Dache befanden sich hier anfänglich in friedlichem Vereine sowohl das Rathaus, die Kirche, die Gerichtsstube, der Stadtkeller, das Gefängnis, die Brot- und Fleischscharren, die Folterkammer und die Schule." Diese Schule, das Friedrichswerdersche Gymnasium, wurde im Jahre 1681 — man weiß nicht mehr, an welchem Tage, — gestiftet und angeblich am 5. März desselben Jahres eingeweiht. Ein besonderes Kirchengebäude auf dem Werder wurde indessen erst im Jahre 1699, in welchem Kurfürst Friedrich III. der neuen Stadt das Reithaus schenkte, „um dasselbe in ein Gotteshaus umzuwandeln", den Bürgern hier zu Teil. Wir kommen auf die Geschichte dieser Kirche in späterer Zeit zurück. Aus Gedickes unzweifelhaft richtiger Angabe erhellt thatsächlich, daß, wenngleich der Werder sich auch ziemlich schnell bebaute, das bürgerliche Leben dieser Stadt anfänglich sich doch nur in schlichtester Form entwickelte Die Verfassung des Friedrichswerders war gleichfalls von der denkbarsten Einfachheit. Zwei Bürgermeister und zwei Ratsverwandte verwalteten die gesamten Angelegenheiten der neuen Stadt. Die Geschichte der letzteren geben wir erst beim Jahre 1709, in welchem sie mit Berlin und Kölln vereinigt wurde. —

Das Fortschreiten der Fortifikation Berlin-Köllns hatte der südlicher gelegenen der beiden alten Schwesterstädte, der Stadt Kölln, eine Erweiterung auch an anderer Stelle gebracht: es war das heutige Revier Neu-Kölln in den Wall und den Graben mit hineingezogen worden. Es befanden sich hier ehemals nur die Ziegel- und Kalkbrennerei des köllnischen Rates, welche auf kurfürstlichen Befehl abgebrochen werden mußte, ein Schiffsmannshaus, einige Salzhäuser, die Heubinderei und ein paar Bürgerhäuser und Gärten. Der sumpfige Grund erschwerte hier den Anbau außerordentlich; der Boden mußte sehr beträchtlich, oft um volle sechs Fuß, erhöht werden, wenn die Gebäude sich als bewohnbar erweisen sollten. Erst in seinen letzten Jahren vermochte der große Kurfürst daher, den Anbau auch an dieser Stelle thatkräftig zu fördern. Edikte vom 2. Mai 1681, vom 7. und vom 17. Mai 1683 mahnten Rat und Bürgerschaft von Alt-Kölln zwar ernstlich, die Regulierung auch dieses Stadtteiles mit Eifer zu betreiben; der Erfolg dieser Verordnungen aber war immerhin nur ein geringer; die Gegend beim Kirchlein zu St. Gertraud sowohl, wie jener Uferrand der Spree, von welchem aus sich heute der malerische Blick auf Alt-Berlin eröffnet, blieben noch bis in den Anfang des nächsten Jahrhunderts überaus einsam. Weidengebüsche und Horste im Sumpflande grüßten schwermütig zu den Türmen von St. Nikolai und von St. Peter über Sumpf und Fluß hinüber.

Wesentlich schneller verheißungsvoller und glänzender aber, als anfangs selbst in der Stadt Friedrichswerder vollzog sich die Erweiterung Berlin-Köllns auf einer dritten Stelle: im Nordwesten des alten Weichbildes. Ein bleibendes Verdienst um die Entwickelung der Residenz sollte sich hier jene hohe Frau erwerben, welche dem großen Kurfürsten und dem Lande gegenüber die schwere und dornenvolle Aufgabe übernommen hatte, den Verlust einer Luise zu ersetzen.

Am 14. Juni 1668 hatte Friedrich Wilhelm auf dem Schlosse zu Gröningen im Magdeburgischen seine Vermählung mit Frau Dorothea, einer geborenen Herzogin von Holstein-Glücksburg, der Witwe des Herzogs Christian Ludwig von Lüneburg-Celle, gefeiert. Auf Allbekanntes vermögen wir an diesem Orte nur mit wenigen Worten hinzuweisen: wir schildern es daher nicht, wie schmerzlich das Herz dieser Fürstin von jenem so befremdlich kühlen Empfange berührt werden mußte, welcher ihr in der Residenz ihres Gatten zu Teil wurde; — wir gehen auf jene betrübende üble Nachrede, auf jenen niedrigen, verleumderischen Klatsch, welcher die edle und hochsinnige Frau bis in das Grab verfolgt hat, hier nicht näher ein. Die sittlichen Zustände Berlins unter dem großen Kurfürsten zu schildern, wird uns noch die Gelegenheit kommen. Dorothea hat diesem Kaltsinne, dieser Gehässigkeit, ja dieser verbrecherischen Verleumdung, welche es wagte, sie sogar des Giftmordes ihres Stiefsohnes Karl Aemil zu zeihen, die edelste Waffe entgegengesetzt: sie ist eine Wohlthäterin Berlins geworden. Die lorbeerumwundene Krone, der Lohn der Städtegründung, gebührt auch ihr.

Friedrich Wilhelm der Große schenkte das Vorwerk vor dem Spandauer Thore, auf welchem Luise von Oranien in herzlicher Freude an der holden Arbeit des Landbaues einst so emsig geschaltet und gewaltet hatte, im Jahre 1670 seiner Gemahlin Dorothea von Holstein. Im Jahre 1673 ließ die Kurfürstin durch den Ingenieur Blesendorf hier eine neue Stadt abstecken, zu welcher der Acker jenes Vorwerkes Grund und Boden darbot. Am 2. Januar 1674 erhielt diese vierte Stadt an der Spree das kurfürstliche Privilegium. Die Kurfürstin Dorothea förderte den Anbau dieser Anlage, welche zuerst die Vorstadt vor dem neuen Thore des Friedrichswerders und sodann die Dorotheenstadt genannt wurde, mit allen Kräften; der Grundzins, welcher hier von der Quadratrute gezahlt wurde, betrug gegenüber der auf dem Friedrichswerder zu entrichtenden 3 Sgr. nur 1 Sgr. 6 Pf.; ja, als der Krieg mit den Schweden über das Land kam, erließ die Kurfürstin diese Abgabe für ein Jahr sogar voll und ganz. Das soeben erwähnte Privileg vom 2. Januar 1674 sicherte den neuen Anbauern auf zehn Jahre die volle Freiheit „von allen und jeden Oneribus, als Contribution, Einquartierung, Servicen, nachbarlichen Wachen, Quartalgeldern u. s. w. zu; „nur Accise," so heißt es in demselben, „müssen sie geben." Ein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden Versöhnung zwischen den Lutheranern und Reformierten ist, daß der Anbau einer Simultankirche für beide Bekenntnisse in jenem Erlasse vorgesehen werden konnte. Im Morgen- und im Mittagsgottesdienste sollten die Geistlichen beider Konfessionen einander abwechseln. Das zum Baue notwendige Holz wurde den Ansiedlern geschenkt, und das in der Dorotheenstadt gebraute Bier durfte steuerfrei auch in die drei anderen Städte eingeführt werden, aus welchen die Residenz nunmehr bestand.

Die schönste Zierde der Dorotheenstadt aber war von jeher jene Lindenallee, welche dieselbe von der „Friedrichsstadt" trennt, — von jenem Stadtteile, dessen Er-

bauung der Kurfürst in dem Privilegium für die Dorotheenstadt mit den Worten: „Wenn wir auch die andere Seite sollten anbauen lassen," sich ausdrücklich vor behalten hatte. Wir sahen, daß die Anlage der Linden schon im Jahre 1647 erfolgt war. Bei den Fortifikationsarbeiten, bei der Errichtung der Werke vor dem „Neuen Thore" des Friedrichswerders, wurde diese schöne Allee indessen stark beschädigt. Jener Teil derselben, welcher zwischen der heutigen Schloßbrücke und der Akademie lag, ging sogar für immer verloren. Allein auch sonst erwies sich eine Nachpflanzung an der Lindenallee als notwendig. Dieselbe muß in den Jahren 1652 bis 1672 erfolgt sein, da Küster ausdrücklich bemerkt:

„Es stunden hier auch sechs Reihen Linden, nach der Kunst gepflanzet, welche des Johanniter-Ordens Meister Prinz Johann Moritz von Nassau also angeordnet, theils auch selber angepflanzet hatte."

Eine andere Nachricht besagt, daß Dorothea von Holstein zu dieser zweiten Anlage „den ersten Spatenstich in eigener Person gethan und das erste Bäumlein selber eingesetzet habe." Es lassen beide Nachrichten sich wohl unschwer vereinigen.

Fröhlich blühte diese vierte Stadt auf Gleichwohl wurde ein Rat und ein Bürgermeister hier erst im Jahre 1690 eingesetzt. Erster Bürgermeister wurde der Réfugié Rambonnet. Bei der Vereinigung auch der Dorotheenstadt mit Berlin und Kölln, welche im Jahre 1709 erfolgte, werden wir die städtische Geschichte nachtragen; an dieser Stelle liegt uns nur ob, noch einen Blick auf jene Vervollständigung der Berliner Festungswerke zu werfen, welche infolge der Anlage der Dorotheenstadt notwendig geworden war.

Im August 1681 begann man, den Raum von der jetzigen Behrenstraße an bis zu dem Graben am „Katzenstiege", d. h. bis zu einem Abzugsgraben, welcher sich an der heutigen „Georgenstraße" entlang zog, und ebenso den von der „Esplanade vor dem neuen Thore", d. h. von der Gegend des Akademie-Gebäudes, bis zu der heutigen „Schadow-Straße", mit Wall und Graben zu umziehen. Professor Holtze beschreibt diesen Erweiterungsbau in folgender Weise:

„Der Wall nahm die Stelle der Häuser auf der Sonnenseite der Behrenstraße ein; von der Mauerstraße an wendete sich das Werk dann in zwei Halbbastionen fast im rechten Winkel zur Spree. Das Ganze war also ein Hornwerk. Durchlässe in diesem Walle befanden sich nördlich von der Kreuzung der Behren- und Friedrichsstraße und unter den Linden vor dem russischen Gesandtschaftshotel; — sie hießen die ‚Potsdamer- und die Thiergarten-Brücke'. Die Nordseite erhielt keine Befestigung. Die ganze Anlage trug den Charakter des Provisorischen an sich; die Rücksicht auf die Erhebung der Accise war maßgebender bei ihr gewesen als die militärische. Daher blieb jene Nordseite unbefestigt, daher wurden auch die Wälle dieser ‚neuen Auslage' nicht mit Geschützen besetzt. Von jenen 326 Mann, welche der Wachtdienst in den vier Städten gegen das Ende des Jahrhunderts tagtäglich erforderte, kamen auf die Dorotheenstadt nur 1 Tambour und 17 Mann. Die eigentliche Festung wurde nach der ‚neuen Auslage' hin, wie diese Erweiterung hieß, in keiner Weise geöffnet." —

Soviel hier über die vierte Stadt an der Spree! Auch die Anfänge der fünften, der Friedrichsstadt, gehen, wie bereits erwähnt, bis auf den großen Kurfürsten zurück. Er verlieh Grund und Boden zum Anbaue in vereinzelten Fällen nämlich auch südlich von der Dorotheenstadt. In der heutigen Lindenstraße errichtete sein

wohlverdienter Geheimrat von Meinders ein vielbewundertes „Vorwerk“, eine landwirtschaftliche Anlage von vortrefflicher Art. Eigentliches städtisches Leben entfaltete sich hier jedoch erst unter jenen Fürsten, welche berufen waren, dem unsterblichen Helden auch darin nachzufolgen, daß sie Wohlthäter wurden ihrer getreuen Stadt und Veste Berlin.

Nachdem wir in dem Vorangegangenen das äußere Anwachsen Berlins während der Regierungszeit des großen Kurfürsten darzustellen versucht haben, wenden wir uns nunmehr den inneren Verhältnissen der Residenzen innerhalb dieses Zeitraumes zu.

---

8. Die Bauthätigkeit des großen Kurfürsten innerhalb Berlins.

Litteratur: Woltmann, Baugeschichte von Berlin. Berlin 1872.
Dohme, Geschichte des Königlichen Schlosses. Leipzig 1876.
Zerstreute Notizen bei allen Geschichtsschreibern Berlins.

Als Friedrich Wilhelm der Große das Erbe seiner Väter übernahm, fand er die Städte Berlin und Kölln, wie wir sahen, in dem Zustande der größten baulichen Vernachlässigung vor. Wohl hatte es in dem alten Berlin einst ein „Baugericht“ gegeben, welches aus zwei Ratmannen zusammengesetzt war, denen der Titel der „Bauherren“ eignete. Allein der große Krieg hatte die alten Verordnungen inbetreff des Bauwesens allzumal in Vergessenheit versinken lassen. Der Erlaß einer neuen Bauordnung war daher eine Nothwendigkeit, und unter dem 30. November 1641 wurde eine solche bereits veröffentlicht.

Sein Leben lang hat der große Friedrich Wilhelm, der Mann ruhmvollster Waffen und der folgenreichsten Staatsgeschäfte, die Bau-Polizei sehr streng gehandhabt; — liegt doch die volle Bewährung seiner Herrschergröße eben darin, daß er über dem Allgemeinen nie das Einzelne, über dem Hohen und Bedeutsamen nie das Unscheinbare und Geringe übersah! Es ist wahrhaft erstaunlich, mit welchem Eifer dieser gewaltige Fürst die baulichen Zustände unsrer Stadt durch Gesetze zu ordnen und zu verbessern bestrebt gewesen ist. Wir vermögen selbstverständlich hier nur das Wesentlichste von all' dem Guten und Heilsamen hervorzuheben, was Kurfürst Friedrich Wilhelm für die Verschönerung seiner Residenz verordnet und gethan hat.

Berlin und Kölln hatten in der Vorzeit unter gewaltigen Bränden leider nur zu oft aufs schwerste zu leiden gehabt. Dieselben blieben, wie die trockene, von 1648 bis 1701 reichende Chronik des ehemaligen Regimentsschreibers, späteren Bür-

gers und Rentners Christian Wendland bezeugt, auch unter der Regierung Friedrich Wilhelms nicht aus. Im Jahre 1659 z. B. „brannte Tieß Mertens Haus ab, item der kleine Turm auf der Marienkirche;" —

„im Jahre 1661, den 13. Januarii, nachts zwischen eilf und zwelf Uhr, schlug das Wetter oben in die Spitze des St. Marienturms; sie brannte drei Mann hoch herunter;" —

„im Jahre 1665, am 9. (nach andern Angaben am 27.) Augusti, brannte der kurfürstliche Stall, d. h. der Marstall ab." 2c.

Die beiden letztgenannten Brände sind bemerkenswert; an den ersteren knüpft sich die ungeheuerliche Sage, der Generalfeldzeugmeister Ernst Christoph von Sparhabe die Spitze des Marienturms mit Kettenkugeln herabschießen lassen (!); der Brand des Marstalls aber war dem großen Kurfürsten insofern äußerst schmerzlich, als er ihm 31 prächtige Rosse und eine kostbare Sammlung von Waffen und Alterthümern vernichtete. Solche Vorfälle forderten die gesetzgeberische Thätigkeit des großen Kurfürsten geradezu gebieterisch heraus. Schon 1659 erschien eine „Brand- und Feuerordnung"; die nötigen Feuergerätschaften wurden angefertigt und teils den Rathäusern, teils den Bürgerhäusern zur Aufbewahrung übergeben, oder auch auf den öffentlichen Plätzen aufgestellt; „auch wurde ‚eine Kollekte' für Diejenigen eingesammelt, welche sich beim Brande durch Löschen vorzüglich thätig und tüchtig bewiesen hatten." Im Jahre 1661 wurden „öffentliche Feuerspritzen" angeschafft. Im Jahre 1672 erschien sodann eine neue Feuerordnung, und anno 1686 wurde zur Verhütung von Bränden anbefohlen, daß zwei Männer aus den Magistraten der einzelnen Städte samt zweien Verordneten der Bürgerschaft alljährlich fünf- bis sechsmal untersuchen sollten, ob sich in ihnen Alles auch in rechtem Stande befände. Anderweitige Verordnungen des großen Kurfürsten aus seinen letzten Lebensjahren bezweckten die Beseitigung der Schornsteine aus Holz und Lehm; noch aber vermochte die durchgängige Abschaffung derselben ebenso wenig durchgesetzt zu werden, wie die der Stroh- und Schindeldächer. Nur Scheunen litt der große Kurfürst innerhalb der Festungswerke von Berlin durchaus nicht mehr.

Neben der Sicherheit aber galt es zugleich auch, die Reinlichkeit und Schönheit der von den Festungswerken umschlossenen Schwesterstädte zu fördern. Als grundlegend auf diesem Gebiete darf die „Brunnen- und Gassenordnung" Friedrich Wilhelms des Großen vom 14. August 1660 angesehen werden. Der alte, vortreffliche Nicolai äußert über sie das Folgende:

„Sie war ebenso nötig, wie sie weise eingerichtet worden ist. Sehr deutlich verrät sie die Sorgfalt des großen Kurfürsten für die Reinlichkeit der Städte, welche noch immer ein schmutziges Aussehen hatten. Vor den Häusern hatte man große Vorräte von Unsauberkeiten sich ansammeln lassen, welche einen üblen Geruch verursachten. Die Gassen waren teils mit Holzhaufen, teils mit Brettern, Sand und Mist bedeckt, sodaß man an einigen Orten selbst mit Wagen kaum durchkommen konnte, welches dann bei entstehender Feuersgefahr die größten Hindernisse verursachte." Dem sollte nunmehr gründlich abgeholfen werden.

Es ist allerdings befremdlich, daß sich selbst noch zu dieser Zeit dicht am Schlosse an der langen Brücke eine „Pferdeschwemme" befand und daß der Unrat sich dort derart aufzuhäufen pflegte, daß er die Geruchsnerven der Schloßbewohner aufs Empfindlichste beleidigte. Noch hatten beide Städte ferner ihre alten Gassen-

brunnen, die „Windeborne", welche zum teile mit eisernen Ketten versehen waren. Daneben aber befanden sich auch an Privatbrunnen in Berlin bereits 238, in Kölln 141 Pumpen. Streng und bei hoher Strafe wurde nun in jener „Ordnung" untersagt, diese Brunnen eingehen zu lassen oder sie zu verunreinigen. Es ist, als wäre plötzlich ein Blitzstrahl in das Dunkel der Vorzeit gefallen; — es scheint, als habe man endlich die wahre Ursache der pestartigen Epidemien und die Thorheit der alten Fabel von der Vergiftung der Brunnen durch die Judenschaft erkannt. Bei den öffentlichen Brunnen wurden jetzt auch „die bei einer Feuersbrunst notwendigen Gefäße und Kübel" aufgestellt. Diese Schlitten mit den „Feuertinen" sind der Stadt Berlin verblieben bis in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Für die eingehende Kenntnis der alten Stadt aber ist diese „Brunnen- und Gassenordnung" vorzüglich darum höchst wertvoll, weil sie uns die Hausbesitzer des Jahres 1660 namhaft macht. Merkwürdig ist in dieser Ordnung auch das Gebot, daß niemand die Bäume oder Weinstöcke, welche vor oder an den Häusern angepflanzt seien, beschädigen solle. Wer solches Frevels überführt worden sei, dem solle, anderen zum Abscheu, nach altem, deutschem Brauche die rechte Hand abgehauen werden. Man sieht: schon Friedrich Wilhelm und Luise, dieses erlauchte und erleuchtete Paar, hätten Berlin gern zu einer Gartenstadt umgestaltet. In dieser Fürsorge für die Reinlichkeit und Gesundheit Berlins blieb der große Kurfürst bis zum Ende seines Lebens sich durchaus getreu. Vom Jahre 1680 ab ließ er „auf einmal alle tiefen Rinnsteine und alle hohen Pflasterungen (Rampen, Beischläge, Treppen 2c.) vor den Häusern wegnehmen und die Straßen ebnen." In demselben Jahre befahl er, daß alle Einwohner, vor deren Thüre noch keine Pflasterungen befindlich wären, pflastern sollten. Das konnte freilich noch nicht überall durchgeführt werden; einiges geschah aber dennoch. So wurden z. B. Strafgelder, welche für ausgestoßene Gotteslästerungen verhängt und eingezogen worden waren, dazu verwendet, um den neuen Markt zu pflastern. Wir können, da der Raum uns fehlt, jedwede einzelne Verordnung zu erwähnen, hier nur auf jene Darstellung der Berliner Straßenpolizei verweisen, welche der fleißige Forscher Fidicin im fünften Teile seiner „historisch-diplomatischen Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin" dargeboten hat. Alle neueren Darstellungen verwerten nur das Material, welches dieser hochverdiente, nun verewigte Archivar der Stadt Berlin zusammengetragen hat. Uns ziemt hier nur, ein allgemeines Bild jener bau- und sanitätspolizeilichen Verhältnisse zu entwerfen, welche unter dem großen Kurfürsten in Berlin geherrscht haben. Höchst befremdend aber dünkt es uns, wenn wir hören, daß in dem alten Berlin die weniger belebten Straßen noch mit Schweinekoben fast völlig verbaut waren, welche letztere derart an der Straße angebracht waren, daß der Unrat vor den Häusern sich oft zu Hügeln anthürmte, — daß die Gänge, die alten „Gaten" zwischen den Häusern, gar häufig zu Kloaken und zu Sekreten benutzt wurden, weil viele Häuser eines Abortes entbehrten; — daß der Mühlenhauptmann sich beklagen mußte, es werde ihm die Spree mit Unrat ganz und gar verschüttet, daß bei den Kirchen Müll und Kehricht aufgeschüttet wurde. Ein auch nur flüchtiger Blick auf die Zustände der alten Zeit überzeugt uns bereits davon, wie lebhaft wir dafür zu danken haben, daß es uns beschieden ist, in reinlichen und der Gesundheit zuträglichen Räumen zu wohnen. Wie schlimm hatten es dagegen die Altvordern! Man würde indessen sehr irren, wenn man glauben würde, daß dieser weitere Schritt zur Volkserziehung, welcher von dem erlauchten, geisteshohen

Landesfürsten ausging, von den Räten und den Bürgerschaften der Residenz mit Freude begrüßt worden sei. Grad' das Umgekehrte entspricht der Wahrheit: die Bürger murrten über die holländische Reinlichkeitsliebe Friedrich Wilhelms. Es mußten die schärfsten Befehle erlassen werden, daß nur die großen Kehrichthaufen vor den Häusern weggebracht wurden: es mußte erst mit dem Pranger gedroht werden, ehe die abscheuliche Verunreinigung der Straßen aufhörte. — Ja, — um 1550, da waren auch Berlin und Kölln wohl reinliche Städte gewesen; im Verlaufe des großen Krieges aber war den Bürgern auch der Sinn für die Sauberkeit abhanden gekommen. Es ist ein hohes Verdienst des großen Kurfürsten, ihnen denselben wieder eingepflanzt zu haben, und zwar auf das nachdrücklichste; denn die Verunreinigung der Schloß-umgebung z. B. wurde nunmehr mit 50 Thalern Strafe belegt. Im Jahre 1681 wurde ferner das Mästen der Schweine innerhalb der Stadt verboten: und der neu angestellte Gassenmeister hatte auf das strengste darauf zu achten, daß dasselbe in Zukunft unterblieb. Auch die Anfänge des Berliner Erleuchtungswesens gehen auf diesen großen Herrscher zurück. Im Jahre 1679 verordnete er, daß aus jedem dritten Hause eine Laterne mit einem brennenden Lichte herausgehängt würde; „die Nachbaren sollten hierin mit einander abwechseln.“ Im Jahre 1680 fand man in den vier Städten bereits „5000 und etliche Nachtlampen und Laternen, deren Unterhaltung nach der Angabe der Bürger jährlich 3000 Thaler kostete.“ Das war wohl jedenfalls übertrieben; denn im Jahre 1684 betrug der gesamte Aufwand für Reinhaltung der Gassen, für die Feuergerätschaften, die Laternen, die Brunnen u. s. w. zusammen nur 3271 Thaler. Im Jahre 1682 setzte man die Laternen auf Pfähle, und wiederum erfolgte Widerspruch seitens der Berliner.

Nachdem wir in dem Vorangegangenen die einzelnen straßen- und baupolizeilichen Maßregeln Friedrich Wilhelms besprochen haben, wenden wir uns jetzt seinen Bauten selbst zu. Das wichtigste Werk unter denselben ist selbstverständlich der Ausbau des Schlosses zu Kölln und seiner Umgebungen. Der vorbereitenden Arbeiten haben wir bereits erwähnt; — größere Leistungen wurden erst dann möglich, als holländische Techniker im Jahre 1650 sich dem Zuge Luisens von Oranien nach der Mark angeschlossen hatten, um unserm, noch immer sehr darniederliegenden Lande den reichen Segen der niederländischen Kultur zu bringen.

Von diesem Jahre 1650 ab beginnt nunmehr eine höchst anziehende Periode der Kulturgeschichte Berlins. In alten Tagen hatten die niederländischen Einwanderer uns einst den Backsteinbau gebracht; unsere neugegründeten Städte hatten von ihnen zum Teile Namen erhalten, welche uns an die Ufer des Niederrheins zurückversetzten. Jetzt vollzog sich wiederum ein ähnlicher Vorgang. Wer um 1660 durch das Land Brandenburg reiste, der mußte lebhaft an Holland erinnert werden; er fand Treckschuyten, holländische Meiereien, holländische Wiesenwirtschaft, holländischen Gartenbau auch hier vor. Auf den Lehrstühlen des Landes saßen zahlreiche holländische Gelehrte; in jeder größeren Werkstatt arbeiteten holländische Handwerker. Die Säle der Paläste Brandenburgs waren mit holländischen Malereien erfüllt; auf den Schränken und Kaminen prangten die Erzeugnisse der holländischen Kleinkünste; ja, es kam selbst ein wenig von holländischer Sauberkeit über die Menschen der Mark in Stadt und Land. Eine oranische Kulturepoche also! Es ist, — fürwahr! kein blindes Ungefähr, daß der hehre, während der Abfassung dieses Werkes verewigte Schöpfer unsrer nationalen Einheit den Namen „Wilhelm“ geführt hat, und daß das

Ordensband „vom schwarzen Adler" die oranische Hausfarbe zeigt. Holländische Meister bauten nun also auch an dem Schlosse Friedrich Wilhelms. Johann Gregor Memhard ist der erste derselben. Noch während des Jahres 1650 errichtete er im „Lustgarten" auf der Stätte der heutigen „alten Börse" das vielgerühmte Lusthaus, welches „die Grotte" genannt wurde. Nach Dr. Dohme's Forschungen bildete dieselbe ein zweigeschossiges Gebäude, an dessen Stirnseite sich zwei zierliche Türmchen befanden. Das flache Dach diente als Altan. Jonische Pilaster gliederten die Façade; unter den Fenstern befanden sich Fruchtschnüre, und in muschelförmig ausgeschmückten Nischen standen Heroen- und Göttergestalten. Das Erdgeschoß bildete eine mit Muscheln verkleidete Grotte, in welcher Statuen und Fontänen selbstverständlich nicht fehlten; in den oberen Räumen aber war eine kleine botanische Bibliothek aufgestellt. Oft hat das kurfürstliche Paar Friedrich Wilhelm und Luise in diesem Lusthause geweilt, um sich an den Klängen der Musik zu ergötzen. Die „Grottierer" Johann und Franz Baratta aus Italien führten die Aufsicht über diese Anlagen Memhards. Jakob Bouillaumé, genannt Vignerol, schmückte dieselbe mit „bleiernen Statuen" aus und erhielt zur Unterhaltung der Springbrunnen die sehr bedeutende Summe von jährlich 400 Thalern. —

Wir erwähnten ferner bereits den „Lustgarten" Friedrich Wilhelms, welcher an die Stelle der alten Anlagen des Corbianus getreten war. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte die Gärtnerei besonders liebgewonnen, als er in Holland studiert hatte. Sein Lustgarten, — wie wir bereits vernahmen, die bewundertste all seiner Schöpfungen in Kölln, — war etwa 190 Meter breit und 600 Meter lang. Nach holländischer Art war in ihm der „Obstgarten" streng von dem „Blumengarten" geschieden. Die Anlagen stiegen terrassenförmig an den Ufern der Spree auf; sie waren mit Volièren voll fremder und einheimischer Vögel, mit Karpfenteichen, Fontänen, Laubgängen und mit bunten Teppichbeeten sorgfältig geschmückt, sowie sehr reich mit Statuen geziert. Franz Bonani, Dusard, Georg Larson, Peter Streng und Otto Mangiot werden als die Meister der letzteren genannt. In seltener Fülle bevölkerten Liebesgötter, Tritonen und Neptune den Garten; allein es standen hier auch Marmorbilder des großen Kurfürsten selbst und seines so früh verstorbenen, erstgeborenen Sohnes Wilhelm Heinrich.

Was Johann Gregor Memhard am Schlosse selbst gebaut hat, ist heut jedoch ebenso spurlos verschwunden wie dieser Lustgarten. Das Bedeutendste darunter war anscheinend ein großes, mit Trophäen geschmücktes Portal, welches neben der Südseite des Theißischen Baues belegen war. Man blickte von ihm aus die „Breite Straße" hinab. Memhard verstarb im Jahre 1678. Schon unter ihm hatte auch Philipp de Chieze, ein piemontesischer Edelmann, am Schlosse gebaut; — er ist „der Erfinder der in Riemen hängenden, zweisitzigen Wagen, der sogenannten ‚Berlines'," und wir kennen ihn bereits vom Berliner Festungsbau her. Allein auch sein Anteil an dem großen Werke des Schloßbaues ist ein verhältnismäßig nur geringer; Dr. Dohme weiß von ihm nur das eine zu berichten, daß er den „großen Saal" im zweiten Stockwerke des Joachimischen Baues im Jahre 1669 ausgebaut und das „Haus der Herzogin" an der Spree mit einer Sgrafitto-Quaderung versehen habe.

Gleich unbedeutend war die Thätigkeit des sonst um die Stadt Berlin als Schiffs- und Wasserbaumeister sehr verdienten Michael Matthias Smids aus Rotterdam. Wir wollen's ihm nicht vergessen, daß dieser Holländer Brandenburgs Schiffs-

bauplätze angelegt und die Kugeln zu den Kriegen gegen Frankreich und Schweden gegossen hat; — seine Werkthätigkeit am Berliner Schlosse aber ist kaum der Erwähnung wert. Er setzte das Lynarsche dritte Haus, den von Süden nach Norden streifenden Querflügel fort; er schloß sich hierbei völlig den nüchternen Formen Lynars selbst an. Ein Größerer als er hat dann das Innere dieses Gebäudes ausgeschmückt und den „Alabastersaal" erbaut, — an heimatliche Erinnerungen vom Amsterdamer Stadthause her sich anlehnend: das ist Johann Arnold Nering.

Smids starb 1682; schon von 1675 ab arbeitete Nering unter ihm. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm konnte jetzt über etwas reichere Mittel verfügen, obwohl der schwedische Krieg bereits entbrannt war; — aber erst von 1675 an kam durch die veränderten Zeitverhältnisse und durch das Talent Nerings wieder etwas von Großartigkeit in die bauliche Thätigkeit der Meister vom Schlosse; man schaffte nun wieder mit Lust, wie einstmals zu den Zeiten des alten Kaspar Theiß. Doch Theißens Stil war fröhlich, lebensprühend und zierlich zugleich gewesen; — Nerings Formen waren feierlich ernst und holländisch gravitätisch, ja fast drückend.

In dem Komplexe der alten Schloßbaulichkeiten waren es deren besonders zwei, welche ein Zeugnis von Nerings ernster und schlichter Kunst ablegten. Nur eine derselben ist uns noch erhalten. Von 1679 bis 1681 hatte der Künstler nämlich einen „bedeckten Gang", — wenn ihn nicht Kaufläden eingenommen hätten, hätte man denselben wohl mit einem Kreuzgange vergleichen können, — an der Südfaçade des Schlosses aufgeführt, — ernste, schlichte Kaufhallen, äußerlich als eine durch toskanische Pfeiler gegliederte Arkadenreihe sich darstellend. Natürlich wurde der untere Teil des Theißischen Baues durch diese Halle verdeckt. — Das war Nerings „alte Stechbahn"; denn hier hatten sich unter Joachim II. die Turnierschranken befunden. Natürlich brach die Schlütersche Zeit diese Arkaden ab, da sie eine künstlerische Berechtigung auch durchaus nicht besaßen.

Weit wichtiger aber war das, was Nering auf der Wasserseite des Schlosses baute. Er brachte endlich diesen Ostflügel der Fürstenburg zum Abschlusse, indem er zwischen dem „Hause der Herzogin" und dem von Lynar errichteten nördlichen Flügel an der Spree einen längeren, galerieartigen Bau einschob, welcher sich auch noch heute leicht durch die schweren, ernsten Loggienreihen kenntlich macht. Es fehlt hier an der äußeren Façade jedweder Schmuck; dennoch ist das Ganze groß und bedeutsam. Die innere Einrichtung dieser Neringschen Bauten endlich war eine echt holländische.

Trotz dieser beiden Schöpfungen fällt auch bei Nering das Hauptgewicht seiner baukünstlerischen Thätigkeit noch immer nicht in den Schloßbau zu Berlin. Denn einerseits ist Nering kein selbstthätiger Künstler in diesen beiden, — wenngleich beträchtlichen Leistungen; — man erkennt auch bei ihm noch auf der Stelle den Einfluß, welchen Rubens' architektonischer Geschmack auf ihn gehabt hat. Andere Werke Nerings, z. B. das nun abgerissene Dankelmannsche Fürstenhaus auf dem Werder, sowie das Derfflingersche, später d'Heureusesche Haus in Kölln, erscheinen uns sehr viel bedeutender. Vor allem verewigt die Kurfürstenbrücke Nerings Ruhm. Wenn ferner auch jedes Verdienst am Zeughausbaue diesem alten, schlichten Meister abgesprochen werden muß, — wenn hier in der That der französische Marschall Blondel und das plastische Genie Schlüters allein den Lorbeer der Kunst verdienen sollten: — Nering war dennoch ein sehr verdienstvoller Architekt. Mit höchster technischer Gediegenheit verband sein Schaffen die Rastlosigkeit eines Fleißes, der sich nimmer genug thun

konnte. Zu seinen Werken gehören ferner die Schloßbauten zu Oranienburg, Potsdam nnd Köpenick, die Risse zu dreihundert Häusern auf der Friedrichsstadt, der „Hetzgarten" hinter der Klosterkirche, das berühmte „Leipziger Thor", die Parochialkirche zu Berlin. Wir staunen, welch reiche künstlerische Thätigkeit der wiederaufgerichtete Staat der Hohenzollern so plötzlich entfaltet! In Nerings zahlreichen Schöpfungen trieb die frische Lebenskraft, welche der große Kurfürst seinem Lande einzuflößen gewußt hatte, eine ihrer schönsten Blüten. Nering starb 1695 plötzlich am Schlagflusse. Die Gewölbe der Dorotheenstädtischen Kirche bergen seine Asche. Ursprünglich sollte ihm die Ehre werden, auf Staatskosten im alten Dome beigesetzt zu werden; doch dessen Todtenhallen waren überfüllt. —

Mit Nering schließt die Reihe der Meister vom alten Schlosse. Er selbst war bereits noch mit dem gewaltigen Manne bekannt geworden, welcher seine künstlerische Erbschaft übernehmen sollte: im Jahre 1694 war Andreas Schlüter als Hofbildhauer Friedrichs III. angestellt worden.

Ohne Zweifel hat Nering auch an dem inneren Ausbau des Berliner Schlosses bedentenden Anteil gehabt. Fast will es uns scheinen, als ob mindestens einer der achteckigen Treppentürme, welche sich in dem inneren Schloßhofe an die Theißischen Arkaden anlehnten, ihm zuzuschreiben sei: archivalische Einzelheiten fehlen in dieser Beziehung indessen völlig. —

Wenden wir uns daher jetzt jenen Meistern anderer Künste als der Architektur zu, welche während der Regierungszeit des großen Kurfürsten für die Ausschmückung des Schlosses thätig gewesen sind.

Nicolai führt, um das rege künstlerische Interesse des großen Kurfürsten rühmend zu preisen, eine fast verwirrende Fülle von Männern jedes Berufes an, welche für den Unvergleichlichen gearbeitet haben. Dieser fleißige, so oft mit Unrecht geschmähte Nicolai ist durchaus zuverlässig in seinen Angaben; er hat mit erstaunlicher Sorgfalt gearbeitet und seine Verdienste um die Kunstgeschichte Berlins sind unvergängliche. In den wenigen Seiten seines Buches „Nachrichten" u. s. w, 40—69, ist er ein edler Herold der staunenswerten Größe des „Unvergleichlichen" auch in friedlichen Dingen. Von einer bloßen Reproduktion der Nicolaischen Arbeit kann hier natürlich keine Rede sein; auch stehen die meisten der dort erwähnten Künstler in keiner Beziehung zum Schlosse. Sie aber wollen erwähnt sein auch hier, die als Maler oder als Bildhauer den wiedererstandenen Fürstensitz mit den Werken ihres Talentes geschmückt haben.

Nennen wir zuerst die Maler! —

Michael Conrad Hirdt war schon im Jahre 1646 zum Hofmaler ernannt worden. Er malte Historien, Bildnisse und Deckenstücke und schmückte namentlich die Zimmer Luisens von Oranien aus. Es scheint nichts mehr im heutigen Schlosse von ihm herzurühren: aber die St. Nikolai-Kirche bewahrt noch ein schönes Werk von ihm: das Bildnis des berühmten Tonsetzers Crügers, seines Schwiegervaters. Hirdt bezog 400 Thaler Gehalt, sowie 3 Haufen Holz und hatte den Genuß einer freien Wohnung. Er lebte noch 1672. Aufseher der kurfürstlichen Galerie und Hofmaler aber war damals bereits ein Holländer, Namens Broderus Matthias; ihm folgte ein Meister Johannes von Augsburg. Die wichtigste malerische Thätigkeit bei der Ausschmückung des wiederhergestellten Schlosses scheint indessen der Holländer Hendrik de Fromantion für Friedrich Wilhelm entfaltet zu haben. Er selbst zwar mag künstlerisch nur mit

Tierstücken und mit Restaurationsarbeiten beschäftigt worden sein; aber er war zu gleicher Zeit Agent des großen Kurfürsten bei Gemäldeankäufen. So sehen wir ihn in Friedrich Wilhelms Auftrage wiederholt nach Holland, England und Danzig gehen Nicolai erzählt, Fromantiou haben wegen seiner Munterkeit und vieler lustiger Einfälle stets freien Zutritt beim großen Kurfürsten gehabt; er habe sich indessen beklagt, sein Gebieter habe ihm nur für 6000 Thaler Gemälde abgekauft, obwohl er deren mindestens für etwa 100 000 Thaler aufgebracht habe. Eine Sonderbarkeit der Zeit war's daß auch der **Mohr** der Kurfürstin Dorothea, Fredrik de Coussy, — „gebürtig aus Guinea" —, bei Fromantiou die Malerei erlernen mußte. — Es entzieht sich freilich jeder Bestimmung, welche Gemälde in den königlichen Schlössern von Fromantiou erworben worden sind. Ein klares Bild der künstlerischen Ausschmückung des Schlosses um 1680 wird sich überhaupt nicht mehr gewinnen lassen; die alten Inventarienverzeichnisse des Hofmarschallamtes werden wohl stets die einzige Quelle für die Beschreibung des Interieurs bleiben, und *sie* sind dürftig genug!

Etwas besser sind wir in Hinsicht auf die Skulpturen berichtet. Ein vortrefflicher Künstler scheint Bartholomäus Eggers gewesen zu sein. Schon 1662 arbeitete er nach Nicolai's Angabe für Friedrich Wilhelm. „Er hat," so fährt der älteste Kunsthistoriker Berlins fort, „die Bildsäulen der elf Kurfürsten von Brandenburg gefertigt, welche den weißen Saal des Schlosses schmücken. Auch die Statuen Kurfürst Friedrichs III., Julius Cäsars, Konstantins, Karls des Großen, und Kaiser Rudolfs, welche im Schlosse sich befinden, sind von ihm; ebenso ein Raub der Proserpina." Es läßt sich auf eine bedeutende Wertschätzung grade dieses Künstlers schließen, wenn wir vernehmen, daß er für jede dieser Bildsäulen 700 Thaler erhalten hat.

Nach Eggers scheint ein zweiter Holländer, Jan van der Ley, viel für das Berliner Schloß gearbeitet zu haben. Jedenfalls aber stand van der Ley seinem Landsmanne Eggers bedeutend nach. Denn er erhielt nur 300 Thaler und scheint überhaupt mehr ein Aufseher über die Arbeiter als ein ausführender Künstler gewesen zu sein.

Erst 1674 tritt wieder ein eigentlicher Hofbildhauer in der Person Michael Döbels oder Döbelers auf, der im Jahre 1702 verstarb. Es ist als gewiß anzunehmen, daß die Ausschmückung des Innern der Neringschen Schloßteile von Döbel herrührt. Nering kannte die Grenzen seines Talentes; er übertrug *diese* Arbeit daher an Döbel, und Döbel war ein Mann von leichter, schwungreicher Hand. Einzelne der alten, vorschlüterischen Stuckarbeiten im Schlosse sind von ausgezeichneter Grazie, so z. B. ein von Genien gehaltenes Gorgonenschild im großen Treppenhause. Wahrscheinlich hat Döbel auch die edlen Sandsteinornamente an der Façade des Marstalls in der breiten Straße gebildet.

Wir dürfen nunmehr ein ungefähres Bild des kurfürstlichen Schlosses entwerfen, wie dasselbe um 1690 sich darstellte.

Im Süden gegen die breite Straße zu ragte noch immer der Theißische Bau ziemlich unverändert auf; nur seinen glänzenden Farbenschmuck hatte er verloren, und vor ihm zog sich Nerings Arkadenreihe hin. Dann, gegenüber der breiten Straße, schloß sich Memhardts großes Portal an. Der übrige Teil der Südseite wurde von dem Dome, dem alten Dominikanerkloster und dessen Baulichkeiten gänzlich verdeckt;

der Kreuzgang des Klosters nach Norden zu schloß sich gradezu unmittelbar an die Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Fürstensitzes an.

Die große Westseite des Schlosses von dem Dominikanerstifte oder dem Dome bis zum Münzturme war gleichfalls nur sehr schmucklos; dieser im Jahre 1572 erbaute Turm erschien sogar sehr plump. Aber er trug eine „Wasserkunst" in sich, als deren Meister unter den großen Kurfürsten Martin Merzdorf und Benedikt de Münter genannt werden.

Neben dem Münzturme bildeten mehrere kleinere Gebäude auf der Nordseite des Schlosses einige sich an dasselbe anlehnende Höfe. Völlig schmucklos war gleichfalls die Nordfaçade des Schlosses bis zum Durchgange nach der Spree. Vor dem letzteren erhob sich ein hohes Haus, an welches sich im rechten Winkel Nirons Schloßapotheke und Lynars, von Nering erhöhtes „drittes Haus", die „kurfürstliche Wohnung", anschlossen.

Ungleich malerischer zeigte sich die östliche Seite des Fürstensitzes an der Spree. Nerings Galerie neben dem dritten Hause, das „Haus der Herzogin", „der grüne Hut", die hochbetürmte St. Erasmus-Kapelle und der Theißische Eckbau boten hier dem Blicke ein interessantes Bild.

Und um das Schloß her herrschte nun auch nicht mehr die Wüstenei der alten Zeit! Hier im Norden zog sich der freundliche Lustgarten hin: drüben im Süden war von Smids der vortreffliche „große Stall" erbaut worden, und eine Häuserreihe legte sich quer vor: es sind dies die noch heute stehenden Häuser neben der Kurfürstenbrücke. Dann zeigte sich der Dom mit seinem Friedhofe. Gegen Westen senkte sich der Boden allmälig bis zur Spree hernieder, und drüben baute sich dann der Werder mit seinem Jäger- und Falkenhause, seinem „Stalle" und den neuen städtischen Gebäuden auf; — es war hier ja eine neue Stadt erstanden. Und auch von dort, weiter nach Norden hin, grüßte eine neue Stadt herüber: die Dorotheenstadt mit den Anfängen des Zeughausbaues, des Gießhauses und der Lindenallee! Drüben aber am Wasser befanden sich die Schiffsbauplätze, und in stillen Minuten klang nun wohl der eintönige holländische Gesang der Arbeiter bis zu den Schloßzimmern deutlich vernehmbar herüber. —

Es war unendlich viel, was hier durch fleißige und thatkräftige Arbeit erreicht war! Und doch! Wie wenig war dies Alles jedoch gegenüber den Leistungen der kommenden Jahrhunderte! Aber ein tüchtiges Vorbild war immerhin gegeben auch von den Meistern des alten Schlosses! —

Dem Schloßbaue gegenüber verschwinden freilich die sonstigen architektonischen Unternehmungen Friedrich Wilhelms des Großen als unbedeutend. Die früheste derselben war wohl die Wiederherstellung der arg beschädigten „langen Brücke." Im Jahre 1661 wurde dieselbe noch einmal neu in Holz erbaut; der Kurfürst steuerte dazu 1100, die Städte nur 400 Thaler bei. Im Jahre 1657 mußte der Rat auf den Befehl des Kurfürsten auch das Spreeufer von der langen Brücke an bis zur heutigen Kaiser Wilhelmstraße mit einer Schalung versehen und den Gang auf ihr erhöhen lassen. Auf diese Weise entstand die heutige Burgstraße. Im Jahre 1672 wurde ferner die Schloßfreiheit und das Ufer an der Schleuse mit den ersten Gebäuden besetzt. Im Jahre 1680 folgte sodann zunächst der Anbau des unteren Teiles der „Heiligengeist Straße" bei dem Hospitale, sowie die Regulierung des Mühlendammes. Dr. Gerrers äußert sich über das letztere Werk in folgender Weise:

„Im Jahre 1680 wurden außer den zwei massiven Mühlen, welche der Kurfürst anzulegen befahl, auch die Kaufmannsläden unter den Schwibbogen aufgeführt, wodurch diese Gegend eine der nahrhaftesten für das städtische Geworbe geworden ist.“

Wir freilich sind des Verschwindens dieses Bogenganges herzlich froh; aber zu jener Zeit wollte jene Anlage gleichwohl etwas besagen. Der große Kurfürst wendete seine Fürsorge endlich aber auch dem Anbaue der Vorstädte zu. Beim „Stelzenkruge“ vor dem „St Georgenthore“, d. h. auf der Stelle des heutigen „Grand Hotel“ auf dem „Alexanderplatze“ wurde ein „beständiger Viehmarkt“ einerichtet: 1683 erbaute der Minister von Meinders sich seinen Ruhesitz vor dem „Stralauer Thore“, an welchem die steinernen Brustbilder Friedrich Wilhelms und Dorotheens angebracht waren, und zu derselben Zeit legte der Generaldirektor der Marine, Benjamin Raulé, in derselben Gegend einen Garten an, „von dessen Belvedere aus „man die schönste Aussicht über die Spree nach Köpenick hin hatte.“

Der große Kurfürst hatte ferner auch die Absicht, seine Residenz Berlin-Kölln wiederum mit einer Wasserleitung zu versehen, wie sie eine solche einst schon im 16. Jahrhunderte gehabt hatte. Das Werk kam indessen nicht zu Stande. Wohl aber errichtete er bereits im Jahre 1683 auf dem Werder eine Zuckersiederei, — die erste in Berlin. Noch vermochte sich dieselbe jedoch nicht zu halten. Allein wir berühren hiermit bereits das Gebiet der Industrie. Verbleiben wir vorläufig noch auf demjenigem der Architektur! —

Eine so energische Thätigkeit, wie sie der große Friedrich Wilhelm auf diesem Felde entfaltete, mußte ja wohl auch zur Nachfolge ermuntern. So bauten dann auch seine Paladine und Staatsmänner, ein Otto Christoph von Sparr, ein Georg von Dörffling, ein Otto von Schwerin, ein Eberhard von Dankelmann. Der große Artillerie-General von Sparr besaß, soweit wir wissen, zwei Häuser in Berlin, eins in der Klosterstraße, der Einmündung der Bischofsstraße gegenüber, und ein zweites in der Spandauer Straße. Es war dieses letztere das ihm von seinem Vetter, dem kaiserlichen General-Feldmarschall Ernst Georg von Sparr, überlassene Gebäude in der schönen und hellen Straße, welches nachmals an die Freifrau von Blumenthal überging und bis in die neueste Zeit das Steinbildnis des ersten Brandenburgischen Feldmarschalls getragen hat, nun aber für die Zwecke der Post in prachtvoller Weise umgebaut ist. Auch Otto's von Schwerin, des ersten kurbrandenburgischen Oberpräsidenten, schönes Heim, das ehemalige Schwarzenbergische Palais an dem Schloßplatze und der nordwestlichen Ecke der Brüderstraße, zeigt heute völlig veränderte Formen; gefallen ist auch das schöne, Dankelmannsche Palais, das „Fürstenhaus“ auf dem Werder; erhalten, wenn auch nur in den Grundzügen, ist jedoch Dörfflings stattliches Heim am köllnischen Fischmarkte Nr. 4. Es war diesen Palastbauten aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Großen ein eigentümlich schwerer, feierlicher Stil eigen, wie er dem Wesen jener Tage und ihrer ernsten Pracht auch durchaus entsprach. Das Bürgerhaus von Berlin hielt indessen auch noch unter diesem Fürsten jene altertümliche und doch so heitere Form des Giebelbaues fest, wie Zeichnungen, welche erst beim Jahre 1690 zu besprechen sein werden, deutlich beweisen. —

Merkwürdig ist es, daß Friedrich Wilhelm im Dienste der Kirche bauend nicht thätig gewesen ist. Wohl wurde noch unter seiner Regierung, am 3. Adventssonntage des Jahres 1687, die Kirche auf der Neu- oder der Dorotheenstadt eingeweiht; er

selber aber blieb, wie wir erfahren werden, diesem Baue fern. Auch selbst am Dome hat der große Kurfürst nicht gebessert. Gleichwohl stehen seine fromme Gläubigkeit und seine demütige Gottesfurcht in leuchtendem Glanze vor uns. Vielleicht hielt ihn jene herzliche Ergebenheit, welche er dem reformierten, die religiöse Kunst durchaus abweisenden Bekenntnisse stets entgegenbrachte, von Kirchenbauten fern; vielleicht war dem Bedürfnisse auch noch immer genügt. Zu erwähnen ist in dieser Beziehung nur, daß Friedrich Wilhelm am 28. Juni 1671 dem Rate der Residenzstadt Friedrichswerder „das alte Kirchlein Hierusalem nebst einem kleinen Häuslein zur Anrichtung eines Hospitales zum Eigentume verlieh". Der kurfürstliche Rat Johannes von Martitz ließ die ehrwürdige, einst „von dem begüterten Patricius Müller zum Andenken an seine Wallfahrt nach dem gelobten Lande gestiftete Kapelle auf seine Kosten renovieren. Es war hier ehedem ein Grab Christi samt einigen Heiligen, aus Holz geschnitzet, zu erblicken gewesen; später war sothaner Zierrat jedoch hinweggethan worden, und es hatten Studiosen, auch Gymnasiasten sich hier im Predigen geübet." Die Weihe der Jerusalemer Kirche, welche in dem Ehepaare von Martitz großmütige Wohlthäter gefunden hatte, erfolgte indessen erst unter einer andern Regierung.

Unsere Gewährsleute Nicolai und Mila bieten noch manche schätzenswerte Einzelangabe zu der Baugeschichte Berlins unter Friedrich Wilhelm dem Großen dar. Allein unsere Darstellung wird genügen, um dem Leser nunmehr ein ungefähres Bild von der Stadt des großen Kurfürsten geben zu können. Wir vermögen an dieser Stelle nicht ausführlicher zu sein, als es Dr. Alfred Woltmann in seiner „Baugeschichte Berlins" gewesen ist. Es war für die Reinlichkeit und Schönheit Berlins und seiner Schwesterstädte durch Friedrich Wilhelm den Großen unendlich viel geschehen; dennoch würden wir sehr irren, wenn wir uns ein Bild der alten Stadt entwerfen wollten, welches den heutigen Verhältnissen nur irgend nahe käme. Vergessen wir es nicht, daß seit 1656 der Galgen für die Soldaten nicht mehr auf dem „Molkenmarkte", sondern schon auf dem „Neuen Markte" stand. Noch befand sich auch die Abdeckerei im „Krögel", und erst durch ernsten Befehl konnte es der große Kurfürst dahin bringen, daß sie im Jahre 1678 nach der Büttel- oder Haidereutergasse verlegt wurde. Daß der hohe Steinweg schon im Jahre 1679 Pflaster erhalten konnte, ist lediglich die Folge einer Gotteslästerung, welche der Nadlermeister Dietrich ausgestoßen und welche er mit 200 Thalern zu büßen hatte.

Indessen, wenn uns auch nicht überall nur rein harmonische Eindrücke zu Teil werden sollten, — versuchen wir es dennoch und unternehmen wir einen Rundgang durch die Residenzen, wie sie in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms sich den Blicken dargestellt haben. —

Wir stehen auf dem Schloßplatze und weihen dem merkwürdig anziehenden, wenn auch sehr bunt aus Bauten der verschiedensten Zeiten zusammengesetzten und von düsteren Sagen umschwebten Fürstensitze der Hohenzollern noch einen Blick — noch einen Wunsch des Segens! Möge Gott sie schützen alle, welche dieses hehre Haus bewohnen, und besonders ihn, den großen Kurfürsten, welcher, an der Gicht und der beginnenden Wassersucht schwer leidend, mit Vorliebe jetzt in dem nahen Potsdam verweilt. Dann schreiten wir dem doppeltürmigen Dome zu, dessen hoher Chor mit gar seltsamen und krausen Anbauten versehen, — dessen Kirchhof von alten Linden beschattet und mit einer hohen Mauer umfriedigt ist. Jener auf Wölbungen ruhende

Gang, welcher den Dom und das Schloß verbindet, ist auch noch um 1680 vorhanden. Des Friedhofs Pforten sind mit eisernen Thorflügeln versehen; — neben derjenigen, durch welche wir der Kirche selbst zuschreiten, erhebt sich ein viereckiger Glockenturm, von Joachim II. einst „nach gotischer Art“ erbaut. Es hängen drei große und drei kleinere Glocken in ihm; — die größte derselben ist einst aus der Hussitenstadt Bernau nach Kölln gebracht worden. „Wann diese Glocken läuten, giebt es einen angenehmen Ton und eine sanfte Harmonie.“ Die Gewölbe des Glockenturmes aber dienen „zur Einsperrung derer Malefikanten“; allein man hat auch einige Buden mit Wohnungen an sie angebaut; die letzteren sind mit Wandpfeilern von toskanischer Ordnung geschmückt. Man kann in diesen Boutiquen jetzt „allerhand schöne Waren antreffen“. Das Rechteck der Baulichkeiten zwischen Schloß und Dom aber bildet einen zweiten Kirchhof. Auch hier Linden und Gräber! Das Innere der reformierten Domkirche ist freilich streng-puritanisch nüchtern; unter dem Epitaphienschatze des Gotteshauses und des Friedhofes aber erblicken wir die reichgeschmückten Denkmäler vornehmer und hervorragender Männer Hier dieses Monument aus Bronze ist einem Grafen Joachim von Hohenzollern-Sigmaringen gewidmet, welcher im Jahre 1587 verstarb. Dort ruht der Hofprediger Kunsch von Breitenwald, † 1681, und dort befindet sich das Erbbegräbnis der berühmten und vielgetreuen brandenburgischen Beamtenfamilie der Striepe. Hier schläft der reformierte Hofprediger Martin Füssel den ewigen Schlaf; wir wissen's, daß er die Ruhe nach dem Kampfe wohl verdient hat. Dort ragen die Denkmäler der Matthias auf, darunter auch dasjenige des Postmeisters Matthias, des „Urhebers des kurfürstlichen Post- und Salzwesens“, jenes Michael Matthias, welcher im Jahre 1684 in hohem Alter verstarb. Und hier liegen die Grabsteine des Geheimen Rates Simon Ulrich Pistorius von Seuselitz, † 1615, des Kanzlers Friedrich Pruckmann, unsres alten, vielgeprüften Freundes, † 1630, der Somnitze und der Köppen. Wie viel an staatsmännischem Verdienste liegt hier bestattet! Dort endlich überschattet eine junge Linde den Grabstein der Kammerfrau Marie de Water, einer der treuesten Dienerinnen Luisens von Oranien. —

Den in kräftiger, massiger Architektur von Michael Matthias Smids erbauten kurfürstlichen Stall, den noch heute fast unversehrt dastehenden Marstall, kennen wir bereits von außen her; noch aber wissen wir von seinem anziehenden Inhalte nichts. Der große Kurfürst hat nämlich über dem Marstalle eine „Rüstkammer“ errichtet und ihr zahlreiche Merkwürdigkeiten überwiesen, allerlei türkisches, chinesisches und japanesisches Gewehr, — Richtschwerter, deren Klingen die stolzen Nacken der Grafen von Hardeck und Schaffgotsch durchschnitten haben, — die angeblichen Waffen „König Wittekinds“, des Friedländers Pistolen, — „allerhand Tournier-Küraſſe, so Roß und Reiter decken, und selbst das ausgestopfte Pferd, welches er in der Schlacht mit der schwedischen Armada bei Fehrbellin geritten“. Auch das Kurschwert, der Kurhut und das Kurscepter werden hier aufbewahrt, vieler anderen Dinge zu geschweigen.

Doch nun zum Schloßplatze! Ehedem herrschte freilich einst ein farbenfroheres Leben auf dem Raume zwischen dem „Stalle“ und dem „Schlosse“; allein schon seit dem Jahre 1648 werden die Tourniere, falls solche überhaupt noch stattfinden, nicht mehr auf der „alten Stechbahn“ abgehalten; das „Reithaus“ auf dem Werder ist für sie bestimmt. Im Jahre 1664 ist der Schloßplatz sogar gepflastert worden.

Und nun durchwandern wir Alt-Kölln! Wo heute das sogenannte „rote Schloß“ sich erhebt, befand sich damals die „Statthalterei“, — noch immer an den Grafen

Adam von Schwartzenberg erinnernd, wenngleich sie jetzt das Eigentum des großen Freiherrn Otto von Schwerin war, — ein Palais mit einem Garten. Hinter ihr liegt der „Gang am Wasser“, die heutige Straße an der Schleuse; ihr gegenüber die „Mühle beim Schlosse“. Die „Schloßfreiheit“ ist im Jahre 1672 mit ihren ersten Häusern besetzt worden; man hat, um mit Nicolai zu reden, „die wüsten Stellen an verschiedene Leute zum Bebauen ausgegeben“. Der nördliche Teil dieses Raumes heißt „der Gang an der Wasserkunst“; — hier ist ein Arm der Spree unmittelbar bis zu dem Münzturme geleitet worden, um die Wasserwerke und die Münze zu speisen.

Doch nun die Brüderstraße hinab! Zu unsrer Linken befinden sich fast ausschließlich altertümliche Giebelbauten, vor welchen grüngestrichene Staketenzäune kleine Vorgärten umschließen, — zu unsrer Rechten aber zeigen die Häuser bereits den neuen Stil, zu dessen Eigentümlichkeiten die „Rustika-Architektur“ im unteren Geschosse, die hohen und nicht selten reichverzierten Fenster des ersten Stockwerks und das gradlinige Dach gehören. Die „neue Gasse“ links und die „Spreegasse“, welche rechts zum „Bullenwinkel“, dem „Mühlengraben“ und zu der „Friedrichsgracht“ hinführt, sind bereits ältere Anlagen; die „Friedrichsgracht“ — das holländische Wort „Gracht“ bedeutet einen Graben, — aber ist erst im Jahre 1681 entstanden. Nicht ohne Reiz ist ein Blick auf die altgotische St. Petrikirche mit ihrem flachabgeschlossenen Turme und ihren vielen, kapellenartigen Anbauten; — Linden beschatten auch hier die flachen Grabsteine des Kirchhofes, welch' letzteren eine starke Mauer umschließt. Das Innere der Kirche bietet uns auch jetzt noch den Anblick mittelalterlicher Gotteshäuser dar; Kunstwerke aus neuerer Zeit besitzt St. Peter nur wenige. Bemerkenswert ist unter ihnen besonders der Altar, eine Stiftung jenes Freitagschen Ehepaars, bei welchem Kurfürst Johannes Sigismund verstorben ist. Frau Euphrosyna Apfelstädt hat ihn im Jahre 1683 erneuern lassen.

Die kleinen Gassen Köllns sind sämtlich eng bebaut; — so die Gasse am Gertraudenthore, die Gasse hinter dem „Bernauer Keller“, die neue Kirchgasse, die Scharrenstraße, die Lappstraße und die Ritter-, eigentlich die Petersiliengasse. Wir wenden uns zunächst dem köllnischen Rathause zu; dasselbe ist im Jahre 1656 neu erbaut worden. Einen Blick nun auf die Ratswage und die Fleischerscharren, — einen Blick auch noch die „Roscherstraße“ hinunter, von welcher man nicht weiß, ob sie von den „Arrasmachern“, den Webern, oder den „Rotschern“, den so sehr beliebten Klippfischen, ihren Namen erhalten hat. Vor Marschall Dörfflings schönem, von Nering erbautem Hause stehend, werden wir durch den „ganz fürtrefflichen Prospekt“ erfreut, welcher sich von hier aus auf das Schloß eröffnet. Der „große Brunnen“ in der breiten Straße ist mit Schiefer gedeckt; seine Kübel hängen sogar an Ketten und nicht an Stricken; gleichwohl versagt auch er manchmal den Dienst. Der köllnische Fischmarkt, die Fischerstraße, die Schornsteinfegergasse — wir ahnen es, — sie werden wohl noch Jahrhunderte lang ihr altertümliches Gepräge bewahren; — es zeigt sich uns in diesem Teile Köllns überhaupt nur sehr wenig Verkehr. Am Rande der Spree, auf welche die Fischerstraße stößt, aber liegt der köllnische „Wursthof“; er ist noch gänzlich ungepflastert. Hier erhebt sich trutzend auch noch einer der alten, runden Festungstürme Köllns. Drüben aber erblicken wir die „Insel“. Auf ihr hat Herr Friedrich Wilhelm ein Manufakturspinnhaus errichtet, in welchem die arbeitsfähigen — Straßenbettler beschäftigt werden. Doch zurück zum Mühlendamme! Er bildete in älterer Zeit nur

einen schmalen, unansehnlichen Gang; über das Gerönne waren zwei Brücken geschlagen; zwischen ihnen standen einige Krambuden, welche dem reichen, mit sieben Dörfern und zwei Vorwerken begüterten Amte Mühlenhof Zins geben mußten, aber trotzdem sogleich weggerissen werden konnten, sobald an den Mühlen etwas zu bauen oder zu bessern war. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte es unternommen, auch dem Mühlendamme eine bessere Gestalt zu geben. Er ließ im Jahre 1683 die Mühlen nebst den Fangdämmen neu erbauen. Ein berühmter Mann, der Dichter von Canitz, hatte als Mühlenhauptmann diesen Bau zu leiten. Die „Buden, welche sich an dem Gerönne angebaut befanden, wurden erblich gemacht und die Eigentümer veranlaßt, sie auf ihre Kosten aus dem Wasser steinern zu erbauen, wozu ihnen dann die Materialien gegeben wurden." Vor ihnen wurde eine Bogenlaube entlanggeführt, wahrscheinlich von Nering, und in der Mitte wurde ein hohes Portal angebracht, über welchem das Brustbild Friedrich Wilhelms prangte. Darum schaut der Mühlendamm jetzt gar stattlich, ja selbst prächtig d'rein. Über dem Portale aber befindet sich ein großer Saal. Daß derselbe in der Geschichte der Kaufmannschaft von Berlin einst eine Rolle spielen, — daß er dereinst als „Börse" dienen wird, vermögen wir freilich noch nicht zu ahnen. Zu wohnen aber wird bei den Mühlen „der Feuersgefahr wegen" noch Niemandem verstattet.

Doch nun, — wohin? — Gehen wir das kleine Stücklein Weges zurück und erlaben wir uns an dem köstlichen Bernauer Biere, welches im Keller des köllnischen Rathauses geschenkt wird! Nach kurzer Rast nun aber über die Gertraudenbrücke! Ganz nahe den Festungswerken liegt hier still und einsam das St. Gertraudenkirchlein, eine gotische Kapelle, mit ihrem dicht umbuschten Friedhofe. Die Gräber sind entweder mit rechteckig behauenen Sandsteinplatten belegt oder es steht auf ihnen eine viereckige, nach oben zu im Dreieck abgeschlossene Tafel; — Hügel wirft man über den Toten noch nicht auf Innerhalb dieser Bastion der Festung herrscht fast ländliche Stille. Langsam schlendern wir dann dem Friedrichswerder zu. Noch ist er nur wenig belebt; aber seine Häuser sind in modernem Stile erbaut; wir fühlen eine andere Luft hier wehen als in der alten Stadt Kölln Der Werder hat neunzehn Straßen, unter welchen sich freilich auch eine Schuster- und Schmiedegasse befinden; — charakteristische Gebäude aber besitzt er nur erst in geringer Zahl. Wohl aber zählt er berühmte Männer unter seinen Einwohnern. Hier z. B. stehen wir vor einem schlichten Gebäude „nach holländischer Art". Vorn steigt eine kleine Freitreppe zur Hausthür auf, über welcher ein fensterloser Mittelbau mit einem Giebel, die Treppe bergend, emporragt: zur Seite aber liegen rechts und links Wohnräume, während drei Speicher den Rückenteil des Grundstückes bilden. Das ist „Raulé's Hof", — hier wohnt der Generaldirektor der Marine, dessen Verdienste um Brandenburg und um die Stadt Berlin gar bald hervorgehoben werden sollen. Über „Raulé's Hof", welcher um 1678 erbaut ist, führt die „Leipziger Straße" nach dem schönen Leipziger Thore hin. Wir aber biegen rechts in die „alte Friedrichstraße" ein. Hier liegt, wie schon erwähnt, das herrliche Dankelmannsche Palais, welches in den Jahren nach 1678 von Nering mit Aufbietung all' seiner künstlerischen Kraft errichtet worden ist. Ein Bau — fürwahr! — welcher dem hohen und schlichten, aber stets das Edle und Große suchenden Sinne seines Besitzers durchaus entspricht. Auf dem „Werderschen Markte", welcher mit Linden bepflanzt ist, gewahren wir dann, wie auf allen Märkten dieser Städte an der Spree, Fleischerscharren; — noch hat sich die

uralte Sitte des Verkaufens in ihnen ungestört erhalten. Lohnend aber ist besonders ein Gang an dem Rathause des Werders vorbei nach dem Packhofe und nach der Niederlage hin. In einem langen, von dem Baumeister und Ingenieur de Chieze errichteten Gebäude befinden sich hier die Räume der Accise, — Einnahme und Registratur, — die Zollkammer, die landschaftliche Zinsenkasse und die Wohnungen der Accise-Offizianten. Am Wasser aber liegt eine Anfurt für die Schiffe, und neben derselben befindet sich ein Krahn, dessen Bestimmung es ist, die Güter aus den Schiffen herauszuheben. Wage und Wachthaus dürfen natürlich hier nicht fehlen.

An Johann Gregor Memhards Hause vorübergehend, wenden wir uns nunmehr dem „Neuen Thore" zu, welches uns zur Neustadt, der Dorotheenstadt, und zu der „neuen Auslage" hinführt. Außer den vielen fremden Ansiedlungen, — wir werden auch ihre Insassen bald kennen lernen, — haben wir hier nur einen bemerkenswerten Bau zu besichtigen; das ist die Kirche der Neustadt. Anfänglich hielten die Einwohner dieser Stadt ihren Gottesdienst den Sommer über im Freien „unter den Linden" ab, während sie sich im Winter im Hause des „Hamburger Boten" Paul Grote zur Verrichtung ihrer Andacht versammelten. Im Jahre 1677 aber wurde ein eigener Prediger, Namens Martin Schulze, für diese Gemeinde bestellt und am 30. Juli 1678 wurde der Grundstein zu einer Kirche der Neustadt gelegt. Rutger von Langerveld, ein holländischer Architekt, der Meister des Schlosses von Köpenick, leitete den Bau, und am 31. März 1680 erscholl das erste Glockengeläute „zum Danke von wegen der pommerschen Viktoria", d. h. zum Preise der Eroberung Stettins. Allein noch ist diese Kirche nicht völlig fertiggestellt, obschon sie bereits gerichtet und gedeckt ist; — noch besitzt sie keinen Glockenturm; — die Glocken sind in einem hölzernen Glockenstuhle im Süden des schlichten Gebäudes aufgehängt. Diese Dorotheenstädtische Kirche, welche nur durch die huldvollen Zuwendungen der Kurfürstin Dorothea hat errichtet werden können, ist das erste gottesdienstliche Gebäude Berlins, welches von vornherein für den evangelischen Kultus errichtet worden ist. Ihre Gestalt ist die Kreuzesform mit einer östlichen Apsis und mit niedrigeren Ausfüllungen der Kreuzeswinkel. Sie besitzt einen Dachreiter, welcher zugleich als Uhrturm dient und dessen Spitze mit Kurhut, Zepter und Schwert geschmückt ist. Im Innern tragen vier mächtige Pfeiler ein schweres Kreuzgewölbe; in den Kreuzesarmen befinden sich je zwei übereinanderliegende Emporen; nur die Ostseite ist für den Altartisch freigehalten Dieses durch den Umbau von 1861 verschwundene Gotteshaus besaß eine Fülle von Denkmälern anziehendster Art, auf welche wir noch zu sprechen kommen; sein Friedhof nahm indessen mit der Zeit den Charakter völliger taufrischer und sonnenscheindurchfluteter Wildnis an, und die später um das Ganze herumgeführte hohe Mauer verlieh der Anlage von außen her ein fast klösterliches Ansehen. Wie wir bereits erwähnten, bebaut sich die Umgebung dieses Gotteshauses, die Neustadt, ziemlich schnell; schon ist eine Linden-, Mittel-, Stall-, Quer- oder Damm- und eine Wallstraße entstanden. Die Häuser zeigen zum teil einen heiteren, ländlichen Stil; — bemerkenswert aber ist um diese Zeit erst das Palais des Artillerieobristen von Weiler. Auf seiner Stätte sollte sich dereinst das Heim des verehrungswürdigsten aller Fürsten, des ersten Kaisers deutscher Nation, erheben. Wir erblicken auf dieser nachmals so hochgeweihten Stätte heut' nur ein schlichtes zweistöckiges Schlößchen mit einer doppelten Freitreppe. Hinter dem Hause aber liegt ein Wirtschaftshof.

Sollen wir den herrlichen Tiergarten aufsuchen? — Nein, wir versagen uns heute die Freude, die Schönheit des märkischen Waldes zu genießen; denn ein solcher ist der eingefriedigte Wildgarten noch durchaus, obwohl bereits Soldaten vom Regimente Ribbeck einige Gräben durch den feuchten Hain gezogen haben. Über die Neustadt, den Werder, die Schloßfreiheit und die lange Brücke begeben wir uns wieder nach dem alten Berlin zurück.

Gleich an der Burgstraße, — wenn wir die hölzerne, lange Brücke verlassen haben, zur linken Hand, — begrüßen wir das Heim des Joachimsthalschen Gymnasiums. An der Ecke der heutigen Königs- und Poststraße, damals „an der St. Georgenstraße neben dem St. Nikolai-Kirchhofe", aber erblicken wir die Post. Der Thorweg, vor welchem die Posten auf- und abgeladen werden, liegt nach St. Nikolai zu; der Eingang für die Passagiere aber befindet sich in der Georgen-Straße. Welcher Fortschritt seit den Tagen des kurfürstlichen Botenmeisters Frischmann! Und nun wenden wir uns dem Rathause zu! Wie heimelt uns doch das alte Berlin so freundlich an! Freilich, — schon drängt sich manch ein palastartiger Bau zwischen die alten Giebelhäuser mit ihren mannigfach verzierten Façaden. Das Berliner Rathaus aber erscheint uns recht baufällig; nur die alte Gerichtslaube ist noch eisenfest; wie uns indessen gesagt wird, hat Meister Nering bereits Risse angefertigt, um den nach der Spandauer-Straße zu gelegenen Teil des Gebäudes in dem schweren holländischen Stile dieser Tage umzubauen.

Es finden sich, wie unser Gang durch die Straßen Berlins uns zeigt, freilich schon viele prächtige Häuser in der fröhlich aufblühenden Stadt. Wir erwähnen hier nur den Meinderssschen Palast in der St. Georgenstraße, jetzt die „Post" in der Königsstraße, — ferner das Haus des Obermarschalls von Grumbkow, — jetzt das alte Polizeipräsidium am Molkenmarkte, — und das Heim des Staatsministers von Fuchs, — Spandauerstraße 29. Ein großes Verdienst um Berlin hat sich in baulicher Hinsicht besonders der Hofrentmeister Michael Matthias erworben, welcher, wie wir schon oben erwähnten, zugleich der Gründer der brandenburgischen Posten ist. In der Burgstraße hat er die „Lastadie" oder „Schalung", welche vom Rate errichtet worden ist, weiter fortgeführt; das übelberüchtigte „Frauengäßlein" und den durch dasselbe hindurchgehenden „Kanal" hat er im Jahre 1665 für 300 Thaler angekauft, den Kanal unter die Erde gelegt und so einen Durchgang von der Burg- nach der heiligen Geiststraße geschaffen, welcher zwar mit Thorwegen verschlossen und den Gewerken ein Dorn im Auge ist, gleichwohl sich aber als eine wahre Wohlthat für das St. Marien-Viertel erweist. Und so könnten wir vieles und löbliches noch anführen aus dem alten Berlin. Die Baulust des großen Kurfürsten hat selbstverständlich auch seine Unterthanen ergriffen, und, wenngleich Berlin noch immer eine mittelalterliche Stadt ist: es fehlt ihr gleichwohl nicht an Schönheit.

Ja, die Kunst und der Ruhm sind gleichfalls heimisch geworden in ihr! Wie man aber auch Kölln, den Werder und die von Waldluft gestreifte Dorotheenstadt loben mag: unser Herz hängt doch am festesten an dem alten Berlin. Und darum ein Besuch noch seinen Gotteshäusern!

Im grauen Kloster finden wir noch alles unverändert vor, wie es seit Menschengedenken hier gewesen ist; nur eine treffliche Kanzel ist im Jahre 1662 für den überaus niedrigen Preis von 110 Thalern beschafft worden, — ein wahres Meisterstück der Schnitzerei! Welche Fülle von Kunstwerken aus der Zeit Friedrich Wilhelms

des Großen erwartet uns indessen in den beiden anderen Kirchen der Altstadt!
In der St. Nikolai-Kirche treffen wir gleichfalls eine vorzüglich geschnitzte, aber bemalte und vergoldete Kanzel an, welche Herr Johannes Beer, weiland der freien Künste Studiosus, — Schönbrunns Freund, — mit einem Geschenke von 800 Thalern im Jahre 1688 gestiftet hat. Von zeitgenössischem Ruhme sprechen uns hier die Totenschilde des verdienstvollen Diplomaten und Kriegers Hasso Adam von Wedell, † 1678, der Lindholz und der Schrader, echter, kurbrandenburgisch-treuer Verehrer und Diener des großen Kurfürsten. Und dort, in jener Kapelle des hohen Chores hängt ein glänzendes Wappen; — wie strahlen seine Farben und seine Vergoldungen! — Noch freilich befindet sich kein Grabmal unter demselben; allein die heraldische Pracht der Kapelle verkündet es uns, daß Samuel von Pufendorf, der Geschichtsschreiber des unvergleichlichen Herrn, welcher jetzt über Brandenburg gebeut, diesen Ort zu seiner Ruhestätte erkoren hat. Von bürgerlichen Tugenden aber sprechen die Leichensteine des Stadtkämmerers David Reez, † 1672, nach welchem die Reezen-Gasse benannt ist, — schon jetzt die Heimat der Schuhflicker, — sowie die Grabmäler der Bürgermeisterfamilien Reichard und Zarlang, — nicht minder auch die der begüterten Apothekerfirma der Zorn. Unsterblich aber ist er, zu dessen Grabe wir jetzt treten! Auf der linken Seite des Orgelchores zeigt sich uns ein treffliches, gerade an dieser Stelle überaus passend angebrachtes Ölgemälde von bedeutender Größe. Es stellt den berühmten Tondichter Johannes Crüger vor, welcher vom Jahre 1632 bis 1672 das Amt des Organisten und Musikmeisters an der St. Nikolaikirche verwaltete. Wir erblicken auf dem Bilde den hochachtbaren alten Herrn im Komponieren begriffen; er schaut, einer Melodie nachsinnend, ernst und fest aus dem Bilde herau[s]. Echt deutsche Kraft spricht aus dem Antlitze, aus der Haltung und der einfa[chen] geschmackvollen und gediegenen Kleidung des tüchtigen Mannes und gewinnt u[ns] ebenso sehr für ihn selbst wie für den trefflichen Maler, welcher dieses Bildnis [...] gefertigt hat. Laut der Unterschrift war dies Meister Michael Konrad Hirt, der [...] nehmste Hofmaler des großen Kurfürsten. Crügers Verdienste um den protestanti[schen] Kirchengesang sind unvergänglich. Er hat uns herrliche Choralmelodien geschaffen [...] Wir machen hier nur zwei derselben namhaft, welche wegen ihrer vorzüglichen [...] heit von jeder Gemeinde gekannt und geliebt werden: es sind die Weisen [...] beiden Liedern „Schmücke dich, o liebe Seele“ und „Jesu, meine Freude“ [...] Johann Frank, der wackere Bürgermeister von Guben, gedichtet hatte. [...] war der große Kantor von St. Nikolai zu Berlin auch geboren worden, [...] Wir werden dem hochbegabten Musiker noch einmal begegnen.

Doch nun nach St. Marien! — Diese Kirche ist während [...] Friedrich Wilhelms des Großen mehrfach vom Blitze getroffen [...] Jahre 1661. „Am 6. Januar d. J. in der Nacht zwischen [...] der Donner,“ so sagt eine alte Chronik, „in den höchsten T[urm] [...] er zündete denselbigen an, sodaß die Spitze abbrannte, [...] wurde.“

An dieses Ereignis hat sich die oben bereits [...] die Kirche damals nur durch einen schnellen [...] und Feldmarschalls Otto Christoph [...] worden sei. Er h[...] geschickt [...]

hier mit einer völlig grundlosen Mär zu thun haben. Dennoch steht der Name des ruhmgekrönten märkischen Edelmannes in engster Verbindung mit St. Marien von Berlin. Treten wir darum nun mehr in das traute und schöne Gotteshaus ein!

Auf der nördlichen Seite des hohen Chores von St. Marien treffen wir ein herrliches Kunstwerk an. Der erste kurbrandenburgische Feldmarschall Otto Christoph von Sparr hat sich durch den berühmten Bildhauer Artus Quellinus aus Antwerpen dieses großartige Marmormonument aufrichten lassen. Otto Christoph von Sparr kniet im bloßen Haupte mit gekräuselten, herabhängenden Haaren vor einem Betpulte, auf welchem ein Kruzifix steht und das Gebetbuch, sowie ein Totenschädel liegen; hinter ihm hält ein Edelknabe den reich mit Federn geschmückten Ritterhelm. Ein Hund blickt unter der Decke des Betpultes von der Erde, auf welcher auch die Stahlhandschuhe liegen, zu dem Betenden empor; eine unverbürgte Sage erzählt, dies Tierlein habe den großen Feldmarschall auch in den Donner der Schlachten hinein begleitet und ihm einmal sogar das Leben gerettet; — man weiß indessen nicht, auf welche Weise. Sicher aber ist, daß ein Hündlein im Sparrschen Erbbegräbnis bestattet ward. Hinter dem betenden Feldmarschall ist im Relief eine antike, tempelartige Halle dargestellt, über welcher die Genien des Sieges und des Ruhmes thronen. Im Thore derselben aber stehen, — gleichsam wie Frage und Antwort, — die Sprüche der heiligen Schrift:

„Glaubst Du, daß diese Beine wieder sollen lebendig werden?“ und:
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ —

Die soeben beschriebene Darstellung aber befindet sich zwischen zwei Säulen, welche einen reichgeschmückten Sims tragen. Auf letzterem erhebt sich, von Mars und Minerva bewacht, von Trophäen und gefesselten Überwundenen umgeben, das palmenumkränzte Sternenwappen der Sparr. Großartig, prächtig, hochpathetisch, — diese Eigenschaften charakterisieren diese Darstellung, unter welcher der Eingang zu dem Grabgewölbe selbst sich befindet. Wir steigen in dasselbe hinab!

Ein einfacher, mit weißem Linnen ausgeschlagener Sarg enthält die Gebeine des Reichsgrafen Georg Friedrich von Sparr, eines Vetters unseres ersten kurbrandenburgischen Feldmarschalls. Georg Friedrich hatte sich durch die Verteidigung von Kandia gegen die Türken hohen Ruhm erworben und starb im Jahre 1676 als General in kaiserlichem Dienste zu Wien. Er war ein Sparr von Greifenberg.

In einem prächtigen Kupfersarge ruht in diesem Grabgewölbe ferner der kaiserliche General Ernst Georg Reichsgraf von Sparr, ein Sparr von Trampe, welcher als kaiserlicher General-Feldzeugmeister und polnischer Generallieutenant im Jahre 1666 verstarb Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Nicht immer glücklich in den Waffen, war auch er in dem Wallensteinschen Hochverratsprozesse zum Tode verurteilt worden, dennoch begnadigte ihn der Kaiser. Ein anderer Kupfersarg von vorzüglicher Arbeit enthält das Skelett unsres großen Feldmarschalls Otto Christoph von Sparr, eines Sparr von Lichterfelde und Prenden, welcher im Jahre 1668 zu Prenden verstarb, des Erbauers dieser Gruft und des vielgetreuen Paladins des großen Kurfürsten, vor allem aber eines getreuen Sohnes seiner Kirche. Sein Skelett ist mit einem wohlerhaltenen braunen Sammetrocke bekleidet, welcher mit einer langen Reihe von Atlasschleifen besetzt ist. Die Ärmelaufschläge sind aus braunem Atlas und mit schwarzen Spitzen geschmückt; — die Füße sind mit Tilly-Stiefeln versehen. Noch sind Sparrs Züge deutlich erkenntlich.

Auf der Südseite des hohen Chores finden sich die trefflich gemalten, lebensgroßen Bilder Otto Christophs, sowie Ernst Georgs von Sparr, Werke Honthorsts, und die Porträts der beiden Grafen Wladislaw und Johann Ernst, der Söhne von Ernst Georg. Sparrsche Ahnentafeln, Helme und Handschuhe, welche der Gruft entnommen worden sind, und buntgemalte Wappenschilde schmücken hüben und drüben in reicher Fülle die Chorwandungen. Sehr bemerkenswert ist ferner eine Gedächtnistafel des Johanniterritters Joachim von Sparr, welcher als Groß-Bailli von Deutschland im Jahre 1571 in der Seeschlacht vor Lepanto gefallen ist. —

Allein die Sparrs und ihre Thaten sind oft meisterhaft geschildert worden; es wäre überflüssig, dem über sie Gesagten noch ein Wort hinzuzufügen. Eine eigentümliche Bewegung aber überkommt uns, wenn wir an das Leben des ersten brandenburgischen Feldmarschalls zurückdenken. Wir fühlen's: „Die Arbeit fürs Vaterland ist doch das Höchste!“ Wie reich zwar ist die Heldenlaufbahn Otto Christophs an Mühsal und Gefahr gewesen! Wie mild und versöhnend gleich rosigem Abendsonnenglanze aber erscheint der Schluß dieses Lebens! Wohl darf sich der alte Held die Ruhe auf seinem Schlosse Prenden, auf dem „Hause“ Lichterfelde und an den buchenbeschatteten Ufern der prächtigen Seen seiner Güter vergönnen! Es ist einsam um ihn her; er hat nicht Kind, nicht Gemahl. Da begabt der Paladin des großen Kurfürsten mit den Schätzen, welche er aus seinen Feldzügen mitgebracht hat, Kirchen und Schulen; er stiftet zum Lobe Gottes, wo es not thut, Glocken; er erbaut der Berliner Marienkirche von neuem den zerstörten, vom Blitze getroffenen Turm, richtet seinem Hause hier das prächtige Erbbegräbnis zu und wird darüber zum armen Manne! Froh und getrost, ein echter Christ, scheidet er dann am 9. Mai 1668 aus diesem Leben. Drei Tage nachher streuen die Bäume und Büsche von Prenden ihre Blüten auf einen Leichenzug nieder, welcher sich im Morgenscheine durch die betauten Fluren nach Berlin zu bewegt. Als das Abendrot durch die Fenster der Marienkirche fällt, wird der edle Held „im Beisein vornehmer Leute, doch ganz in der Stille“ beigesetzt. Die Edelknaben löschen die Windlichter aus; — die Thüre schließt sich, — es ist vorbei. Langsam schreitet der große Kurfürst dem Kirchenportale zu; er kann seiner Bewegung noch nicht Herr werden. Ein Sieger von Warschau und St. Gotthard und solch' ein gläubig, treues Herz verdient es ja auch wohl, daß sein Fürst über ihn weint! Sparrs Nachlaß aber hat kaum die Begräbniskosten gedeckt. An dem St. Marienturme, dessen Bau der Feldmarschall nicht hatte zu Ende führen können, ist bereits eine Tafel mit den Worten aus Lukas XIV. aufgehängt: „Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen?“ Das klingt fast wie bitterer Spott! Wir aber gedenken in anderer Weise dieses edlen Mannes. Er ist der glänzendste, in dem Lichte höchster Selbstlosigkeit strahlende Vertreter der Gesinnung, auf welcher des Vaterlandes Größe sich gegründet hat, und des Geistes, welcher dem Wahlspruche folgt: „Tapfer und fromm!“ —

Andere Denkmäler der St. Marienkirche erzählen von den großen Tagen Herrn Friedrich Wilhelms nicht minder laut und eindringlich. Hier ruht Jobst Friedrich von Götz, erst Kommandant von Memel, — hier auch Nikolaus Ernst von Platen, der erste General-Kriegskommissar des Heeres der Hohenzollern. Otto Christoph von Sparr stand mit Nikolaus Ernst von Platen, dem obersten Verwaltungsbeamten des Heeres, freilich nimmer gut; aber wie merkwürdig spielen doch die Geschicke: das prachtvolle, schmiedeeiserne Gitter, welches wir vor Platens Trophäe erblicken,

gehört thatsächlich zum Sparrschen Grabmale; allein es ist von dem letzteren entfernt worden, um den zierlichen hohen Chor von St. Marien nicht noch mehr zu verengen. Sparr starb 1668, — Platen 1669. Von dem Totenmale des letzteren wallten einst Fahnen herab; — auch sie sind schon verschwunden.

In St. Marien finden wir die Gruft auch Martin Weise's, eines treuen, frommen und geistvollen Leibarztes des großen Kurfürsten, und die Grabmäler vieler neueren Beamtenfamilien, der von der Linde, der Berchelmann, Weber und v. a. m. Besonders aber zieht uns dort die Büste eines betenden Mannes an; sie ist von einem unbekannten Künstler ungewöhnlich kraftvoll und gewiß auch durchaus lebenswahr gearbeitet worden. Und wen stellt sie dar? — Einen einfachen Bürgersmann! Wir freuen uns stets, wenn wir von schlicht bürgerlicher Tüchtigkeit erzählen können: Herr Johann Korn, vornehmer Kauf- und Handelsmann, † 1671, hat sich dies schöne Denkmal voll künstlerischen Geschmackes errichten lassen — schon bei seinen Lebtagen. Man bestellte damals sein Haus schon bei Zeiten. Herr Korn aber, dem stillen, seeumgürteten Städtchen Storkow entsprossen, hat gar klein begonnen, — er war ein ehrsamer Schneidergesell. Herr Friedrich Wilhelm aber hat ihn gnädiglich zum Hofschneider bestellet, und schon nach zehn Jahren konnte Korn eine Handlung in Berlin anfangen. „Er hat als ein gottesfürchtiger Mensch seinem Nächsten stets gern gedienet, gegen die Armen sich gutthätig erwiesen und Kirchen und Hospitäler reichlich bedacht." So ruhen die Kleinen bei den Großen! —

Auch die poesievollen Kirchlein zum heiligen Geiste und zu St. Georg besuchen wir noch. Im wesentlichen zeigen sie sich unverändert Der Gang nach St. Georg aber führt uns auf jene Heerstraße, welche zum Hochgerichte für die bürgerlichen Missethäter hinführt. Hier haben wir eine vortreffliche Gelegenheit, den Anbau auch vor den Thoren kennen zu lernen Vor dem St. Georgenthore bevölkert sich die Umgebung des „Stelzenkruges" und des „Berliner Schützenplatzes" bereits recht ansehnlich; auch sind an dieser Stelle zwei neue Hospitäler entstanden, das „Splett-haus" oder „der arme Lazarus", — vielleicht nur eine Abzweigung des St Georgen-Hospitals, — und das „Dorotheen-Hospital", welches Dorothea von Holstein im Jahre 1674 gegründet hat. Hinter und neben dem Schützenhause aber erblicken wir Weinberge mit Land- und Winzerhäuschen. Der größte und schönste derselben gehört dem Generalfeldmarschall von Dörffling. Von hier aus wenden wir uns nunmehr rechts der Stralauer Vorstadt zu. Hier freilich ist's einsamer; Garten liegt hier an Garten. Auch hier haben die Holländer vortreffliches gethan. Dort, jener Garten mit dem Schlößchen, gehört dem Direktor Raulé; auch Franz von Meinders, der Minister, besitzt eine Gartenwirtschaft hier sowohl wie vor Kölln an dem Wege nach Tempelhof. Bürgerliche, starkbewohnte Bauten aber bemerken wir vor Neu-Kölln noch nicht; hier ist alles entweder noch Sommerfeld oder grüner Wiesengrund. Anlagen früherer Zeit wie der Spiegelsche Garten sind wiederum verschwunden.

Und nun ist unsere Rundschau über die Residenzen Friedrich Wilhelms des Großen beendet. Ohne Zweifel: es ist eine für diese Zeit nicht unbedeutende, ja, es ist teilweise schon eine reinliche, gesunde und selbst schöne Stadt, welche wir durchwandert haben, oder vielmehr, wie wir gesehen haben: ein Komplex von fünf Städten, — sobald wir Neu-Kölln als selbständige Anlage mitzählen. Schon verkündet daher der Historiograph des großen Kurfürsten, Gregorius Leti, das Lob Berlins, — freilich noch in einer etwas schüchternen Weise. Schon nahen auch Reisende aus aller Herren

Länder, um Berlins Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen; — Herr Friedrich Wilhelm ist ja auch ein Beschützer der Künste und der Wissenschaften, und sein Schloß birgt reiche litterarische und artistische Schätze.

Allein es ist nun Zeit, auch den Einwohnern der Residenz des großen Kurfürsten ein wenig näher zu treten.

---

9. Das Anwachsen der Bevölkerung Berlins.

Litteratur: Geiger, Gesch. der Juden in Berlin. Berlin 1871.
Muret, Geschichte der franz. Kolonie. Berlin 1885.

Wie die Bürgerrollen und die Biographien der Berliner Bürgermeister beweisen, beginnt der Zuzug von Fremden nach Berlin zwar schon früh; allein er ist lange Zeit doch nur sehr unbedeutend und erreicht erst am Schlusse des 16. Jahrhunderts eine gewisse Höhe. Da aber die zuletzt in reichlicherer Anzahl in die Stadtmauern einziehenden auswärtigen Bürger meist nur aus den kleineren Städten der Mark herstammten, so darf man die Grenzen des urwüchsigen Berlinertums mit vollem Fuge und Rechte bis in die Zeiten des großen Kurfürsten ausdehnen. Als nun aber eine neue Zeit heraufkam, — als Friedrich Wilhelm die Sorge für das Gedeihen der Städte den Ratskörpern abnahm, da zog der Ruhm seines Namens die Fremden selbst aus der Ferne in hellen Haufen nach Berlin. In dem ehrenvollen Berufe eines kurbrandenburgischen Beamten wetteiferten die Söhne Pommerns, Preußens, Kleves mit den geborenen Märkern; — die höhere Gesellschaft, die maßgebenden Kreise der Stadt waren nun nicht mehr von Berliner Herkunft. In dem Charakter und der Sinnesweise der Einwohnerschaft vollzog sich mit dieser Thatsache eine völlige Umwandlung. Das Altberlinische sank herab, — das fremde Wesen schnellte empor.

Die ersten Fremdlinge, welche zu Berlin erschienen, um nun für immer hier zu bleiben, waren die Juden. Sie waren im Jahre 1670 aus Wien vertrieben worden; Friedrich Wilhelm beschloß, 50 von dort verbannte Judenfamilien aufzunehmen. Der brandenburgische Resident in Wien, Andreas Neumann, verhandelte mit Hirschel Lazarus, Benedikt Veit und Abraham Ries, von welchen die beiden letzteren Männer die Stammväter blühender Familien geworden sind, und am 21. Mai 1671 wurde das Aufnahme-Edikt für die Juden ausgefertigt. Die Israeliten kamen, — wie wir genau wissen, — zu sehr geringem Ergötzen der christlichen Einwohner, und selbst der Hofjude Israel Aaron sah seine Glaubensbrüder durchaus nicht gern den Marken nahen. Sofort begannen nun wiederum die alten Zwistigkeiten; ja, auch die alten, wie wir gern zugestehen wollen, teilweise ganz unsinnigen Anschuldigungen tauchten wiederum auf. Ein wahnsinniges Weib gab vor, die Juden hätten ihr ein

Kind abkaufen wollen, weil sie des Christenblutes zur Feier des Passahfestes bedürften. Eine Synagoge erhielten die Juden vorläufig jedoch noch nicht. Edel war es von diesen Zuzüglingen aber gewißlich nicht gehandelt, daß sie, wie selbst Ludwig Geiger einräumt, ihre neue Heimatsstätte Berlin sofort wieder verließen und in die märkischen Festungen flohen, als die Schwedengefahr des Jahres 1674 heraufstieg. Selbst ein so „freisinniger“ Mann wie der Doktor Geppert sieht sich gezwungen, bei dieser Gelegenheit zu bemerken:

„Die Juden waren unverschämt genug, sich wieder einzufinden, nachdem die Gefahr vorüber war; sie wurden von dem Kurfürsten deshalb jedoch nur in eine Geldstrafe von 4000 Thalern genommen. Die Demoralisation, welche durch den Krieg ohnehin nur zu sehr befördert worden war, wurde durch diese Nation nur noch gesteigert, und als es im Jahre 1677 für nötig befunden wurde, die Gesetze gegen den Wucher zu verschärfen, da fand sich unter anderem, daß Jakob Abraham und Salomo Jude sich von dem Thaler wöchentlich 3 Pfennige, also 54 Prozent jährlich, zahlen ließen.“ — Gleichwohl bediente sich Friedrich Wilhelm der findigen Fremdlinge zu Geldgeschäften; — als „Hofjuden“ werden unter seiner Regierung genannt: Gumpertz, Bernd Wulff und Jobst Liebmann. Der Hausvogt Lonicer, welcher im Auftrage des Landesherrn die Gerichtsbarkeit über die Juden ausübte, hatte übrigens eine Fülle von Prozessen zu schlichten, in welche Israeliten verwickelt waren. Anerkennenswert aber ist die liebevolle Fürsorge, welche die Fremdlinge nun sofort ihren Toten widmeten: ihre erste Grunderwerbung — sie selbst blieben noch auf die alten Judenhöfe beschränkt, — war die des Begräbnisplatzes in der späteren Oranienburger Straße; auch bildete sich sehr bald ein frommer jüdischer Verein, welcher die Sorge für die Bestattung der Toten übernahm.

In kulturgeschichtlicher Beziehung ist der Wiedereintritt der Juden in die Bevölkerung von Berlin von sehr wichtigen Folgen gewesen. Rühriger wurde fortan das geschäftliche Treiben; es mischten sich dem Charakter der Einwohnerschaft nun aber — allerdings nur allmählich — gewisse Züge bei, welche man unmöglich als liebenswürdige bezeichnen kann. Indessen währte es noch ein Jahrhundert, bis dieselben offener und charakteristischer hervortraten. Vorläufig blieb die Judenschaft von Berlin noch auf sich selbst beschränkt Außer dem Gebiete des Handels, auch des Edelsteinhandels, finden wir die Juden nur erst als Steinschneider thätig Man würde auch irren, wenn man glauben würde, es wäre ihnen zu Berlin schon damals eine erträgliche soziale Stellung zu Teil geworden. Nein, — beargwöhnt, verachtet und vielleicht nicht selten auch thätlich angegriffen, weilten sie inmitten des Schmutzes der Judenhöfe. Selbst Friedrich Wilhelm entzog ihnen gegen den Schluß seiner Regierung wiederum seinen hochherzigen Schutz und bestimmte im Jahre 1685, daß jeder Jude für den Fall, daß er einen Christen betrügen würde, im Voraus 1000 Thaler Kaution hinterlegen sollte. —

Auf die Verdienste der hochehrenwerten holländischen Einwanderer um die gedeihliche Entwickelung Berlins ist bereits hingewiesen worden. Welche Fülle holländischer Namen weisen uns nicht allein die Nicolaischen „Nachrichten von Baumeistern und Künstlern“ auf! Fast auf jedem Felde der schönen Künste und der Industrie waren diese fleißigen und gediegenen Männer auch in Berlin unsere Lehrmeister. Auch die Gebiete der Wissenschaften und des Handels empfingen die reichste Befruch-

tung infolge der Anwesenheit von Holländern am Hofe zu Kölln, wie an seinem Orte gezeigt werden soll.

Von tiefgehendster Bedeutung für Berlin aber erwies sich schon von Anfang an, wie dann ganz besonders in der Folgezeit, die Aufnahme der französisch-reformierten Flüchtlinge in die Stadt.

Schon in einem Schreiben vom 13. August 1666 hatte sich Friedrich Wilhelm, der ruhmbekränzte Gemahl einer Urenkelin des großen Hugenottenführers Coligny, bei Ludwig XIV. für seine bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich verwendet, — leider ohne Erfolg In den Jahren 1668 und 1669 verweilte sodann der Freiherr Otto von Schwerin der Jüngere, der Sohn des großen Freundes Luisens von Oranien, der spätere erste Reichsgraf von Schwerin, als Gesandter in Paris; er gewährte einigen auswandernden Hugenotten auf seiner Besitzung Alt-Landsberg bei Berlin die erste Zufluchtsstätte in der Mark. Schon in dem Jahre 1670 finden wir in den dortigen Kirchenregistern die Namen Bridon, Belhomme, Fournole u. s. w. vor. In Berlin und Kölln waren französische Protestanten um diese Zeit bereits gleichfalls in großer Anzahl seßhaft oder bei Hofe und bei der Armee in Stellung; der Ruhm des großen Kurfürsten hatte sie schon frühe zur Einwanderung veranlaßt. Ja, selbst ein so verdienter Krieger wie der berühmte, im Marschallsrange stehende Louis de Beauveau, Graf d'Espence, hatte es nicht verschmäht, als General-Lieutenant und Oberstallmeister in die Dienste Friedrich Wilhelms zu treten. Dieser glänzende Offizier darf mit Recht als der Stifter der französischen Kolonie in der Hauptstadt angesehen werden. Innig fromm strebte er mit unabläßigem Eifer danach, seinen in den Residenzen weilenden Glaubensgenossen es zu ermöglichen, ihren Gottesdienst auch hier in der teuren Sprache und nach der schlichten Weise der Väter abzuhalten. Auf seine Fürbitte beschloß Friedrich Wilhelm demnächst, die Flüchtlinge zu einer besonderen Gemeinde zusammenzufassen. David Fornerod wurde der erste Geistliche derselben, und bald erfolgte ihre Konstituierung. „Es geschah dies am 10. Juni 1672. Der Gottesdienst wurde an diesem Tage, dem eigentlichen Stiftungstage der französischen Gemeinde in Berlin, in einem Zimmer des Oberstallmeisters Friedrich Wilhelms, des Barons von Pöllnitz, abgehalten, dessen Wohnung sich in der ersten Etage des kurfürstlichen Marstalls in der Breiten Straße befand." Hier wurden im Jahre 1674 auch die ersten Ältesten, die Messiieurs Le Noir, Belhomme und Prépetit, in ihr Amt eingeführt. Als Almosenpfleger fungierte der edle Graf d'Espence. Fornerod verließ Berlin jedoch schon im Jahre 1680; ihm folgte Jacques Abbadie als zweiter Hirt der französischen Gemeinde. Das Anwachsen derselben veranlaßte den großen Kurfürsten, ihr die hehre, prächtige Schloßkapelle zu St. Erasmus zum Gottesdienste zu überweisen. In dem altertümlichen, schöngewölbten Raume, welchen Kaspar Theiß in der prangenden Schönheit der erlöschenden Gothik einst mit feinem Kunstverständnisse aufgeführt hatte, entrollten sich jetzt ergreifende Bilder, — wurden hochfeierliche Gottesdienste nicht selten in Gegenwart Friedrich Wilhelms und des gesamten Hofes abgehalten, — der erste derselben am 9. August 1682. Es waren zum Teile sehr glänzende Versammlungen, welche hier stattfanden; die Staatsminister und die Generäle wohnten ihnen stets in großer Anzahl bei.

In Frankreich aber schritten unterdessen die Verfolgungen grausamer und immer grausamer weiter; bald fanden sich unter den Andächtigen in der Schloßkapelle zu

Kölln auch Männer und Frauen, welche um des Glaubens willen Alles verlassen und selbst das härteste Martyrium auf das Standhafteste ertragen hatten.

„Ils ont donné les corps
De tes serviteurs morts
Aux oiseaux pour curée.“ —

so erklangen feierlich und oft von Schluchzen unterbrochen die Töne des Psalms, zu der hohen Wölbung aufsteigend. Entschlossen gab sich diese junge Gemeinde dann ihre kirchliche Verfassung selbst. Am 27. Dezember 1682 bereits konnte das französische Konsistorium seine erste Sitzung abhalten. Dasselbe bestand aus dem Chevalier du Bellay d'Anché, dem Sire Le Chénevix de Béville und den bürgerlichen Mitgliedern Monnot, Fournol und Belhomme. Die ferneren Einzelheiten der Entstehungsgeschichte der „Colonie française“ sind gleichfalls von höchstem Interesse: leider fehlt uns jedoch der Raum, diese fesselnde Gemeinde-Entwickelung in allen ihren Phasen zu verfolgen. —

In Frankreich aber wüteten nunmehr die Dragonaden; in Scharen wurden die Märtyrer des Protestantismus eingekerkert oder auf die Galeeren gebracht. Am 8. Oktober 1685 unterzeichnete Ludwig XIV. endlich den Widerruf des Ediktes von Nantes; mit der Zerstörung der Kirche zu Charenton begann jetzt die Vernichtung der reformierten Gotteshäuser in Frankreich. Die „Kirche der Wüste“ organisierte sich, und bald erschienen nun einige der entkommenen Flüchtlinge in Berlin, welche von jenen furchtbaren Leiden und Gefahren zu berichten wußten, die mit dem Verlassen des Bodens von Frankreich verbunden waren. Da erhob sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm zu einer That hohen, geistigen und religiösen Heldentumes. Am 29. Oktober 1685 beantwortete er die Aufhebung des Ediktes von Nantes mit dem Erlasse des Potsdamer Ediktes, welches den heimatlosen, um ihres Glaubens willen verfolgten Franzosen gastfreundlich den Eintritt in die Lande der Hohenzollern eröffnete.

Es waren gewiß nur tiefreligiöse Gründe, welche den geisteshohen Mann, den edelsten Fürsten seines Jahrhunderts, zu diesem Schritte getrieben hatten, — einem Schritte, welcher die Feindschaft des gleißnerischen „Roi soleil“ von neuem herausforderte. Friedrich Wilhelm aber sollte durch diesen Erlaß nicht nur der Wohlthäter jener edlen Märtyrer des evangelischen Glaubens werden, welchen er nach seinen Worten „ein gerechtes Mitleiden“ gewidmet hatte; — er sollte durch diese That nicht nur den geweihten Schimmer eines geborenen Beschützers des reformierten Glaubens an sein mächtiges und heldenhaftes Haupt fesseln; — nein, er sollte durch sie auch seinem Lande ein reichgesegneter Förderer, ein Bringer und Verbreiter von Glück und Segen werden.

Es galt nun zunächst, die Ausführungsbestimmungen in betreff des Potsdamer Ediktes zu erlassen. Matthieu Mérian, der Resident des großen Kurfürsten zu Frankfurt am Main, welchem die Berliner Gemeinde die „Réfugen-Kapelle“, die spätere, sogenannte „Melonen-Kirche“ in der Luisenstadt, verdankt, leitete die Scharen der Auswanderer aus dem Süden Frankreichs über Frankfurt nach Halberstadt. Auf diesem Wege kamen z. B. Mitglieder der Familien Bernard, Béringuier, Peronne, Contesse und Gaultier nach Berlin. Jacques de Gaultier, Doktor der Medizin und Arzt der Universität Montpellier, später Leibarzt des großen Kurfürsten, stiftete in

Berlin die „Marmite", eine Anstalt, welche den Zweck hatte, die Armen und Kranken der Kolonie mit Fleisch und Fleischbrühe zu versorgen.

Wie Mérian in Frankfurt, so sorgte der Resident Romswinckel im Vereine mit dem kurbrandenburgischen Gesandten von Diest im Haage und in Amsterdam für die Flüchtlinge und zwar besonders für diejenigen, welche auf Schiffen den Norden Frankreichs verlassen hatten. In allen größeren Städten der Lande Friedrich Wilhelms wurden besondere Beamte mit dem Empfange der Flüchtlinge, mit ihrer Weiterbeförderung und mit der Austeilung von Geld und Lebensmitteln an die Darbenden beauftragt. Als Oberbehörde für die gesamte Ansiedelung und Versorgung der Fremden wurde in Berlin sodann ein besonderes Kommissariat gebildet, welchem z. B. der Obermarschall von Grumbkow und der Graf d'Espence angehörten. Was die Flüchtlinge aber am nachhaltigsten aufrichtete, das war jene liebreiche persönliche Fürsorge, welche der große Kurfürst ihren Angelegenheiten zuteil werden ließ. Am 10. Januar 1686 empfing er z. B. in Potsdam eine Anzahl von Franzosen, darunter den späteren Obristlieutenant de Campagne, um sich mit ihnen in bezug auf ihre Niederlassung zu beraten. Die Erzählung jener schweren Leiden, mit welchen die Flucht aus Frankreich verbunden gewesen war, rührte den leidenden Herrn damals bis zu Thränen.

Viele der Flüchtlinge kamen freilich von allen Mitteln entblößt ins Land. Für sie sorgten die Kollekten und die nimmer ermüdende Huld Friedrich Wilhelms, welche den Réfugiés bereitwilligst seinen Heeres- und Staatsdienst eröffnete. Manch eine andere Familie aber hatte wenigstens die Trümmer des altväterlichen Reichtums gerettet, und freudig stellten solche Réfugiés ihre Mittel in den Dienst ihres neuen Landesherrn. Friedrich Wilhelm verzinste die ihm gegen Staatsobligationen übergebenen Gelder der Franzosen mit 6 bis 8 Prozent. Gleichwohl machte die Unterbringung und Versorgung so vieler Personen bei der bedrängten Finanzlage des Landes dem großen Kurfürsten nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Sein Wohlwollen aber verstand es, auch solche Augenblicke der Verlegenheit, ja der Not zu überwinden, und in heller Opferfreudigkeit soll er mit Rücksicht auf arme Réfugiés einst die Worte ausgesprochen haben:

„Wohlan, man möge jetzt mein Silberzeug verkaufen! Diese wackeren Leute dürfen nicht ohne Unterstützung bleiben."

Um ihren bedürftigen Leidensgenossen thatkräftig zu helfen, errichteten die begüterten Réfugiés nunmehr infolge einer Anregung des Marquis de Villarnoul vermittelst einer Selbstbesteuerung die Kasse des „Sol (sou) pour livre:" all' die französischen Offiziere, Beamte und Edelleute, welche von dem großen Kurfürsten Gehälter oder Pensionen bezogen, legten einen sol vom livre, d. h. 5 Prozent ihrer Bezüge, in diese Kasse ein. Auf Veranlassung des edlen Marschalls von Schomberg, des berühmtesten Kriegers unter den Réfugiés, der sich auf der „Neustadt" angebaut und mit kurfürstlicher Unterstützung jenes Palais errichtet hatte, welches unser heißgeliebter, nun dem großen Vater in die Ewigkeit nachgefolgter Kaiser Friedrich einst als Kronprinz bewohnt hat, — auf Veranlassung dieses lorbeerbekränzten und erlauchten Feldherrn, welchen die Stadt Berlin allerdings nur zwei Jahre lang zu ihren Einwohnern gezählt hat, und unter der Anleitung des Marquis de Venours wurde zu Anfang des Jahres 1688 dann auch jene „Maison française de charité" gegründet, welche

mittellosen Flüchtlingen von Stande, vorzüglich alleinstehenden Damen, ein Asyl darbieten sollte.

In den Jahren 1685 und 1686 erhielt die auf solche Weise gebildete französische Gemeinde außer Abbadie noch zwei andere Geistliche, François Gaultier de St. Blancard aus Montpellier und David Ancillon aus Metz. Den letzteren empfing der große Kurfürst einst mit den gütigen Worten:

„Verleben Sie nun in Ruhe den Rest Ihres Lebens in meinen Landen; — gern will ich alles thun, damit Sie in Zufriedenheit hier verweilen können!"

Die Söhne dieses Geistlichen, Charles und Joseph Ancillon, wurden bald darauf zu Direktoren und Richtern der Berliner Kolonie ernannt. Im Februar 1686 endlich leisteten die Berliner Réfugiés auf dem Rathause in der Spandauer Straße dem großen Kurfürsten das Gelöbnis der Unterthanentreue. Gleichwohl bildeten sie gewissermaßen einen Staat im Staate mit eigener Verfassung und eigenen Gerichten, mit eigener Kirche, eigener Sprache und eigener Sitte.

Bei ihrer Niederlassung in der Residenz bevorzugten die Flüchtlinge besonders den Werder und die Dorotheenstadt. Nachdem die Kirche auf der Neustadt nunmehr im Jahre 1687 durch Rutger van Langerveld fertig gestellt worden war, durften die Réfugiés die Schloßkapelle verlassen. Es wurde ihnen der Mitbesitz zunächst des soeben vollendeten Gotteshauses auf der Dorotheenstadt eingeräumt. Hier hatten sich dann auch bis in die neueste Zeit die ältesten monumentalen Zeugnisse der Geschichte des Réfuge erhalten. Es waren dies drei schmucklose Sandsteintafeln, die Denkmäler eines Herrn Louis de Marconnay, späteren Hofmeisters des Markgrafen Christian Ludwig, eines Hugenotten, welcher durch die Grausamkeit der Dragoner Ludwigs XIV. aus dem Schlosse seiner Ahnen vertrieben und dann längere Zeit in den Felsenkellern des Château d'If eingekerkert gewesen war, — seiner Gemahlin Marie Elisabeth Courgeant, einer Dame aus dem alten Adel des Poitou, welcher man ihre zarten Kinder entrissen und ein Kloster als Gefängnis angewiesen hatte, und eines Daniel Bréton aus Passy in der Champagne, welcher seinen Glauben einst auch als Galeerensklave standhaft bekannt hatte.

Die Aufnahme der Réfugiés in Berlin war, wie wir sagten, eine Wohlthat nicht allein für sie, sondern auch für die Bewohner der Residenz. Die Einwanderer brachten nicht allein die Schätze höherer allgemeiner Bildung und feinerer Sitte, — nicht allein den Glaubensmut und die Charakterstärke von Märtyrern mit sich, sondern auch regen Fleiß, Betriebsamkeit, Unternehmungsluft und ein sicheres Verständnis für jedweden Zweig der bürgerlichen Thätigkeit. Der segensreiche Einfluß der Réfugiés, welchen sie infolge dieser Eigenschaften thatsächlich auf die ältere Bevölkerung von Berlin ausgeübt haben, wird indessen erst unter den folgenden Regierungen seinem vollen Umfange nach zu besprechen sein. Die Einwanderer zeigten sich indessen schon jetzt rührig und thätig genug. Hier nur einzelne Notizen aus Königs „Versuch":

„Anno 1684. Herr Nicolas Rambonnet gründete eine Seiden- und Wollen-Manufaktur. Er verschaffte den Waisenkindern durch Handarbeiten nützliche Beschäftigung; die Réfugiés Hainchelin und Renard aber wollten sogar einen „Glückstopf" einführen, — eine Lotterie, — eine Anstalt „pour corriger la fortune d'une manière honorable", an welche die guten Berliner bis dahin überhaupt noch nicht gedacht hatten.

Anno 1687. Pierre Fromery aus Sedan wurde zum Hofwaffenschmiede ernannt. Dieser Mann zeichnete sich indessen nicht allein in dieser echt männlichen Kunst aus, er war auch ein sehr geschickter Graveur und Goldarbeiter. Auf ihn bezieht sich jener für die gesamte Kolonie so ehrenvolle Ausruf der Kurfürstin Dorothea: „Es ist ja ein Réfugié," — mit welchem die hohe Frau einst die Bedenken ihres Gemahls zurückwies, als sie dem Künstler einen überaus wertvollen Schmuck zur Umarbeitung ohne Quittung übergeben hatte. Auch eine andere Anekdote wird von Fromery erzählt, welche seine Stellung am Hofe in eigentümlicher Weise kennzeichnet. Er hatte eine Federschneidemaschine erfunden, welche er dem Kurprinzen vorzeigte. „Das ist recht geistreich erdacht," sagte dieser, — „aber schreibt die Feder auch?" — Fromery bat darauf den Prinzen, die Feder zu probieren und seinen Namen unter ein ihm vorgelegtes Schriftstück zu setzen, welches letztere den Befehl zur Unterstützung eines darbenden Kranken enthielt. Die Färberei, der Zeugdruck, die Stickerei, die Leder-Industrie, die Gerberei und Handschuhmacherei, die Fabrikation der Tapeten, des Papiers, der Karten, des Oels, der Seife, der Lichte, des Glases, der Spiegel, die Seiden-Produktion und selbst das Hüttenwesen sind von Réfugiés zum teil erst in die Mark und in die Stadt Berlin eingeführt, zum teil in ungeahnter Weise gehoben und gefördert worden. Auf dem Gebiete der Kunst begegnet uns schon jetzt der ruhmvolle Name eines Philipp de Chieze, welcher, obwohl aus Savoyen stammend, der französischen Kolonie von Berlin angehörte, — späterer Meister wird noch gedacht werden. Dagegen darf man dem Marquis von Mirabeau wohl unbedenklich zustimmen, wenn er sagt, es sei kein eigentlich namhafter Gelehrter aus Frankreich ins Brandenburgische eingewandert, sondern nur Oberflächlich- oder Halbgelehrte. Ein Werk der Litteratur von Wert ist allerdings aus den ersten Generationen der Kolonisten nicht hervorgegangen. Wohl aber haben im kurbrandenburgisch-preußischen Heere die Réfugiés ihr Bestes gethan; nie ist von den Mitgliedern der Kolonie der Ruf der Ehre, — der Ruf des neuen Vaterlandes in der Stunde der Not und Gefahr überhört worden. Der alte Ordensrat König polemisiert freilich ein wenig gegen den Einfluß, welchen die Réfugiés in bezug auf Sitte und Charakter der Bewohner Berlins ausgeübt haben. Er meint: „Sie haben uns den Luxus und die Kleiderpracht gebracht. Ist das etwa als eine Wohlthat für das Land zu bezeichnen? — Ich will nur den übertriebenen Gebrauch der Perrücken hier anführen, welche doch gewiß sehr überflüssig waren! — Waren sie es etwa wert, daß der Brandenburger sein ihm von der Natur gegebenes Haupthaar unter ihnen verbarg? — Die sogenannte Höflichkeit im Betragen, welche von diesen Flüchtlingen eingeführt wurde, ist doch auch nur lauter Dunst, darunter man die Fehler und Lügen versteckt. Die Bekanntschaft mit Kaffee, Thee und Chokolade, mit feinen Weinen und Liqueuren, welche wir zum teile den Franzosen schuldig sind, haben nur dazu beigetragen, uns zu entnerven. Freilich muß man aber auch von einigen Tugenden sprechen, welche die Franzosen wirklich besaßen, welche sie ehrwürdig machen, welche auch Nachahmung verdienen. Dahin gehört vorzüglich ihre musterhafte Liebe zu den gottesdienstlichen Handlungen, ihr gutes Betragen und ihre Mäßigkeit und Sparsamkeit."

So König. König aber ist ein Eiferer für die alte Sitte; sein Tadel ist ferner nur ein nebensächlicher, sein Lob wiegt desto schwerer. Es ist in der That nicht abzuleugnen: die jüdische Einwanderung in Berlin hat von Anfang an einen das Volksleben zersetzenden, nicht anders als demoralisierend wirkenden Einfluß ausgeübt

Es waren unleugbar nur die Züge eines niedrigen Sinnes, Handlungen des Wuchers und der Nichtachtung der eigenen Persönlichkeit, jener orientalischen Selbsterniedrigung, welche der Berliner an den Juden zu beobachten vermochte. Ihr musterhaftes Familienleben aber entzog sich der Öffentlichkeit. Anders traten die Holländer und Franzosen dem Berliner entgegen: jene als feste, ernste, ganze und gediegene Männer, — diese als leichtbewegliche, die Künste des Lebens beherrschende, unermüdlich thätige Arbeiter, — bescheiden, fügsam, anspruchslos und doch ehrfurchtgebietend, weil sie Gott und ihren Glauben über Alles geliebt hatten. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß auch die häusliche Sitte der Réfugiés über jedes Lob erhaben war. Die Einwanderung der Holländer und der Franzosen ist daher im allgemeinen als eine hohe Förderung der Bevölkerung von Berlin zu bezeichnen. Auf der einen Seite verdanken wir diesen Fremden eine Verstärkung der bereits vorhandenen altväterlichen Gediegenheit, — auf der anderen die Mehrung des Fleißes und der Rührigkeit, sowie die Verbreitung eines lebensfrohen, die Dinge muthig betrachtenden und selbst in schwerer Schicksalslage nicht verzagenden Sinnes. Leider ist der Charakter des Berliner Volkes von dem Sarkasmus der Israeliten, welcher sich mit Vorliebe gegen die ehrwürdigsten Heiligtümer des christlichen Glaubens richtet, und von der Frivolität der Auffassung namentlich geschlechtlicher Verhältnisse, welche schon im alten Testamente so oft und so peinlich hervortritt, nicht unberührt geblieben. Die Franzosen dagegen haben der Einwohnerschaft unserer Stadt nicht allein Impulse der Frömmigkeit, des Erbarmens und ehrbarer Zucht und Sitte gegeben; — nein, sie haben auch einen sonnigen Frohsinn unter uns verbreitet und jenes Behagen verallgemeinert, welches selbst in den Zeiten der Not nicht erlischt. Das sind Wahrheiten, und sie müssen einmal rückhaltslos ausgesprochen werden.

Es wäre interessant, aber es würde uns allzuweit führen, auch jenen Einfluß zu untersuchen, welchen die Einwanderung der Réfugiés auf die Ernährungsweise und die häusliche Einrichtung der Berliner Bürger ausgeübt hat. Nur kurz sei hier erwähnt, daß das Berliner Haus gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms sich zusehends wohnlicher, luftiger und reinlicher gestaltete, sowie daß der übermäßige Biergenuß infolge des Beispiels der Fremden zurückging. Die lustige Person des französischen Volksdramas ist bekanntlich „Jean Potage“: die Réfugiés verhalfen in der That der Suppe zu einer gewichtigeren Stellung in der ehemals so schweren alt-Berliner Küche. Sie verbreiteten ferner die Vorliebe für feine Backwaaren und wohlschmeckende Wurst. Auch ein bis dahin in Berlin noch völlig unbekanntes Gewerbe verdankte ihnen seine Entstehung; es war dies die Errichtung und der Betrieb anständiger Speisewirtschaften, welche mit einem Gasthofe verbunden waren. Die „Stadt Paris“ in der Brüderstraße erhielt sehr bald einen hohen Ruf und ungemeinen Zuspruch.

Als ein überaus rühmliches Zeugnis für die Kolonie mögen hier noch jene Worte angeführt sein, mit welchen Friedrich der Große in den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ des Einflusses der Réfugiés gedenkt. „Als der Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Regierung kam,“ so schreibt er, „verfertigte man in diesem Lande weder Hüte noch Strümpfe noch Serge noch sonst ein wollenes Zeug außer dem gewöhnlichen Tuche; alle diese Waaren lieferte uns nachmals der Kunstfleiß der Franzosen. Sie produzierten durch ihre Fabriken nunmehr Tuch von höherer Güte, Serge, Beuteltuch, leichtere Zeuge, gewebte Mützen und Strümpfe und

Filzhüte aller Arten. Es siedelten sich auch Goldschmiede und Uhrmacher in Berlin an; auf dem flachen Lande aber bauten die Franzosen Taback, oder sie zogen aus dem anscheinend ganz unfruchtbaren Boden vortreffliche Früchte und feine Gemüse." — In der That sind viele der älteren Gärtnerfamilien Berlins französischen Ursprunges. — „Die Kinder der französischen Edelleute aber fanden Freude an dem Waffenhandwerke oder an den gelehrten Studien." In der That, — die Réfugiés haben sich in allen Zweigen des Staatsdienstes, auf allen Feldern der Wissenschaft und Kunst nachmals den Lorbeer des Ruhmes erworben. Die Namen d'Ancillon, d'Alençon, Garrigues, Savigny, Erman und Reclam sind dessen ein vollgültiges Zeugniß und von bekannteren Militärs brauchen wir nur an den Marschall von Schomberg und an die Namen de la Motte-Fouque, de l'Homme de Courbière, de Verdy du Vernois zu erinnern, um uns die Fülle auch des kriegerischen Verdienstes zu vergegenwärtigen, welches die Flüchtlinge sich später errungen. Nie ist eine Wohlthat so freudig gespendet, — nie aber auch mit so begeistertem Danke empfangen worden. Das ganze Herz der „Kolonie" gehört auch heute noch den Hohenzollern. Es muß hier aber auch erwähnt werden, daß Friedrich Wilhelm der Flüchtlinge noch auf seinem Totenbette mit größter Hochherzigkeit gedachte. In seiner Grabrede auf den großen Fürsten äußert der Prediger Gaultier hierüber die weihevollen Worte:

„Er hatte noch eine andere als seine leibliche Familie, — eine angenommene Familie, welche ihm seine werkthätige Liebe erworben hatte, — welche ihm indessen nicht weniger teuer war als diejenige, zu deren Vater ihn die Natur berufen hatte. Es waren dies die zahlreichen Flüchtlinge, welche er aus den Trümmern der französischen Kirche gerettet, und in seine Staaten gleichsam wie in einen sicheren Hafen eingebracht hatte. Mehrfach empfahl er noch auf seinem Sterbebette diese Familie der Fürsorge seines Nachfolgers. —

Wohl schritt Friedrich Wilhelm in diplomatischer Weise auch zum Schutze der Waldenser ein, jener Nachfolger der evangelisch gesinnten „Armen von Lyon", welche in den Thälern Piemonts ernst und freudig zugleich den Weisungen ihrer „nobla Leyczon" nachlebten und in furchtbaren Verfolgungen derselben, über jedes Lob erhabenen Märtyrermut wie die Hugenotten bewiesen. Er rief auch sie in seine Lande; aber noch mochten sich die Waldenser von den grünenden Matten, von den starrenden Felsen- und Gletscherwildnis der Berge Gottes nimmer trennen. Wir kommen auf die Einwanderung der Waldenser zurück.

Zum Schlusse dieses Kapitels, eines der erfreulichsten in der Geschichte Berlins, aber liegt uns noch ob, die Stärke der Bevölkerung Berlins unter dem großen Kurfürsten anzugeben. Sie betrug im Jahre 1640 gewiß nicht mehr denn 4000 Seelen; sie war im Jahre 1685 auf 17 500, — im Jahre 1688 sogar auf etwa 20 000 Seelen gestiegen. —

10. Hof- und Staatsaktionen aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Litteratur: Alle berlinischen Chroniken, vorzüglich die Wendlandsche, welche von 1648 bis 1701 reicht.
Chronologische Folge bei König, Versuch u. s. w. Teil II, Berlin 1793.
Schneider, Berliner Nachrichten, 17. Jahrh. 1661—1688. Berlin 1876.

Nachdem wir in den voranstehenden Abschnitten geschildert haben, in welcher Weise die Stadt des großen Kurfürsten zunahm an Raumesfülle und an Einwohnerzahl, haben wir uns nunmehr dem inneren Leben der Bürgerschaft wiederum zuzuwenden. Unsere Darstellung setzt hierbei in jenen Tagen ein, welche der Vermählung Friedrich Wilhelms mit Dorothea von Holstein unmittelbar nachfolgten.

Ein eigentlich politisches Leben war in dem alten Berlin überhaupt noch niemals anzutreffen gewesen Der Staat als solcher und seine Thätigkeit, seine Schicksale nach außen hin hatten bis zu der Warschauer Schlacht und bis zu der ihr nachfolgenden, großartigen Regententhätigkeit Friedrich Wilhelms die Bürger nur blutwenig gekümmert Hinter der Bannmeile von Berlin erlosch im allgemeinen das Interesse. Das wurde schon nach dem Frieden von Oliva etwas anders. Unter Pauken- und Trompetenklang zog der Kurfürst, aus Preußen heimkehrend, in seine Residenz ein, und der Donner der Geschütze begrüßte ihn, den Sieger. Allmählich ging nunmehr auch den Berlinern ein Verständnis dafür auf, daß ihr Herr ein Souverain geworden, — daß seine Interessen sich nicht immer mit denen des römischen Reiches deckten, wie dies bei den alten Kurfürsten der Fall gewesen war, und daß er nunmehr auch das Recht, ja die Pflicht habe, selbständig mit den Großen dieser Welt zu raten und zu handeln.

Dieser politische und kriegerische Glanz der Regierung Friedrich Wilhelms hat das Selbstgefühl und den Geist der Bürgerschaft von Berlin mächtig gehoben; — die Bedeutsamkeit dieses Herrschers hat in der That in das alte Pfahlbürgertum von Berlin die erste Bresche gelegt. Wenn Otto Christoph von Sparr, den jedes Kind in den Spreestädten kannte, am 3. August 1664 in der Schlacht bei St. Gotthard die ruhmvolle Entscheidung gegen die Türken und für die Kaiserlichen herbeigeführt hatte, sodaß im Oktober zu Berlin die Glocken wiederum zur Feier eines Siegesfestes läuten konnten, dann mußte sich ja der Gesichtskreis auch des schlichtesten Bürgers erweitern!

Mit Stolz erkannte man es nun, was der Kurfürst galt „dort draußen in der Welt"! Gegen Ende des Jahres 1669 kam sogar ein Gesandter des allerchristlichsten Königs, der Herr von Fürstenberg, nach der Residenz. Stets wurden diese Herren

Ambassadeurs in feierlichem Zuge eingeholt. Der Graf von Fürstenberg mußte nun zwar unverrichteter Sache das Schloß zu Kölln nach einigen Tagen wiederum verlassen; denn Friedrich Wilhelm war nicht zu bestimmen gewesen, sein Bündnis mit den Generalstaaten zu lösen; gleichwohl hatte die Anwesenheit des Botschafters die Bürgerschaft nachhaltig erregt. Denn Großes stand auf dem Spiele, und die Entscheidung des Kurfürsten berührte die Interessen auch der städtischen Einwohnerschaft. Das Volk stand selbstverständlich auf der Seite Hollands; — schon stieß man sich auch daran nicht mehr, daß die Holländer Reformierte waren. Die hehre Persönlichkeit des großen Kurfürsten hat thatsächlich das Meiste zur Versöhnung der religiösen Gegensätze gethan, so schmerzlich auch manche seiner staatswirtschaftlichen Verordnungen und Maßnahmen von der lutherischen Bürgerschaft Berlins empfunden werden mußten.

Noch anziehender für die Einwohnerschaft der Stadt Berlin aber war am Schlusse des Jahres 1670 das Erscheinen eines tartarischen Gesandten am kurfürstlichen Hofe. Auch ihm wurde eine prächtige Audienz gewährt. Er hatte den Auftrag, Friedrich Wilhelm zu versichern, daß der Khan, sein Herr, des Kurfürsten und der Freunde des Kurfürsten Freund sowie seiner Feinde Feind sein wolle; auch überbrachte er ihm als Geschenk ein schönes tartarisches Pferd mit kostbarem Zaumzeuge nebst einem Paare prächtiger Pistolen von hohem Werte. Reich beschenkt reiste er dann wiederum dem Aufgange der Sonne entgegen.

Schon 1672 kam ein zweiter holländischer Gesandter, ein Herr von Amerongen; — es gelang ihm, das weltgeschichtlich so wichtige Bündnis zwischen Holland und Brandenburg neu zu befestigen. Im Sommer 1673 erbat nach Königs Nachricht ein russischer Gesandter für den Zaren den Beistand Friedrich Wilhelms gegen die Türken, — selbstverständlich vergeblich. Denn der große Kurfürst war mit eigenen Angelegenheiten noch vollauf beschäftigt, und im folgenden Jahre hatten die Residenzen während der Abwesenheit Friedrich Wilhelms sogar eine Belagerung durch die Schweden zu befürchten. Wir sahen indessen bereits, daß Gustav Wrangel sich auf eine solche nicht einließ. Wir möchten diese moskowitische Gesandtschaft von 1673 trotz Königs Angabe allerdings erst in das Jahr 1679 versetzen.

Es kam das Jahr 1675. Der große Kurfürst eilte auf die dringlichen Bitten der Brandenburger aus dem Elsasse endlich nach der Mark zurück; er errettete sein Stammland und erntete die Lorbeern von Fehrbellin. Am 21. Juni 1675 erschien darauf der brandenburgische Generalmajor von Sommerfeld vor der Stadt; er brachte die in der ruhmwürdigen Reiterschlacht erbeuteten Trophäen ein. Sie bestanden in drei sechspfündigen und drei dreipfündigen Geschützen, in drei Standarten, drei grünen Fahnen mit Franzen, acht weißen Fahnen mit Franzen und vielem Kriegsgeräte. Der Siegesbeute folgten überdies 150 gefangene Schweden und 7 Wagen mit Verwundeten. Dann aber führte man die Leichname des Generalwachtmeisters von Mörner, des Obristwachtmeisters von der Marwitz, des Hauptmanns von Burgsdorf und des Stallmeisters von Froben daher. Sie wurden in dem Dome aufgebahrt, in welchem sie später auch beigesetzt wurden.

Am 23. Juni 1675 Mittags gegen 12 Uhr aber kam der Kurfürst selbst, nur von drei Reitern begleitet und völlig unerwartet, vor Berlin an. Er durchritt das Spandauer Thor mit solcher Schnelligkeit, daß die Wache kaum in das Gewehr treten konnte, und begab sich sogleich nach dem Schlosse. Schon am andern Morgen

zog er mit 500 Reitern, 400 Dragonern und 1200 Fußknechten, welche sich auf seinen Befehl in Berlin gesammelt hatten, — es scheinen die Besatzungen von Spandau, Peitz und Küstrin gewesen zu sein, — zum St. Georgenthore wieder hinaus, — den Schweden nach zur wilden, zur rächenden Jagd bis an die Gestade der Ostsee.

Ob ihm begeisterte Huldigungen dargebracht worden sind? — Wir zweifeln daran nicht. Die Bürgermeister Johann Tieffenbach und Levin Schardius von Berlin sowie Meinhard Neuhaus von Kölln begrüßten ihn wenigstens mit einer Rede, und die anderen Herren aus den Ratskörperschaften werden hierbei gewiß nicht gefehlt haben. Das eigentliche Dankfest für den Sieg bei Fehrbellin aber wurde erst am 8. Juli 1675 in Berlin gefeiert. Den Text, über welchen gepredigt wurde, bildete der Spruch Jeremias XX, 13:

„Singet dem Herrn, — rühmet den Herrn, der des Armen Leben aus der Boshaftigen Hände gerettet!“

Am Abende um 10 Uhr aber wurde auf der Spree ein Feuerwerk abgebrannt, am Ufer erglänzten unterdessen in Flammenschrift die Worte:

„Dem Gott Sieg giebt,
Der den Frieden liebt.“

Feuerwerke waren damals übrigens an der Tagesordnung. Auch am 17. Mai 1676 wurde ein solches „zu Ehren des dänischen Gesandten“ abgebrannt.

Im Felde aber erfolgte unterdessen die Eroberung Rügens, — nach heißem Kampfe und nach dem rühmlichsten Widerstande mußten die pommerschen Vesten allzumal kapitulieren. Schon im Januar 1677 befand sich der Kurfürst wieder in der Mark; der feierliche Einzug in Berlin erfolgte indessen erst am 31. Dezember dieses Jahres; — der Kurfürst verweilte inzwischen meistenteils zu Potsdam. Vor dem St. Jürgenthore Berlins begrüßte ihn der Bürgermeister Johannes Tieffenbach mit einer Rede, welche uns bis heute erhalten geblieben ist. Sie ist mit Zitaten aus der alten Geschichte reichlich durchsetzt; Tieffenbach beschreibt es uns mit ungemeiner Belesenheit, wie man einst in Griechenland und Rom die heimkehrenden Sieger geehrt hat, und schließt dann mit den allerdings etwas fragwürdigen Versen:

„Großer Churfürst, — Eure Strahlen
Unser Land und Stadt bemahlen!
Euer Scepter, großer Held,
Glänze, bis der Himmel fällt!“

An allen Ecken der heutigen Königstraße aber erhoben sich Säulen und Obelisken, mit einer Fülle von Schmuck, mit Statuen und Trophäen versehen. Die Geländer der langen Brücke waren zu Wandungen von Tannengebüsch verwandelt; auf dem Schloßplatze waren sogar zwei Schanzen errichtet, deren Geschütz den Sieger begrüßte. Ein mit Stichen und Holzschnitten reich versehenes fliegendes Blatt, 1679 im Januar gedruckt, hat uns sämtliche Einzelheiten dieser Haupt- und Staatsaktion aufbewahrt. Am Schloßportale endlich überreichte „eine auf romanisch und sonsten gar kostbar bekleidete Prinzessin“ mit den Worten:

„Nimm, nach eingenomm'ner Schantz',
Hin den grünen Myrthenkrantz!“

dem Kurfürsten noch eine prangende Ehrenkrone. Wir überlassen es dem Leser, sich die Einzelheiten des wahrhaft großartigen Empfanges an den zu Eingang dieses Kapitels

angeführten Stellen aufzusuchen: nur die folgende Arie, mit welcher dem großen Kurfürsten an einer der Ehrenpforten gehuldigt wurde, möge hier noch Platz finden:

„Berlin, jetzt freue Dich:
Der Feind ist überwunden!
Mark, jauchze und sei froh;
Dein Schrecken ist gebunden.
Du bist durch diesen Sieg
Von großer Furcht befreit;
Gott wird Dir helfen noch
Und ferner stehen bei!" —

Ja, es herrschte innige Freude damals in Berlin! Wie tief mögen die Herzen der Alten an diesem Tage bewegt gewesen sein, welche sich noch der Zustände von 1630 bis 1640 zu erinnern vermochten! Wie war das arme von Freund und Feind zerstampfte und zertretene Brandenburg unterdessen nun so hoch gestiegen! Wie hatte man einst vor den Schweden gebebt, und jetzt beging man solche Siegesfeier grade über sie! Das Alles aber war nächst Gottes Hülfe doch das Werk des großen Kurfürsten allein! Kaum vermögen wir es uns vorzustellen, in welcher Glorie er seinem Volke damals erschienen sein mag, dieser Held und Retter ohne Gleichen!

Auch der Humor spielte indessen seine Rolle bei den Hof- und Staatsaktionen jener Tage. Der Siegesfeier vom 31. Dezember 1677 schließen wir hier noch einige Notizen über eine zweite tartarische Gesandtschaft an, welche am 10. Dezember 1679 zu Berlin anlangte. Ihrem Dolmetscher war einst wegen Diebstahls die Nase abgeschnitten worden; er hatte den Mangel derselben durch eine hölzerne Nachbildung ersetzt. Der edle Hassan Aga, der Führer dieser Ambassade, welche der Khan Murad Kierai abgesendet hatte, um dem großen Sohne des Hauses Hohenzollern seine Thronbesteigung anzuzeigen, trug nur — Lumpen, und die Geschenke des „Sohnes der Sonne" bestanden nur in einem mageren Steppenpferde und in zwei Pistolen. Zu Karzig in der Neumark hatten die Tartaren überdies wegen der Absonderlichkeit ihrer Sitten und des ihnen fehlenden Unterscheidungsvermögens zwischen „Mein und Dein" bereits echt kurbrandenburgische Hiebe bekommen. Großmütig bat Hassan Aga jedoch, die schuldigen Karziger Bauern nur ja nicht am Leben zu strafen! Friedrich Wilhelm mochte lächeln, aber er war den Orientalen trotzdem ein freigebiger und aufmerksamer Wirt. Entzückt von seiner Gastfreundlichkeit verabschiedeten sich die Söhne des Ostens.

Eine zweite moskowitische Ambassade erschien am 15. August 1679, sie bestand aus dem Truchsesse Symeon Jaroslawitsch Elmarow und dem Kanzler Symeon Wladimirowitsch Rumiankoy mit 55 Begleitern. Schon im Mai 1687 traf eine dritte russische Gesandtschaft in Berlin ein, um dem Zaren von neuem die Hülfe Friedrich Wilhelms gegen den Erbfeind der Christenheit zu erbitten. Doch der große Kurfürst, von gichtischen Leiden schon seit längerer Zeit schwer heimgesucht, dachte jetzt nur noch an eine Unternehmung: an die Unterstützung des Hauses Oranien gegen die „meineidigen" Stuarts. Dennoch wurden die Moskowiter aufs Ehrenvollste aufgenommen. Das Ceremoniell beim Empfange dieser russischen Gesandtschaften war stets ein überaus feierliches; der Kurfürst pflegte die Herren erst vorzulassen, nachdem er den Thronsessel bestiegen hatte. Dann breiteten die ernsten Männer mit den stattlichen Pelzen, den blitzenden Waffen und dem überreichen Gold- und Elfenbeinschmucke an Hals und Brust die Geschenke des Zaren vor ihm aus und übergaben

ihm einen in rote Seide eingehüllten Brief ihres Herrschers. So oft dessen Name in ihrer Anrede genannt wurde, erhob sich Friedrich Wilhelm ein wenig von seinem Sessel und lüftete den Hut. Am Abende stiegen dann wohl die Raketen eines Feuerwerkes über den dunklen Wipfeln des Tiergartens auf. Als die Gesandtschaft von 1687 anlangte, war jedoch der Kurfürst krank; er wollte infolge dessen die Herren im Bette empfangen. Dagegen aber erhob der Führer derselben Einspruch; er meinte endlich, wenigstens müsse auch er dann in einem Bette zu Friedrich Wilhelm hinein getragen werden. Da zog es dann der leidende Herr allerdings vor, selbst aufzustehen.

Unverrichteter Dinge mußte auch die zweite und dritte russische Gesandtschaft heimkehren. Friedrich Wilhelm fühlte es selbst, daß die Sonne seines Lebens nunmehr zur Rüste ging; er hatte, wie erwähnt, nur noch ein Ziel, welchem er alle seine Kräfte weihte. Da ziemt es auch uns, die Ergebnisse seines unermüdlichen und ruhmvollen Schaffens für die Stadt Berlin an diesem Orte in einer klaren und übersichtlichen Weise zusammenzustellen.

---

11. Die inneren Verhältnisse der Residenzen unter der Einwirkung des großen Kurfürsten.

Litteratur: Küster, Altes und Neues Berlin, Teil IV, Berlin 1769.
Nicolai, Beschreibung, Teil II, Berlin 1786.
König, Versuch, Teil II, Berlin 1793.
Fidicin, Hist.-Dipl. Beiträge, Teil V, Berlin, 1842
Das Grundbuch der Stadt Berlin, Berlin 1872.

Von den politischen Erregungen, welche die Zeit des großen Kurfürsten und sein Ringen und Kämpfen für Deutschlands Ehre notwendiger Weise mit sich brachten, wenden wir uns demnach jetzt den Gemeindeverhältnissen der Residenzen zu. Wir mußten die Tage des gewaltigen Herrschers oben als die Epoche des Absterbens der kommunalen Selbständigkeit bezeichnen; ein tieferes Eingehen auf den Gegenstand wird es klärlich zeigen, wie berechtigt diese Charakteristik gewesen ist — Der Landesherr ergreift jetzt überall selbst die Initiative; er ist der Handelnde, der Ordnende und der Gestaltende. Wenn der Rat der Stadt einmal als solcher auftritt, so erscheint er dennoch nur als der Beauftragte des Fürsten.

Schon oben wurde gesagt, daß der kriegerische Charakter der Bürgerschaft sich jetzt allmählich völlig verlor; nur für die Zeiten äußerster Gefahr, z. B. für die Tage von Fehrbellin, verblieb ihr auch jetzt noch die Pflicht, den eigenen Herd zu verteidigen. Aus dem letzteren Grunde wurde die alte Einteilung der Berliner in vier, — der

Köllner in zwei Kompagnien, sowie der besoldete Posten des Stadthauptmannes beibehalten; die neuen Städte aber hatten aus ihren Bürgerschaften je eine Kompagnie zu bilden. Diese Bürgerkompagnien sollten im Frieden die Garnison im Wachtdienste an den Thoren unterstützen; es mußten zu diesem Behufe tagtäglich 200 Mann aus der Bürgerschaft an den Thorwachen aufziehen.

Was die Bürgerschaft in dieser Epoche indessen am tiefsten und nachhaltigsten erregte, das war die Steuergesetzgebung des großen Kurfürsten, deren Endziel doch nur die Sicherung der Wehrkraft des Landes war. Am 30. Juli 1641 war die erste, sehr unvollkommene Accise- und Steuerordnung erlassen worden; sie drückte die Bürgerschaft hart; aber es konnte sich gleichwohl kein Verständiger verhehlen, daß die Verordnung notwendig geworden war. Die alten Steuern, das alte und neue Biergeld (die Bierziese), die Kontributions- und Defensionssteuern, blieben freilich trotz der Accise vorerst noch fortbestehen. Da ist es allerdings nicht verwunderlich, wenn die Besitzer selbst kleinerer Häuser in zehn Jahren die Summe von etwa 600 Thalern an Steuern aufzubringen hatten. Im Jahre 1667 wurde sodann eine neue Konsumtions-Acciseordnung publiziert; sie wurde anfangs zwar nur auf drei Jahre eingeführt, verblieb indessen dann für immer. Gleichwohl wurde diese indirekte Steuer von den Verständigen mit Freuden begrüßt, weil nun die meisten auf der Bürgerschaft so schwer lastenden direkten landesherrlichen Steuern abgeschafft wurden. Revisionen dieser Steuerordnung erfolgten in den Jahren 1680 und 1684, in welchem letzteren die „doppelte Metze", die „Defensionssteuer", die „Kreis-Kriegssteuer", die „Türkensteuer" und der „Vorschoß" endgültig abgeschafft wurden. Der „Grundschoß" wurde auf den dritten Teil ermäßigt; nur der „Servis" blieb fortbestehen. Die genannten Steuerordnungen bilden die Grundlagen alles späteren Steuerwesens in Berlin. An die Spitze aber der gesamten, auch der städtischen Steuerangelegenheiten trat nunmehr ein landesherrlicher „Commissarius loci,", ihm unterstanden sodann die städtischen Steuerdirektoren und die Acciseeinnehmer. Er hatte überdies in all' und jeder Beziehung für die „Aufnahme der noch vom Kriege her schwer darniederliegenden städtischen Verhältnisse" zu sorgen. Dieses System landesherrlicher Beaufsichtigung über die gesamte städtische Steuerverwaltung war ohne Zweifel eine Wohlthat für die Bürger; dasselbe setzte der Willkür der Magistrate endgültig ein Ziel und erhielt den Hohenzollern eine starke Kriegsmacht. Gleichwohl ordnete man sich demselben erst nach langem, äußerst hartnäckigem Widerstande unter. „An jedem Thore der Stadt überwachte nunmehr ein Thorschreiber die Ein- und Ausgänge. Er fertigte jedem, mit einem Wagen das Thor Passierenden einen Accisezettel aus und wies die Einziehenden mit ihren Zetteln auf die „Accisestube" in dem Rathause. Dort empfing sie der Einnehmer; er prüfte die Richtigkeit der Zettel, nahm das Geld, erteilte Quittung und registrierte die Einnahme in ein Journal. Wöchentlich, quartaliter und jährlich wurden dann die Abschlüsse gefertigt und von den Visitatoren geprüft, welchen auch die Mühlen, die Brauereien, Brennereien — im 16. Jahrhundert war der Branntwein leider auch schon nach Berlin gekommen, — unterstellt waren." Diese Steuerverfassung hat sich bis zum Jahre 1740 in der Mark und in Berlin erhalten

Was nun die Bürgerschaft selbst anbetrifft, so zerfiel sie noch immer in „Groß- und Kleinbürger". Die letzteren besaßen kein Weide- und Holzungsrecht keine Braugerechtsame, keine Zollfreiheit und waren zu den städtischen Ämtern nicht wählbar. Die Gewinnung des Bürgerrechtes war immer noch an die ehrliche Geburt, an guten Ruf

und die Erwerbung eines Grundstücks gebunden; die kurfürstlichen Beamten aber waren von derselben eximiert. Die Kosten der Gewinnung des Bürgerrechtes waren auch jetzt noch nicht einheitlich bestimmte; erst die Accise-Ordnung vom 2. Januar 1664 setzte fest, daß sie wenigstens für die Einheimischen nicht mehr als 4 Thaler betragen sollten. Fremden gegenüber verfuhr man indessen immer noch willkürlich.

Daß die Verfassung des Rates von Berlin und Kölln im wesentlichen die alte blieb wissen wir bereits; doch bezogen die Bürgermeister und Ratsherren außer ihren Naturalkompetenzen und den alten Kollations- und Deputatgeldern, den Fleischzehenten 2c., jetzt gewiß schon ein beträchtliches Gehalt, — die Bürgermeister 200, der Kämmerer 120. die Ratsherren 40 Thaler. Ein jeder Rat übte ferner über die Bürger seiner Stadt die Kriminal- und Civil-Jurisdiktion noch ungestört aus; die Instanzen des Kammergerichts und in gewissen Fällen, wie es scheint, auch die des Geheimen Rates und der persönlichen Entscheidung des Landesherrn waren dem Kriminal- und Civil-Stadtgerichte übergeordnet. Von Zeit zu Zeit fanden dann wohl landesherrliche Revisionen der Rathäuser statt, so z. B. in Berlin und Kölln im Jahre 1685. Die Geheimen Räte von Grumbkow und von Rheez revidierten, wie man es damals nannte, „das Rathaus", d. h. die gesamte Verwaltung der Stadtobrigkeiten in den beiden Residenzen

Stadtverordnete fanden sich freilich in allen vier Städten vor; ihre Funktionen scheinen indessen zu dieser Zeit noch nicht genau bestimmt gewesen zu sein. Tadellosigkeit des Rufes war, wie eine Beschwerde von 1685 uns zeigt, das Erste, was man von diesen Vertretern der Bürgerschaft verlangte

Doch nun zu anderen Dingen!

Von der alten Begüterung der beiden Städte Berlin und Kölln gehörten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Räten nur noch die folgenden Stücke: Der Wedding und der Boxhagen, Lichtenberg, Stralau, Treptow, Rixdorf und, — mit Unterbrechungen, — auch Reinickendorf. Alle anderen Dörfer waren dem Rate verloren gegangen. Der Reichesche Anteil von Rosenfelde z. B. war dem Kurfürsten anheimgefallen, weil nach dem Aussterben des alten Patrizierhauses verlautete, die Reiche seien stets landesherrliche Vasallen gewesen, was nicht der Fall war. Was der Rat hier sonst noch an Land besaß, wurde später auf kurfürstlichen Befehl an den Marine-Direktor Benjamin Raulé veräußert. Die Rittergüter Pankow, Falkenberg, Birkholz, Blankenburg und Wesendal wurden den beiden Städten ebenfalls dadurch unrechtmäßig entfremdet, daß die adligen Lehnsträger des Rates, z. B die Herren von Röbel und von Pöllnitz auf Blankenburg, ihre Lehen nicht mehr bei den Städten, sondern bei dem Landesherrn nachsuchten. Spätere Prozesse halfen den Räten von Berlin und Kölln nicht das mindeste; — kostbares Gut war also für immer verloren. Die kurfürstliche Lehnskanzlei beging hier in der That Eigenmächtigkeiten und Rechtsverstöße, welche in keiner Weise zu rechtfertigen sind. Nach der neueren Auffassung der Dinge erschien es freilich fast als widersinnig, daß Edelleute die Lehnsträger von Städten waren. Die Besitzungen der Städte zu Tempelhof aber waren schon im Jahre 1621 an den Münzmeister Libertus Müller verkauft worden; gleichwohl blieben noch gewisse gutsherrliche Rechte zu Mariendorf und Marienfelde im Besitze des Rates von Kölln. Reich war dagegen das Eigentum der Städte an Meiereien, Schäfereien, Heiden und Wiesen, — selbst noch in dieser Zeit. Sehr wichtig erwies sich endlich bei der unvermuteten, gerade in den Tagen des großen Kurfürsten

so unvermutet erfolgenden Vergrößerung Berlins der Mitbesitz an den Rüdersdorfer Kalksteinbrüchen; im Jahre 1665 wurde dem Berliner Rate zur Entschädigung für die Verluste, welche er bei der Befestigung der Stadt erlitten hatte, auch noch der sogenannte „Kalkbergszins“ erlassen. Die Fischerei- und Jagdgerechtsame verblieben beiden Städten übrigens in vollem, altem Umfange auch noch jetzt.

Fragen wir nunmehr nach den Einkünften der verschiedenen Ratskörper, welche in der Residenz vorhanden waren, so setzten sich dieselben unter der Regierung des großen Kurfürsten zusammen aus dem Bürgergelde, dem alten und dem neuen Grundzinse, von welchem der alte aus dem Hufen-, Wörten, Ruten-, Buden-, Garten- und Wiesenzinse bestand, der neue aber infolge der fortschreitenden Bebauung des städtischen Gebietes eingeführt war, sodann aus der Wagegerechtigkeit, welche wahrscheinlich an die Stelle der allmählich verschwundenen „Niederlage“ getreten war, aus dem Stättegelde und dem Scharrenzinse, den Abgaben für das Aichen der Maße und Gewichte, aus den Gebühren, welche die einzelnen Zünfte an die Stadtkassen abzuführen hatten, aus dem Baderzinse, der sogenannten Bier- und Wein-Einlage, — einer Schankabgabe, — aus den Einnahmen von den Gerichten, dem „Abschosse“, d. h dem von Fremden zu zahlenden Erbschaftszinse, aus den Einnahmen aus der Scharfrichterei und aus den Steuern. Zu den letzteren gehörten die Abgaben derjenigen Einwohner, die nicht Bürger waren und die verhaßte Bierziese. Das „Sackfuhrwesen“, d. h. die Anfuhr des Braumalzes, welche, um eine Kontrolle über die Bierziese auszuüben, nur seitens der Stadt bewirkt wurde, — das Hopfenmessen, welches gleichfalls nur gegen Entgelt seitens der Stadt zu geschehen hatte, brachte erhebliche Einnahmen; die Abgaben der Apotheken, der „Blasenzins“ der Branntweinbrenner, der Brücken- und Deichselzoll, welcher von den fremden Wagen und Schiffen, den Pferden und den Rindern erhoben wurde, wann sie städtische Brücken passierten, die Abgaben der Garköche, der Komödianten und der Marktschreier flossen gleichfalls zu den Stadtkassen; das Amt des Kämmerers, welchen der „Kommissarius des Ortes“ streng überwachte, war also schon damals in Berlin ein sehr umfangreiches und beschwerliches.

Wir wenden uns jetzt dem Gebiete der Polizei zu. Wie thatkräftig Friedrich Wilhelm der Große, wann es not that, in die Straßen- und Baupolizei eingriff, sahen wir bereits oben; im Jahre 1686 wurde als Oberbehörde in dergleichen Dingen die kurfürstliche Baukommission errichtet. Der Kurfürst ließ durch seine Leibärzte, den Holländer Cornelius Bontekoe, den Doktor Martin Weise und Herrn Thomas Pankow auch die Sanitätspolizei der Städte scharf beobachten, und wir schreiben es seiner landesväterlichen Fürsorge, seinen Maßnahmen allein zu, daß bereits im Jahre 1682 die Pest zum letztenmale in Berlin aufzutreten vermochte.

Der sittlichen Ungebundenheit noch des 16. Jahrhunderts und der langen Kriegszeit gegenüber ein ehrbares und ruhiges Verhalten, eine gutbürgerliche Zucht und Sitte einzuführen, erschien dem großen Kurfürsten als eine der wichtigsten Aufgaben seiner gesamten Gesetzgebung. So z. B. schritt er ernstlich gegen das oft so verhängnisvolle Tragen von Waffen ein, — freilich noch nicht mit durchgreifendem Erfolge; dasselbe wurde dem ehrsamen, angesehenen Bürger erst im Jahre 1709 endgültig und für immer verboten. Um nächtliche Ruhestörungen zu verhüten, wurden die Bierstuben, oder vielmehr die Bierkeller streng beaufsichtigt und schon früh geschlossen, — im Sommer um 10, im Winter sogar schon um 8 Uhr. Allüberall

begegnen wir in dieser Zeit solchen weisen Verordnungen eines wahrhaft wohlwollenden, landesherrlichen Polizei-Regimentes. So suchte Friedrich Wilhelm z. B. auch das „Schmausen, Pokuliren und Jubiliren" bei den Gewerksfesten gänzlich abzustellen; er bestimmte, daß die für die „Gewerkszechen" aufgesparten Gelder den Gewerksarmen gegeben würden; das „Freibier" aber, welches bei der Lossprechung der Gesellen ausgeschänkt wurde, und der „blaue Montag" erschienen ihm mit Fug und Recht sogar als ernstliche Gefahren für das Handwerk, welch' letzterem seine gesetzgeberische Thätigkeit sich mit unverkennbarer Vorliebe zuwendete. Die Ratskörperschaften erscheinen in allen diesen Dingen jetzt nur noch als die Ausführungsbehörden der ihnen kundgegebenen landesherrlichen Willensmeinung.

Ein Mann von der sittlichen Reinheit Friedrich Wilhelms — es ist geradezu schmachvoll, daß auch sie in einem vielgelesenen Werke über Berlin verdächtigt worden ist, — mußte sich ferner veranlaßt fühlen, mit einer besonderen Strenge auch gegen jene fleischlichen Vergehen einzuschreiten, bei welchen der Bürger der alten Zeit sich überhaupt nichts Arges gedacht hatte. Der Ehebruch wurde mit Ausstellung am Pranger, mit Rutenhieben und mit Landesverweisung bestraft; daneben traten auch wohl noch Geld- und Kirchenstrafen ein, — letztere stets, sobald ein namhafter Ertrag für wohlthätige Zwecke zu erhoffen stand. Dieselbe unnachsichtige Strenge beobachtete der große Kurfürst Gotteslästerungen und der Ausübung geheimer Künste gegenüber. Wir sahen schon oben beim Jahre 1653, wie strenge er einschritt, wann der Name Gottes zur Vornahme vermeintlicher Zaubereien entheiligt worden war. Dem gemeinen Volke aber schien der alte, deutsche Teufel noch immer sein Wesen zu treiben in und um Berlin, — vielen Gelehrten ging es leider nicht anders. So wird in alten Chroniken beim Jahre 1670 berichtet, der Böse habe in Gestalt eines überaus häßlichen Weibes einst einen frommen Bauern, welcher von Berlin nach Hönow zurückfuhr, derartig festgebannt, daß er nicht von der Stelle kommen konnte; erst auf Anrufung des Namens Jesu sei der Böse entflohen. Im Jahre 1671 kam ferner „Stempels Trine" in Untersuchung, weil sie einen Pakt mit Herrn Beelzebub geschlossen haben sollte. Im Jahre 1687 wurde Martin Nitzsche empfindlich bestraft, weil er für Geld und gute Worte wahrsagte, und Jürgen Schmidt in den Stock gelegt, weil er den Leuten in Kölln die Hausthüren mit närrischem Zeuge — mit Zaubercharakteren — beschrieben hatte. Daß wir diesen nicht eben anmutenden Gegenstand hier sogleich erschöpfen: trotz aller Thatkraft gelang es dem großen Kurfürsten dennoch nicht, das Volk Berlins vom Hexenglauben zu heilen und dasselbe von der Ausübung abergläubischer Künste zurückzuhalten. Der letzte Hexenprozeß in Berlin wurde erst im Jahre 1728 verhandelt. Es wurde damals ein Mädchen von 22 Jahren, welches sich zu erhängen versucht hatte, die Müllerstochter Dorothea Steffin, beschuldigt, einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen zu haben; es wurde auch die peinliche Anklage gegen sie erhoben, allein es geschah dies nur infolge einer Selbstbezichtigung. Denn die verkommene Dirne, welche ihres liederlichen Lebenswandels halber bereits mehrmals in den alten „Kalandshofe" eingesperrt worden war, gab vor, der Teufel sei ihr „in Gestalt eines schönen Kavaliers mit einem blauen Rocke, einer rot- und goldschamerierten Weste und mit blanken Stiefeln erschienen; er habe ihr zehn Dukaten geschenkt, und nun habe sie einen ihre Seele bindenden Vertrag mit ihm unterzeichnet und zwar mit ihrem eigenen Blute. Wohl wurde seitens der Geistlichkeit der Exorzismus auch noch bei dieser Unglücklichen

angewendet; allein der Professor Christian Thomasius war inzwischen nicht umsonst gegen die alten Wahnvorstellungen von der Möglichkeit der Zauberkünste aufgetreten. Das Kriminal-Kollegium erkannte es klar, daß die Vagabundin in Schwermut verfallen war, und sperrte sie nur in das „infame Loch“ zu Spandau, in das Zucht- und Spinnhaus ein, welches der große Kurfürst zur Besserung verlorener Frauen einst angelegt hatte. Dort sollte die Dirne zu „leiblicher, weiblicher Arbeit angehalten werden; auch sollte man ihr leibliche Arzenei und geistlichen Zuspruch reichen.“ Zu solcher hohen Freiheit der Auffassungen vermochte sich die Zeit des großen Kurfürsten allerdings noch nicht hindurchzuringen.

Auch auf dem Gebiete der Armenpflege finden wir den großen Kurfürsten schöpferisch thätig inmitten Berlins Wir werden uns die Verhältnisse, welche er bei seiner Thronbesteigung vorfand, kaum trostlos genug vorzustellen vermögen. Wie viele wackere Familien hatte der lange Krieg an den Bettelstab gebracht! — Wie unzulänglich erwiesen sich solchem Elende gegenüber die vorhandenen Unterstützungsmittel und jene Gaben christlicher Liebe, welche in Berlin löblicherweise stets so freudig gespendet worden sind, selbst in den harten Tagen des Mittelalters! — Die Hospitäler waren verarmt, da ihr Grundbesitz meist wüst lag; auch den armen Schülern, den Kurrendanern, mochten die Gaben spärlich genug zufließen, wann sie vor den Thüren sangen. Den Hausarmen, welche aus den Erträgen der Stiftungen, der Armenkästchen und der Klingelbeutel auf die Zeit von 14 Tagen 1—4 Groschen erhielten, konnte selbst diese geringe Unterstützung nicht mehr gezahlt werden, und nun waren außer all' diesen Notleidenden noch die einheimischen Bettler und auch die Fremden, welche in Berlin freilich nur dann betteln durften, falls es Berlinern auch in ihrer Heimat zu betteln verstattet war, zu versorgen! Auf Veranlassung des großen Kurfürsten erließ der Rat von Berlin und Kölln daher zwar schon im Jahre 1656 eine neue „Bettelordnung“; im Jahre 1677 trat ferner unter dem Vorsitze des Gouverneurs von Götze noch eine besondere Kommission zusammen, welche eine geordnete Armenpflege einführen sollte; Wandel schaffte indessen auch auf diesem Gebiete erst die nächste Regierung, unter welcher 1693 eine Armen-Kommission und 1695 eine allgemeine Armenkasse errichtet wurde.

Schreiten wir indessen jetzt zu einer Betrachtung der Fürsorge des lorbeerbekränzten Helden Friedrich Wilhelm für Handel und Gewerbe fort!

Die „Geschichte der brandenburgisch-preußischen Handwerkerpolitik“ ist in neuester Zeit von Dr. Moritz Meyer zum Gegenstande einer vorzüglichen, sehr ausführlichen Darstellung gemacht worden. Auch dieses Werk windet ein neues Reis unvergänglicher Ehren um Friedrich Wilhelms hehres landesväterliches Haupt. Der Handwerkerstand hat ihm viel zu verdanken. Es entstanden unter ihm in den Residenzen neue Ämter, Gilden, Professionen und Gewerke in Menge, zumal da die Einwanderung der Franzosen die gewerbliche Thätigkeit auch der Berliner von neuem anspornte. Ihre Privilegien erhielten diese neuen Gewerke indessen zum größten Teile erst unter den folgenden Regierungen. So kam es, daß man im Jahre 1718 nicht weniger denn „53 Professiones“ zählte, und überdem hatte man dabei noch immer die „Deutschen“ von den „Franzosen“ zu unterscheiden. Es verbleibt auch dieses Verdienst, die gewerbliche Blüte Berlins begründet zu haben, dem großen Kurfürsten allein. Dieser weise und hochherzige Herrscher verstand es ferner aber nicht nur, den Umfang, sondern auch die Tüchtigkeit und die innere Kraft der gewerblichen Thätigkeit seiner Residenzen

zu heben. Deshalb die oben erwähnten Polizei-Verordnungen in bezug auf das gesellige Leben der Handwerker; deshalb die strengen Verordnungen gegen die Pfuscher. Reformierend griff Friedrich Wilhelm auch darin ein, daß er mit mancher veralteten Bestimmung gänzlich aufräumte. So suchte er z. B. manchem bis dahin von einer gewerblichen Thätigkeit ausgeschlossenen Burschen und armen Teufel den Eintritt in die Lehre zu erleichtern. Die Bäcker wollten freilich noch im Jahre 1644 nach ihren Statuten keinen „Wenden" aufnehmen; allein diese Bestimmung hatte schon längst keinen Sinn mehr, weil man trotz des Namens nicht mehr wußte, wer eigentlich ein Slave war. Im Jahre 1660 machte Friedrich Wilhelm selbst die Schäfersöhne zunftfähig; — die Kinder von Bütteln, Scharfrichtern, Musikanten und Pfeifern für ehrlich zu erklären, gelang indessen selbst ihm noch nicht. Ebensowenig vermochte er, die sogenannten „schwarzen Bücher", d. h. die in den Herbergen ausgehängten Tafeln abzuschaffen, auf welchen einzelne Gesellen um dieses oder jenes Vergehens willen für ehrlos und verfehmt erklärt worden waren. Diese „schwarzen Bücher" erregten nachmals noch eine gewaltige Bewegung in der Handwerkerschaft Berlins. Friedrich Wilhelm setzte ferner auch das Meistergeld herunter und schaffte die bisher üblichen, kostspieligen Meisterstücke gänzlich ab. Wir sehen ihn also die Grundsätze einer gemäßigten Gewerbefreiheit vertreten; denn an den eigentlichen Zunftsatzungen, soweit von ihnen die künftige Tüchtigkeit des Meisters abhing, rüttelte er nicht; dazu waren seine Anforderungen an die Gewissenhaftigkeit seiner Unterthanen ja auch vielzu ernste und hochgespannte. Gern regte er jedoch die Konkurrenz an; Fidicin berichtet, daß er freihändig eine Menge von Konzessionen an fleißige Männer erteilt habe, welche die Zünfte selbst aufzunehmen sich weigerten, weil sie die herkömmliche Anzahl der ihrer Genossenschaft angehörigen Meister nicht vermehren wollten. Die alten, schier verwunderlichen, aber doch sehr anziehenden und zum Teile sogar auch sehr poesievollen Gebräuche der Zünfte wurden durch die Gesetzgebung des großen Kurfürsten freilich zum größten Teile abgeschafft. Im Jahre 1674 z. B. verbot er die „Taufe" der Lehrjungen bei ihrer „Lossprechung", und zwar bei 100 Thalern Strafe und bei Verlust des Privilegii. Dennoch erhielt sich noch vieles von alltäglichem oder festlichem Handwerksgebrauche. Die Aufzüge beim „Mottenfeste" der Tuchmacher, um nur ein Beispiel anzuführen, haben selbst das Zeitalter des großen Kurfürsten noch um zwei Jahrhunderte überdauert. Ergötzlich ist ferner die in der „deutschen Monatsschrift" von 1794 wiedergegebene Anfrage des Altgesellen der Kleinschmiede an den fremden, die Herberge aufsuchenden Gesellen:

„Wo streichest du her, mein Schmied,
Daß deine Füße so stäubig,
Dein Haar so sträubig,
Dein Bart hervorsteht
Wie ein zweischneidig' Schlachtschwert?"

Die Antwort des Fremden auf diese Frage lautete dann folgendermaßen:

„Ich streiche daher übers Land,
Wie der Krebs über den Sand,
Wie der Fisch durch das Meer,
Damit ich mich armen Schmieder auch ernähr'!"

Dem fortwandernden Gesellen endlich wurde die folgende Belehrung zu Teil:

„Auch wirst du kommen zu einem Sauerbrunnen. Zu deutsch nennt man es einen Galgen. Ist es ein vierfüßiger, — so bedeutet es eine Residenzstadt; ist es ein dreibeiniger, — so bedeutet es eine gemeine Landstadt; ist es ein zweiselliger, — so bedeutet es ein Dorf. Dann wirst du kommen zu einer Windmühle; die wird sprechen: ‚Kehre wieder!‘ — ‚Ei, was soll ich wiederkehren, — hab' ich es doch bei meinem Meister leider genug ausgefressen.‘ — Dann wird die Müllerin in der Thür stehen; zu der sprich folgendes: ‚Guten Tag, guten Tag, Frau Müllerin, — was machen Eure Hühner? Legen sie auch brav' Eier? — Was machen Eure Töchter? Haben sie viel Freier?‘ — Dann wird sie denken: ‚Das muß doch ein feiner Sohn sein! Fragt er schon so nach dem kleinen Vieh, — wie wird er nicht erst nach dem großen fragen!‘“

Dergleichen frohgemute Sprüchlein gab es bekanntlich in jedem Gewerke. Als „Wahrzeichen“ aber von Berlin, deren Kenntnis die Thatsächlichkeit des Aufenthalts daselbst verbürgte, mögen schon um diese Zeit angesehen worden sein:

Der eiserne Bär auf dem St. Georgenthore, welcher mit den Vordertatzen eine eiserne Pike hielt,

die drei Linden auf dem h. Geistkirchhofe und das Kreuz bei St. Marien, deren wir schon im ersten Teile dieses Werkes gedachten,

die Rippe und das Schulterblatt des Riesen, — ein Wirtshauszeichen an der Ecke des Molkenmarktes und der Bollengasse,

der „eherne Mann“ im Dome, Johann Cicero's Grabmal, sowie endlich der „Kaak“ und der „eiserne Fisch“ am Rathause, welcher letztere der Sage nach anzeigen sollte, wie hoch das Wasser einst bei einer Ueberschwemmung gestanden habe. In Wahrheit aber gab dieser Fisch nur jene Größe an, von welcher ab Fische zu Markte gebracht werden durften. Die anderen Wahrzeichen Berlins sind jüngeren Ursprungs.

Nachdem wir in dem Voranstehenden einen Blick auf die Zustände der Gewerke zur Zeit des großen Kurfürsten geworfen haben, wenden wir jetzt uns der Geschichte des Berliner Handels während der Zeit von 1640 bis 1688 zu.

Daß derselbe beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms so gut wie vernichtet war, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Mit nicht genug zu bewunderndem Mute und hochgewaltiger Thatkraft ergriff der große Kurfürst schon im Jahre 1647 Maßregeln, ihn dauernd zu heben und ihm neue Bahnen zu eröffnen. Ein ehemaliger holländischer Admiral, Arnold Gyssel von der Lier, hatte sich in der Mark Brandenburg niedergelassen und war von Friedrich Wilhelm zum Amtshauptmanne von Lenzen ernannt worden. Der alte, wackere Seemann, welcher in der Priegnitz noch heute unvergessen ist, trug sich mit dem großen Plane, unter Brandenburgs Schutz und Namen eine ostindische Handelsgesellschaft zu begründen. Es war freilich noch viel zu früh dazu, und das Unternehmen zerschlug sich. Arnold Gyssel van der Lier erwarb sich jedoch ein anderes Verdienst um die Mark: er führte den Schiffsbau hier zu Lande ein; zu Havelberg wie zu Berlin. Noch heut' erinnert der Schiffbauerdamm an diesen alten holländischen Seehelden.

Es folgte die obenerwähnte Einrichtung der Post zuerst nach Hamburg, Kleve, Königsberg, 1650—1658, — im Jahre 1662 auch nach Breslau. Die Verbindung mit Schlesien hat Friedrich Wilhelm überhaupt niemals aus den Augen gelassen. Hauptsächlich um sie bequemer zu gestalten, nahm er demnächst die Herstellung des Wasserweges zwischen der Oder und Spree, welche unter Joachim II. begonnen worden,

aber leider mißlungen war, wiederum in Angriff; — Frankfurt an der Oder mußte sich in Geduld seinen, für diese alte Handelsstadt sehr unliebsamen Maßnahmen fügen. Philipp de Chieze fertigte die Pläne, Blesendorf und der Mühlenmeister Winter, der Architekt Michael Matthias Smids und mehrere andere Wasserbautechniker brachten das große Werk endlich zur Vollendung. Im März des Jahres 1668 kam schlesisches Getreide bereits zu Wasser in Berlin an; die beiden Schiffe, welche dasselbe hierhergebracht hatten, wurden mit Jubel empfangen. Sie fuhren, mit Boysalz befrachtet, wiederum nach Schlesien zurück. Unter mannigfachen Feierlichkeiten wurde sodann im August 1668 der „Friedrich-Wilhelms-Graben“ dem Verkehre übergeben; am 4. dieses Monats durchfuhr ihn der Kurfürst selbst, jubelnd von den Anwohnern der Wasserstraße begrüßt. Wem aber kam die Vollendung des Friedrich-Wilhelms-Grabens zu gute? — Lediglich doch nur den Handeltreibenden der Residenz, welche letztere jetzt der vermittelnde Platz zwischen Hamburg und Breslau geworden war.

Im Jahre 1669 wurde ferner „die Niederlage an der Unterspree“ gegründet, nach welcher die Niederlagsstraße noch heute ihren Namen führt. Es folgte die Anlage des Packhofes auf dem Werder. Wichtige Bestimmungen über den Mühlensteinhandel und die Einführung des schwedischen Eisens brachte ferner das Jahr 1678; es wurden in demselben zugleich die „Aufkäufereien“ verboten und, wie König berichtet, auch schon die Gründung einer „Porzellanbäckerei“ geplant. Wir haben leider nicht zu erfahren vermocht, welch eine Bewandtnis es hiermit gehabt hat; bemerkenswert aber wie diese Unternehmung ist auch eine Verhandlung des großen Kurfürsten mit „Einem Ehrbaren Kaufmann zu Hamburg“ wegen des Umbaues der Gertrauden-Brücke. Die Hamburger wollten sie derartig hergestellt haben, daß sie dieselbe mit Mast und Segel passieren konnten. Friedrich Wilhelm erbat sich hierüber jedoch eine gutachtliche Äußerung des Berlin-Köllner Rates. Derselbe erklärte ihm darauf, ein solcher Umbau sei nicht möglich; die Brücke sei nun einmal so, wie sie eben sei; außerdem sei es eine alte Pflicht der Hamburger, wie bei Stralsund und bei Danzig, so auch hier bei Berlin „in signum devotionis“, also als Ehrenbezeugung für Berlin-Kölln, die Segel zu streichen. Außerdem klagten die Räte, daß fremde Schiffer den Handel Berlins schon so wie so dadurch sehr beträchtlich schädigten, daß sie übermäßig lange Zeit in Berlin liegen blieben und während dessen einen „Beihandel“ trieben. Nun stand der große Kurfürst in gewerblicher Beziehung zwar durchaus auf dem Standpunkte der Gewerbefreiheit; freihändlerische Ansichten aber teilte er nicht im mindesten. Die Hamburger wurden daher mit ihren Forderungen abgewiesen. Friedrich Wilhelm sah es als einen hervorragende Pflicht seines Fürstenberufes an, den einheimischen Handel auf das Kräftigste zu schützen. Es hatten sich in Berlin nach und nach Fremde in großer Anzahl eingefunden, welche Handel trieben, ohne je den Bürgereid geleistet zu haben. Sie steuerten also nur als „Incolen“, als „Einlieger“, und entzogen sich auf diese Weise den bürgerlichen Lasten zum großen Nachteile der einheimischen Händler. Friedrich Wilhelm verlangte auf die Anzeige der Ratsbehörden die Ableistung des Bürgereides auch von diesen Fremden, und er wies sie sofort aus der Stadt aus, wann diesem Verlangen nicht entsprochen wurde. „Pro Deo et pro populo!“ Auf welch' getreuem Herzen trug der große Kurfürst doch seines Volkes Wohl! —

In der That, — es läßt sich kaum ein Gebiet des Handels, der Industrie und des Verkehrswesens auffinden, welches seinem scharfen Blicke, seiner fürsorgenden

Thätigkeit entgangen wäre. Und grade der alternde, der greise, von dem schwersten Gichtleiden gequälte Held erregt unsere höchste Bewunderung; — je näher er dem Ziele seines Daseins kommt, um so unermüdlicher erscheint er. Es ist ihm nicht genug, sein Volk und sein Land gerettet zu haben; er will die Seinen, vor Allen die Einwohner Berlins, auch noch segnen und beglücken! Welch' reiche Thätigkeit entfaltet er noch von dem Jahre 1681 ab! Da reguliert er die Taxe des Briefportos; es wird sogar eine Tabackspinnerei zu Berlin errichtet und die Einfuhr alles fremden Tabackes untersagt. Es folgt die Einrichtung „einer geschwinderen Fahrt", d. h. einer Schnellpost, zwischen Berlin und Hamburg und eine zollpolitische Maßnahme zur Förderung der schon im Jahre 1660 angelegten Zuckersiederei Johann Weilers; der fremde Zucker wird mit einem Groschen Accise fürs Pfund belegt. Im Jahre 1683 wird der kluge Geheime Rat von Fuchs beauftragt, den Salzhandel neu zu organisieren; zugleich wird das „Elb- Commercium" wieder in Gang gebracht, damit man den Handel mit Magdeburg und Hamburg zu überwachen vermöchte. Im Jahre 1684 erfolgt sodann die Errichtung des „Ober-Kommerzien-Kollegiums", welches Ober-Handels-Gericht, Handels-Ministerium und Handels-Gesellschaft zugleich war Mit Freuden werden darauf die Réfugiés aufgenommen, von welchen sich für Handel und Betriebsamkeit soviel erhoffen ließ. Danach, im Jahre 1687, werden den Zeug- und Raschmachern der Dorotheenstadt die Zunft-Privilegien verliehen: es werden Glashütten und Glasschleifereien angelegt; der Sekretarius Spitzel wird damit beauftragt, den Zustand des gesamten Kommerzienwesens zu prüfen, er erhält als Fabrik-Inspektor zugleich den Auftrag, auch die Manufakturen des Landes zu beaufsichtigen. Ein Verbot der fremden Tücher hilft dem ältesten und blühendsten Gewerbe der Mark, der Tuchmacherei, wiederum auf, und gegen die Pfuscher werden die strengsten Maßregeln vorbereitet. Fürwahr! Das heißt mit vollstem Rechte wirken, so lange es noch Tag ist!

In diese letzten Jahre des unvergleichlichen Herrschers fällt endlich sodann die großartigste all' jener Unternehmungen, welche Friedrich Wilhelm zur Förderung des Handels und des Wohlstandes seiner Unterthanen in Angriff genommen hatte: die Herstellung eines überseeischen Handelsverkehrs für sein Land. Da Berlin die Wiege dieser hochbedeutsamen, erst von Wilhelm dem Großen wieder aufgenommenen Pläne gewesen ist, so müssen auch die kolonialen Unternehmungen Friedrich Wilhelms hier kurz geschildert werden

Die Entwürfe Gyssels van der Lyr waren gescheitert; erst im Jahre 1675 konnten jene Unternehmungen wiedergefördert werden, welche schon 1647 geplant worden waren. Zu Anfang dieses Jahres machten einige holländische Kaufleute, an deren Spitze Benjamin Raulé, ein Schöffe der Stadt Middelfahrt, stand, dem Kurfürsten durch dessen Gesandten im Haage den Vorschlag, Kaperbriefe gegen die Schweden unter sie auszuteilen. Unter der Flagge des roten Adlers kreuzten nunmehr verwegene holländische Seeleute gegen die Schweden, die Nachkommen der alten Wikinger. Professor Stuhr hat es in eingehender Weise und aktenmäßig geschildert, wie aus diesen etwas zweifelhaften Anfängen sich zunächst die brandenburgische Kriegsflotte entwickelte. Die Maßnahmen zur Errichtung einer Handelsmarine datieren jedoch erst vom Jahre 1680 ab. Am 17. Mai 1682 erließ der große Kurfürst zunächst einen Schutzbrief für eine neu zu errichtende afrikanische Handelsgesellschaft, „welche am 18. November desselben Jahres zu stande kam und auf dreißig Jahre

hin einen Freibrief erhielt, durch welchen sie allein berechtigt wurde, unter der brandenburgischen Flagge an der afrikanischen Küste Handel zu treiben, ohne jedoch die Holländer zu stören". Friedrich Wilhelm selbst trat dieser Gesellschaft mit einem Kapital von 8000 Thalern bei; einige seiner vornehmsten Diener und einige Berliner Kaufleute schossen 22000 Thaler zusammen; Raulé und seine Gefährten beteiligten sich mit 20 000 Thalern an der kühnen Unternehmung. Man hoffte viel von ihr. In reizvoller Weise hat nachmals der kurbrandenburgische Kammerjunker Otto Friedrich von der Gröben in seiner merkwürdigerweise als „orientalisch" bezeichneten Reisebeschreibung, welche im Jahre 1694 zu Marienwerder erschienen ist, es uns erzählt, wie er von Berlin, von der Schleuse auf dem Werder aus, nach Afrika, bis nach der „Breite Kamerun", gefahren ist. Am 1. Januar 1683 gründete dieser entschlossene, hochgebildete und überaus thätige Offizier die Veste Groß-Friedrichsburg an der Küste von Guinea

Gewinn hat Friedrich Wilhelm der Große aus seinen nach Afrika hin gerichteten Unternehmungen freilich noch nicht zu ziehen vermocht. Gleichwohl sind dieselben für die Fortentwickelung des Berliner Handels von höchster Bedeutung gewesen. Ein historischer Roman der Neuzeit, Georg Horns „Mohr von Berlin", schildert es in treffender Weise, welche Anregungen der Verkehr in den Residenzen durch die überseeischen Unternehmungen Friedrich Wilhelms erhalten hat.

Schon die Geschichte des Schloßbaues zeigte es uns, wie eifrig Friedrich Wilhelm auch die bildenden Künste in Berlin zu fördern gesucht hat. Friedrich Nicolai hat auf den Seiten 40 bis 69 seiner „Nachrichten" eine große Anzahl von Künstlern angegeben, welche für und unter Friedrich Wilhelm zu Berlin gearbeitet haben. Aus der reichen Fülle dieser mit gewohnter Gründlichkeit und Zuverlässigkeit von Nicolai dargebotenen Mitteilungen entnehmen wir hier nur das Wichtigste. Noch sind uns die im allerkräftigsten Hochrelief gebildeten Ornamente des kurfürstlichen Marstalls erhalten, welche Michael Döbel einst mit großer Virtuosität gefertigt hat; die Marmorstatue Friedrich Wilhelms des Großen von du Sard le Wallon aber befindet sich jetzt in dem Garten des Schlosses zu Charlottenburg. Herr Gustav Kasimir Garlieb von der Mühlen, ein schwedischer Edelmann, Doktor der Medizin und kurfürstlicher Leibarzt, verschmähte es nicht, als Porträtmaler zu Berlin aufzutreten. Die römischen Kaiserbüsten ferner, welche sich jetzt in dem Parke des Charlottenburger Schlosses befinden, sind nicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, Antiken, sondern nur Arbeiten des Danziger Bildhauers Kaspar Günther, welcher für Friedrich Wilhelm auch prächtige „Schornsteine", d. h. Kamine, ausgemeißelt hat. Die Sachsen haben diese Kunstwerke nachmals arg verstümmelt. Die ungemein wirkungsvollen Familienbildnisse der Sparr in St. Marien sind von Gerard und Willem van Honthorst aus Utrecht angefertigt worden. Auch Gottfried Leygebe, gebürtig aus Freistadt in Schlesien, Schwertfeger, Graveur und Eisenschneider, war ein Künstler von außerordentlichem Talente. Eine vorzügliche, aus Eisen geschnittene Statue dieses Meisters stellte den Kurfürsten Friedrich Wilhelm als „Bellerophon" dar; — mit wuchtigem Schwertesßiebe erlegte derselbe die Hydra. Bis auf die neueste Zeit besaß die königliche Kunstkammer dieses ausgezeichnete Werk. Der Kupferstecher Gottfried Bartsch aus Schweidnitz in Schlesien fertigte während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms viele vortreffliche Stiche an, so namentlich die Abbildung des großartigen Leichenzuges der Kurfürstin Luise. Wie reich aber auch die Anzahl der Berliner Meister ist, welche Nicolai in alphabetischer

Folge aus dieser Zeit aufführt: das bürgerliche Haus in Berlin entbehrte gleichwohl des erhebenden Schmuckes der Kunst noch immer. Selbst die Gotteshäuser zierte man jetzt nicht mehr mit jener sorgsamen und herzlichen Liebe aus, welche man diesen geweihten Örtlichkeiten vor dem großen Kriege entgegengebracht hatte. Abgesehen von Ernst Christoph Sparrs edelschönem Grabdenkmale stehen die Monumente der Zeit Friedrich Wilhelms des Großen gegen die Grabdenkmäler der Vorzeit weit zurück. Es sind meistenteils nur schlichte, sandsteinerne Gedächtnismale, — wenn es hoch kommt, geziert mit einem Wappen, — mit dem palmenumwundenen Namenszuge oder mit einem auf Kupfer gemalten Bildnisse des Verstorbenen. Das am Hofe allein und ausschließlich geltende reformierte Bekenntnis hat ja die Künste zu keiner Zeit zu pflegen vermocht!

Es ist demnach nur ein Weniges, was wir über den allgemeinen Charakter der bildenden Kunst in dieser Epoche der Geschichte Berlins zu sagen haben. Die Schöpfungen der Architektur, der Skulptur und der Malerei, vor allem aber die Werke der sogenannten „Kleinkünste" tragen unter Friedrich Wilhelm unverkennbar den Stempel der holländischen Art und Eigentümlichkeit. Erst in den letzten Jahren des großen Kurfürsten kommt ein anderer Geschmack auf: die französische Eleganz verdrängt die schwere niederländische Gediegenheit, und erst diese neuere Kunst schafft dann Werke, welche ewigen Ruhmes würdig sind. Wir fügen hinzu: aus vaterländisch-begeisterten Antrieben, deren Vorhandensein der Regierung des kurfürstlichen Helden Friedrich Wilhelm allein zu verdanken war. Die wenigen Namen: Johann Gregor Memhard, Johann Arnold Nering und Michael Matthias Smids auf dem Gebiete der Architektur, — Michael Konrad Hirt, Theodor van Tulden und Willem van Honthorst als Maler, — Michael Döbel und Otto Mangiot als Bildhauer vergegenwärtigen uns jene bescheidenere Blütezeit holländischer Kunst in der Mark Brandenburg und in Berlin unter dem großen Kurfürsten in ihrem vollen Umfange.

Fesselnder ist's, einen Blick auf die Poesie der Zeit Friedrich Wilhelms des Großen zu werfen. Wir unterscheiden hierbei die geistliche von der weltlichen Dichtung. Grade die geistliche, die religiöse Poesie sollte unter Friedrich Wilhelm dem Großen in Berlin eine Blütezeit erleben, wie sie ihr in keiner nachfolgenden Zeit je wiedergekehrt ist. Die Betrachtung derselben wird uns zugleich auch in die kirchlichen Zustände dieser Zeit einführen. Wir haben dabei freilich noch so manches nachzutragen.

Man schrieb das Jahr der Gnade 1636. Wie es damals um Berlin stand, das wissen wir! Unter solchen Verhältnissen erforderte es in der That einen nicht gewöhnlichen Mut, in Berlin sich eine Heimat gründen zu wollen. Und dennoch that dies in jenem Jahre 1636 ein in den ersten Mannesjahren stehender Gelehrter, ein Sohn der weitberühmten Kauf- und Handelsstadt Leipzig, der dreißigjährige Magister Michael Schirmer. Wohlgemut sagte er seiner Vaterstadt Lebewohl; er ergriff den Wanderstab und machte die Fahrt von der Pleiße nach der Spree, um in Berlin an dem Gymnasium zum grauen Kloster das bescheidene Schulamt eines Subrektors zu übernehmen. —

Es lag eine fröhliche, glückliche Kindheit hinter dem ernsten Manne, welcher gottvertrauend in die düstere Stadt einzog. Im Jahre 1606 hatte er zu Leipzig das Licht der Welt erblickt; am 18. Julius desselben Jahres war Michael Schirmer, der Sohn des Bürgers und Visierers Michael Schirmer und der vieltugendsamen Frau

Dorothea in der Thomaskirche getauft worden. Wohl war daheim das Haus voller Kinder: aber des Vaters Kunsthandwerk, — ein „Visierer" war ein technischer Zeichner, mochte des Segens in der verkehrsreichen Stadt wohl kaum entraten. Zwar starb der Vater unseres Dichters schon am 11. September 1608; aber Frau Dorothea war trotzdem in dem Stande, den talentvollen Knaben auf die hochberühmte Schule zu St. Thomas zu senden. Vielleicht, daß sich ihm hier jene Sangeslust einprägte, welche nachmals den „teutschen Hiob" durch sein ganzes Leben begleitet hat. Denn berühmte Musiker und Dichter. ein Seth Calvisius und ein Johann Hermann Schein, waren hier des Jünglings unübertreffliche Lehrmeister.

Zu Ostern 1619 waren die Humaniora „durchlaufen"; der Knabe durfte, ein frühreifer Genius, die Hochschule seiner Vaterstadt beziehen. Der Mediziner Stiglitz trug das Studentlein in die Universitäts-Matrikel ein, und Schirmer konnte sich, was auf eine ziemliche Wohlhabenheit der Familie schließen läßt, die Immatrikulation durch Erlegung eines blanken Goldgulden erkaufen. Weitere Nachrichten verlassen uns nun zwar; aber das wissen wir: ein stilles, an Ereignissen gewiß sehr armes Leben beginnt nun, das Leben eines bescheidenen, etwas furchtsamen Gelehrten. Nur zwei Data vermögen uns ein wenig Licht über die Jahre bis zu der Übersiedelung Schirmers nach Berlin zu gewähren: der Studiosus Schirmer war, „nachdem er bei vielen Disputationen respondieret, präsidieret und an die hundert Male opponieret hatte", im Jahre 1630 Magister geworden und hatte am Reformations-Feste der Universität in der Pauliner-Kirche die herkömmliche lateinische Predigt gehalten, — eine Auszeichnung, welche nur vorzüglich tüchtigen Jüngern der Hochschule Leipzig zuerteilt wurde.

Erst im Jahre 1636 treffen wir dann, wie bereits oben angegeben wurde, unsern Freund in Berlin an. Er war von dem Rate der Stadt in die Stelle des ersten Magisters an dem berlinischen Gymnasium berufen worden und bezog nunmehr eine jener sehr beschränkten und sehr dürftigen Wohnungen im grauen Kloster, über welche die „Schulkollegen" beständig bei dem Rate von Berlin zu klagen hatten. Jährlich 60 Gulden Gehalt, 1 Wispel Roggen und zwei Florin zu Holz; — das waren die gesamten Emolumente, welche sein Amt mit sich brachte! Gleichviel; — sie müssen damals dennoch ungefähr auskömmliche gewesen sein. Schirmer wurde durch den Konrektor Magister Bernhard Kohlreiff am 21. April 1636 eingeführt. Gewiß hat er sein Amt in freudiger Hoffnung angetreten; — aber gar bald sollten diese Hoffnungen aufs Bitterste enttäuscht werden.

Es kamen furchtbare Jahre über Berlin, — Jahre, in denen auch der mutige und der gottvertrauende Mann verzagen mußte. Mit seltener Wut trat 1637 die Pest in der Stadt auf; das Gymnasium mußte zu Michaelis dieses Jahres völlig geschlossen werden. Aber das stille Stadtkind von Leipzig scheint eine hohe Energie, wenigstens zu Anfang dieser Prüfungen, entwickelt zu haben; Schirmer verzagte nicht, ob auch sein Häuslein von der Seuche infiziert war; er dozierte ruhig weiter, im Jahre 1638 wurde das Gymnasium wiederum eröffnet, und er hielt als Mann an seinem Platze aus. Es schien, als sollte gerade in dieser schweren Zeit der stille Gelehrte sich zu einem rechten Gotteskämpfer und Helden heranbilden. Schirmer wagte es, in dieser von Graus und Schrecken so durchaus erfüllten Zeit, sich ein Haus zu gründen. Am 6. Oktober 1639 schloß er einen Ehebund mit der Jungfrau Katha-

rina Thiele, Herrn Georg Thieles, Apothekers und Kirchenvorstehers zu Fürstenwalde, eheleiblichen, ältesten Tochter.

Neben seinem unerschütterlichen Gottvertrauen aber war es besonders die Poesie, welche den so kärglich besoldeten Schulmann immer wieder von neuem aufrichtete und erfrischte. Wir wissen freilich nur wenig über die früheste dichterische Thätigkeit des Magisters Michael; aber die Klosterschüler redeten ihn gar bald in Gratulationsgedichten also an:

„Du grundgelehrter Mann, der Du der Musen Zierde";

und ein Primaner erbat es sich von ihm:

„Lehr' ferner mich die Reime
Nachmachen fein daheime
Wie Homer und Virgil!" —

Auch eine gültigere und höhere Anerkennung fehlte indessen dem dichterischen Auftreten des Berliner Schulkollegen nicht. Bereits im Jahre 1637 war er als kaiserlicher Poet gekrönt worden. War es doch eben die vielgerühmte und geschmähte Zeit

„der gepuderten Perrücken,
D'rauf Pfalzgrafen Lorbeer'n drücken",

welche für Deutschland eingetreten war. —

In unserem Falle wurde dem Dichter der kaiserliche Lorbeer durch einen sehr angesehenen Mann des Landes Brandenburg, durch den Konsistorial-Präsidenten, Dr. j. u. Peter Fritze, übergeben. Schirmer dankte für diese Ehre hocherfreut durch ein Lobgedicht auf die deutschen Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III., welches er als einen „Plausus poëticus" keinem Geringeren, als dem Grafen Adam von Schwarzenberg widmete. Es ist dies freilich ein trauriges Zeichen der damals im Lande Brandenburg herrschenden Gesinnungslosigkeit. Dieser strenge, glaubensfeste Lutheraner verherrlicht die Unterdrücker seiner Konfession! Am 31. Oktober 1639 feierte der junge Ehemann Michael Schirmer dann gleichwohl freudig das erste Jubelfest der märkischen Reformation mit. Da wurde in St. Nikolai zu Berlin des alten Johannes Matthesius „Lätare-Kampfeslied" gegen den Papst gesungen, welches also anhebt:

„Nun treiben wir den Papst heraus
Aus Christi Kirch' und Gottes Haus!
Darin er mördlich hat regiert,
Viel Seelen von Gott abgeführt.

Troll' Dich nur aus, verdammter Sohn,
Du rote Braut von Babylon!
Du bist der Greu'l und Antichrist,
Voll Lügen, Mord und arger List!" —

Schirmer hat sich freilich zu solchen, wahrhaft brutalen Schmähungen des Katholizismus nicht hinreißen lassen, als er bei dieser Gelegenheit seinen „Ehrenpreis der märkischen Reformation" schrieb; — von jener Befangenheit des Urteils aber, welche es um jene Zeit verhinderte, daß bei uns in einer patriotischen, männlichen und selbständigen Politik der rechte Weg zum Heile des Vaterlandes gefunden wurde, vermögen wir leider auch ihn nicht loszusprechen. Überdies, — was gingen auch das arme Schulmeisterlein die Dinge der weiten Welt da draußen an? —

Der große Kurfürst bestieg den Thron seiner Väter, und langsam, sehr langsam erst besserten sich die Zustände im Lande Brandenburg. Großes, fast unsägliches Leid kam jetzt indessen über Schirmer, der nun alle Freudigkeit seines festgegründeten Glaubens an die göttliche Gnade aufrufen mußte, um sich seiner Heimsuchungen zu erwehren. Vom Jahre 1644 an bis zu seinem Lebensende litt der Dichter unter den Schmerzen einer überaus schweren Krankheit, vermutlich von gichtischer Art. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der in seiner gütigen Leutseligkeit sich fast jeder Bitte eines Berliner Bürgers zugänglich erwies, nahm den Magister daher einst mit sich ins Bad, nach Aachens heißen Quellen. Die Reise muß vor 1649 stattgefunden haben. Denn in dem gedachten Jahre singt Schirmer in seiner „Friedenstrompete“:

„Wie hätt' ich jemals doch mich deß bereden können,
Euch, unserm Landeshaupt, mit fröhlichem Beginnen
Zu wünschen Glück und Heil zu Dero Wiederkunft,
Wenn ich die Sache hätt' erwogen nach Vernunft?
Vorm Tode war ich tot! Gott schlosse Heilesbrunnen
Zu gut den Menschen auf, die häufig herfürrunnen
Ans unsrer Mutter Schoß; es liefe Groß und Klein
Und wollten ihrer Qual und Krankheit ledig sein.
Da wurde gegen mir mit Gnad' und Gunst gerühret
Das treue Fürstenherz, der mich auch mit sich führet
Aus milder Gütigkeit. — Gebreiten waren viel;
Nur meine Krankheit war fast ohne Maß und Ziel.
Das schwarze Trauergift lag mir zu tief im Herzen;
Natura war zu schwach, zu heilen meine Schmerzen.
Es war ein andrer Quell; der heißet Gottes Hand,
Die von mir diese Pein hat gnädigst abgewandt.“

Es ist gewiß ein erfreuliches Bild, den „Gideon des brandenburgischen Volkes“ sich so in Huld und Barmherzigkeit einem „armen Hiob“ nahen zu sehen: aber die Reise war, wie deutlich aus den voranstehenden Versen erhellt, leider ohne bleibende Resultate, und in der Unterschrift eines Trauergedichtes aus diesem Jahre 1649 nennt sich der Subrektor des grauen Klosters bereits selbst einen „Kandidaten der seligen Ewigkeit“.

Allein der Kelch der Leiden war noch lange nicht geleert. Wohl wurde Schirmer im Jahre 1651 Konrektor am grauen Kloster; ins Rektorat ist er indessen nie befördert worden. Es war dem Berliner Magistrate schließlich auch nicht zu verdenken, wenn er dieses Amt dem fortdauernd kränkelnden Manne nicht übertrug. Junge, kräftige Männer, Lubath, Heinzelmann, Helwig, Rango, wurden ihm vorgezogen; — mit Geduld ertrug Schirmer auch diese Kränkung Ja, er hat mit all' diesen oft sehr jugendlichen Vorgesetzten in freundlichem Verkehre gestanden. Verband ihn doch mit vielen derselben die gleiche Liebe zu der Poesie! Mochte ja einmal die Galle sich regen, so ging Schirmer, wie es scheint, an seine Lieblingsbeschäftigung, die Dichtkunst; er verfaßte dann ein neues Drama oder er feilte an einer alten, ihm lieb und teuer gewordenen Arbeit. —

Über Schirmers Publikationen nachher; — hier nur noch Etwas von seinen Lebensschicksalen!

Ein sehr unliebsamer Vorgang trug sich im Jahre 1657 im grauen Kloster zu. Der Adjunkt des St. Marien-Chores, ein einundzwanzigjähriger Schüler, Namens

Daniel Krause, war von einem Kommilitonen erstochen worden. Schirmer mag dazu die unschuldige Veranlassung gegeben haben; er hatte den Schülern, wie es scheint, eine außergewöhnliche Freistunde gewährt. Natürlich erwuchsen ihm aus diesem Unglücksfalle herbe Verdrießlichkeiten gegenüber dem Rate von Berlin. Denn so wenig man damals auch ein Menschenleben achtete: dies Waffentragen der Schüler war denn doch zu arg, und das Fehlenlassen an Aufsicht ein nicht wegzuleugnendes Amtsvergehen des Lehrers. Doch die Sache wurde gütlich beigelegt. Tief aber traf es das Herz des Dichters, als ihm im Jahre 1659 seine neun Jahr alte Tochter Dorothea Katharina starb. Er geriet jetzt, wie die Zeitgenossen sagen, „in einige Blödigkeit des Gemütes", d. h. in tiefe Schwermut. Bezeichnend ist es, daß er in diesen angsterfüllten Tagen einen „verfolgten David" dichtete Im Jahre 1666 aber hatte er noch dazu den einzigen, im Jünglingsalter stehenden Sohn, einen fünfundzwanzigjährigen Scholaren, — im Jahre darauf endlich seine Gattin, die treue Gefährtin seiner Lebens- und Leidenslaufbahn, zu begraben. Das war für ihn zu viel.

Ja, er war gebrochen, der „teutsche Hiob", und im Jahre 1668 legte er sein Amt nieder, um seines Lebens einsamen Feierabend ganz der Dichtkunst zu widmen und in der Stille eines abgelegenen Stübchens in Alt-Berlin sich Trost zu suchen. Es schweigen die Nachrichten über den Dichter nunmehr fast völlig. Nur dann und wann tritt er selbst mit einem Gelegenheitsgedichte, einmal sogar (1669) mit einer „Beschreibung Konstantinopels" hervor. Sein Leiden aber bietet ein erhebendes Bild: Eine echt christliche Geduld hält ihn aufrecht; sein Glaube läßt es nicht zu, daß er je eine bittere Klage ausstößt; er wartet seines Heilandes, der ihm im höchsten Sinne des Wortes ein Befreier ist. Und endlich, im Mai 1673, ist auch Schirmers Laufbahn vollendet Man hat ihm am 8. dieses Monats — Nachts und gratis, — seine Ruhestätte auf dem Klosterkirchhofe bereitet. Im vergangenen Jahrhunderte war der Leichenstein Schirmers noch vorhanden. Es waren von der Inschrift auf demselben damals noch die Worte zu erkennen:

„M. Michael Schirmer. Leichen-Text Ps. 71. v. 18. Verlaß mich nicht, mein Gott, im Alter, wann ich grau werde.

Ist alt geworden 67 Jahr." —

Gewiß war es die Nächstenliebe, welche diesen Stein auf des „deutschen Hiob" Grab legte. —

Zur Beurteilung von Schirmers Charakter reicht das vorhandene dichterische Material vollauf aus. Ein fester, kindlicher Glaube, auf dem Grunde des lutherischen Bekenntnisses fußend, ist dem armen, vielgeprüften Manne ein treuer Begleiter gewesen durch alle Stürme seiner Lebensführung. Er spricht es selbst einmal sehr deutlich aus: „In Gottes Willen ruhen," — das sei der Grundzug seines ganzen Wesens. Darum ist er auch so stark und so tapfer gewesen! Denn kein schwächliches Empfinden, keine Gefühlsseligkeit unklarer Art zeigt sich in seinen Schriften; er ist in Christo, um mit dem „Buche der Bücher" zu reden, zum Manne gereift, er ist zu einem duldenden Helden herangewachsen. —

Nur aus seinen Gelegenheitsschriften vermögen wir ein Bild der Kreise zu gewinnen, in welchen Schirmer zu Berlin einst verkehrt hat. Die Geistlichkeit und die Lehrerschaft stellten natürlich das zahlreichste Kontingent zu Schirmers Freunden. Aber auch der Bürgerschaft war er nicht fremd. Hatte er doch einst als unverheirateter Schulmann in solchen Kreisen „nach der Reihe" an den Freitischen sein

Mittagsmahl einnehmen müssen! Die Bürgermeister Zarlang und Rewendt, die patrizischen Familien von der Linde und Berchelmann standen dem Dichter besonders nahe. Auch adlige Geschlechter verliehen seinem Talente Beschäftigung und Lohn. Als anno 1636 der Oberst Konrad von Burgsdorf das Fräulein Anna Elisabeth von Löben heiratete, trug Schirmer dem hochangesehenen Paare ein „poetisches Liebesfähnlein" vor. Lebensvollere Einzelheiten über das Privatleben Schirmers aber fehlen fast völlig. Bildete doch das graue Kloster dazumal einen in sich fast gänzlich abgeschlossenen Bezirk! Dort hat unser Magister friedlich und still gewaltet. Mit heiterm Blicke hat er, — das wissen wir — auf die düsteren Höfe hinabgeblickt, auf welchen sein ihm so liebes Töchterlein, Dorthe Käthchen, mit den anderen Lehrerkindern spielte. —

Doch, daß wir nun zu einer Charakteristik des vielgeprüften deutschen Hiob in bezug auf seine dichterische Thätigkeit übergehen: es ist erstaunlich, wie deutlich sich das Bild des alten Berlin in Schirmers Dichtung abspiegelt! Vor allem ist Schirmer ein ernster Mann! Humoristika begegnen uns in seinen Dichtungen nicht. Nur einmal schreibt Schirmer an seinen früheren Schüler Christian Niese:

„Niese, so oft ich niese, will ich denken an Euch;
Niese, so oft Ihr nieset, meiner denket zugleich."

Und in dem Trauerspiele „der verfolgte David" spricht Saul zu den Israelitinnen in einer Kraftstelle also:

„Packet Euch, Ihr alten Betteln und Bademuhmen! Ich will Euch die Köpfe bald mit scharfer Lauge also waschen lassen, daß Ihr's fühlen sollet!"

Selbst der heitere Ton glückseliger Zufriedenheit, wie sie das Leben in und mit der Natur unserm Dasein gewährt, fehlt bei Schirmer ganz. Nur in dem „poetischen Liebesfähnlein" auf die Hochzeit Konrads von Burgsdorf findet sich die schöne Stelle:

„Nun lieget Alles still, nun ruhet Berg und Thal,
Wald, Laub, Gras, Vögelein, und was lebt überall.
Nebst diesen Zweien — (den Vermählten) — nur allein die Nachtigalle
Ist wach und munter noch und schreit mit lautem Schalle:
‚Glück, Glück, Glück, edles Paar; Dir, Dir gilt mein Gesang,
Dir, Dir mein Zwitschern gilt und süßer Stimme Klang.
Dir, Dir, Dir Glück, Glück, Glück zu allen süßen Dingen;
Dir, Dir muß Echo Glück im Walde wiederklingen.'" —

Sonst ist die Dichtung Schirmers durchaus eine heilige Poesie; nur seinem Gotte klingt seine Harfe, und selbst, wenn er in einer Bearbeitung der Aeneide erzählt, wie der Held Aeneas endlich seine geliebte Lavinia errungen hat, zeigt sich ihm das Walten einer göttlichen Vorsehung.

Doch, wie sein Biograph Bachmann gesagt hat: Schirmers geistliche Poesie, vor Allem seine Kirchenlieder, haben eine dauerndere, unvergänglichere Lorbeerkrone, als es die kaiserliche gewesen ist, um das Haupt dieses armen Konrektors von Berlin geflochten. Freilich ist die Zahl der schönen Kirchenlieder Schirmers nur eine sehr beschränkte; wir haben deren nicht mehr als fünf. Nur in besonders geweihten Stunden hat die hehre, heilige Dichtkunst seinen Scheitel geküßt. Ein Freund Schirmers aber, der große Kantor von St. Nikolai zu Berlin, Johannes Crüger, hat einzelne dieser Lieder mit unvergänglich schönen Melodien versehen.

Außerordentlich tief empfunden und darum hochtröstlich und hochglaubensfreudig ist Schirmers Adventslied: „Nun jauchzet all' ihr Frommen". Noch in der Angst

und Not des dreißigjährigen Krieges entstanden, enthält es jene edle Ermutigung, welche so bezeichnend für des Dichters eigenes Leben geworden ist:

„Ihr armen vnd elenden
Zu dieser bösen Zeit,
Die ihr an allen Enden
Müßt haben Angst vnd Leid,
Seyd dennoch wohlgemuth,
Laßt ewre Lieder klingen
Vnd thut dem König singen,
Der ist ewr höchstes gut."

Eine hohe, heldenhafte Siegesfreude spricht sich ferner in dem schönen Osterliede aus:

„Der Höllen Pforten sind zerstört." —

Und gewiß, wenn Schirmer, äußerlich betrachtet, so elend war, daß man aus seinem Namen das Anagramm

„Ich armer Schelm"

bildete: er muß dennoch auch hochglückliche Stunden seliger Glaubensfreudigkeit genossen haben! Von solchen Stunden ist grade dieses Lied ein frisch-fröhliches Zeugnis.

Am berühmtesten jedoch ist unsres Magisters Pfingstlied geworden:

„O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein;" —

dasselbe wird an dem schönen Fest der Maien überall gesungen, wo eine evangelische Kirche deutscher Konfession zu finden ist; wir dürfen jedoch bei aller Innigkeit des Kirchenliedes, die wir freudig anerkennen, auch nicht verschweigen, daß das Lied sehr starke, oft fast wörtliche Anklänge an Johann Heermanns Lieder enthält, und daß Reime, wie

„Höre, Lehre," — „Rühre, Führe"

der Würde des Gegenstandes und dem feierlichen Strophenanfange durchaus nicht entsprechen.

Unbedeutend ist ferner das „Gebet umb Sonnenschein":

„O Gott, der du das Firmament
Mit Wolcken thust bedecken."

Dasselbe ist völlig lehrhaft und aus Bibelsprüchen kunstlos zusammengesetzt. Sehr viel höher aber steht Schirmers Lied auf den Tod eines Kindleins, — ein Lied, welches einer schwermütigen, alten Begräbnismelodie untergelegt ist:

„Nun lieg' ich armes Würmelein." —

Nach der beliebten Weise der Zeit tröstet das heimgegangene Kind selbst in diesem Liede seine Eltern. Die Stimmung, welche die Verse durchklingt, ist eine wahrhaft rührende; man fühlt dem Dichter das selbsterlebte Leid unmittelbar nach, und eine Strophe ist als Kindergebet im Lande Brandenburg sogar durchaus volkstümlich geworden; — sie lautet:

„Nichts liebers meine Zunge singt,
Nichts reiner meinen Ohren klingt,
Nichts süßers meinem Hertzen ist,
Als mein herzliebster Jesus Christ!" —

Tief unter diesen Kirchenliedern stehen die „Biblischen Poesien und Lehrsprüche" Schirmers; sie bestehen aus bloßen Paraphrasen einzelner poetischer oder

didaktischer Stellen der heiligen Schrift. Ein dichterisches Verdienst haben sie ebenso wenig, wie eine Übersetzung des Buches Jesus Sirach, obwohl Schirmer das wechselnde Metrum mit großem Geschicke in ihnen gehandhabt hat. Immer aber ist die Sprache in Schirmers Poesien eine edle und reine, eine lichte und einfache. Und das war sehr viel zu jener Zeit! —

Nur Weniges haben wir noch von ihm zu sagen. Es möge einmal der deutsche Patriot Schirmer selber sprechen! Der Magister Schirmer ruft dem deutschen Kaiser, welcher gegen die Türken zu Felde liegt, die Worte zu: „Herr Kaiser, kämpfet und sieget!" und er bittet Gott:

„Steh' bei des Kaisers Majestät,
Deß Heeresmacht zu Felde geht!
Beschütz' das Haupt der Christenheit,
Entgegen Mord, List, Trug und Neid."

Aber er vergißt auch seinen Landesherrn Friedrich Wilhelm nicht. Er fährt fort:

„Hierbei auch unsern Landesherrn
Willst du mit Sieg und Segen mehr'n.
Regiere seine Faust, sein Schwert,
Damit es wieder Friede werd'."

Magister Michael hat ferner einem betrübten Freunde, dem Kantor Klingenberg, einst das tröstende Wort gespendet:

„Herr Cantor, aber Eu'r Gesang
Wird haben noch den guten Klang,
Wann endlich kommen wird ‚Cantate',
Und Ihr mit wohlgeschicktem Fleiß
Zu Gottes Ehr' mit Dank und Preis
Werd't fröhlich singen: ‚Jubilate!'"

Nun, — Magister Michael hat fröhlich auch dies Cantate und dies Jubilate gesungen, da er von der Erde Leid erlöst ward! Friede darum seiner Asche! —

Es ist uns immer ein wehmütiges Gedenken an diesen Mann gekommen, wenn wir einmal an einem Pfingstfeste die Klosterkirche besucht haben. Hier drinnen Orgelklang zu Schirmers herrlichem Liede, — dort draußen auf dem Kirchhofe nach dem Gymnasium hin froher, leuchtender Sonnenschein! — Ein Leichenstein erinnert freilich nicht mehr an den „deutschen Hiob"! Doch gleichviel! Er ist unsterblich geworden durch sein Pfingstlied! Möge der Flieder draußen und der Goldregen Blüten streuen auf das vergessene Grab des berufensten Pfingstdichters unsres Volkes! —

Wir haben uns nunmehr der reichsten Blütenperiode der geistlichen Poesie in Berlin zuzuwenden.

In St. Nikolai befindet sich auch heut' noch das Bild des Berliner Propstes Nikolaus Elerdt. Die Unterschrift desselben rühmt an dem Verstorbenen die beredten Lippen: „ora, quibus nectar fluxit et ambrosia!" — Es war dieser geistliche Herr aber vor Allem ein praktischer Mann. Als im Jahre 1622 wegen der „Kipperei und Wipperei" zu Berlin ein Aufstand losbrach und der Haufe echt sozialdemokratisch die Häuser der reicheren Kaufleute gestürmt hatte, um ihre Reichtümer zu „verteilen", beschwor Elerdt durch tagtägliche Predigten die entfesselten Geister. Er gab eine sozialpolitische Schrift unter dem folgenden Titel heraus:

„Annonae charitas Marchica oder thewre Zeit und Hungersnot, erstlich, wie solche der schwersten Strafen Gottes eine, dann auch, woher solche in unserm Lande, darinnen wir derselben ungewohnt, sich anjetzo entsponnen, nemlich von dem Kipperischen und Wipperischen verfluchten Haufen, welcher Natur und Eigenschaft beschrieben und den Heuschrecken verglichen wird, endlich wie auch und wodurch derselbe zu remedieren. Nebst einer treuherzigen Vermahnungspredigt vor Aufruhr und Empörung".

Der treffliche Mann versuchte sich dann aber auch auf dem Felde der geistlichen Dichtung. Es ist allerdings nur ein Lied von ihm in einer sogleich zu erwähnenden Sammlung erhalten; dasselbe hat den Anfang:

„O ew'ger Gott, Herr Zebaoth!"

Elerdt starb 1637. Er hatte mit Beziehung auf die schwere Zeit das Kreuz des Erlösers zum Helmzeichen seines Familienwappens sich erwählt. Das Kreuz der Zeit aber hatte schwer auch auf dem Propste George von Lilien gelegen, dem Sohne eines kaiserlichen und sächsischen Offiziers und einer brandenburgischen Hofdame Nur die treue Fürsorge der Familie von Klitzing ermöglichte es ihm, sich die Vorbildung für das theologische Studium zu erwerben. Furchtbar wütete damals die Pest im Lande Brandenburg. Lilien wurde wiederholt von derselben befallen und verlor durch die Seuche fast all' seine Verwandte. Der arme Landpfarrer hat eine wahrhaft klägliche Lebensgeschichte: wohl an zehnmal wurde er ausgeplündert; wilde Reiter bedrohten ihn mit dem Tode; eine Tochter ertrank ihm; ein Sohn starb an Krämpfen; ein anderer, welcher mit dem Vater soeben zur Kirche gehen wollte, wurde von einem tollen Hunde gebissen. Endlich aber schien Alles dennoch überstanden; Lilien wurde im Jahre 1657 Propst zu Berlin. Da entspannen sich die traurigen Religionsstreitigkeiten zwischen Reformierten und Lutheranern und verbitterten ihm den Rest seines Lebens. Er richtete sich durch die Beschäftigung mit der geistlichen Poesie auf. Freilich dichtete er nur ältere Kirchenlieder um. Erwähnenswert aber ist ein „Fischersegen" von ihm mit dem Anfange: „Wohlauf zu guter Stunde!" — Vielleicht ist derselbe für das Berliner Fischergewerk gedichtet worden. Lilien starb 1666. —

Wie seltsam! Auch ein Buchdrucker aus dem alten Berlin dichtete geistliche Lieder! Es ist dies der wackere Christoph Runge, † 1681. Herbes Leid hatte auch ihn getroffen; im Jahre 1660 waren ihm vier Kinder auf einmal gestorben; auch er suchte Trost in der geistlichen Poesie. Er arbeitete weltliche Lieder von Opitz zu religiösen Gesängen um, wie denn die poetischen Beschäftigungen aller dieser Männer immer noch einen eigentümlich handwerksmäßigen Charakter an sich tragen. Auch Burchard Wiesenmeyer, Collega infimus am grauen Kloster, später Pastor zu Petershagen bei Alt-Landsberg, vermochte nur ältere Lieder zu überarbeiten. Aus dem alten Liede „In dulci jubilo" entstand sein: „Jauchzt Gott mit Herzensfreud'", und nach berühmtem Muster dichtete er sein Morgenlied: „Wie schön leuchtet der Morgenstern Vom Firmament des Himmels fern!" — Johann Bercow, Pastor zu St. Marien, † 1651, war zwar ein origineller und selbständiger Poet; aber er hat uns nur ein Lied des tiefsten Leides hinterlassen: „Herr Christ, mein armes Seelelein". So auch Gotthilf Treuer, Lehrer am grauen Kloster, späterer Pastor zu Beeskow und Frankfurt, obwohl derselbe ein gekrönter deutscher Poet, Orator der Hochschule Altorf, sowie des Hochlöblichen Schwanen-Ordens Fidelidor war und den Namen „Kaiserlob" führte Die Not der Zeit trieb ihn zu der Abfassung des Gebetsliedes:

„Sollen, Herr, die Eifersruten."

Erwähnt sei endlich hier auch noch Petrus Vher, Konrektor vom grauen Kloster, später Pastor zu St Jakobi in Stralsund, † 1701. Nach Bachmanns Schrift: „M. Michael Schirmer", Berlin 1859, S. 232, ist Vher der Verfasser des noch heute bei der Bestattung von Kindern in Pommern gebräuchlichen Liedes: „Sieg, Sieg; — mein Kampf ist aus!" — Im Hause des oben erwähnten General-Kriegs-Kommissars Nikolaus Ernst von Platen, jenes vorzüglichen Mannes, dessen Wappentrophäe sich noch heute in der Vorhalle zu St. Marien befindet, lebte ferner, — er sei als Letzter hier genannt —, ein armer Kandidat Namens Joachim Pauli aus Wilsnack, welcher mutig einst als alter Kandidat heiratete und sich darob besingen lassen mußte:

„Was, Herr Pauli, soll's bedeuten,
Daß Ihr wollt' zur Ehe schreiten? —
Was führt Ihr in Eurem Sinn?
Sonsten heißt's: ‚Wer eine Pfarre
Hat, der nimmt auch eine Quarre!'
Aber wo gedenkt Ihr hin?" —

Der arme Kandidat war jedoch ein vortrefflicher Dichter. In der „Hochlöblichen fruchtbringenden teutschen Genossenschaft" wurde er „der Treffliche" genannt. Ein Sterbelied von ihm, — das Lied: „So hab' ich nun vollendet den schweren Lebenslauf" ist noch heute in der Mark Brandenburg fast allgemein verbreitet.

In reicher Fülle sprudelte demnach im 17. Jahrhunderte der Born der geistlichen Poesie zu Berlin. Ein gütiges Geschick führte überdem noch einen der ausgezeichnetsten Komponisten aller Zeiten hierher. Es war der Kantor zu St. Nikolai und Lehrer am grauen Kloster, Johannes Crüger. Derselbe war im Jahre 1508 im Dorfe Groß-Bresen bei Guben geboren worden; er war als fahrender Schüler in weite Ferne bis nach Ungarn gekommen, ehe er das graue Kloster und die Wittenberger Hochschule besuchen konnte. Crüger wurde und blieb Lehrer an dem Berliner Gymnasium, bis ihn im Jahre 1662 der Tod abrief. Die Nikolaikirche bewahrt noch heute sein vorzügliches Bild, von seinem Schwiegersohne Michael Konrad Hirt gemalt. Hochberühmt und oft aufgelegt sind Crügers Hymnologische Werke, die

Praxis pietatis melica, der Paradisus musicus, die Laudes Dei vespertinae, die Synopsis musica, sowie die Hymni patrum und die Quaestiones musicae practicae.

Die Melodien aber:

„Nun danket alle Gott", „Jesus, meine Zuversicht", „Jesu, meine Freude" und „Schmücke dich, o liebe Seele"

sind und bleiben ein unvergängliches Erbe, welches Crüger der evangelischen Kirche hinterlassen hat. —

Wir sehen, der Boden war günstig vorbereitet zu Berlin, er konnte die edelste Aussaat geistlicher Poesie wohl empfangen. Diese wurde ihm in der That zu Teil, als Paulus Gerhardt nach Berlin kam. Wir betrachten hier zuerst die Lebensgeschichte des Dichters.

Tiefes, nicht mehr aufzuhellendes Dunkel bedeckt die Kindheit, die Jugend und das erste Mannesalter Paul Gerhardts. Zwar wissen und kennen wir seine Vaterstadt Gräfenhainichen in Kursachsen; — aber selbst sein Geburtsjahr ist, da die dortigen Kirchenbücher nachmals verbrannt sind, nicht mit Sicherheit festzustellen. Er wurde 1606 oder 1607 geboren. Dichterisch thätig war Paulus Gerhardt sicherlich schon früh; sein geistliches Lied auf den westfälischen Friedensschluß von 1648

bekundet bereits den vollendeten Meister. Den Dichter desselben aber treffen wir erst im Jahre 1651 zu Berlin an, und er war, wie Pauli, ein **alter Kandidat**! —

Wir lassen über Paulus Gerhardt nun fast ausschließlich die Aktenstücke sprechen.

In Mittenwalde war der Propst Göde verstorben Der dortige Magistrat bat den Berliner Rat, ihm einen tüchtigen Mann für die erledigte Propstei zu empfehlen. Da schrieben am 13. März 1651 die Berliner:

„Wir sind hierüber einmütig zu Rate gegangen, wiewohl wider **sein** (Gerhardts) Bewußt, welches Wir daher auch für den auffrichtigsten vnd beßten Dienst halten, den Ehrenvesten, Vorachtbaren vnd Wohlgelahrten, Herrn Paulum Gerhardt, S. S. Theol. Cand., welcher sich allhier bei vns in des Churfürstlichen Brandenburgischen Kammer-Gerichts-Advocati Herrn Andreas Barthels Hause befindet, beßter Maaßen Unseren Herren zu solchem Amte anzutragen in der Versicherung, daß wir in diesem wohlgemeinten Vorschlag Ihrer geistlichen Gemeinde eine solche Persohn fürhalten, deren Fleiß und Erudition bekanndt, die eines guten Geistes vnd ohngefälschter Lehre, dabey auch eines ehr-friedliebenden Gemütes vnd christlich-ohntadelhafften Lebens ist, daher Er auch bei Hohen vnd Niedrigen vnsers Ortes lieb vnd wert gehalten vnd von vns alle Zeit das Zeugniß erhalten wirdt, daß er auf vnser freundliches Ansinnen zu vielen Mahlen mit seinen von Gott empfangenen werten Gaben umb unsere Kirche sich beliebet vnd wohlverdienet gemachet hat." —

Es entrollt sich also ein schlicht bescheidenes Bild vor uns. Im St. Nikolai-Viertel zu Berlin wohnt ein Kammer-Gerichts-Advokat Barthels oder Bertholdt; — der vierundvierzigjährige Kandidat ist Hauslehrer bei dessen Kindern. Im Hause Bertholdt aber herrscht die strenge Zucht und alte Sitte. Der Herr Kandidatus hat zwar sein Herz schon längst an eine Tochter des Herrn Bertholdt, an die Jungfrau Anna Maria, hingegeben; aber gewiß: er hat von seiner Liebe noch niemals zu ihr gesprochen. Da kommt der Ruf nach Mittenwalde! Denn zu Berlin ist noch keine Vakanz für ihn eingetreten; die Väter der Stadt — es ist auch **das** ein schöner Zug aus alter Zeit, — gedenken seiner jedoch in Treuen und empfehlen ihn **ohne sein Wissen**. — Wir können's uns denken, mit welcher Freude der Ruf nach Mittenwalde von Paulus Gerhardt angenommen worden ist.

Es ist mit dem Begriffe „alter Kandidat" aber von jeher **ein** Merkmal untrennbar verbunden: das ist „lange verlobt zu sein"! Erst nach einigen Jahren heiratete der Propst Gerhardt seine allerliebste Hausehre Anna Maria Bertholdtin. Mit schweren Verlusten indessen begann die Ehe des gottbegnadigten Dichters. Unter dem Orgelchore zu Mittenwalde befindet sich eine schwarze Tafel mit folgender Inschrift:

„Maria Elisabeth
Pauli Gerhardts, damaligen Propstes
allhier zu Mittenwalde und Anna Maria Bertholdtin
erstgeborenes, hertzliebes Töchterlein,
So zur Welt gekommen den 19 Maji An. 1656,
Und wieder abgeschieden den 14. January An. 1657,
hat allhier ihr Ruhebettlein
und dieses Täfelein zum Gedächtnis
von ihren lieben Eltern.
Genes 47 v. 9.
Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens." —

Es geht ein rührender Zug deutschen Familiensinnes durch diese schlichten Worte.

Am 10. Oktober 1656 starb der Berliner Propst Vher; der Archidiakonus Lilius — jener obenerwähnte Geistliche der Nikolaikirche — wurde Propst, der Diakonus Elias Sigismund Reinhardt, Archidiakonus. Das Diakonat also wurde frei und der Berliner Magistrat bot dasselbe dem Mittenwalder Propste an. Im Mittelalter waren diese Mittenwalder Pröpste oftmals markgräfliche Notare, Staatsmänner also von erstem Range, gewesen; — nach dem dreißigjährigen Kriege aber mochte es schlimm stehen um die Einkünfte der Stelle; kurz, Gerhardt nahm gern die „jüngste" Predigerstelle zu Berlin an.

Unter dem 4. Juni 1657 schreibt er dem Berliner Magistrate:

„Wohl Ehren Veste, Groß Achtbare, Hoch Unndt
wohlgelahrte, Hoch Unndt wohlweise,

Insonderst Großgünstige Hochgeehrte Herren. Denenselben seindt mein andächtiges gebeth Unndt willigste Dienste stets ZuVor, Unndt habe meiner Hochgeehrten Herren an mir abgelaßenes Schreiben, in welchem Sie meine Wenige Persohn zum Diacono Ihrer St. Nicolai-Kirchen vociren, von Herrn Martin Richtern ich heutt 8 Tage wohl erhalten.

Wenn ich denn nach fleißiger anruffung des Nahmens Gottes Unndt reiffer erwegung der so einhelligklich auf mier gefallenen votorum so viel abnehme, das der liebe Gott in diesem Werke seine sonderbahre schickung Unndt Regierung habe, alls will mier nicht anstehen, diesem Allgroßen und gewaltigen Herrn zu widerstreben,

Nehme derowegen obberührte Vokation im Nahmen Gottes, wie sie von meinen Hochgeehrten Herren mir zugesendet worden, auff Unndt an, der Christlichen Hoffnung Unndt Zuversicht, das fromme Herzen mit Dero embsigen Gebethe mier zu Hülfe kommen, Unndt das durch solch ein geringes organon, wie ich mich erkenne, seine Heilige Gemeine wohlgebawet werden möge, fleißig zu Gott werden seuffzen helffen.

Der Terminus, so mier zu meinem AnZuge gesezet, will mier zwar Meiner noch obliegenden Amptsgeschäfte Unndt allerhandt Haußhalltungs Verrichtungen halber fast Zu kurz Unndt geschwinde fallen, Jedennoch werde meiner Hochgeehrten Herren Belieben auch in Diesem mich zu conformiren ich meinem beßten Vermögen nach mier angelegen sein lassen,

Befehle Dieselben hiermit Göttlicher trewer obacht Unnd verbleibe
Meiner Großgünstigen, Hochgeehrten Herren
gebeths- unnd dienstwilligster
Paulus Gerhardt, jetziger Zeit
Propst daselbst.

Mittenwalde,
den 4. Juny Ao. 1657".

Der Brief zeigt den ganzen Mann in seiner kindlichen Frömmigkeit, seiner unverkennbaren Gewissenhaftigkeit und Berufstreue; daneben aber tritt uns Paul Gerhardt auch in seiner Unbehilflichkeit und in seinem engen Horizonte entgegen. Was in Mittenwalde noch zu thun war, ließ sich sicherlich in 8 Tagen erledigen. Und nach einer Woche antwortet Paulus Gerhardt erst; — gewiß, es ist dies das Charakteristische in seiner Lebensführung, — hat er zunächst den Willen Gottes über seine Zukunft zu erforschen gesucht. Denn der „liebe Gott" ist ihm alles; — wie ein Kind stellt er sich gläubig und vertrauend unter dessen Führung. —

Allein es gehörte allerdings auch ein gewisser Mut für Paulus Gerhardt dazu, nach Berlin überzusiedeln. Hoch gingen wiederum die Wogen der religiösen Streitigkeiten zwischen Reformierten und Lutheranern. Paulus Gerhardt gründete sich nun einmal unerschütterlich fest auf das Lutherische Bekenntnis; tiefgehende Konflikte waren daher von vornherein zu befürchten.

Nicht aber mit der Gemeinde von St. Nikolai! Denn die Bürgerschaft Berlins, sowie der Magistrat hielten sich mit „peinlicher Gewissenhaftigkeit" zum lutherischen Bekenntnis und zu der Formula Concordiae. Der scholastisch gebildete Mann, — ein solcher war Gerhardt trotz seiner großen Anlagen doch nur, — mußte sich nun über kurz oder lang mit Höherstehenden auseinandersetzen, welche in großem, freiem Geiste ein edleres Christentum sich gebildet hatten, als alle Bekenntnisschriften es lehrten, — mit Otto von Schwerin, diesem freiesten der Freien, und mit Friedrich Wilhelm selbst.

Bald genug kam dieser Konflikt.

Wenn etwas den adlergleichen Geist des „Unvergleichlichen" kennzeichnet, so ist es jene heldenhafte Ruhe und jene durch und durch hochgebildete Frömmigkeit, in welcher Friedrich Wilhelm, sittlich untadelhaft, streng gläubig und in dem höchsten Maße pflichtgetreu, über dem wirren Zwiespalte der religiösen Parteien seiner Zeit dasteht. Es ist dies vielleicht das edelste Moment der Größe dieses Hohenzollern.

Wir müssen hier auf einen Augenblick die Aufmerksamkeit des Lesers eben für diese, oft nicht genügend beachtete Seite im Charakterbilde des großen Kurfürsten erbitten.

Die Katholiken waren im Lande Brandenburg seit dem Jahre 1539 verwehmt. Man hatte kein Verständnis mehr für das große und gewaltige Verdienst der alten Kirche um die Erziehung der germanischen Völker Von Geschichte wußten die lutherischen Zeloten herkömmlicher Weise fast nichts! — Mit dem historischen Sinne aber war auch die Empfänglichkeit für Liebe und Duldung in allen diesen orthodox-lutherischen Männern völlig ertötet worden.

Es fällt uns schwer, diese Thatsachen niederzuschreiben; aber dieselben sind nicht zu bestreiten. Selbst der dreißigjährige Krieg hatte den religiösen Parteien nicht eindringlich genug die Besserung gepredigt. Es wurde auf allen Seiten gesündigt. Der reformierte Geheime Rat von Jena z. B. schrieb an den großen Freiherrn von Schwerin aus Cleve, den 18/28. September 1661, einmal das Folgende:

„Gott weiß es, daß ich Ew. Excellenz in meinem Herzen wohl tausendmal hiergewünscht, solches auch öffentlich gesaget. Die Katholiken nehmen S. K. D. sehr ein, davon ich nicht Alles schreiben mag ..... In der Religion bin ich im Rate allein und werde von keinem Menschen sekundieret. Die Unseren leiden Schaden, — hingegen erhalten die Katholiken und Lutheraner, was sie wollen." —

So sprach selbst ein hochsinniger und aufgeklärter Diplomat.

Da ist es wahrhaft erfreulich, wenn wir eine Auffassung himmelhoch über all' diesen Kleinlichkeiten dastehen sehen: es ist die des großen Hohenzollern Friedrich Wilhelm.

Die „Toleranzbestrebungen" unserer erhabenen Fürstenfamilie haben eine sehr lange und ruhmvolle Geschichte. Wie bitter sich die kirchlichen Parteien seit den Tagen der Reformation gehaßt, — wie ingrimmig sie besonders seit den Vorgängen der Jahre 1613 und 1614, seit dem Uebertritte der Hohenzollern zu dem reformierten

Bekenntnisse einander befehdet haben, wissen wir bereits. Auch die Streitpunkte sind in ihrer Unwesentlichkeit wohl allgemein bekannt; es handelte sich größtenteils nur um Formen — von wenigen fundamentalen Lehrsätzen abgesehen. Indem die Lutheraner auf diese Kultusformen, wie z. B. die Vornahme des Exorzismus bei der Kindertaufe, die Privatbeichte, den Gebrauch der Altäre, der Lichter, der Chorhemden und Hostien-Oblaten, einen mindestens eben so hohen Wert legten, wie auf die Dogmatik selbst, entspann sich jenes theologische Gezänk, von welchem wir bereits so beschämende Proben beibrachten. Die hierdurch bewirkte Erregung der Gemüter aber schien jedweder Bemühung, dieselbe zu verbannen, verhängnisvoll zu spotten.

Es half nichts, daß der große Kurfürst diesem Geschlechte im Landtagsabschiede von 1653 erklären ließ:

„Die symbolischen Bücher sollen allen Lutheranern ungekränkt verbleiben und sie in Allem gelassen werden, wie die Rezesse von 1611 und von 1615 feststellen. Es soll ihnen auch, davon abzustehen, kein Zwang noch Drang angethan werden, sintemalen wir uns die Herrschaft über die Gewissen anzumaßen niemals gemeint gewesen, auch in unsern Ämtern und Örtern, wo uns die Jura patronatus zustehen, unsern Subditis keine verdächtige Person aufgedrungen haben. Es sind auch die meisten und ansehnlichsten Würden bei den vornehmen Collegiis bis auf diese Stunde mehr mit Lutherischen, als mit Reformierten besetzt." — Jedes wohlwollende und mahnende Wort aber schien seine Kraft verloren zu haben und wiederum erklang's um 1657 von den lutherischen Kanzeln gegen die Reformierten: „Meidet die Sakramentsschänder und Manichäer!", und wiederum antworteten die Kalvinisten: „Ihr seid Ubiquitisten, Flazianer, Marcioniten, Eutychianer, Pelagianer u. s. w." — Auch an noch skandalöseren Einzelheiten fehlte es nicht, so eifrig sich der große Kurfürst auch bemühte, diesen Sturm zu stillen.

Die Geistlichkeit Berlins war völlig miteinander zerfallen. Auf der einen Seite standen die streng lutherischen Pastoren der alten Kirchen: Lilius, Lubath, Lorenz, Reinhardt, Gerhardt, und Helvigius; auf der anderen die reformierten Hofprediger Stoschius, Kunschius und Vorstius. In langer Reihe folgten sich nun die kurfürstlichen Verordnungen, so z. B.:

1661 ein Edikt gegen die Lutheraner: es sollte von ihnen nichts Anstößiges mehr über die Reformierten geredet werden, —

1662, den 2. Januar, ein Edikt, welches die Führer hüben und drüben zur Ruhe verwies, —

1662, den 21. August, das „Berliner Colloquium" unter Schwerins Vorsitze, bei welchem der Licentiat Reinhardt von St. Nikolai einige Äußerungen gegen den Kurfürsten ausstieß, welche Schwerin gradezu als „Verbrechen" bezeichnen mußte, und zwar mit vollem Rechte; — es erging in demselben Jahre ferner noch das Verbot des Besuches der Universität Wittenberg, und

1664, am 16. September, die Wiederholung der alten Verordnung, sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten, dem andern Teile keine ungereimte oder gottlose Behauptung aufzubürden und die Taufe auf Verlangen auch ohne Exorzismus zu verrichten, — für alles dies aber durch Unterschrift des Reverses zu treuer Befolgung des Gebotenen sich zu verbürgen, widrigenfalls die Amtsentlassung zu erfolgen habe. Allein nichts schien zu helfen.

Es ist nun sicherlich, wie auch schon Roth in seinem „Paul Gerhardt" und nach ihm von Orlich in seiner „Geschichte des preußischen Staates" behauptet haben, oftmals der Fall gewesen, daß die Unterschrift des soeben erwähnten Reverses aus durchweg ehrenhaften Gründen verweigert worden ist. „Die Erhaltung der lutherischen Kirche, das Heil ihrer Gemeinden und die Ruhe ihrer Seelen schienen es diesen Geistlichen in der That aufs Dringendste zu gebieten, bei ihrer alten Weise zu verbleiben" — Wir aber wiederholen: Das ist gewiß oftmals der Fall gewesen. Oft aber verbannte auch die bloße Streitlust den so hoch erwünschten Frieden.

Das Ministerium von St. Nikolai zu Berlin, Lilius, Reinhardt, Gerhardt, zögerte mit der Verweigerung seiner Unterschrift unter diesen Rezeß keinen Augenblick. Es stand diesen drei Männern ganz unbedenklich fest, was sie zu thun hatten; — am 7. Mai 1665 wurden daher zuerst Reinhardt und Lilius abgesetzt; zugleich wurde aber auch Gerhardt angekündigt, daß seine Entfernung ebenfalls erfolgen müsse, falls er auf seiner Weigerung beharren würde.

Was nun folgt, erscheint uns gleich ehrenhaft und charakteristisch für alle Beteiligten zu sein, so sehr auch hier sich wiederum der große, freie Sinn von kleinlicher Befangenheit gesondert hat.

Das Konsistorium bot dem beliebten Geistlichen eine achttägige Bedenkzeit an. Gerhardt nahm dieselbe anfangs an; dann aber wies er sie zurück. „Ich habe mich schon lange bedacht," so rief er aus, „ich werde meine Meinung nicht mehr verändern!" Da legte sich die Bürgerschaft ins Mittel; sie rief den Magistrat um seine Verwendung für den geliebten Seelsorger an. Ihre Bevollmächtigten, sowie auch die Vorsteher der altangesehenen „Viergewerke", der Tuchmacher, der Schuster, Bäcker und Schlächter, dazu auch die Schneider und die Zinngießer, erschienen, für Paul Gerhardt bittend, beim Rate, und dieser legte thatsächlich Fürsprache ein; er erinnerte den großen Kurfürsten unter dem 27. Februar 1666 an Gerhardts „große Verdienste", sowie an die Thatsache, daß dieser Geistliche die Reformierten niemals gescholten oder geschmäht, und daß der Kurfürst selbst die Lieder des frommen, geistreichen und in vielen Ländern berühmten Mannes in das märkische Gesangbuch von 1658 habe aufnehmen lassen. Unter dem 10. März erwiderte der große Kurfürst, welcher von dem Propste Lilius bereits die Unterschrift des Rezesses erlangt hatte, er müsse gleichwohl auf seinem Willen bestehen; von Gerhardts sonderlicher Frömmigkeit sei ihm nichts bewußt; wohl aber habe Gerhardt in seiner Krankheit die anderen Prediger zu sich berufen und sie ernstlich dazu vermahnt, den Revers nicht zu unterschreiben. Wiederum petitionierten die Gewerke um ihren Diakonus; — jetzt auch die Tischler, die Messer-, Waffen- und Kupferschmiede, der Magistrat und am 27. Juli 1666 endlich selbst die Stände der Mark. „Gerhardts Absetzung," so heißt es in ihrer Bittschrift, „errege im Lande große Furcht, der Religion halber, zumal da dieser Geistliche von den beiderseitigen Konfessionsverwandten für einen frommen, exemplarischen und allerdings friedliebenden Theologen anerkannt worden wäre." —

Da nahm der löwenstarke Mann, der große Kurfürst, seine Willensäußerung zurück. Hochherziger, als Friedrich Wilhelm, konnte in der That Niemand handeln. Am 9. Januar 1667 berief er den Berliner Magistrat auf das Schloß. Der edle und große Oberpräsident von Schwerin, empfing die „Wohlweisen und Ehrenfesten". Er eröffnete ihnen, daß, weil Kurfürstliche Gnaden von Paul Gerhardts Person keine Klage vernommen, denn daß er denen Edikten zu subskribieren sich entzogen, —

S. K. D. aber dafür halten müßte, daß er die Meinung derer Edikte nicht recht begriffen hätte, so wollte sie ihn hiermit plane restituiret und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstattet haben." — Der edle Otto von Schwerin war auch hier, wie sonst, das Werkzeug der hoheitsvollen Entschließungen des Unvergleichlichen. Der Magistrat setzte am 10 Januar, — Otto von Schwerin noch den 9. Abends, — den Dichter von dem Geschehenen in Kenntnis.

Gerhardt kämpfte lange, — lange. Erst am 19. schrieb er dem Berliner Magistrate:

„Nechst nochmaliger Wiederholung des schon hiebevor Mündlich bei Ihnen abgelegten Newen Jahres Wunsches, kann ich nicht Untterlassen, in einer sache, die mir nun etliche Tage her sehr stark auff meinem Gewißen gelegen, mit Ihnen zu communiciren. . . . Wiewohl eine Vornehme Standes Person (die ich billich sehr hoch halte, auch derselben Niemahls ohne sonderliche Ehrerbietung in meinem Gemüte gedenke)" — es ist natürlich Otto von Schwerin gemeint — „mir wissen lassen, Ich würde wiedereingesetzet ohne Subscription und Condition, So kann ich mich doch nicht allerdings in dieser sache Zurechte finden." Paul Gerhardt erwähnt dann ausführlich seiner „schwehren Dubia", ob er diese Rehabilitierung annehmen solle, und schließt darauf:

„Wenn ich nun noch daZu einen nagenden Wurm meines Gewissens mit hineinbringen sollte, Würde ich der Elendeste Mensch auff Erden sein. Solches nun Zu verhütten, wollen meine großgünstigsten Hochgeehrten Herren Zu meinem Scopo großgünstigst cooperiren helfen." —

Der Geistliche also, der „getrewe Vorbitter des Rates bei Gott", erbittet sich selbst jetzt geistlichen Beirat vom Magistrate! Aber Gerhardt war wohl bereits entschlossen; denn dem Kurfürsten schrieb er offen, „er könne denen Edikten ohne Verletzung seines armen Gewissens nicht genüge thuen", und „er fürchte sich vor Gott, in dessen anschauen er auf Erden wandle und vor dessen Gerichte er einst erscheinen müsse." —

Am 22. Januar sandte darauf der Rat dem Geistlichen zu seiner Beruhigung eine Abschrift des im Schlosse von Otto von Schwerin aufgenommenen Protokolls. Gerhardt aber konnte den Frieden mit sich selbst hier in Berlin nicht mehr finden. Er verlangte jetzt sogar „nechst gnädiger Erlassung des gehorsambs der Edicten" die feierliche Zusicherung, „bei allen seinen Bekenntnissen, nahmentlich der „Formulae Concordiae" verbleiben zu dürfen." Am 26. Januar 1667 ersuchte er den Magistrat mit den folgenden Worten, ihm eine Zusicherung darüber bei Friedrich Wilhelm zu erbitten:

„Meine Hochgeehrten Herren, entZiehen sie sich diesem meinen ersuchen nicht! Wihr haben Gottlob! einen frommen, christlichen Vndt Gotseligen Churfürsten, welcher es leiden kann, daß Sie Vor daß Hauß unndt Hoff Ihrer armen Bürger reden!" —

Und der Magistrat that dies auch mit einer rührenden Herzlichkeit. Er erinnerte an die Thränen des „armen Mannes" Paulus Gerhardt und bat die Kurfürstliche Durchlaucht, „mit einer gnädigsten Erklährung — (die Edikte nicht halten zu brauchen), — Herrn Gerhardt „aus seinen gedancken Zu helffen."

Jetzt aber hatte die Geduld Friedrich Wilhelms ein Ende; — am 4. Februar 1667 erließ er den eigenhändig unterzeichneten Bescheid:

„Wenn der Prediger Paul Gerhardt das ihm von Seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er

dan Vor dem Höchsten Gott zu VerAntworten haben wird; So wird der Magistrat in Berlin ehestens einige andere friedliebende geschickte Leute Zu Ablegung der Probepredigt einladen, aber selbige nicht eher vociren, biß daß Sie Zu vorderst Seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit Von Dero Qualitaeten Unterthänigsten Bericht abgestattet haben." — Der Geistliche war damit entsetzt.

Gerhardt hatte aber auch nach seiner definitiven Amtsentsetzung zu Berlin nicht Not gelitten. Seine Gemeinde unterstützte ihn reichlich; der Herzog Christian zu Sachsen-Merseburg-Weißenfels gewährte ihm ein Jahrgehalt, und Gerhardt hatte auch nur noch für wenige Angehörige zu sorgen.

Wir sahen es bereits oben: sein erstgeborenes Töchterlein hatte er schon zu Mittenwalde verloren. Im Januar 1658 war ihm ein zweites Töchterlein geboren; am 25. März 1659 wurde dasselbe, Anna Katharina genannt, von den Eltern hinter der Kanzel zu St. Nikolai in Berlin bestattet. Im Februar 1665 gebar Frau Anna Maria, geb. Bertholdt, wiederum ein Söhnlein, Andreas Christian; — noch in demselben Jahre, am 24 September, wurde auch dieses Kind hinter der Kanzel von St. Nikolai zur Ruhe gebettet. Da begreifen wir es wohl, daß der Sinn des gottbegnadigten Sängers mehr denn verdüstert war.

Und nun kam das schwere Kreuz der Amtsniederlegung, welche ihm durch das Gewissen geboten war! — Frau Anna Maria verließ wohl nur mit Thränen das Diakonatshaus von St Nikolai und suchte und fand mit dem Kinde, ihrem ihr allein gebliebenen Sohne Paul Friedrich und mit dem Gatten ein Asyl bei Verwandten, bei den Bertholdts. Aber ihre Lebenskraft war durch die Prüfungen ihrer Ehe bereits erschöpft. Es heißt in ihrer Leichenpredigt: „Es hat aber die selige Frau sich in all ihrem Creutz, es sei auch gewesen, was es sein wolle, sehr wol zu schicken gewußt, also daß sie sich nicht allein selbst auß Gottes Wort kräfftiglich aufgerichtet, sondern auch ihrem Eheherrn zu mehren malen ein Hertz eingesprochen, und mit freundlichen Worten und holdseligen Gebärden ihn getröstet und gestercket hat. Eben darinn wird er hinfüro ihren Beystand am meisten missen."

„Domi mansit, — lanam fecit!" — So klingt es uns also aus ihren Personalien entgegen. „Nur um die Predigt zu hören, Kranke und Dürftige zu besuchen oder Daheimgegangene zu ihrer letzten Ruhe zu begleiten, hat sie ihr Haus verlassen, und sahe man sie dann wohl auf der Gasse, dann spiegelten sich Demut und Sittsamkeit in allen ihren Gebärden." —

Es war ein Jahr nach der Amtsniederlegung ihres Gatten etwa, — am Abende des 28. Februar 1668, als Frau Gerhardtin, — die Heimatlose, — Blut auswarf. Mit reißender Schnelligkeit schritt die Krankheit vor, — die gelehrten Doktoren Weise und Sennert vermochten ihr nicht mehr zu helfen. Eine fliegende Hitze stellte sich ein; sie verzehrte die letzten Kräfte der Kranken Ihr tiefgebeugter Gatte schlug ihr vor, den Magister Lorentz von St. Nikolai zu ihr zu bitten und in der Kirche für sie beten zu lassen. Noch hoffte die Kranke, „es sollte keine Not haben". Und der Geistliche kam; — Frau Anna Maria Bertholdtin empfing die letzten Tröstungen der Religion. Dann bat sie ihren Gatten, er möchte ihr doch aus ihrem „geschriebenen Gesangbuche", — Gerhardt hatte also sein Manuskript an sie abgegeben —, etwas vorlesen. Sie dankte innigst und empfahl ihrem Manne seinen noch nicht sechsjährigen Sohn Paul Friedrich. Nach Mitternacht jenes fünften März 1668 entschlief sie; — am Palmsonntage, den 15. März, wurde auch sie hinter der Kanzel zu St. Nikolai

inmitten der ihr vorangegangenen Eltern und Kinder der Gruft übergeben. Der treue Magister Samuel Lorentz aus Guben hielt ihr die Leichenpredigt. Er war der einzige Geistliche der Berliner Hauptkirche, der noch nicht „enturlaubt" war! —

Noch in demselben, an Anfechtungen und Thränen so reichem Jahre 1668 kam die Hülfe. Nicht auf jene sagenhafte Weise, wie es Schmidt von Lübeck in seinem Gedichte erzählt; nein, auf eine schlicht einfache Weise. Paul Gerhardts Korrespondenz liegt uns ziemlich vollständig vor. Ein Rittmeister Engel empfahl ihn dem Magistrate zu Lübben; — das dortige Archidiakonat war erledigt; — der Magistrat zu Lübben aber scheint anfangs Bedenken getragen zu haben, ihn nach Lübben zu berufen. Paulus Gerhardt war ja bereits 62 Jahre alt und außerdem nicht in ministerio: dennoch, und das entschied, — seine Berliner Gemeinde empfahl ihn. An einem Berliner Rechtsgelehrten Namens Ambrosius Conrad Sturm, einem Kammergerichts-Advokaten, und dem Lübbener Stadtrichter Nicolai fand der vereinsamte Mann wahrhaft warme Freunde.

Am 20. Sonntag nach Trinitatis 1668 sollte die Probepredigt in Lübben erfolgen. Es war der 14. Oktober. Am 9. Oktober erschien der Wagen in Berlin, welcher Paul Gerhardt abholen sollte. Der Fuhrmann hatte, wie der Lübbener Rat dem Geistlichen schrieb, sein „völlig behandelt' Lohn und Futter erhalten, also daß er den Herrn nicht etwa molestiren durffte", — er war auch befehligt worden, den Hochgeehrten Herrn unterwegens mit außlöhsung in denen Wirtshäusern aufzuwarten"; — kurz, es ließ sich trefflich an.

Die Probepredigt fand an dem bestimmten Tage statt. Alles empfing den Dulder des Luthertums aufs Ehrenvollste; die Präsidenten von Hoym und von Stutterheim sowohl, wie der General-Superintendent M. Johann Georg Hutten. Die Berufung wurde ausgesprochen und angenommen; über die Herstellung der Dienstwohnung aber entspann sich nun eine sehr ärgerliche Korrespondenz. Es läßt sich nicht mehr bestimmen, wer die Schuld trägt, — ob Paul Gerhardt zu viel gefordert oder ob der Lübbener Rat zu wenig zum Ausbaue der Amtswohnung gewährt hat. Wir möchten uns für die letztere Annahme entscheiden

In dem Berliner Hause des Dichters herrschte während dieser Zeit schwere Sorge und Angst. Paul Gerhardts Sohn, Paul Friedrich und seine Schwägerin, die Frau Magister Frommin, welche dem schwer heimgesuchten Manne seinen Haushalt führten, erkrankten beide sehr gefährlich, und die Pfarr-Bau-Angelegenheit in Lübben wollte nicht fortschreiten. Endlich beschloß man, dem neubestellten Geistlichen ein wenig entgegenzukommen. Es wurden:

1. die Wohnung des wendischen Diaconi von dem „Kunstpfeifer" geräumt und hernach beide Häuser durch Abbrechung der Scheidewände zusammengezogen,
2. die Böden in beiden Häusern ausgebessert und mit Brettern gespündet,
3. zwei Kammern zugerichtet, darin neue Fenster gemacht, die Häuser in- und auswendig geweißt und ausgesäubert,
4. im Hause die Stuben höher und größere Thüren gemacht;
5. hinten im Hofe ein Stall gebaut und mit Ziegeln gedeckt. —

Wir wissen also genau, wie der größte deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts gewohnt hat. Im Mai 1669 traf Paul Gerhardt dann in Lübben ein; am 7. Juni 1676 schon ist er nach kurzer Amtsführung dort verstorben. Seine Ruhestätte kennt man nicht mehr. Diese letzten Jahre des Lübbener Archidiakonus scheinen indessen äußerst

schwere gewesen zu sein. Der verdüsterte Mann hatte „viele Anfechtungen“ zu erdulden; — er hatte zwar stets „Arnds Paradiesgärtlein“ bei sich; — aber manch' eine dunkle Stunde schreckte ihn so auf, daß er zum Gotteshause ging und im Gebete an heiliger Stätte sich stärkte. Nach solch' einem heißen Kampfe mit dem „Fürsten der Finsternis“, welchen Paulus Gerhardt „leibhaftig“ vor sich zu sehen wähnte, soll er am Altare der Lübbener Hauptkirche jenen Vers seines Morgenliedes „Wach' auf, mein Herz, und singe“ gedichtet haben:

„Heut' als die dunklen Schatten
Mich ganz umgeben hatten,
Hat Satan mein begehret,
Gott aber hat's gewehret!“

Ein schöneres Denkmal aber, als diese Sage ihm ist, bildet jene Überlieferung, daß Paulus Gerhardt mit den siegesgewissen Worten seines Liedes: „Warum sollt' ich mich denn grämen?“ gestorben ist Sie lauten:

„Kann uns doch kein Tod nicht töten,
Sondern reißt
Unsern Geist
Aus viel tausend Nöten!“

In schlichter Weise spricht ferner sein Testament an seinen Sohn Paul Friedrich von seinen Lebensanschauungen. Dort heißt es z. B.:

„1. Thue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts so klein gesponnen: es kommt doch an die Sonnen.

2. Außer Deinem Amte und Berufe erzürne Dich nicht. Merkst Du dann, daß der Zorn Dich erhitzet hat, so schweige stockstille und rede kein Wort eher, bis Du ernstlich die zehn Gebote und den christlichen Glauben bei Dir ausgebetest hast.

3. Der fleischlichen, sündlichen Lüste schäme Dich, und wenn Du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß Du heiraten kannst, so heirate mit Gott und gutem Rat frommer, getreuer und verständiger Leute.

4. Thue Leuten Gutes, ob sie Dir es gleich nichts zu vergelten haben; denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erde längst vergolten.

5. Den Geitz fleuch als die Höllen! In summa, bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in Deinem Glauben und Bekenntnis beständig, so wirst Du einmal auch selig sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich. Amen.“ —

Erinnerungszeichen an Paul Gerhardt befinden sich außer zu Mittenwalde auch zu Lübben und zu Berlin. Es sind Bilder, — jenes das Original, — dieses, das berliner, eine Kopie von Schweder. Jenes trägt die berühmte Unterschrift:

‚Theologus in cribro Satanae versatus‘

welche auf Gerhardts geistliche Anfechtungen sich bezieht, sowie das Epigramm:

„Sculpta quidem Pauli viva est atque imago Gerhardi,
Cujus in ore fides, spes amor usque fuit.
Hic docuit nostris Assaph redivivus in oris
Et cecinit laudes, Christe benigne, tuas.
Spiritus aethereis veniet tibi sedibus, hospes,
Haec ubi saepe canes carmina sacra Deo“

Auf Deutsch:

„Wohl ist es nur ein gemaltes Bild Paul Gerhardts, welches Du hier siehst; aber dasselbe lebt unter uns. Immerdar sprechen seine edlen Züge von Glaube, von Liebe, von Hoffnung. Ein zweiter Assaph, so lehrte er hier und sang Dein Lob, Du gütiger Heiland! Auch zu Dir, Wanderer, kommt als Gast aus Himmelsferne sein Geist, wenn Du seine heiligen Lieder Deinem Gotte singst!" —

Die Züge Gerhardts, der ein beleibter Mann gewesen zu sein scheint, sind von anheimelnder Freundlichkeit. Nach der Sitte der Zeit trägt er einen kleinen Schnurr- und Kinnbart.

Doch nun zu seinem köstlichen Nachlasse! — Prosaische Schriften außer einigen wenigen Leichenreden haben wir von Gerhardt nicht aufzufinden vermocht. Diese Leichenreden aber unterscheiden sich durchaus nicht von der herkömmlichen Art und Weise. Seine „geistlichen Lieder", ursprünglich und treffend als „Haus- und Kirchenlieder" bezeichnet, sind ihrem großen Verdienste gemäß sehr oft aufgelegt worden; — wir kennen etwa vierzehn Ausgaben. Die „Editio princeps" ist die von dem Berliner Kantor Johann Georg Ebeling besorgte, in Folio 1666 und 1667 in zehn Dutzenden von Liedern erschienene. Die Begleitung der Gesänge ist sechsstimmig, für vier Singstimmen und zwei Violinen gesetzt Die beste Ausgabe aber ist die Feustkingsche von 1707 und seqq. a. Sie trägt Paul Gerhardts gutes Bildnis und ist zu Zerbst gedruckt. Wir können die in ihr enthaltenen 120 Lieder Paul Gerhardts hier nicht sämtlich durchgehen; — nur auf Weniges sei hingewiesen.

Man hat es Paul Gerhardt einstmals vorgeworfen, daß er seine Lieder bei „einer Pfeife Taback" zu machen pflegte. Grade dieser Umstand aber bekundet jenes frohe, sonnige Gemüt, welches ihm ursprünglich eigen war, und seinen schon oben kurz berührten Sinn für die Häuslichkeit am Besten. Paulus Gerhardt war von Anlage aus ein heitrer Dichter, und mit Recht sagt man bezüglich dieser Heiterkeit, daß alles Gute schließlich doch nur auf ihrem Grunde erwächst. Zu diesen freudigen Liedern voll innerlichster, frohsinnigster Gottesliebe rechnen wir vor allem das berühmte Sommerlied:

„Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'!" —

Es ist das innigste Mitfühlen mit der unbeseelten Schöpfung, welches sich hier ausspricht, es jubelt alles um den Dichter her. Wir finden nichts so gemütvoll schön in der gesamten naturbeobachtenden Dichtung des 17. Jahrhunderts, als die hier dargebotenen Schilderungen:

„Die Glucke führt ihr Küchlein aus;
Der Storch baut und bewohnt sein Haus;
Das Schwälblein speist die Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen." u. s. w. —

Die Herrlichkeit der irdischen Welt aber ist unserm Dichter stets nur ein Abbild der zukünftigen, himmlischen Freude. Paul Gerhardt sehnt sich ja schon frühe nach dem „festen Himmelszelt und dem goldenen Schlosse" da droben!

„O wär' ich da, — o, stünd' ich schon,
O süßer Gott, vor Deinem Thron
Und trüge meine Palmen!"

So ruft er aus. Mit dem Entschlusse, seinem Gotte stets treu zu dienen, schließt der Dichter das edelschöne Lied. —

Auch Luther kannte einst solche Freudigkeit des Glaubens. Allein es war bei ihm die Freudigkeit eines Helden, der für seinen himmlischen König in den Kampf zieht: — hier haben wir dagegen den Frohsinn eines Kindes vor uns, welches alles von seinem gütigen Vater erwartet. Wie weit entfernt ist jedoch diese Frömmigkeit von pietistischer Weise! Auch Paul Gerhardt bringt alles um sich her in Beziehung zu seinem Gott; aber er thut es mit heitrem Sinne. Es ist gleich merkwürdig, wie umfassend in Beziehung auf den Stoff, — wie reich sein geistlich Dichten uns vorüberzieht! Mit Freuden besingt er selbst kleine, anscheinend sehr wenig für das Kirchenlied geeignete Dinge mit großem Geschicke. Nach langem Regen erscheint ihm endlich wiederum die Sonne: da klingt es in ihm laut und froh:

„Nun ist der Regen hin!
Wohlauf mein Herz und Sinn,
Sing' nach betrübtem Leiden
Gott, Deinem Herrn, mit Freuden!"

Er kehrt von einer Reise heim: Er kann nicht anders; er muß es jetzt den beiden „Braunen" vor dem Wagen zurufen:

„Nun geht frisch d'rauf, es geht nach Haus,
Ihr Rößlein, regt die Beine!"

Und wenn es wahrhaft dichterische Art ist, an das Besondere anzuknüpfen, um das Allgemeine darzustellen: Paul Gerhardt versteht gerade diese Kunst vortrefflich.

Vor allem aber ist es die Sitte des christlichen Hauses, welcher der in sonst so engen dogmatischen Anschauungen befangene Geistliche ein helles, hohes Lob gesungen hat. Vielleicht liegt das Ergreifende der Gerhardtschen Abend- und Morgengesänge grade darin, daß sich eine wundersam schlichte Epik in ihnen — unmerklich fast — mit dem lyrischen Elemente verbindet. Nie würde sein feierlich stimmungsvolles Abendlied jenen tiefen Eindruck auf uns machen, wenn nicht die „ruhenden Wälder" vorher so schön erwähnt worden wären. Ganz besonders aber erfreut es uns, wenn Paul Gerhardt auch die Ehe, das Fundament des deutschen Familienlebens, in durchaus schlichter Weise besingt. Es gehören hierher die von dem Dichter aus eigenster Erfahrung geschöpften Lieder:

„Voller Wunder, voller Kunst,"

und

„Ein Weib, das Gott den Herren liebt."

In der Auffassung der ehelichen Dinge harmoniert Paul Gerhardt übrigens vollständig mit Luther. —

„Haus- und Kirchenlieder!" So nannte Paulus Gerhardt seine 120 Gesänge! — Und mit vollem Rechte! Denn wie wir die freudigen und traurigen Erlebnisse des Hauses an der Hand seiner Muse durchleben, so durchwandeln wir mit ihr auch das gesamte Kirchenjahr. Im Advente rufen wir mit ihm:

„Wie soll ich Dich empfangen!" —

In der Christnacht erklingt es uns:

„Ich steh' an Deiner Krippe hier!" —

und leicht vergegenwärtigen wir uns dabei die einst zu Berlin geübte Sitte, die

„Krippe Jesu" in den Kirchen aufzustellen und die Weihnachtsfeier dramatisch zu begehen. Und weiter!

„Fröhlich soll mein Herze springen!" —,

das ist die Losung der gnadenreichen Weihnachtszeit! Das neue Jahr aber begrüßen wir ernst mit dem Liede:

„Nun laßt uns geh'n und treten!" —

Es ist eine feierliche, wahrhaft priesterliche Fürbitte, welche Paulus Gerhardt hier einlegt:

„Sei gnädig allen Kranken,
Gieb' fröhliche Gedanken
Den hochbetrübten Seelen,
Die sich mit Schwermut quälen." —

Von solcher Schwermut wußte er freilich wohl zu sagen. Gebannt hatte er sie bei ihren Angriffen auf ihn selbst einst mit dem bewundernswerten Liede:

„Befiehl' Du Deine Wege!" —

Die Passionszeit Christi aber begeistert ihn zu den hehrsten und weihevollsten seiner Lieder. Sie gelten den Gliedern des am Kreuze hängenden Erlösers. Es thut nichts, daß ein Größerer als Paulus Gerhardt, daß Bernhard von Clairvaux, der gewaltige Prediger des Kreuzes, der Freund des ersten Hohenstaufenkaisers, der eigentliche Verfasser des „Passions-Salve" ist. Aus dem Nachlasse der alten Kirche hat Paul Gerhardt

das „Salve caput cruentatum",
das „Summi regis cor aveto",
das „Salve mundi salutare", u. s. w.

in den Liedern:

„O Haupt voll Blut und Wunden,"
„O Herz des Königs aller Welt,"
„Sei mir tausendmal gegrüßet,"

dem deutschen Volke für alle Zeiten gerettet. Wir kennen keine Übersetzungen, welche so staunenswerte Größe und Innigkeit an sich tragen.

Gleich groß ist Paul Gerhardts Osterlied:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt"

und sein Pfingstgesang:

„Zeuch ein zu Deinen Thoren." —

Es konnte ja nicht anders sein, — solche Lieder mußten ins Volk dringen; der arme Berliner Diakonus hat mit ihnen der Nation eine köstliche Saat für viele Jahrhunderte ausgestreut. Neben den großen, geistvollen und gemütstiefen Klängen seiner gottgeweihten Harfe kommt es durchaus nicht in betracht, daß sich freilich oft auch Süßlichkeiten und Geschmacklosigkeiten bei ihm vorfinden. Er ist in seinem Dichten, wie in seinem stark dogmatischen Verhalten ja auch nur ein Sohn seiner Zeit, aber einer der besten! —

Gewiß, der Berliner Magistrat hatte Recht, wenn er Paul Gerhardt „als einen in vielen Landen berühmten Mann" bezeichnete. — Untrennbar ist des Dichters Andenken mit der Geschichte der deutschen Poesie und der deutschen Kirche verbunden. Und wenn wir auf die Härten seines Charakters, auf seinen eng begrenzten religiösen Horizont aufmerksam machten: es geschah nur um der Wahrheit willen und um die Dichtergröße dieses Mannes desto heller hervortreten zu lassen. Gewiß: „So lange Sinn und

Gefühl, wie Bedürfnis nach christlicher Erbauung sein werden," — und wir meinen, sie können nicht ersterben, — „so lange wird auch Paul Gerhardts Passionslied ‚O Haupt voll Blut und Wunden' am Charfreitage in jeder evangelischen Kirche ertönen, — so lange wird der Name dieses großen Dichters des 17. Jahrhunderts fortleben in unvergänglichen Ehren! —

Magister Michael Schirmer und Paul Gerhardt bezeichnen demnach mit ihren geistlichen Dichtungen jene schöne Blütenperiode der altberliner Litteratur, auf welche wir mit vollem Rechte stolz sein dürfen.

Das Höchste erreichte die religiös-geweihte Poesie dieser Zeit indessen in den vier geistlichen Liedern, welche der Kurfürstin Luise zugeschrieben werden. Das todesfreudige und auferstehungsgläubige

„Jesus, meine Zuversicht"

besonders ist unserm Volke ein unschätzbares Kleinod geworden. Ist es indessen von der Kurfürstin selbst und allein verfaßt? — Nach genauer Prüfung aller Gründe müssen wir der hehren Frau die Befähigung, geistliche Lieder in solchem Deutsch niederzuschreiben, entschieden absprechen; — sie war dazu der deutschen Sprache nicht im Entferntesten mächtig genug. Nur Einer kann dies Lied und die drei anderen, nicht gleich wertvollen geistlichen Gedichte für Luisen verfaßt haben: es ist der große, geisteshohe Freiherr Otto von Schwerin, ihr Freund und Berater. Diese Dichtungen sind nichts Anderes als der herrlich dastehende Ausfluß religiöser Besprechungen dieser beiden hochbegnadigten Persönlichkeiten, — wenn man will: ein Geschenk Schwerins an seine hochverehrte Fürstin. Luise hat es wohl gefühlt, daß ihr der edle Mann in diesen Liedern sein Höchstes und Bestes gegeben; — sie wurden ihr daher der teuerste Besitz. Und darum, nur darum nennt Christoph Runge, der Herausgeber des Berliner Gesangbuches von 1653, jene vier Lieder „der Kurfürstin eigene Lieder", welche ihm zur Zierde seines Sammelwerkes gnädigst mitgeteilt worden seien. So hieß einst auch Kapernaum des Weltenheilands „eigene Stadt"

Wenden wir uns nunmehr der weltlichen Dichtung zu! —

Schon Bernhard Thurneysser hatte einst hochdeutsch gedichtet; — wie einzelne Liederbücher aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts beweisen, muß sich indessen in Berlin auch eine große Vorliebe für die plattdeutsche Dichtung, für die Poesie in der Volkssprache geltend gemacht haben. Wir besitzen eine ziemliche Anzahl altberliner Dialekt-Dichtungen von sprudelndem Humore noch heute. Der bedeutendste Repräsentant der altberlinischen Poesie unter Friedrich Wilhelm dem Großen, sowohl der hochdeutschen wie der niederdeutschen, ist jedoch Herr Nikolaus Peucker. Ihm haben wir hier eine längere Studie zu widmen.

Die Lebensgeschichte dieses Berliner Dichters ist mit wenigen Worten erzählt. Peucker muß um 1610 in Schlesien geboren sein. Wir schließen auf seine Heimat aus dem Ausdrucke, dessen er sich einmal in seinen Gedichten bedient:

„Mein Schlesien ist ganz verarmt
In itzt gedachten Kriegesbanden." —

Auch Peucker bezog die Mater Alma Viadrina, die Universität Frankfurt an der Oder, um sich dem Rechtsstudium zu widmen; er ließ sich sodann in Kölln an der Spree nieder, wurde im Jahre 1654 Stadtrichter und zwar dieser kleineren, wohllöblichen und kurfürstlichen Residenzstadt, dann Rats-Kämmerer und Kammer-Gerichts-

Advokat. Diese Kammer-Gerichts-Advokaten bildeten zu jener Zeit in den beiden Spreestädten einen ziemlich abgeschlossenen Stand, welcher an die Stelle der alten Geschlechter-Aristokratie getreten war; Peucker aber lebte, wie er uns oft versichert, in so dürftigen Verhältnissen, daß er keine Praetensionen gleich seinen Standes- und Amtsgenossen erheben konnte. Er war verheiratet; aber merkwürdig!, kein Ton seines Liedes erklingt zu Ehren seiner Gattin! Wo er in Kölln gewohnt hat, vermögen wir nicht anzugeben; ein eigenes Haus hat er wohl nicht besessen. Über seine Familie erfahren wir nur, daß er eine Tochter Anna Elisabeth besaß, auf welche des Vaters Versifikations-Talent übergegangen war, und die entschlossen, rüstig und wohlgemut zur Feder griff, sobald der Vater einmal durch gehäufte Amtsgeschäfte oder durch das gewöhnliche Leiden aller treuen Verehrer des Bacchus, durch die Gicht, verhindert war, ein Gelegenheitslied „zusammenzubinden". Die Jungfer Anna Elisabeth Peuckerin traf dann auch vollständig des Vaters Ton. Das ist, wie wir weiter sehen werden, durchaus kein Lobspruch auf die Peuckerin. Je mehr aber des köllnischen Poeten Tage vorrückten, um so düsterer wurde es um ihn her. Es erfüllt uns mit herzlichem Mitleid, wenn wir ihn klagen hören:

„Ach, ich bin immer krank
Und kann zur Hochzeit nicht erscheinen!" —

Die böse Gicht läßt ihn weder bei Tag noch bei Nacht ruhen, — und leider! Not und Sorge herrscht im Haushalt; aber Peucker ist von unverwüstlicher Lebenslust beseelt. Von Niemanden ist das Horazische:

„Nunc vino pellite curas!"

so getreu befolgt worden, wie von ihm. So hat er mutig mit dem Schicksal gerungen und froh gesungen, bis ihn im Jahre 1675 der Tod erlöst hat. Über den Ort seiner Bestattung kann ein Zweifel nicht wohl obwalten: Nikolaus Peucker hat unter dem grünen Rasen des Kirchhofes von St. Petri zu Kölln die ewige Ruhe gefunden. Nahe dabei, vielleicht auf dem köllnischen Fischmarkte, mag sich des Dichters Wohnung befunden haben. Die Kirchenbücher von St. Petri aber sind verbrannt.

Nun würden wir nicht gewagt haben, ein so farbloses Poetenleben, wie es das von Nikolaus Peucker gewesen ist, hier einzureihen, wenn nicht ein Doppeltes uns dazu bewogen hätte. Einmal nämlich fehlt es, wann wir die Schriften Peuckers heranziehen, diesem Poetendasein nicht an dramatischem Leben von freilich nur kleinlicher Art; sodann vereinigt Peuckers Muse in sich all' jene Eigentümlichkeiten, welche wir schon oben als die Eigenschaften des altberliner Bürgerhauses darlegen mußten. Daß dazu noch etwas Anderes, etwas Edleres kam, war nicht Peuckers Verdienst, sondern das des großen Mannes, welcher Brandenburg aus tiefem Unglücke wieder zu Ruhm, Ehre und Wohlstand erhoben hatte: Friedrich Wilhelms, des Großen.

Es fehlt dem Dasein des köllnischen Gelegenheitsdichters nicht an dramatischen Scenen des Kleinlebens, — dieses zuerst!

Es ist im Winter 1671. Über dem märkischen Walde liegt ein kalter, leuchtend heller Tag. Blendend schimmert der Schnee, stahlblau ist der Himmel. Kein Lüftlein regt sich im Spandauer Forste. Das Sonnenlicht zuckt blitzend um die Türme und Erker des Jagdschlosses Grunewald, welches kirchenstill in der Waldeseinsamkeit und an dem vom Eise gefesselten See daliegt. Im innern Forste aber herrscht fröhliches Leben: zu Hunderten sind die Spandauer und die Berliner zur „wilden Saw-Jagd" zusammengeströmt. Denn eine solche soll heute hier gehalten werden. Unfern einer

Einbuchtung der Havel, der „Saubucht“, sind die borstigen Schwarztiere, welche nun das Leben lassen sollen, hinter einem Gitter wohlverwahrt zur Jagd bereitgehalten. Hier stehen erwartungsvoll die guten Bürger in Gruppen beisammen, — unter ihnen auch der bereits bejahrte Kammergerichts-Advokat Nikolaus Peucker, mit einem Pelzwamms wohlverwahrt. Und nun naht der kurfürstliche Jagdzug. Wie strahlen auf den Röcken die alten kurbrandenburgischen Jagdfarben, Rot und Silber; — wie tönen die langgewundenen Jagdhörner! Aber er ist dennoch der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit Aller: Herr Friedrich Wilhelm, der Unvergleichliche! Glücklich verläuft die Jagd, und in reicher Anzahl wird das erlegte Schwarzwild nach dem Schlosse Grunewald zur Strecke gebracht. Die Zweiglein aus Tannenreisig sind aufgesteckt, und während die Herren zum Waidmannsmahle sich begeben, erkauft sich manch' ein wackerer Bürgersmann von dem kurfürstlichen „Haidereiter“ einen Eber, den festlichen Braten der alten deutschen Weihnachtszeit, bei welchem in früheren Tagen einst das fröhliche Lied erklang:

„Caput apri defero,
Laudes reddens Domino!“

Sehnsüchtig richtet sich auch Peuckers Blick nach den „hauenden Schweinen“, welche mit den tiefen, ihnen von den deckenden Rüden beigebrachten Wunden den Schnee rosenrot färben. Allein der lederne Geldbeutel in der Tasche ist ihm leider schier bedenklich eingeschrumpft: Peucker muß sich seinen Lieblingswunsch versagen. In Spandau im „roten Adler“ wird noch ein Gläslein erwärmenden Eierbieres getrunken; — dann kehrt Peucker nach Berlin zurück.

Ein kluger Mann aber weiß sich allezeit zu helfen. Daheim setzt sich Peucker an den Schreibtisch und verfaßt ein Scriptum, welches er am folgenden Tage nach Kölln aufs Schloß schickt. Dasselbe lautet:

„Niclas Peuckers
Allerunterthänigstes Supplicatum an Se. Churfürstliche Durchlaucht um eine wilde Saw auf der Jagd beym Grünen Walde den 12. Decembris 1671.

Durchlauchtigster, großmächtigster Churfürst!
Gnädigster Herr!

Gestern hab' ich angesehen,
Großer Nimrod, Deine Jagt,
Die Du bei dem Grünen Waldt
Anzustellen hast behagt,
Und gefiel mir treflich wohl,
Weil ich zuvorhin Dergleichen
All' mein Tage nicht geschaut.
Wär' ich Einer von den Reichen,
So vermöcht' ich auch soviel,
Daß ich mir ein hauend Schwein,
Eine Sau und sollt' es auch
Endlich nur ein Frischlein sein,
Schafft in meine Küch' und Haus.
Aber was ist hier zu sagen:
Giebt nicht Friedrich Wilhelm mir
Auch einmal von seinem Jagen
Etwas ab? – Churfürstinn, Gott
Mach' zuvörderst Dich gesund,

Da Du reich gesegnet bist
Und ein Printzgen mit Dir gehet
Oder eine Printzessin!
Ach, daß doch mein Wunsch bestehet! —
Des Groß-Gewaltigen Jägers,
Das ist Eurer Churfürstl. Durchl. Allerunterthänigster,
Niclas Peucker."

Die Bitte des Poeten wird erfüllt; er erhält ein „hauend Schwein"! Denn, wie Peucker selbst erzählt, — Friedrich Wilhelm dekretiert, oder vielmehr,

„der große Nimrod giebt Befehl,
Aktäon, das ist der von Oppen*)
Soll Niklas Peuckern seine Kehl'
Mit einem wilden Schweine stoppen.
Er wird dafür, wenn Dorothee,
Die Churfürstin, nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegenlied zusammenbinden."

Jetzt jubelt Peucker:

„Ja,
— meine Poesie hat noch keinen so bezwungen,
Daß man von der Fischerei oder auch von einer Jagd,
Wenn's gleich das Geringste wäre, hätt' in meine Küch' gebracht!
Nur ein Tönnchen Lüb'cker Bier bot man einstens meiner Zungen.
Das ist Alles; — aber seh't: Bin ich nicht ein glücklich Mann,
Der mit seinen Versen kann ganze wilde Schweine fassen?" —

Es ist das eine durchaus heitere Episode in des Dichters Leben: etwas tragikomisch aber wirkt ihr gegenüber der folgende Vorfall!

In Berlin lebte eine heiratslustige Witwe, welche ihre Einsamkeit endlich nicht mehr länger zu ertragen vermochte und einen sehr jungen Mann heiratete, so daß die spottsüchtigen Zungen der Berliner in gar eifrige Bewegung versetzt wurden. Peucker dichtete ein satirisches oder vielmehr ein geradezu beleidigendes Hochzeits-Carmen mit dem Titel:

„Was fragst Du darnach, wenn eine Wittbe sich mit einem jungen und hurtigen Gesellen vermählet?"

Die Gehöhnte klagte, und der Kammer-Gerichtspräsident von Rahden verurteilte Peuckern sehr glimpflich zu 10 Thalern Strafe. Der Dichter aber mochte oder konnte die Strafe nicht bezahlen; wiederum verfaßte er eine

„Demütigste Supplication An Ihre Churfürstl. Durchl. Um Erlassung der im Hochpreislichen Cammer-Gerichte ihm zuerkannten Strafe der 10 Thaler, so er als ein angegebener Autor des vorgegebenen Carminis:

„Was fragst Du darnach?
Ich frage darnach!"

geben sollen.

„Großer Churfürst Friedrich Wilhelm, aus dem Hause Brandenborg,
Laß' doch Deinen Diener Peucker etwas sein in Deiner Sorg'
Und verstatt' ihn zum Gehör! Es ist so mit ihm beschaffen:

*) Der damalige Oberjägermeister.

Als er einstens etwas Vers' wollt' in Eil' zusammenraffen,
Braut und Bräutgam zu bedenken, und von Hahnrey-Sachen schrieb,
Sprach Herr Lucius von Rahden auf derselben ihr Betrieb:
„Peucker soll in Strafe sein und sechs und vier Thaler geben."
Peucker sprach: „Ich habe kaum selber noch das liebe Leben;
Wo soll ich das Geld hernehmen, der Verdienst ist gar zu schlecht!"
Teils von guten Freunden rieten: „Gnade geht manchmal vor Recht,
Sprich den Landes-Vater an, der kann Dir die Straf' erlassen."
Und auf dieses hab' ich mir solches Herze wollen fassen,
Friedrich Wilhelm, und begehre nichts aus Deiner Gnaden Hand,
Als die zehen Thaler Strafe, mir vom Hofe zuerkannt,
Möchten nachgelassen sein. Gott im Himmel (!) wird's belohnen,
Und das Churhaus Brandenburg mit dem Kriege stets verschonen. (!!)"

Der Kurfürst mochte über den armen Teufel lächeln und, so wenig Spaß er sonst in dergleichen Dingen verstand, — hier schlug er durch ein Dekret vom 1. November 1673 die Strafe allergnädigst nieder. —

Wir wenden uns nunmehr einer anderen Thatsache zu. Dieser Dichter war ein Zeitgenoß Paul Gerhardts.

In dem treuen Festhalten der Berliner Bürgerschaft an ihrem strenggläubigen, durchaus wahren und gemütstiefen Seelsorger sprach sich die edelste Richtung damaligen Berliner Bürgergeistes aus. Demgegenüber ist Peucker der reimeschmiedende Repräsentant all' jener Schattenseiten, welche wir um der Wahrheit willen in dem Charakterbilde der bürgerlichen Kreise gleichfalls oben erwähnen mußten.

Oft ist Peuckers Poesie roh, viel öfter aber ist sie, namentlich in den Hochzeitsgedichten lüstern. Nicht aequivok, — nein, offenkundig lüstern! Stets wird in seinen Hochzeitsgedichten der Schleier der Brautnacht keck und weit gelüftet. Entgegne man uns nicht, das sei nun einmal ein alter, deutscher Brauch; nein, was sich hier findet, ist oft geradezu schamlos. Jedweder Familienname muß es sich gefallen lassen, daß Peucker ihn in ein näheres oder entfernteres Verhältnis zur Hingabe des Weibes an den Mann bringt. Das etymologische Talent Peuckers beweist hier eine ganz erstaunliche Findigkeit. Wenn man Peuckers Gedichte liest und sich sagt: „Das ist einst, wie die beigesetzten Melodien bezeugen, bei der Hochzeitstafel im Edel- wie im Bürgerhause gesungen worden," so darf man wohl erstaunen. Dergleichen ist heute nicht einmal mehr auf einer Bauernhochzeit möglich. Freilich, — das Übermaß alter Lebenskraft verlangte wohl solch' einen ungezügelten Ausdruck, und diese vollen, rosigen, noch von keines Gedankens Blässe angekränkelten Frauen fanden es ganz natürlich, daß man dergleichen Dinge beredete und laut sich ihrer erfreute. Diese Frauen haben ohne allen Zweifel den derben Späßen Peuckers zugejauchzt, ohne sich das „Facettlein" vor das Gesicht zu halten. Aber es schmerzt, daß wir das edle Bild, welches heute in unseren Herzen lebt, das edelschöne Idealbild des deutschen Weibes, hier noch immer nicht vorfinden.

Eine hochedle Frau aber lebte und wirkte ja auch zu Peuckers Zeiten in Berlin. Es war Luise von Oranien. Ihr Verdienst war es, daß edle Zucht und Sitte nicht völlig ausstarben. Auch in Peuckers Seele lebte noch eine ungefähre Anschauung davon, wie ein gut bürgerlich Weib beschaffen sein soll; er sagt einmal, sehr schön und für alle Folgezeit bis zur Gegenwart zutreffend:

„Denn, gleich wie die Viol' das Haupt zur Erden hängt
Und nicht an Übermut und stolzes Wesen denkt,
So soll das Jungfern-Volk sich mit der Schamheit schmücken
Und nicht ihr Fleisch und Blut fast wie zu Markte schicken,
Noch als ein stolzes Pferd kühn weg zur Reitbahn gehn,
Nicht ihren Hals und Kopf nach Storches Art erhöh'n."

Doch genug davon! Ein näheres Eingehen auf solche Dinge kann ja Niemanden erfreuen! —

Ein Repräsentant des in dem niederen Bürgerhause, wenigstens dem schlichteren, damals immer noch lebenden Sinnes ist Peucker aber auch in anderer Beziehung. Er teilt völlig jene Beschränktheit, welche sich sonst in dem Wust von Aberglauben und dem Verzichtleisten auf die Anteilnahme an den höheren Genüssen des Lebens kund gab. Die Wissenschaften, die Pflicht, die Freuden einer schaffenden Thätigkeit finden sich nie bei ihm erwähnt. Seine ganze Lebensweisheit geht in dem traurigen Satze auf: „Essen wir und trinken wir; denn morgen können wir ja schon tot sein!" — Sonst weckt doch grade solch' ein Unglück, wie es Peucker zu tragen gehabt hat, den edleren Mann zu energischer Thätigkeit auf; — er aber geht im allgemeinen nur des Lebens altgewohnte Geleise. In seinen Gedichten zeigt er sich stets als einen Epikuräer, — freilich nur im schlimmen Sinne, als einen Phäaken oder Lalenburger —, wie man's nennen will. Die rohen Freuden des Tisches sind ihm ein Lebenselement. Darum besingt er jedes Fest des damaligen klein-bürgerlichen Lebens von Berlin. Er schildert, oft nicht ohne Glück, den Landbau, die Wollschur, die Erntefreuden jeder Art. Johannes, Jakobus, Bartholomäus, Michael, Martin und Andreas sind jene Heiligen, deren Tage eine besondere Wichtigkeit für das ländliche Leben haben. Zu Johannes findet die Heu-, zu Jakobus die Getreide-Ernte statt; zu Bartholomäus ist der Hafer gemäht; St. Michael bezeichnet den Eintritt der Wein-Ernte; St Martin und St. Andreas haben uralte Beziehungen zu den Gänsen und zu dem Rindvieh. Peucker schafft sich auf diese Weise seine Heiligen ganz eigener Art, einen Heu-Hans, Korn-Jäckel, Haber-Barthel, Most-Michel, Gänse-Märten und Ochsen-Drews, und sie werden ihm dann die lustigen Personen aller ländlich-bürgerlichen Feste, denen der Dichter wohl manchmal mit vollem Glase und am wohlbesetzten Tische beigewohnt hat.

In dem Allem zeigt sich also von einem höheren Leben auch nicht eine Spur.

Doch, wie wir oben ausführten: es sind dies die Fehler der Allgemeinheit, und was Peuckern über die große Masse seiner Zeitgenossen in Berlin und Kölln erhebt, das ist sein Gemüt, das ist seine Liebe zu dem Fürsten und dem Vaterlande. Sie nähert auch ihn manchmal dem Geist der neuen Zeit.

Nur Voreingenommenheit kann ihm das abstreiten wollen. Er fühlt mit der Natur, wenngleich ihm nicht die Gabe zusteht, seine Eindrücke so herzlich bewegend, wie Paul Gerhardt, darzustellen. Er kämpft mit der Form und vermag die Manier nicht zu überwinden. Wir dürfen jedoch auch auf zierliche Strophen Peuckers hinweisen, so z. B. auf das schöne:

„Tirili! Gott, mein Gesang
Saget Dank,
Tirili! Tirili!
Daß der Winter weggenommen,

Und die Freud'
In der Zeit
Dieses Frühlings kommen!"

Das ist nicht schlechter, als alter Minnesänger Lied, und wir verstehen Herrn Peuckers Freude über den Einzug des Lenzes auch völlig, wenn wir an die „Annehmlichkeiten" der damaligen, winterlichen Hauptstadt denken, die noch absolut keine „Saison" hatte, und in welcher eine fast egyptische Finsternis, zäher Kot und drückende Enge der Stuben trotz der Freuden der Ofenbank noch keine Behaglichkeit aufkommen ließen. — Wir dürfen ferner auch auf das jauchzende Sommerlied Peuckers hinweisen:

„Im Sommer, im Sommer
Ist lustige Zeit,
Wann dieses und jenes Geflügel
So schreit!
In Gärten und Feldern,
In Püschen und Wäldern
Empfindet ein jedes vortreffliche Freud'!"

Wenn wir oben darüber geklagt haben, daß uns nur wenig Melodien aus dem alten Berlin übrig geblieben sind, so meinen wir hier: zu diesen Versen ist nur eine Weise möglich; sie tönt uns bei dem Lesen des Liedes unwillkürlich durch das Gemüt. Auch sonst erfahren wir durch Peucker, welcher seinen Liedern fast immer die Thonbezeichnung (!) voransetzt, Mancherlei über den Gesang in Alt-Berlin. Man hatte ein Lied: „O Tannenbaum, o Tannenbaum"; — dasselbe kann indessen die heute übliche Melodie nicht gehabt haben, denn die Verse desselben sind nur vierzeilig und ganz anders gereimt, wie z. B. das folgende Diktum mit seiner wahrhaft pythagoräischen Weisheit zeigt:

„Der Müßiggang bringt wenig ein,
Er ist des Teufels Pfühl;
Ein Mensch muß nimmer müßig sein,
Wofern er essen will!" —

Bei jenem Sinne Peuckers für die Natur wollen wir jedoch noch einen Augenblick verweilen. Feinsinnig hat einmal Freytag hervorgehoben, daß die Aufmerksamkeit auf die Landschaft, nachdem das tiefe Mitfühlen mit der Natur im 14. Jahrhunderte untergegangen war, überhaupt erst wieder in der sentimentalen Zeit gegen 1660 erwacht ist; Peucker hat, dies bezeugend, gleichfalls einen überaus lebhaften Sinn für landschaftliche Schönheiten, ja auch für die der Mark, welche nach dem Obengesagten nicht sein Vaterland war. Oft, wie es aus den Gedichten hervorgeht, wandte er sich fröhlich zu

„Dem frischen Bach, darinnen man die Schmerlen,
Die besten Fische, fängt, so man zu Schocken kauft,
Wo Suevus*) umb Berlin und Kölln die Grenze laufft."

Und:

„Dort auf der grünen Trift, auf der die Schafe gingen,
Fing's leichte Vogelheer gar trefflich an zu singen.
Hier stimmt ein Zeisig ein, dort aber schlug die Fink,

*) Die Spree.

Der Vogelsteller Hülf' im Fangen, „Pink, pink, pink!“
Und and're Vögel mehr, aus denen doch für allen
Die werte Nachtigall uns macht ein Wohlgefallen.“

Dergleichen Züge feinen Verständnisses für die schlichten Schönheiten der Mark ließen sich noch mehrere aus Peuckers Gedichten mit leichter Mühe anführen.

Und weiter! Noch ein Zweites ist es, worin uns Peuckers Gemüt entgegentritt: er ist ein vaterländisch gesinnter Dichter durch und durch. Darin liegt Peuckers historische und kulturgeschichtliche Bedeutung.

Die hehre Persönlichkeit Friedrich Wilhelms, des Großen, konnte nicht anders denn durchaus erhebend auf Sinn und Geist der ihm näher stehenden Zeitgenossen wirken. Daß dies geschehen ist, — daß dadurch auch die deutsche Poesie gefördert worden ist, läßt sich leicht erweisen. Es ist manch' ein vergilbtes Blatt mit poetischen Huldigungen an den großen Kurfürsten durch unsere Hände gegangen; es würde indessen zu weit führen, die Titel dieser Gedichte anzugeben; — es bildet das eine Aufgabe für sich, welche von Dr. Belling*) jüngst trefflich gelöst worden ist. Bekannt ist, wie Simon Dach den edlen Herrn einst um Unterstützung gebeten hat. Der Königsberger Dichter hebt an:

„Held, zu welches Herrschaft Füßen
Länder liegen, Ströme fließen,
Die ich auch nicht zähle schier,
Welchen ehren und anbeten (sic!)
Samt den Dörfern und den Städten
Auch die wild und zahmen Tier'!“

Das ist freilich kindlich und hyperbolisch zugleich! Schön aber schließt Simon Dach:

„Mir ist g'nug ein kleines Thal!
Da ich Gott und Dich kann zeigen
Und von fern seh'n aufwärts steigen
Meines armen Daches Rauch!
Sollt' ich aber nichts empfangen, —
Wohl, Herr! — Dieses g'nügt mir auch!“

Die Gestalt des großen Kurfürsten war eine durchaus volkstümliche geworden; sonst hätte in Peuckers Todesjahre nicht das berühmte Reiter- und Siegeslied von Fehrbellin entstehen können, welches der Freiherr von Ditfurth in seiner berühmten Sammlung historischer Volkslieder ad annum 1675 veröffentlicht hat, jener schneidige Sang nach der Melodie:

„Diana den Jäger erfreuet!“

Dieser Schaar der „Praecones gloriae Friderici Guilelmi“ schließt sich nun, und fürwahr! als einer der freudigsten Sänger, auch unser Peucker an.

Die größten Thaten des Unvergleichlichen erlebte Peucker freilich nicht mehr. Nicht hörte er die Siegesfanfaren von Fehrbellin mehr; — sein Todestag muß vor den 18. Juni fallen, — nicht erlebte er die Türkenschlachten und das Edikt zu Potsdam, in welchem Friedrich Wilhelm sich den geborenen Beschützer des reformierten Glaubens nannte. Wie sehr er aber seines Kurfürsten protestantische Gesinnung teilte, das geht aus einem Worte des Glückwunsches und der Mahnung hervor, welches er einst einem evangelischen Prediger, namens Reinhardt, — wir

*) Der Große Kurfürst in der Dichtung. Berl. 1888.

wissen, es war Paul Gerhardts Freund und getreuer Amtsgenosse, — zurief und welches eigentümlich drastisch also lautet:

„Steh härter als ein spanisch Rohr
Den Römischen zum Trutze!“ —

Sah aber Peucker Friedrich Wilhelms glänzendsten Heldenlorbeer nicht mehr, so erblickte er doch des großen Fürsten still-frohes, organisatorisches Schaffen; er sah, wie das betrübte Berlin wieder eine fürstlich schöne Stadt wurde und zwar nur durch die Thatkraft Friedrich Wilhelms. Er sah's, wie Schloß und Lustgarten wieder erstanden. Da, als nach Wilhelm Heinrichs Tode der reichbegabte Kurprinz Karl Aemil am 6. Februar 1655 zwischen 9 und 10 Uhr geboren worden war, sang Peucker das schon oben erwähnte „fürstliche Wiegenlied“.

Kulturhistorisch werden uns Peuckers Gedichte ferner auch dadurch wichtig, daß ihnen stets eine Aufschrift mitgegeben ist, in welcher gesagt wird, welchen Familien sie gewidmet sind. Unser poetischer Freund hatte Beziehungen zu vielen hochstehenden adligen Familien; wir nennen nur die Herren von der Gröben, die Löben, die Ribbeck, die Thümen; nahe standen ihm aber auch die jüngeren Patriziergeschlechter von Berlin, die von Gerresheim z. B., die von der Linde, die Mauritz, nahe auch die Geistlichen und Schulbedienten der Stadt. Am liebsten aber scheint Peucker die Kreise vornehmer Kaufleute, städtischer Beamten und ehrsamer Handwerker besucht zu haben. Aber, — ganz merkwürdig! Der „Thon“, — um Peuckers Schreibweise noch einmal zu gebrauchen —, sowie der Apparat seiner Epithalamien ist stets derselbe höchst bedenkliche, mag der Dichter nun Hochzeiten aus den Geschlechtern von Quast und von Blumenthal, — mag er die Ehefeier eines Geistlichen oder eines Schreiberleins besingen. Überall kehrt die obenerwähnte, nach unsern Begriffen sehr unpassende Anspielung am Schlusse wieder; Peucker besaß für sie ein erstaunliches Variationstalent. Immerhin aber gewinnen wir aus den Überschriften der Hochzeitsgedichte ein ziemlich klares Bild der geselligen Verhältnisse der damaligen Stadt Berlin wie des Zusammenhanges der einzelnen Familien unter einander, und das ist kulturhistorisch von Wichtigkeit. —

Wir kommen nun aber zu einem andern Gegenstande. Ist es denkbar, daß ein Mann ein Dichter sei, welchem die Liebe nicht irgend einmal das Herz entflammt oder tiefernst begeistert hat? — Wie steht Peucker zu ihr? Wir sagten bereits oben: Der Gattin erklingt kein Ton seiner Leier. Wir meinen sogar, Peucker habe eine unglückliche Ehe geführt; denn allzu drastisch und naturwahr klingen uns die Worte, mit welchen der „Ochsenhirt Drews“ seiner Zukünftigen, der „Dörthe“, es verkündigt, wie er sie erziehen wolle, falls sie in ihrer Ehe ihm nicht „parieren“ werde. Es thut uns leid, aber wir müssen als Signatur der alten Zeit auch diese Roheit anführen:

„Und dabei wird's nicht bleiben,“ — nämlich beim Schelten, —
„Ich werde Dir den Kopf
Mit Finger-Kraut (!) bereiben,
Ja Schüsseln, Teller, Topf
Im Hause nach Dir schmeißen,
Wiewohl ich sonstens karg'!“ —

Und darauf antwortet dann die Schöne:

„Etwas will ich verbeißen; —
Mach's nur nicht gar zu arg!“ —

Freilich, es sind nur die kleinsten, ärmlichsten Verhältnisse in diesen Versen ins Auge gefaßt! Aber wie düster erscheint uns auch **hier** wieder das so viel gerühmte sittliche Leben unserer Vorfahren in den niederen Kreisen!

Dennoch war Peucker auch Empfindungen von zarterer Art zugänglich. Wir führen hier nur zwei Dichtungen von ihm an, die mit **Allem** rivalisieren können, was das 17. Jahrhundert in dieser Art der Poesie hervorgebracht hat. Ein klagendes Liebeslied, in welchem merkwürdigerweise am Schlusse eine hochaltertümliche Wendung wiederholt wird, enthält die Strophen:

„Tausendfache Schmerzen
Hab, ich und auch Pein,
Liebst', in meinem Hertzen! —
Ach, — wann soll es sein,
Daß Du „Ja!“ wirst sprechen
Und von Deiner Hand
Geben mir ein Liebes-Pfand?

Halt' den Schlaf zurücke,
Wunderschönes Bild, —
Bis mir Deine Blicke
Gram und Leid gestillt. —
Zeige mir die Wangen
Und den Rosenmund,
Der mich wieder macht gesund!“ —

Auch **hier** tritt das **Sangbare** der Peuckerschen Lyrik deutlich hervor.

Einer großen Beliebtheit erfreuten sich damals die sogenannten „Echo-Gedichte“, d. h. Dichtungen, in welchen ein längerer Vers auf einen Reim schließt, den ein **zweiter kurz** beantwortet. Wir finden auch bei Peucker ein zierliches Stück dieser Gattung. Ein Schäfer unterhält sich also mit der sich spröde geberdenden Geliebten:

„Ach, Fillis, — wo bist Du zu suchen? —
Bei den Buchen!
Was sind Dir doch die Buchen nütze? —
Vor die Hitze!
Wem bringt die Hitze denn Beschwerde?
Meiner Heerde!
Ach, kann ich Dich denn nicht erreichen? —
Ich muß weichen!
Wohin? Wohin? Zu Deiner Kathen? —
Kannst Du raten!
Hast Du nicht Hürden aufgeschlagen? —
Ich will's wagen!
So wag's! — Gewagt hat oft getroffen!
Ich will's hoffen!
Wo soll ich Dich des Abends finden? —
Bei der Linden!
Gar gut, — wir wollen uns schon treffen! —
Wo nicht — äffen!
Mein Herz ist gegen Dich verliebet! —
Mein's — betrübet!
Liebt Fillis mich, — nochmals gefraget? —
Ja, zugesaget!“ —

Wir begeben uns in ein noch höheres Gebiet der Poesie, — wir fragen: „Wie stand der Dichter, der in so vollen Zügen den Becher der Lebensfreude geschlürft hat, — wie stand er zu seinem Gotte?" — Es ist nun freilich herkömmlich, daß man bei den Erotikern und Anakreontikern des 17. Jahrhunderts stets etwas von religiöser Poesie, — von Dichtungen, welche den englischen „sacred songs" genau entsprechen, d. h. Paraphrasen des Wortes der heiligen Schrift sind, vorfindet. Wir freuen uns, in bezug hierauf behaupten zu dürfen: Peucker stand in dieser einen Beziehung über vielen andern seiner zum Teil hochgefeierten Zeitgenossen! Das Unglück ist ja eine Schule; — vielleicht hat dasselbe auch ihn zu Gott geführt, so kleinlich, so lascio, so unrein vieles in seinem früheren Leben gewesen war. Hören wir nur die Verse:

„Komm', bester Trost in aller Welt,
Du Geist, der meiner Seel' gefällt,
Komm', süßes Labsal, — wohn' in mir!
Ach, wie verlanget mich nach Dir!

Komm, der Du mir die Ruh' noch nie
Versagt hast mitten in der Müh',
Und wann Du mich mit Thränen tränkst,
Bald auch den Freudenbecher schänkst!" —

Das ist ein ergreifendes und hochedel ausgedrücktes „De profundis clamavi ad te, domine!" Und das versöhnt uns mit vielem! —

Fällt also auch auf Peuckers Charakter ein gut bemessen Teil der Schwächen des älteren Berliner Bürgertums, — wir dürfen doch auch nicht vergessen, daß er in einzelnen Momenten sich über sich selbst und die Zeit erhoben hat, und grade wegen dieser psychologisch und litterargeschichtlich so interessanten Thatsache haben wir den Dichter hier so breit behandelt.

Was uns nun noch zu erwähnen übrig bleibt, sind Kuriosa. Wir haben noch keine Geschichte der plattdeutschen Dichtkunst. Der zukünftige Litterarhistoriker derselben aber möge die Thatsache vermerken, daß auch bei Peucker sich bereits Ansätze zu derselben finden. Etwas pessimistisch und sozialistisch, aber durchaus naturwahr läßt unser alter Freund einst einen märkischen Schäfer also sprechen:

„Man seet mi veel van Scäper-Fröde; —
Mi is se wol wat selden hie;
Ick drimwe wedder ut ter Weede;
Dat Veh, dat springt, — ick weene hie!
Meng Höst is mi reets hin gestorwen,
Det ick mit groter Möh erworwen.

Ick mutt in minnen ollen Daben,
Sal engers Framen (Wohlstand) sin geschafft,
Des Nachts mi bee den Hörden plahen
Unn waken, wann min Törke (der Hund) blafft,
Dat Graurock (der Wolf) niht nach sinen Willen
Kann nach de kleenen Lämmer fühlen!" —

Nicht wahr, — das ist außerordentlich drastisch und naturwahr?

Ein zweites Kuriosum! Herr Peucker war ein Anagrammatist, — so heißen ja wohl diese Leute, comme il faut. — Wir erinnern uns, — wir Jungen liebten einst in dem alten Berlin von 1853 eine sogenannte „Räubersprache", in welcher

das Wort durch Umstellung der Buchstaben unkenntlich gemacht wurde. Zu unserem großen Erstaunen fanden wir bei Peucker nun das ganz gleiche, rein kindische Verfahren, „Rothwälsch“ zu reden. So gestaltet sich ihm sein eigener Name „Peucker“ zu dem Worte „Ukeper“,

„Berlin“ wird „Brenil“,
„Kölln“ wird „Nokell“,
„die Spree“ — „der Respenstrom“,

und, daß wir sofort etwas echt Volkstümliches damit verbinden: sein Podagra heißt ihm „Potengram“!

Immerhin wird diese eingehende Darstellung gezeigt haben, daß Peuckers Gedichte auch allgemeinerer Beachtung wert und würdig sind. Erst im Jahre 1702 hat der Buchhändler Otto Christian Pfeffer dieselben in der Schlechtigerschen Offizin zu Berlin unter dem folgenden Titel herausgegeben:

„Nikolai Peuckers, des berühmten Cöllnischen Poeten und weyland Churf. Brand. Kammer-Gerichts-Advocati, wie auch Stadtrichters und Rats-Kämmerers in Cölln an der Spree, wohlklingende lustige Paucke von 100 Sinnreichen Schertz-Gedichten, Teils der Hohen Herrschaft in tiefster Unterthänigkeit, Teils vielen Hoch-Adelichen und vielen anderen vornehmen hiesigen Familien zu besonderen Ehren geschrieben, Nunmehr aber nach des sel. Autoris Tode in dieser Ordnung verfasset, mit Fleiß übersehen und zum Druck befodert von Otto Christian Pfeffern, Buchhändlern in Berlin.“

Ein Wiederabdruck dieser Peuckerschen Gedichte ist bereits in Aussicht genommen.

Jetzt noch zu einem letzten Punkte! Man ist gewiß versucht, nach all dem Vorstehenden sich Herrn Peucker als einen wohlbeleibten Mann von fröhlichem Gesichtsausdrucke vorzustellen. Nun steht vor der soeben erwähnten Ausgabe seiner Gedichte sein Bild; — dasselbe enttäuscht uns vollkommen. Der Dichter trägt entschieden melancholische Züge. Das ist jedoch erklärlich. Denken wir nur an seine Gicht und an seine Armut! Aber Peucker war eine ringende, elastische Natur, — er war im Kleinen das, was im Großen der berühmte „struggler with fortune“, — was Walter Scott gewesen ist. Es ehrt den Mann, daß er sich auf seinem Notariatssiegel als einen „Pauker“ darstellen ließ, welcher die ihn umschwirrenden Fliegen und Wespen der Sorge zu verscheuchen sucht.

Die Umschrift dieses Siegels lautet zuversichtlich:

„Turbabor, sed non perturbabor!“

Daß wir's nach unsrer Art übertragen:

„Daß man mich peinigt, kann ich nicht verhindern; — aber ich werde den Kopf trotzdem nicht verlieren!“ —

Es ist diesem Berliner Dichter in der That kein beneidenswertes Los gefallen. Aber gern denken wir uns den alten Herrn Peucker, wie er in fröhlicher Gesellschaft auf einem Fischernachen, welcher reichlich mit Bier und märkischem Rebensafte, mit Käse und Brot, mit Schinken und Wurst versehen ist, die Spree hinauffährt, dem alten Burgwalle bei Treptow zu. Die Sonnenglut funkelt auf dem blauen, breiten, leise wogenden Wasser des Flusses. Da hebt einer das „neue“ Lied des Dichters zu singen an, der fröhlich zechend selber im Kahne sitzt: — das Lied:

„Im Sommer, im Sommer ist lustige Zeit!“ —

Hin treibt der Kahn, und bald verhallt das Lied.

Völlig entgegengesetzt der Richtung, welche Peucker eingeschlagen hatte, ist endlich die des Reichsfreiherrn Rudolf Ludwig von Canitz, dessen Anfänge noch in die Zeit des großen Kurfürsten fallen. Canitz repräsentiert der bürgerlichen Poesie Peuckers gegenüber die höfische Dichtung. Es wird indessen erst unter der folgenden Regierung, welche das schöne Talent dieses liebenswürdigen Mannes fröhlich sich entfalten sah, näher auf ihn einzugehen sein.

Nur kümmerlich sind dagegen die dramatischen Hervorbringungen dieser Tage. Der große Kurfürst hat, anscheinend aus religiösen Gründen, die szenischen Darstellungen nicht eben geliebt. Im Jahre 1660 bat der Meister Kasper von Zimmern, welcher mit zehn Studiosen, sowie mit seiner Frau und seinen Kindern im Lande umherzog, gar demütig um eine Theaterkonzession für Berlin; es verlautet indessen nichts darüber, ob dieser Mann eine solche erhalten hat. Ererbietig versprach er indessen, „Gebete für die Inkolumität und Sicherheit Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zum Himmel emporzusenden, wenn diese ihn von dem sicher bevorstehenden Untergang erretten wollte.“ Erst im Jahre 1674 stoßen wir sodann auf das Blankett einer Theaterkonzession; der Name des mit ihr Begnadigten ist merkwürdigerweise nicht in ihr erwähnt. Fast will es uns scheinen, als ob die Verhandlungen sich an einer in dem Dokumente befindlichen Klausel zerschlagen hätten. Der Konzessionierte sollte nämlich den dritten Teil des Reinertrages seiner Aufführungen an die Hospitäler Berlins und Köllns abführen.

Im Jahre 1679 wurde es dem Italiener Philippo de Julianis allerdings gestattet, „sich mit seinen Künsten allhier sehen zu lassen“; doch mußte er an den Sonntagen sein Spiel stets gänzlich aussetzen. Man sieht es klar: die dramatische Kunst als Beruf war noch geächtet; — wohl aber kam für die Aufführungen der Schüler, namentlich für das „drama sacrum“, jetzt eine Zeit der erfreulichsten Blüte.

Schon am 2. Januar 1645 wurde in dem Gymnasium zum grauen Kloster eine Neujahrsfeier veranstaltet, welche aus Deklamationen der Schüler bestand. „Jedem der Stände, von der Landesherrschaft abwärts bis zum Bettler wurde ein Edelstein zuerkannt und dessen Bedeutung allegorisch erklärt. So erhielt der Kurfürst den Jaspis, welcher das Blut stillt, der Soldat den Hämathyt, welcher nach Blut lechzt und mutig macht; der Kranke den Granat, welcher die Trauer vertreibt, der Verleumder den Kiesel, das Sinnbild des Neides. In demselben Jahre wurde auf gleicher Stätte der „Abschied der Franziskaner von der Stadt Berlin“ in szenischer Weise aufgeführt; 1646 folgte die Darstellung des Sündenfalles, der „Lapsus Adamiticus“ vom Rektor Adam Spengler, „in welchem neben Gott, Christus, Adam und Eva auch Luzifer auftrat“. Am 4. Januar 1649 wurde „mit den Blumen gespielt“ und jedem Stande eine bedeutungsvolle Blume gewidmet, dem Kurfürsten ein Ölzweig, seiner Gemahlin die Rose, dem Rate der Stadt der Ehrenpreis, den Lehrern des Gymnasiums der — Wermut. Am 6. Februar 1663, dem Geburtstage sowohl des Kurfürsten wie des Kurprinzen Karl Ämil wurde eine dramatische Huldigung vor den beiden Fürsten aufgeführt, und 1668 ging der Untergang der persischen Monarchie unter Darius Codomannus, ein fünfaktiges Trauerspiel von dem Subkonrektor Samuel Rosa über die Bühne, welche im Rathause aufgeschlagen war. Eine Büchse am Zugange zur Treppe sammelte bei solchen Aufführungen in diskreter Weise dann freiwillige Spenden ein, um die Unkosten zu decken und den Schülern wohl auch eine bescheidene „Collation“ zu gewähren. Im Jahre 1669 verfaßte Samuel Rosa ferner ein lateinisches Drama

über den peinlichen „Prozeß des Epaminondas", 1671 folgte der „sieghafte Alexander" vom Rektor Weber und Kantor Koch, 1674 „Bellerophons Sieg", und 1677/8 gewährten die Thaten des kurbrandenburgischen Heeres, „die Einnahme Stettins", die Eroberung Anklams", den Lehrern Madeweis und Musäus vom grauen Kloster willkommenen Stoff zu szenischen Darstellungen. Leider benutzte man die letzteren in Zeiten religiöser Erregtheit auch dazu, die Reformierten zu verspotten. Der Subkonrektor Gottfried Rösener verfaßte im Jahre 1661 ein Spiel „vom heiligen Abendmahle", in welchem die Kommunionsweise der Reformierten verhöhnt wurde; es erfolgte hierfür selbstverständlich eine strenge Ahndung seitens der Landesherrschaft.

Nachdem wir das Gebiet der Berliner Dichtung dieser Zeit durchstreift haben, sei hier auch noch ein kurzes Wort in bezug auf die Musik angeschlossen. Friedrich Wilhelm liebte sie sehr. Im Dome „dirigierte" Christof Haselberg auf seine Veranlassung schon im Jahre 1652 die Vokal- und Instrumentalmusiken; im Jahre 1657 schickte der Kurfürst seinen „Hofmusikanten" Hans Friedrich Helwig in ferne Lande, „um sich besser ausbilden zu lassen", um dieselbe Zeit standen der Franzose Paul Prevost und die Engländer John Stanley, Walter Rowe und William Carwy in den Diensten des großen Kurfürsten.

Nach diesem Überblicke über die Kunst und Poesie zur Zeit des großen Kurfürsten folge jetzt noch eine kurze Schilderung des Zustandes, in welchem die Wissenschaften in diesen entscheidungsvollen Tagen sich zu Berlin befunden haben.

Mit hohem Eifer sorgte Friedrich Wilhelm für die Volksbildung. Des Raueschen Entwurfes zur Verbesserung des Schulwesens von 1654 und der Verlegung des Joachimsthalschen Gymnasiums nach Berlin, 1655, erwähnten wir bereits. Oft hat das letztere seine Stätte gewechselt; stets aber bewahrte Friedrich Wilhelm dieser reformierten Schule, bei welcher keine Spiele agiert wurden, seine besondere Huld. Noch im Jahre 1682, am 29. August, stiftete er vier Freistellen an diesem Gymnasium, zwei für polnische und zwei für litauische Edelknaben. Auch der Schule im grauen Kloster wendete Friedrich Wilhelm unter dem 9. Dezember 1681 und dem 7. Februar 1682 eine jährliche Einnahme von 500 Thalern aus der Accise zu. Diese Summe wurde zu Remunerationen für die Lehrer verwendet; es hörte infolgedessen der demütigende „freie Tisch" auf, welchen die Herren bei den Bürgern genossen. Diese Wohlthätigkeit des großen Herrschers gegen die Schulen regte wiederum auch die Bürgerschaft zu einer Fülle von Stiftungen an, welche in Segen zum Teile noch heute fortbestehen. So legierte der Leibarzt Martin Weise dem grauen Kloster 500 und Frau Dorothea Emerentia von der Linde ebenfalls 500 Thaler.

Am 5. März oder am 5. Mai 1683 erfolgte sodann die Stiftung des Friedrichswerderschen Gymnasiums. Fröhlich aber blühte um diese Zeit besonders die alte köllnische Schule unter ihrem berühmten Rektor Johann Bödiker, dem Verfasser der „Grundsätze deutscher Sprache" auf. Wir hören später noch mehr von ihm.

Auch die Bildung des heranwachsenden weiblichen Geschlechtes wurde jetzt thatkräftiger gefördert. Nach fast allgemeiner Angabe soll die erste Berliner Mädchenschule erst im Jahre 1670 auf dem Nikolai-Kirchhofe von der Ehefrau des Kammerlakaien Christian Schmol gegründet worden sein. Das ist indessen doch wohl nicht recht denkbar. „Jungfernschulen" werden auch vorher wohl schon bestanden haben; nur mag es allerdings recht kläglich um dieselben bestellt und jene Anstalt die erste bessere Mädchenschule gewesen sein.

Mit ganz besonderer Vorliebe gab sich Friedrich Wilhelm der Große indessen besonders den historischen Wissenschaften hin; — ein erlauchtes Beispiel, welchem unser jüngst entschlafener hehrer, tiefunglücklicher Kaiser Friedrich glanzvoll nachfolgen wollte. Schon im Jahre 1653 berief der Kurfürst den Historiographen Johannes Hübner nach Berlin, um die Geschichte des Hauses Brandenburg zu schreiben: aber schon 1661 wurde dieser Gelehrte wiederum entlassen, „weil er keine Kirche besuchte und seinen Atheismus offen zur Schau trug". Sein Amt ging auf den Gröninger Professor Martin Schookius oder Schockius über; auch dem „Entwurfe" Hendrichs, derer „die Mark Brandenburg betreffende Sachen" wurde im Jahre 1682 durch kurfürstliche Munifizenz zum Drucke verholfen. Im Jahre 1687 erschienen zu Amsterdam in kurfürstlichem Auftrage Gregorio Leti's „Ritratti storici, politici etc. della casa serenissima elettorale di Brandenburgo"; Friedrich Wilhelm ließ dem Verfasser für dieses Werk eine Medaille, 100 Dukaten an Wert und eine Anweisung auf 500 Thaler einhändigen. Als ihm wegen der Gewährung eines so reichen Geschenkes und wegen des Wortlautes des beifolgenden Briefes von seiner Umgebung Vorstellungen gemacht wurden, soll der große Kurfürst geäußert haben:

„Ich darf mich wohl mit Fug und Recht bemühen, einige Zeilen zur Freude eines Mannes zu schreiben, welcher zur Ehre meines Hauses zwei so starke Bände verfaßt hat." — Der Theologe Christian Kirchner erhielt, um das neue Testament in der Übersetzung Ephraims des Syrers in syrischer Sprache herausgeben zu können, ein Geschenk von 1000, — der Hofprediger Heinrich Schmettau für die Übersetzung der in England erschienenen biblischen Geschichte von Joseph Hall 200 Thaler. Auch Jean Baptiste de Rocolle, Magirus und Samuel von Pufendorf wurden gewissermaßen als offiziöse Historiker durch Friedrich Wilhelm nach Berlin gezogen. Höchst merkwürdig ist ferner jene Pflege, welche Friedrich Wilhelm den scheinbar so weit abliegenden orientalischen Wissenschaften angedeihen ließ. Andreas Müller, gebürtig aus Greifenhagen, dann Pastor in Bernau und von 1667 bis 1685 Propst an St. Nikolai zu Berlin, zeichnete sich zu dieser Zeit durch seine chinesischen Studien in besonderer Weise aus. Man sagt, der originelle Mann sei dem großen Kurfürsten dadurch bekannt geworden, daß er bei einer dem Bürgermeister Georg Maus zu Bernau gewidmeten Leichenpredigt einst die drastischen Worten geäußert habe:

„Wir sind allzumal Gottes lastbare Esel! Unsere Bürger sind Esel, denn sie haben schwere Bürden zu tragen. Unsere Ratmannen sind große Esel, denn es lieget ihnen noch mehr auf. Wir Prediger sind noch größere Esel, denn wir haben noch mehr zu tragen; unser allergnädigster Kurfürst und Herr aber ist der allergrößeste Esel, denn auf ihm ruhet ja unser aller Last!"

Georg Gottfried Küster giebt überaus eingehende Nachrichten von diesem so merkwürdigen Berliner Propste. Wir entnehmen ihnen jedoch nur das Folgende:

Andreas Müller hatte in England chinesische und japanesische Sprachstudien begonnen und durchgeführt; er hatte sich sodann mit höchster Sorgfalt der Erforschung der Litteratur des asiatischen Ostens zugewendet, von welcher die Sage ging, daß noch „viele unerforschte Weisheit in ihr zu entdecken sei". Friedrich Wilhelm aber förderte Müllers Studien vorzüglich aus handelspolitischen Gründen; er beschenkte den sprachkundigen Propst reichlich mit goldenen und silbernen Bechern, sowie mit anderen Ehrenspenden. Propst Müller hielt darauf im Schlosse zu Kölln Vorlesungen über die Sitten und Gewohnheiten der Chinesen, welchen selbst der Kurfürst und

seine Gemahlin beiwohnten. Gleichwohl war es doch nur Bücherweisheit, welche der Propst zu Berlin auszuteilen vermochte, und es fehlte selbst an Neidern nicht, welche nicht daran glauben wollten, daß Müller den sogenannten „sinesischen Schlüssel“ entdeckt habe. Gewiß aber ist, daß der Propst Müller und ein aus dem Dienste der holländisch-ostindischen Kompagnie in das Amt eines kurbrandenburgischen Leibarztes übergetretener Doktor Cleyer in Holland chinesische Manuskripte in Menge aufgekauft haben. Auch der Nachlaß des Königsberger Professors Petraeus, in welchem sich unter anderem auch die äthiopischen und koptischen Bibelübersetzungen befanden, wurde zur Förderung von Müllers Studien durch den Kurfürsten erworben. Der Propst von St. Nikolai hatte unterdessen ein Alphabet von beinahe siebzig Sprachen nebst hundert Übersetzungen des „Vater-Unsers“ in fremde Sprachen verfaßt; er hatte Inschriften selbst aus Persepolis und aus Palmyra drucken lassen und Auszüge aus einer Schrift des Tartaren Aziz Nesepha „von der Erkenntnis Gottes und der Menschen“ veranstaltet. Er hatte ferner Marco Polos „Reisen“ und viele orientalische Geschichtswerke herausgegeben. Verbittert jedoch durch das geringe Verständnis, welches er trotz der Unterstützung Friedrich Wilhelms in der Hauptstadt Kurbrandenburgs fand, ging Müller endlich nach seinem Vaterlande Pommern und nach der Stadt Stettin zurück. Dort ist er im Jahre 1694 verstorben. In seinen letzten Lebensstunden verbrannte er den größeren Teil seiner Sammlungen, — so auch die japanesischen Kuriositäten; — den anderen, kleineren aber schenkte er dem Stettiner Gymnasium. Seine „sinesische Druckerei“, — er hatte die krausen Wortbilder der Orientalen, soweit sie ihm zugänglich geworden waren, in Holz schneiden lassen, — hatte er bereits bei seinem freiwillig von ihm erbetenen Abzuge von Berlin der Bibliothek des großen Kurfürsten überlassen. Andreas Müller verdient in jedem Falle eine Monographie.

Der Leibarzt Mentzel setzte diese chinesischen Studien Müllers fort. Er suchte dieselben indessen auch praktisch zu verwerten. Ihm und dem etwas unstäten holländischen Doktor Cornelius Bontekoe verdanken wir, wie hier beiläufig bemerkt werden soll, auch die Einführung des Thees in Berlin. Bontekoe hatte während eines Aufenthaltes in Hamburg einst eine Lobschrift über die in Deutschland damals noch wenig bekannten Getränke „Kaffee, Thee und Chokolade“ herausgegeben; er wendete den Thee namentlich auch als schweißtreibendes Mittel, — als Mittel gegen die Beschwerden des Podagras bei dem großen Kurfürsten selbst an, und — er hatte Erfolg. „Von dieser Zeit ab wurde der Thee ein allgemeines Getränk der Vornehmen und allmählich auch der Unbemittelten,“ sagt König. Mentzel brachte ferner eine Sammlung von etwa 1400 Abbildungen japanischer Tiere und Pflanzen zusammen. Dieses Werk befindet sich noch heute in der Königlichen Bibliothek, und schon seine Vorrede enthält jene Entdeckung, durch welche Linné nachmals unsterblich geworden ist. Denn Mentzel erklärt in derselben, daß die Pflanzen samt und sonders entweder von getrenntem oder in einer Blüte vereinigtem, hermaphroditischem Geschlechte seien. Und danach seien sie logisch in verschiedene Klassen zu ordnen. —

Es war, wie wir sahen, der Fürst Moritz von Nassau, welchem Berlin die Erweiterung seiner „Linden-Anlage“ verdankt. Derselbe hochverdiente Herrenmeister des Johanniter-Ordens hatte in Brasilien, welches er selbst bereist hatte, kartographische und landschaftliche Aufnahmen, sowie auch zoologische und botanische

Abbildungen in großer Anzahl anfertigen lassen; er verehrte diesen „Brasilianischen Schauplatz" sodann seinem kurfürstlichen Freunde Friedrich Wilhelm. Der erlauchte Herr nahm dergleichen Geschenke stets mit Freude an, wie er denn überhaupt jedweder wissenschaftlichen Anregung gegenüber sich stets als sehr leicht zugänglich erwies. Es konnte daher nicht fehlen, daß auch Abenteurer unterweilen sich ihm nahten. Ein solcher war ohne Zweifel der schwedische Reichsrat Benediktus Skytte, welcher im Jahre 1666 dem großen Kurfürsten durch den Leibarzt Bonnet den Plan zur Gründung einer Welt- und Universal-Hochschule in der Mark Brandenburg unterbreiten ließ. In einer neu anzulegenden, oder, wenn schon jetzt vorhandenen, so doch zu einer gewaltigen Festung umzuschaffenden Stadt — Skytte hatte zuerst die alte bischöflich-brandenburgische Residenz Ziesar ins Auge gefaßt, — sollte eine Hochschule errichtet werden, an welche die berühmtesten Gelehrten und Künstler aller Völker berufen werden sollten, um jedwede Kunst zu lehren und jedwede Wissenschaft zu verallgemeinern. Besondere Pflege sollte ferner dem Gebiete der Erfindungen zu teil werden. Auf diese Weise werde ein Zentralpunkt aller Wissenschaft und Kunst, aller Industrie und aller Technik geschaffen werden, an welchem eine auserlesene Bevölkerung sich dann von selbst ansiedeln werde. — Der Kurfürst übertrug seinem Geheimen Rate von Bonin die Begutachtung dieses Planes; Bonin wollte jedoch verständigerweise an die Möglichkeit des Bestehens einer internationalen Hochschule dieser Art schon darum nicht recht glauben, weil eine Solidarität der Interessen zwischen den einzelnen Völkern nie und nimmer herzustellen sei. Gleichwohl erlangte es Skytte von Friedrich Wilhelm dennoch, daß 15 000 Thaler zur Vergrößerung Ziesars angewiesen wurden Am 12. April 1667 unterschrieb der große Kurfürst endlich sogar einen in pomphaftem Stile abgefaßten Stiftungsbrief der „Universitas Scientiarum et Artium Brandenburgica omnium Gentium." Man gedachte nunmehr, statt Ziesars das alte, ruhmumglänzte Tangermünde zu einem solchen Musensitze einzurichten. Schon hatte die neue Hochschule auch ihr Siegel erhalten, — das Bild des Kurfürsten, welcher mit dem Kurzepter auf den Tempel der „Weisheit" hindeutete, während Minerva ihn mit dem Ölzweige schmückte.

„Nobilis sic Orbis in Orbe. Fundatore Friderico Wilhelmo Electore"

— so lautete die Umschrift desselben. Natürlich aber fanden sich weder die „berühmten Gelehrten", noch die „reichen Fremden" in einer so großen Anzahl ein, daß dieses denkwürdige Unternehmen irgend welche Aussicht auf Erfolge zu gewähren vermocht hätte. Bonins verständige und sehr sachgemäße Vorstellungen scheinen endlich dem „Windmacher", wie unser alter Freund König Herrn Skytte nennt, „die Larve vom Antlitze abgezogen zu haben". — „Le projet glorieux d'une ville savante fut abandonné," sagt ein späterer Schriftsteller, Monsieur Erman; dasselbe ist dennoch mehrfach wieder aufgetaucht.

In hoher Blüte standen unter Friedrich Wilhelm dem Großen zu Berlin besonders aber die medizinischen Wissenschaften. Seine Leibärzte Weise, Bonnet, Pankow, Mentzel haben wir bereits erwähnt; ihnen schließen sich die Doktoren Garlieb von der Mühlen und Timäus von Güldenklee ebenbürtig an. Am 1. November 1685 erfolgte in unserer Stadt die Stiftung eines „Collegium medicum", einer Medizinal-Aufsichtsbehörde. Auch die „Okulisten", die „Stein-" und „Bruchschneider", ja selbst die „Zahnbrecher", wie man die Herren Dentologen damals nannte, sollten nun ohne vorangegangene Prüfung nicht mehr praktizieren. Timäus

von Güldenklee — er wird anderwärts übrigens auch Timotheus genannt — arbeitete sodann eine neue „Medizinal- und Apotheker-Ordnung“, sowie eine „Apotheker-Waren-Taxe“ aus, welche allerdings bei den Pharmazeuten nur geringen Anklang fand.

Dem thätigen, unermüdlich für sein Land und sein Volk schaffenden Herrn lag indessen ganz besonders die Pflicht am Herzen, die exakten Wissenschaften zu fördern. Auf philosophische oder theologische Spitzfindigkeiten, welche im letzten Grunde doch niemals etwas erklären und für das Volkswohl absolut wertlos sind, hat dieser weise Herrscher nicht das mindeste gegeben. Friedrich Wilhelm war ein bewußter Realist durch und durch; selbst das sittliche Ideal erschien seinem reinen, hohen und männlichen Sinne unmittelbar nur als reale Pflicht, — als ein kategorischer Imperativus schon lange vor dem großen Denker Kant. „Die Wissenschaft hat nur dann einen rechten Wert, wenn sie die Vaterlandsliebe, die sittliche Tüchtigkeit, die Frömmigkeit und den wahren Wohlstand des Volkes vermehrt;“ — das war ihm entschieden ein Fundamentalsatz. Deshalb sorgte Friedrich Wilhelm auch im edelsten Sinne, — und nicht etwa nur durch die heut' so sehr beliebte Verwässerung der Wissenschaft — für die Volksbildung. Zunächst gehört hierher seine Fürsorge für den Buchhandel in Berlin. Eine Berliner Buchhandlung, deren Eigentümer ein gewisser Johann Kalle war, befand sich schon im Jahre 1659 „in der Nähe des Schloßthores“, d. h. in einem Kioske auf dem heutigen Schloßplatze. Diesen Laden kaufte im Jahre 1659 der Verlagsbuchhändler Rupert Völcker; er erhielt anno 1660 ein Privilegium zunächst für Berlin und anno 1668 ein solches auch für Frankfurt an der Oder. Andere Buchhandlungen und Verlagsanstalten der damaligen Städte Berlin und Kölln waren die Offizinen von Martin Guht und Christoph Runge. Namentlich die Rungesche Buchhandlung hat sich durch die Herstellung ihrer Gesangbücher einen dauernden Ruhm erworben. Einzelheiten können auch auf diesem Gebiete nur durch sehr umfassende Monographien dargestellt werden; im allgemeinen aber ist es unverkennbar, wie sich nun das sogenannte „Buchgewerbe“ in Berlin zu heben begann. Mit ihm natürlich auch das Zeitungs- und das Bibliothekwesen! Es erschienen um diese Zeit — 1660—1680, — freilich nur unregelmäßig, bereits verschiedene Berliner Zeitungen; — es wurde auch über die mangelnde Wahrheitsliebe derselben nicht mehr in jenem Maße wie früher geklagt. So oft eine „Haupt- und Staats-Aktion“ geschehen war, erfolgte eine, wenngleich nur allgemein gehaltene, so doch in den Hauptsachen richtige Darstellung der Vorgänge und des Sachverhaltes. Es gab neben den gedruckten Zeitungen jener Tage aber auch immer noch geschriebene „Neweste Berichte“; dieselben gehören jetzt zu den am sorgfältigsten gehüteten Schätzen unserer Berliner Bibliotheken.

Auch die Geschichte des letztgenannten Arbeitsfeldes, auch die Entwickelung des Berliner Bibliothekswesens, muß hier in kurzen Zügen dargestellt werden. Als Friedrich Wilhelm die Regierung antrat, befanden „sich nur sehr wenige Bücher im Besitze des kurfürstlichen Hauses;“ — ihre Anzahl war so klein, daß sie selbst einem Privatmanne zu wissenschaftlichen Zwecken nicht zu genügen vermochte. Ein enger Raum im alten Schlosse „unter dem Dache“ genügte zur Aufbewahrung dieser Büchervorräte. Friedrich Wilhelm aber sammelte mit unermüdlichem Eifer weiter; im Jahre 1661 bestimmte er sodann die obere Etage der Schloßapotheke, einen schönen, mit Gemälden reichversehenen Raum, zur Aufbewahrung seiner Bücherschätze. Auf das

Bereitwilligste wurde [illegible] vermehrt. [illegible] nächst Ankäufe in [illegible] im Jahre [illegible] des Christian von [illegible] und des [illegible] Vorstius erworben. Im Jahre [illegible] Kataloge dieser kurfürstlichen [illegible] lungen eines Herrn von [illegible], eines Barons von [illegible] und der Bücherschatz der Kurfürstin Luise [illegible] auf Straf- und [illegible] ergänzen. Um nur einzelne Thatsachen anzuführen — auch für [illegible] von der [illegible] — erwähnen wir hier, daß im Jahre 167[illegible] die Wittwe [illegible] ihres Mannes [illegible] Thaler [illegible], — daß im Jahre 167[illegible] für 500 Thaler [illegible] Niederlande [illegible] wurden, und daß der [illegible] Andreas Müller zu [illegible]. Im Jahre 1684 [illegible] Bogislav von [illegible] in [illegible] dem großen Kurfürsten. [illegible] die Bücher der Kurfürstin Luise und die des [illegible] von [illegible]. Der [illegible] der kurfürstlichen Bibliothek für Bücheranschaffungen betrug indessen nach den Berechnungen des Herrn von [illegible] nur [illegible] 424 Thaler. [illegible] der Bücherschätze des Hauses Blumenthal, welche zum großen Theile aus dem Nachlaß des großen Freiherrn von Schwerin herrührten. Die Errichtung eines besonderen Bibliothekgebäudes im [illegible] wurde indessen durch den Tod des großen Kurfürsten vereitelt.

Mit [illegible] Eifer wie Bücher sammelte der große Kurfürst aber auch Münzen, Medaillen und andere Kunstschätze: — [illegible] welcher ihn einst in den Niederlanden so mächtig ergriffen hatte. Der uns verstattete Raum erlaubt es jedoch nicht, hier Einzelnen zu erwähnen; dieselben sind in jeder guten Geschichte des großen Kurfürsten ja auch mit leichter Mühe aufzufinden. Uns kommt es hier nur darauf an, jenen Einfluß zu schildern, welchen die wissenschaftlichen Bestrebungen und das nie ermüdende, [illegible] Interesse dieses großen Herrschers auf sein Volk ausgeübt haben. Auch in dieser Beziehung aber kann sich unser Lob nicht [illegible] genug gestalten. [illegible] Er gab seinem Volke nicht nur die politische Ehre zurück; er [illegible] nicht nur zu [illegible] praktischen Thatsachen [illegible] an: nein, er schenkte den [illegible] und die Achtung vor der Wissenschaft; er wies sie hochherzig auch auf [illegible] Bestrebungen, auf ideale Zwecke. [illegible] — die Geringfügigkeit der Mittel, welche ihm [illegible] und diese allzeit [illegible] Fürsorge für alles und jedes, was seinem Volke nur irgendwie nützen und frommen konnte, so erkennen wir in ihm wohl den Größten und Erhabensten seines von Gott so außergewöhnlich reich begabten Hauses. [illegible] Der edle Herr und Kaiser, welcher die [illegible] und die universale Bedeutung dieses Fürsten für uns und unser Staatswesen voll und ganz erkannte, — Kaiser Friedrich, ist leider allzu schnell von uns geschieden. [illegible] in Berlin heute lebt: Der große Kurfürst hat [illegible]

gepflanzt; er hat es mit unvergleichlicher Treue auch gepflegt und gehütet. „Messieurs, — der hat viel gethan!“ — Als Friedrich der Große mit feuchtem Auge vor den sterblichen Resten Friedrich Wilhelms stand und diese wenigen Worte höchster Anerkennung aussprach, da fiel die ganze Größe des Unvergleichlichen ihm hell ins Auge; — da bekräftigte er auch die erfreuliche Thatsache, daß Friedrich Wilhelm der Große auch als der Erwecker des wissenschaftlichen Sinnes bei uns anzusehen ist. —

Eine Betrachtung der inneren Zustände Berlins unter dem großen Kurfürsten hat ferner noch eine Schilderung der bürgerlichen Sitte, des häuslichen Lebens, der Tracht u. s. w. zu geben. Wir haben oben bereits den hohen Herrn als den Bringer eines neuen Geistes dargestellt. Sittliche Tüchtigkeit stand dem frommen Fürsten stets obenan; er verlangte von seinen Räten eine tadellose Reinheit der Lebensführung; — selbst ein hohes Talent vermochte die Schwächen des Charakters in seinen Augen nicht zu verdecken. In Otto von Schwerin, dem Reinsten der Reinen, hatte er den edlen Mann gefunden, welcher seine hochgespannten Ansprüche an die Sittlichkeit seiner Unterthanen, an eine werkthätige Frömmigkeit und an eine unermüdliche Thätigkeit voll und ganz erfüllte. Schwerin, der lautere Christ, billigte freilich auch den Zweikampf; ja, er trat einst selbst mit der blanken Waffe für seine angegriffene Ehre ein Vielleicht war diese kavaliermäßige Anschauung des großen Freiherrn das Einzige, was ihn von dem Kurfürsten trennte; sonst herrschte eine völlige Übereinstimmung zwischen diesen beiden wahrhaft erlauchten Charakteren. Otto von Schwerin wurde somit der ständige Vermittler der Willensäußerungen Friedrich Wilhelms an sein Volk. Dieselben richteten sich besonders ernst gegen geschlechtliche Sünden und Ausschweifungen, gegen die Völlerei, gegen vermeintliche Zauberkünste, wie das „Böten, Hand- und Kristallsehen, das Sieblaufen und das Käseschreiben“, welches letztere wir vergeblich zu ergründen versucht haben. — Das Beispiel des hohen Herrn selbst, welches auch nicht einen einzigen ernsten Tadel zuließ, that indessen wohl das Meiste, um das Volk von Berlin sittlich fort und fort zu heben und um jenen streng häuslichen Sinn, — um jene Bescheidenheit und innere Tüchtigkeit zu verbreiten, — Eigenschaften, welche bis zum Zeitalter Friedrichs des Großen Palladien der Berliner Bürgerschaft geblieben sind.

Friedrich Wilhelms Gerichtspflege war eine sehr strenge; der Magistrat von Berlin mußte daher gleichfalls aufs strengste richten, und er hat's nach der Wendlandschen Chronik wirklich auch gethan. Es sollen hier jedoch nur einzelne, aber bezeichnende Einzelheiten aus den letzten achtzehn Regierungsjahren des Kurfürsten Friedrich Wilhelm angegeben werden, um uns ein lebendiges Bild der damaligen Rechtspflege zu gewähren. „Anno 1670, den 17. Juni ward ein entlaufener Soldat auf dem Molkenmarkte stranguliret. Den 19. Juli wurden 13 Soldaten Diebstahls halber zu Kölln in der großen (breiten) Straße durch die Spießruten gejaget. Den 23. Juli sollten zwei Soldaten, so Erzdiebe waren, an dem neuen Galgen auf dem Molkenmarkte aufgehängt werden. Der eine, Berent, war Sergeant, der andere, Otto, Musketier. Weil aber der Berent katholisch war, thäte ein katholischer Gesandter seinetwegen große Fürbitte. und wirklich erlangte dieser Herr dadurch auch endlich von Sr. Kurf. Gnaden soviel, daß die Diebe unter dem Gerichte darum spielen sollten, welcher von ihnen davon käme. Klaus Berent, zweifellos der Schuldigere, traf die meisten Augen, Otto aber mußte das Gelag bezahlen.“ — Es scheint, daß sich aus diesem Vorfalle die merkwürdige Sage von den beiden „Todeswürfeln“ entwickelt hat, welche

auf der ehemaligen Kunst- und Raritätenkammer aufbewahrt wurden. Die Verbrecher sollen auf einer Trommel gewürfelt haben; — der eine von ihnen warf 12 Augen; — bei dem Wurfe des anderen aber zersprang der eine der Würfel; — es standen den 12 Augen jenes armen Schächers nun 6 + 6 + 1 = 13 andere Augen entgegen. Der sittliche Sinn der Sage sieht jedoch entgegen der geschichtlichen Thatsache in dem Sieger einen schuldlosen Mann.

Ja, die Soldaten thaten wenig Gutes. Unter dem 9. Juli 1673 erwähnt die Wendlandsche Chronik von einem Offizier die unehrenhafte Thatsache, daß er einen Major, mit welchem er Kugeln wechselte, beim dritten Schusse „unredlicherweise," also mit Hinzunahme einer List, erschossen habe: — er mußte dies mit dem Leben büßen, obwohl er ein Manuskriptum hinter sich gelassen, daß er unschuldig sei." Am 24. März 1676 mußte selbst der Kommandant der Feste Löcknitz, ein Herr von Götzen, erschossen werden, weil er sich den Schweden „ohne Not ergeben hatte". Am 4. April desselben Jahres wurde ein Leutnant „Diebstahls halber" vor dem St., Jürgenthore enthauptet. „Im Jahre 1678, am 11. Januar, wurde einem Reuter welcher an etlichen Juden Straßenraub begangen, vor dem Berliner Rathause der Kopf abgeschlagen. Er gab in der Schöppenbank an, er hätte es aus Not thun müssen, weil er von seinem Vorgesetzten keine Löhnung bekommen habe; er bat also um Gnade. Der Richter ließ solches zwar sofort Sr. Kurf. Durchlaucht berichten; es half aber nichts; der Thäter mußte sterben." Ein andrer Soldat schlug einen silbernen Teller, welchen er aus dem Schlosse gestohlen hatte, in Stücke; er wollte dieselben verkaufen, wurde dabei jedoch ertappt und wurde auf dem Molkenmarkte gehängt. Diese Beispiele mögen genügen. Bedenken wir, daß die Garnison von Berlin nur aus angeworbenen Leuten bestand, so darf uns diese große Menge der grade von Soldaten begangenen und uns aufgezeichneten Strafthaten nicht verwundern. Die auf Läuterung der Sitten hingerichteten Bestrebungen des Kurfürsten erheischten also auch noch in seinen letzten Regierungsjahren die größte Strenge — selbst seinem Heere gegenüber. Was aber sollen wir zu der folgenden Nachricht Wendlands sagen;

„Den 19. August 1684 wurde eine Edelfrau, so eine geborene von Hake, vor dem berlinischen Rathause enthauptet, welche, nachdem ihr Mann, so ein Rittmeister gewesen, gestorben, mit einem andern Edelmann, von Röbel, so Weib und Kinder gehabt, zusammengehalten, und das Kind, das sie geboren, auf einem Tische kleingehackt und unter die Schweineträber gemenget, welches dann die Magd erkannt und verraten hat." — Es ist ein Zug furchtbarster sittlicher Roheit, welcher immer wieder von neuem durchbricht und sich selbst in den höheren Ständen bemerkbar macht. Es ist thöricht, aus diesem Zuge Beschuldigungen des Adels im Besonderen herzuleiten, wie dies de facto geschehen ist. Nein, — auch der brandenburgische Adel ist von Friedrich Wilhelm mit dem Geiste echter Ehre erfüllt worden und hat ihm am freudigsten gedient. Gleichwohl auch hier ein Zug derartiger Roheit! Er trit eben überall hervor, — wie wir gezeigt haben, selbst in dem Heere und in der Geistlichkeit, beim männlichen und beim weiblichen Geschlechte, bei Christen und bei Juden. Auch über Verbrechen aus der Mitte der israelitischen Gemeinde enthält die Wendlandsche Chronik nämlich sehr interessante Nachrichten. Das gebildete Bürgertum von Berlin, die gelehrten Kreise, das Beamtentum, — nicht minder aber auch die Kaufmannschaft und der Handels- und der Handwerkerstand der Stadt erwiesen sich im

allgemeinen indessen schon damals als das, was sie noch heute sind: als die Horte und die Hüter der edlen, schlichten, frommen Sitte. Von ihnen schweigt die Wendlandsche Chronik, der es offenbar ein Vergnügen ist, bei Strafvollstreckungen, bei Unthaten und bei deren Ahndungen zu verweilen, gänzlich, und gewiß nur aus dem einen Grunde, weil es hier nichts aufzuzeichnen gab. Wie viele einzelner Übel- und Schreckenthaten uns aber auch erzählt werden: wir stehen gleichwohl nicht einen Augenblick an, die Tage Friedrich Wilhelms des Großen als diejenige Epoche der Stadtgeschichte zu bezeichnen, in welcher sich das Beste bildete, was die Stadt Berlin noch heute besitzt: ihr bürgerlich schlichtes und doch für alles Edle so freudig empfängliches Haus. —

Schon bei der Besprechung der Lebensverhältnisse Paul Gerhardts hatten wir auf die religiösen Verhältnisse dieser unvergeßlichen Tage einzugehen Veranlassung genommen. Die letzteren besserten sich leider auch nach dem Jahre 1667 noch nicht. Fast die ganze Regierungszeit des großen Kurfürsten blieb von religiösen Streitigkeiten erfüllt. Noch haben wir hier mehrerer Einzelheiten zu gedenken. —

Im Jahre 1669 sehen wir in Prag, in dem Kollegium der Jesuiten, einen Geistlichen zum katholischen Bekenntnisse übertreten, welcher einstmals Propst zu St. Peter in Kölln an der Spree gewesen war: es war Andreas Fromm. Nach vielen wirren Kämpfen sah auch dieser Geistliche, anfangs ein Freund der Union mit den Reformierten, dann aber ein heftiger Bekämpfer derselben, sich gezwungen, seine Stellung in Kölln aufzugeben und zu flüchten. Friedrich Wilhelm handelte großmütig auch gegen diesen Mann, welcher nachmals Kanzler und Assessor im bischhöflichen Kollegium zu Leitmeritz wurde, — seine Familie aber, wie es scheint, im Elende zurückgelassen hatte. Noch 1672 wurde ein Gehaltsrückstand von mehr als sieben hundert Thalern an Fromm ausgezahlt.

Wie aber dankte Fromm dem großen Kurfürsten dafür? — Man schreibt ihm mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Abfassung jener berüchtigten „Lehniner Weissagung" zu, jenes mystischen Machwerkes, welches den bittersten Haß gegen das edle Haus der Hohenzollern zur Schau trägt und die Wiederaufrichtung des römisch-katholischen Bekenntnisses auch in Brandenburg mit Siegeszuversicht verkündigt. Es ist wahrhaft bedauerlich, daß gerade die erlauchtesten Bestrebungen dieses unvergleichlichen Herrschers, welche unausgesetzt der Herstellung eines friedlichen und freundlichen Verhältnisses zwischen den einzelnen christlichen Bekenntnissen gewidmet waren, nur einen so geringen Anklang in Berlin gefunden haben. Der große Kurfürst hörte indessen trotzdem nicht auf, zur Eintracht zu mahnen. Ein Johann Heinzelmann aber donnerte einst von der Kanzel im grauen Kloster sein Anathem herab:

„Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht! Verdammt sind also die Papisten, verdammt die Kalvinisten und die Lehrer Helmstädts!" —

Das letzterwähnte Wort bezieht sich auf jene hochsinnigen Versuche, welche Georg Calixt, der berühmteste Lehrer der braunschweigischen Universität Helmstädt, zur Vereinigung sämtlicher christlichen Konfessionen, leider ohne Erfolg, unternommen hatte. Zeitlebens ließ Friedrich Wilhelm der Große nie davon ab, den religiösen Dingen seine höchste Sorgfalt zuzuwenden. Im Jahre 1676 erfolgte z. B. eine „Revision" der Berliner Kirchen durch die Staatsräte von Wedell und von Berchem; im Jahre 1682 wurde ein „Abendmahlsstreit" beigelegt, welchen das Verhalten des an der Simultan-Gemeinde auf dem Friedrichswerder angestellten, friedliebenden

Predigers Ransleben angestiftet hatte. Im Jahre 1685 wurden den Geistlichen die ersten statistischen Erhebungen aufgetragen: sie hatten von nun an tabellar Übersichten über die während des verflossenen Jahres in ihrer Parochie Geborenen, trauten und Verstorbenen jährlich einzureichen. „Das kommt nahe an König Da Volkszählung, welche die Pest über Israel gebracht hat!", erklärte hierauf selbst d der Hofprediger; der große Kurfürst kehrte sich indessen an so thörichte Einw nicht. Noch das Jahr 1686 brachte endlich kurfürstliche Verordnungen darü wie es mit der Verteilung der Almosen in der reformierten Kirche, mit dem S und Bettage am 2. Ostertage, mit der Sonntagsfeier, mit dem Exorzismus bei Taufe, mit dem „Gebete wider den Türken", mit den Zeremonien und mit der führung der Weihnachtsspiele an den Krippen Jesu in den alten Berliner Ki fortan zu halten sei. Diese szenischen Darstellungen, das „Kindlein-Wiegen", Vorführung des Auftretens der drei Magier, die Absingung des „Quem past landaverent" und alle ähnlichen „Spiele", welche freilich eine ergreifende Kraft bei aber doch auch manchmal die Veranlassung zu argen Unregelmäßigkeiten und Ü schreitungen gewährt haben mochten, wurden damals für immer in unserer S beseitigt. —

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen über die inneren Zustände Residenzen zur Zeit des großen Kurfürsten. Es ist hier nicht der Ort, auf letzten, hehren und erhebenden Lebensstunden des Unvergleichlichen näher einzug Wohl aber haben wir nach diesem kurzen Überblicke über seine gesamte Thätigkei unsere Stadt den Zoll dankbarster Verehrung und herzlichster Liebe seinem Helden darzubringen, — der edelsten aller Statuen, welche je eines erhabnen Bildners Hand geschaffen hat. Leuchtend im reinsten Schimmer edelster Tuge und völlig makellos steht seine gewaltige Gestalt vor uns. Kein dunkler Fl haftet an derselben. So hohe Größe aber findet stets auch ihre Neider. darum möchten wir es feierlich noch einmal hier bekräftigen:

Es ist nicht wahr, was eine boshafte Geschichtsschreibung ihm vorgewo hat, daß er durch den hohen Glanz, welchen sein Hof in den letzten Jahren s Regierung verbreiten durfte, den Sitten der Berliner geschadet und die alte Einfac aus unseren Mauern verbannt hat. Nie vielleicht ist das Berliner Haus und Familienleben so gesund und der geschäftliche Verkehr so redlich gewesen, wie um 1 Die ernste Tracht der bürgerlichen Kreise, welche nur die beiden Farben „Sch und Weiß" kannte, ist ein sprechendes, symbolisches Zeugnis dafür, wie ein noch die Sitte war. Es ist ferner nicht wahr, daß die alchimistischen Versuche großen Mannes die Habsucht der Berliner angeregt haben; sein Verkehr mit Chri Albrecht Kunkel, seinem Kammerdiener, hat nicht den mindesten nachweisbaren fluß auf das Volk von Berlin besessen. Es ist endlich nicht wahr, daß das Intri spiel bei Hofe, welches allerdings schon von 1640 an Friedrich Wilhelms Regie begleitet hat, irgend eine beeinträchtigende Wirkung auf die sittlichen Anschauu der Bürgerschaft ausgeübt hat; — die Hofkreise und das Bürgertum standen dazu zeitlich viel zu fremd und abgesondert gegenüber. Auch von dem „Testam des großen Kurfürsten" hat der Berliner Bürger nur wenig erfahren. Man stellt in der Regel die Dinge also vor, daß in den letzten Tagen Friedrich Wilhelms Berliner Bürgerschaft von einer tiefen und nachhaltigen Erregung ergriffen gew ist, — daß man befürchtet habe, der brandenburgische Staat werde nun zerfa

und daß man die edle Kurfürstin Dorothea ganz offen als eine „zweite Giftmischerin Agrippina" bezeichnet habe. Das Alles entspricht der Wahrheit nicht. Wohl aber mag ein großer, weihevoller Schmerz durch das Berliner Volk gegangen sein, als dasselbe im Dezember 1687 den geliebten Herrn aus seinen Mauern scheiden und nach Potsdam ziehen sah; — man mochte es wohl ahnen, daß er nimmer wiederkehren werde. Allein, daß er Bestimmungen erlassen würde, welche sein so großes, mit so vieler Mühsal aufgeführtes Werk zu zerstören vermöchten, das hat ein ernster Mann auch damals nicht glauben können. Reden von einer „Locusta und Agrippina" sind endlich dem Berliner Volke nimmer mundgerecht gewesen. Späterer Klatsch hat alle diese Dinge unverhältnißmäßig aufgebauscht. —

Und nun, am 29. April alten, — am 9. Mai neuen Stiles 1688, am Sonntage der „Barmherzigkeit des Herrn", klagten die Glocken von Berlin gewiß schon in der Mittagsstunde um den herrlichsten Mann seines an großen Gestalten so reichen Jahrhunderts. Es wird damals noch viele Bürger von Berlin gegeben haben, welche sich des Elendes von 1638 zu entsinnen vermochten; — war der hohe Herr doch erst 68 Jahre alt in der Morgenfrühe dieses Tages um 9 Uhr verschieden, „die müde Seele bergend in die Wunden Jesu, wie der Vogel in den hohlen Baum sich schmiegt." Tief war das Leid; — allein auch das Gefühl des Dankes gegen Gott muß in ergreifender Weise an diesem Tage in Berlin zum Ausdrucke gekommen sein. Ja wohl, — ein Großer aus dem Volke Gottes war geschieden; — doch erst dann, nachdem er eine Fülle Segens um sich her verbreitet hatte, wie kein Fürst vor ihm. Auf jedem Gebiete bürgerlichen Lebens hatte er das höchste Ziel ins Auge gefaßt; auf manchem war ja auch erreicht, was zu erhoffen stand. Durch ihn! — Durch seine Treue im Beruf, durch seine Gottesfurcht, durch seine Liebe zu dem Volke und durch jene Macht, welche sein Willen durch die Hoheit seines Sinnes empfing. Und mit welchen Schwierigkeiten hatte er nicht zu kämpfen gehabt! — Ein Sohn des Leides und der Schmerzen ist auch er nur gewesen, — kein Kind des Glückes. Die schwersten Opfer hatte er von seinen Unterthanen fordern müssen; das allerschwerste aber hatte er in seiner Fürstentreue selbst dem Vaterlande dargebracht. Groß und hehr wie selten eines Menschen Haupt gebildet, blickt nun sein Antlitz zu dem Schlosse der Zollern, zu dem Kaisersitze seiner späten Enkel, hinüber; — er segnet die Nachkommen, welche das errungen haben, was schon ihm gebührte: Deutschlands kaiserliches Diadem. Wir können nie und nimmer untergehen, wenn wir uns nach des großen Königs Friedrichs Weise es pietätvoll vor die Seele führen, was er glorreich einst gethan. —

Nächst seinem Hause aber hat Berlin vorzüglich ihm zu danken. Es war entscheidend für die ganze Stadtgeschichte, daß er mit der herrlichen Gattin zu uns kam, in die verwüstete, die unheimliche Stadt. Seine besten Helfer wohnten hier; — ein Sparr, ein Dörffling, ein Schwerin, ein Schöning. Wie aber hat ihm und den Seinen auch das Volk Berlins so dankbar Treue dargebracht um Treue! Wie blitzen auch noch heut' der Knaben Augen, wenn wir ihnen von Friedrich Wilhelm sprechen! Wie feiert ihn die Volkssage! — Dort oben, vor seiner hochgewaltigen Brust, erblickt man ab und zu das „Kind von Fehrbellin", welches er, zur Schlacht durchs Luch hin reitend, aus einem brennenden Bauernhause noch errettete, — das „Kind von Fehrbellin", welches ihm als Schutzengel für den wilden Reiterkampf gesendet wurde! — In der Neujahrsnacht steigt er von dem edlen Rosse dort oben herab und macht seinen

Rundgang durch die Stadt, um selbst zu sehen, wie es um das Wohl ihrer Bürger steht. Im Sockel seines Denkmals liegt ein unermessener Hort; — er wird dereinst zu Tage gefördert werden, — aber erst dann, wann Preußens schwerste Stunde naht. So klingen Sagen von ihm durch die Stadt. Die letzte Mär jedoch ist Wahrheit. Ja, in dem Sockel seines Denkmals liegt ein unermessener Hort; — ihm haben Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm III., Luise die Schmerzensreiche und Wilhelm der Große die rettende Kraft entnommen, fest stehen zu bleiben in dem Kampfe für das Vaterland auch in der tiefsten Not. Die wunderbare Fügung Gottes durch die dunkelste Nacht zu lichtem Glanze, welche Friedrich Wilhelm einst erfahren hat: sie ist auch heute noch uns allen Trost und Balsam in des Lebens Mühen und Leiden.

Den reichsten Kranz der Ehren, welchen Dankbarkeit und Liebe zu winden vermögen, legt also auch die Muse der Geschichte von Berlin vor jenem düsterprächtigen Sarkophage nieder, welcher in dem unscheinbaren Dome steht neben dem grauen Hohenzollernschlosse zu Alt-Kölln, — bergend, was sterblich war von diesem ersten Großen seines Hauses.

(Ende des fünften Buches.)

Sechstes Buch.

Die Königsstadt Berlin.

1688—1871.

1. Zur Königskrone!

Litteratur: König, Versuch u. s. w., Teil III., Berlin 1795.
Beger, thesaurus Brandenburgicus, Col. Br. 1696.
Gütther, Leben und Thaten Friedrichs I. Breslau 1750.
v. Ledebur, Friedrich I. Breslau 1878—81.

Kurfürst Friedrich III., der nachmalige König Friedrich I., ist in Folge der üblichen Darstellungsweise der Berliner Geschichte einem wahrhaft beklagenswerten Lose verfallen. Alle bis jetzt erschienenen Schilderungen seiner Regierungszeit beleuchten grell und scharf die Schwächen seines Charakters; die landläufigen „Berliner Geschichten" geben aus der Zeit von 1688 bis 1713 fast nichts anderes als Hofklatsch und als Intrigen von der jämmerlichsten Art. Gehört dergleichen zu einer „Geschichte der Stadt Berlin"? — Es ist wahrhaft schmachvoll, daß in solcher Weise noch immer das Bild eines edlen Fürsten dargestellt wird, welcher den Städten an der Spree sein Wohlwollen in dem reichsten Maße geschenkt hat. „Un roi fainéant!" — So rufen diese Verfälscher der Berliner Geschichte wohl aus. Und doch, — dieser so sehr verkannte König hat uns dreierlei gegeben, was ihn mit Recht unsterblich macht und unsere lebhafteste Dankbarkeit verdient: die Statue des großen Kurfürsten, das herrlichste aller Reiterstandbilder in der ganzen Welt, — das Schloß, den würdigsten aller Fürstensitze Europas, — und die Akademien der Künste und der Wissenschaften, die vornehmsten und erlauchtesten Institute ihrer Art. Allüberall hört man „von einem kleinen Sohne eines großen Vaters" reden; — ja, man hat sich sogar nicht entblödet, diesen Mann als einen „Thoren auf dem Throne" darzustellen. In der vorliegenden „Geschichte von Berlin", welche auf den Klatsch, auf lügnerische „Memoiren", auf insipide Verleumdungen u. dgl. nicht eingeht und eben nur die Stadtgeschichte, nicht Hofintrigen bringen will, wird versucht werden, diesem ersten Könige Preußens in Bezug auf seine großen Verdienste um Berlin endlich einmal gerecht zu werden.

Ein Schüler so geistesgewaltiger Männer, wie es Otto von Schwerin und Eberhard von Dankelmann gewesen waren, konnte wohl nicht anders als mit wahrhaftem Hochsinne, mit gewissenhaftester Treue und mit würdigen Plänen den väterlichen Thron besteigen. Friedrich III. war seiner Ahnen durchaus wert. Ein edler Ehrgeiz, das anfeuernde Beispiel Wilhelms von Oranien, welcher nun in England König war, sowie die sehr notwendige und weise Erwägung, daß erst die Königskrone all' die verschiedenen, sich einander fast fremd gegenüberstehenden Teile des Hohenzollernschen Staates vereinigen könne, hatten ihn angetrieben, um dieselbe zu werben. An

einem Tage von unvergeßlicher Bedeutung wurde sie ihm dann auch zu Teil. Von Anfang an aber stand es bei diesem weisen Fürsten fest, daß der „König in Preußen" doch nur in Berlin oder vielmehr in Kölln an der Spree dauernd zu verweilen vermöge. Hier in der Hohenzollernburg, am Rande des langsam dahinziehenden Spree-Flusses, befand sich fortan der Mittelpunkt all' der Lande, über welchen, schirmend, schützend und segnend das Hohenzollernbanner nun entfaltet war.

Von vorsorglicher, wohlwollender Art, von einem trefflichen Verständnisse des Notwendigen, von warmer Liebe zu den Residenzen durchweht sind daher schon all' jene Anordnungen, welche Friedrich noch als Kurfürst für die vier Städte Berlin, Kölln, Friedrichswerder und die Neu- oder Dorotheenstadt ergehen ließ. Am 14. Juni 1688 hatten alle Landesteile, sowie alle Stände der Mark Brandenburg zum ersten Male im Schlosse zu Kölln an der Spree gehuldigt. Die sonst übliche gewesene Huldigungsreise unterblieb. „Hier, in dem düster-prächtigen Schlosse an der Spree ist fortan jedes Landesherrn geweihter Sitz; — hier ist die Residenz; — von hier aus kommt den Hohenzollern-Ländern Recht und Gnade": das war's, was diese erste Gesamthuldigung zu Berlin besagen wollte. Eine feierliche Bekräftigung also, daß Berlin fortan die Hauptstadt aller Hohenzollernlande sein und bleiben sollte. Die alte Kurstadt Brandenburg, sowie das ehrenreiche, nun aber zur Landstadt herabgesunkene Stendal sahen jetzt also die zweifelhaften Vorzüge des „Vortritts vor Berlin", welche sie bis dahin behauptet hatten, für immer verschwinden. Levin von Scharden, der älteste der Bürgermeister von Berlin, ein Mann aus niedersächsischem Adel, begrüßte bei dieser Huldigung am 14. Juni 1688 den neuen Herrn im Namen aller Städte in den Marken auf das herzlichste und würdigste.

Kaum aber hatte Kurfürst Friedrich III. die Regierung übernommen, so erließ er sogleich hochwichtige Bestimmungen über bürgerliche Verhältnisse, — so zum Beispiel selbst über die Preise der Lebensmittel. Den „Aufkäufereien" und „Vorkäufen" trat auch er auf das Strengste entgegen. Der alte Ordensrat König, welcher diesem prachtliebenden Fürsten sonst nicht eben gerne huldigt, sieht sich gleichwohl gezwungen, es freudig anzuerkennen:

„Friedrich sorgte sogleich für die Wohlfeilheit der Lebensmittel; er verordnete auch, daß künftighin die Viktualien, als Federvieh, Gartengewächse und Butter, jedes an einem bestimmten und besondern Orte, feil gehalten werden sollten. Dazu wurde dann der „neue Markt" vorzüglich eingerichtet. Unter den Handwerkern aber waren verschiedene Unordnungen vorgefallen. Kurfürst Friedrich verordnete daher, daß Niemand mehr, ohne vorher ein Meisterstück gefertigt zu haben, die Meisterwürde in den Gewerken erlangen sollte: — indessen sollten die Kosten dieser gewerblichen Beförderung die Summe von 10 Thalern nicht mehr überschreiten."

Gerade auf dem Gebiete der Gewerbe-Gesetzgebung zeigte sich der Kurfürst Friedrich III. im Anfange seiner Regierung sogleich aufs eifrigste und aufs erfolgreichste thätig. Zahlreiche Zünfte, z. B. die der Zimmerleute, der Maurer, der Tischler, Schneider und Bäcker, erhielten neue Privilegien. Dabei wurden die bis dahin getrennten Innungen in den vier Städten stets zu einer Genossenschaft vereinigt. Diese Maßregel des Kurfürsten gab leider die Veranlassung zu einer „Revolution en miniature". Auch die Schuster in den vier Städten, welchen letzteren sich jetzt als fünfte die Friedrichsstadt zuzugesellen begann, wünschten „kombinieret" zu werden und „petitionierten" in diesem Sinne bei den noch getrennten Magistraten.

Dieselben wiesen jedoch die Schuster ab; und nun erhoben die letzteren Beschwerde bei Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht. Unser Gewährsmann beschreibt den Verlauf dieses Handels in der folgenden Weise:

„Die Berlinischen Schuster genossen nach der bisherigen Verfassung viele Vorteile, indem alle ankommenden Gesellen sich zu ihnen begaben und nach den Meistern in den anderen Städten wenig fragten, wodurch die ersteren an Arbeitern stets Überfluß hatten, wenn es den anderen daran fehlte. Da nun aber außerdem zwischen Meistern und Gesellen mannigfaltige Zwistigkeiten und gerichtliche Händel entstanden waren, so führten die Kläger solches dem Magistrate gegenüber an und bezogen sich auf die Beispiele von den guten Folgen der Gewerksvereinigungen in Augsburg, Hamburg, Nürnberg, Straßburg und Königsberg in Preußen. Der Magistrat aber war gegen diese nachgesuchte Vereinigung der Schuster äußerst aufgebracht. Er untersagte nicht allein jedwedem Berlinischen Meister die Verbindung mit den Meistern in den anderen Städten bei zehn Thalern Strafe; sondern er ließ auch zwei derselben, welche dem Leichenbegängnisse eines Friedrichsstädtischen Schusters beigewohnt hatten, mit Beschimpfung in den St. Georgen-Thorturm werfen und setzte sodann einen gewissen Christoph Ulm, welcher vor einigen Jahren sein Schusterhandwerk niedergelegt hatte und sich auf die Brauernahrung und Gastwirtschaft gelegt, zum Werkmeister bei den Schustern ein. Dieser wurde bald darauf beschuldigt, daß er am Pfingsttage unter der Predigt den Schuhknechten zwei Faß Bier gegeben habe, an welchen sie bis zum dritten Tage sich vollgetrunken hätten, und zwar lediglich in der Absicht, Gesellen nach Berlin zu ziehen. — Überdem führte der Magistrat bei Hofe noch eine Menge anderer Gründe an, um die Vereinigung der Schuster zu verhindern. So behauptete er, — die Schuster seien stets zum Tumultuiren geneigt; sie hätten der Obrigkeit schon ehedem viele Unruhen verursacht. Ferner zeigte er jene großen Beschwerlichkeiten an, welche zum Nachteile und zur Versäumnis der Schustermeister selbst entstehen müßten, wenn bei einem sich ereignenden Todesfalle die Gewerksmitglieder der Nachfolge wegen zusammenkommen sollten.“ —

Mit solchen Geringfügigkeiten belästigte die Einwohnerschaft der fünf Städte einen Fürsten, welcher es im Sinne hatte, seinem Hause eine Königskrone zu erwerben! Gegen den Willen der Magistrate erhielten die Schuster am 12. September 1691 endlich dennoch ein General-Privilegium von Friedrich III.; doch mußten sie, um Uneinigkeit und Streit zu vermeiden, in getrennten Gewerkshäusern oder doch wenigstens zu verschiedenen Zeiten in der Herberge zu Kölln ihre Zusammenkünfte abhalten.

Unterdessen erkämpfte Friedrich III. sich und seinem Volke Kriegsehre am Rheine. Neuß, Rheinbergen, Kaiserswerth und Bonn, — ein jeder dieser Städtenamen bildet einen leuchtenden Stern im Ruhmesdiademe Kurbrandenburgs. Am 7. November 1689 kehrte Friedrich III. sodann als Sieger in seine Residenz zurück; — mit Jubel und Frohlocken wurde er empfangen. Zwei „Prägekünstler“, Raimund Faltz und Johann Bernhard Schulze, letzterer der Zeichner eines großen und wertvollen perspektivischen Planes von Berlin, verewigten die ruhmvollen Thaten des kurbrandenburgischen Heeres durch Denkmünzen von hohem, künstlerischem Werte. „Die Dichter sangen, und die Redner ließen sich wohl hören.“ Eine Zeit des Glanzes war gekommen. Ein jeder neue Sieg der Armee bezeichnete ja einen weiteren Schritt dem hohen Ziele entgegen, welches Friedrich III. von Anfang an sich gestellt hatte: der Erlangung der königlichen Würde.

Das feierliche Leichenbegängnis des großen Kurfürsten war mit düsterer Pr
schon am 22. September 1688 abgehalten worden. Es erschien bald darauf
prächtig gedruckte und mit vielen Kupfern gezierte Beschreibung desselben. „
köllnischen Gymnasiasten führten bei dieser Gelegenheit einen „Actus tragicus“
dem Köllnischen Rathause auf.“ Dieses wirklich ergreifende „Spiel“ führte den T
„De obitu et exsequiis Nestoris nostri“ und verdankte der Feder des Köllnisch
Rektors Bödiker seine Entstehung. Die Kurfürstin Dorothea, die Gründerin
„Neustadt“, hatte jenem Leichenbegängnisse ihres hehren Gatten noch beigewoh
sie war dem Sarge des Gemahls zu Fuße nachgefolgt, „obwohl sie sich bereits se
schwach gefühlt“. Sie hatte von dem Gebrauche der Karlsbader Quellen Genesu
erhofft; — Genesung aber war ihr nicht geworden. Am 6. August 1689 war sie da
zu Karlsbad verschieden. Am 12. September desselben Jahres fand ihre feierli
Beisetzung im Dome zu Kölln statt. Es ehrt den Sohn Luisens von Oranien, d
er im Angesichte des Todes jedweder früheren Mißhelligkeit vergaß und der V
storbenen bei ihrem Leichenbegängnisse die glänzendsten Ehren erweisen ließ.

Fügen wir noch hinzu, daß auch die städtebauende und kirchengründen
Thätigkeit Friedrichs III. bereits im Jahre 1688 begann, — daß der Kurfür
Männer der Wissenschaft und Kunst in einer hierorts nie zuvor erblickten Zahl na
seiner Residenz berief, daß ferner schon bei all' den Feierlichkeiten dieses Jahres si
jener hohe Sinn des Herrschers für großartige und echt königliche Pracht kundga
welchen Friedrich in bewundernswerter Weise besaß, so treten uns bereits in dies
ersten Zeit von Friedrichs Regierung all' jene eigentümlichen Züge entgegen, weld
dieselbe auch in der Folge gekennzeichnet haben. —

Es ist nicht abzuleugnen: Ein väterlich wohlwollendes Wirken nach inn
zu vereint sich in Friedrich mit jugendlich frischen Bestrebungen nach außen hin. E
ist diesem Fürsten nicht allein **darum** zu thun, jene höchsten Ehren zu erreiche
welche ihm erreichbar dünken; — er will nicht nur den Adlerschild des Herzogtum
Preußen mit der Königskrone schmücken, — um seine Fahnen frische Lorbeerzwei
winden und jene edlen Bahnen weiterschreiten, welche die Politik seines Vaters ei
zu so hohem Segen für seine Lande eingeschlagen hatte; — nein, er möchte gü
dem **Volk** auch jedes Gute, jedes Schöne spenden und kriegerischen Ruhm verbind
mit dem Glanz des Mäcenatentums. Huldvoll und — mehr noch: mit brennend
Eifer sinnt er darauf, alle edle Thätigkeit in seinem Lande zu fördern. Allein
fragte sich dabei nicht, ob sein Land und Volk auch die Kraft hätten, die Kosten
in weiter Ferne geführten Kriege, die Aufwendungen eines **solchen** Hofhaltes und
Mittel zu **solchen** Neuschöpfungen **zugleich** zu tragen. Das galt für die Gesamtl
der brandenburgischen Lande, wie für die Stadt Berlin. Der Steuerdruck, wel
der große Kurfürst, wie er es noch auf dem Totenbette beklagte, leider **nicht**
lindern vermocht hatte, wurde schwerer und immer schwerer. Allein das Volk rech
diese bedauerliche Thatsache merkwürdiger Weise **nicht** dem Fürsten selbst an;
selbe erblickte in **ihm** nur die Verkörperung der Güte und Gnade, den Schö
seiner Freuden und des Glanzes von Berlin; es warf vielmehr seinen Haß ei
und allein auf das Beamtentum, auf die Einziehungsbehörden, die Magistrate u. f.
— Es ist gewiß eine seltene Erscheinung in der Geschichte, daß ein Fürst, wel
seinem Volke so große Opfer zugemutet hat, von ihm mit solcher Liebe getragen wu
Eine Erklärung hierfür wird sich uns nur dann ergeben, wenn wir uns erinn

daß die Persönlichkeit Friedrichs einen hinreißenden Zauber besessen hat. Diese fascinierende Kraft erprobte sich stets: einem Eberhard von Dankelmann gegenüber ebenso sehr wie einem Kasimir Kolb von Wartenberg, — dem gemeinen Manne gegenüber genau so wie einem so edlen Künstler, wie es Andreas Schlüter war. Friedrichs mangelhafte Leibesbeschaffenheit — es soll ihn bekanntlich seine Amme einst rückwärts von ihren Armen haben hinabgleiten lassen, — wurde von dem majestätischen Ausdrucke seines Hauptes mehr als verdeckt. Wo er erschien: das Volk jubelte ihm entgegen; — mochte Sophie Charlotte ihn auch immer „ihren Aesopus" zu nennen belieben. —

Man lebte zu jener Zeit in einem Zeitalter mystischer Prophezeiungen. Als Prinz Friedrich einst am 1. Juli 1657 zu Königsberg geboren worden war, da hatte man, obwohl er damals keineswegs Thronfolger war, es bereits vorherverkündigt, daß ihm dereinst eine Königskrone beschieden sei. Der Rektor Bödiker vom köllnischen Gynasium hatte das Dystichon verfaßt:

„Nascitur in Regis Monte Fridericus. Quid istud?
Praedicant Musae: Rex Fridericus erit!"

Es ging ein Ahnen durch das brandenburgische Volk, daß Friedrich dereinst einen besseren Lohn vom Hause Habsburg sich erringen werde, als er dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Teil geworden war. Und wie jetzt die Brandenburger Banner wieder rauschten und die Brandenburger Waffen wiederum erklangen in aller Welt zu Deutschlands Ruhm und Ehre, da fühlte man es auf das Lebhafteste, daß einem solchen Alliierten auf die Dauer wohl nichts zu versagen war

Die vier Städte befanden sich also, wie man wohl ahnen mochte, bereits auf dem Wege der Entwickelung zur Königsstadt. Ehe indessen dieses hohe Ziel erreicht wurde, sollte noch eine fünfte Residenz zu Berlin, zu Alt- und Neu-Kölln, zum Werder und zu der Dorothenstadt hinzutreten: es war die Friedrichsstadt.

Dem „quartier des nobles", d. h. der in gewissen Straßen fast ausschließlich von eingewanderten französischen Edelleuten bewohnten Dorotheenstadt, lag schon seit dem Jahre 1678 eine Straßenreihe gegenüber, welche man „die Friedrichsstadt" nannte. Hinter dieser Häuserreihe befanden sich Äcker, Wiesen und Gärten, welche teils zu dem Kurfürstlichen Vorwerke im Tiergarten, teils zu dem letzteren selbst, und der köllnischen Vorstadt gehörten. Der Friedrichswerder, Neu-Kölln und die Köpenicker Vorstadt begrenzten in einem nach Osten sich hinziehenden Bogen dieses Terrain auf der anderen Seite. Sogleich nach seinem Regierungs-Antritte setzte Friedrich III. nunmehr eine Kommission ein, um auch auf diesem Platze eine Stadt zu gründen. Dieses „Komitee für die Friedrichsstadt" bestand aus dem Oberhofmarschalle von Grumbkow, dem Geheimen Rate Daniel Ludolf von Dankelmann und den Baumeistern Smids und Nering; — es sollte die Äcker und Wiesen, „auf welchen die neue Friedrichsstadt gegründet werden könnte, so gut wie möglich erhandeln." Auf dem Grunde und Boden des kurfürstlichen Vorwerks, d. h. zwischen der Kronen- und Jägerstraße, erstanden nach Neringschen Rissen — nur nach solchen durfte überhaupt gebaut werden, — sodann die ersten Häuser der Friedrichsstadt. Nach Nerings Tode erhielt der Ingenieur Johann Heinrich Behr die weitere Leitung des Anbaues, und Meister Martin Grünberg trat ihm zur Seite. Schon im Jahre 1697 wurde die Französische und die Behrenstraße, — 1701 aber die Jerusalemer und die Leipziger Straße an-

gelegt. Es wurden ferner, entweder von Ludwig Cayart, einem Schüler des große[n] Vauban, oder von Behr selbst, welcher schon 1677 einen „Verschanzten Turenne“ herausgegeben hatte, Pläne entworfen, auch die Friedrichsstadt mit Befestigunge[n] zu versehen; zu stande gekommen ist von diesen Werken indessen nichts als ei[n] Erdaufwurf, welcher den zukünftigen Lauf der Mauer im Südwesten der Stadt be[-] zeichnen sollte. In der wunderlichen Richtung der Mauerstraße ist seine Spur noc[h] heute vorhanden. Ein Privilegium wie die anderen Städte hat die Friedrichsstad[t] gleichfalls nicht erhalten; nur daß den neuen Anbauern außer dem Bauplatze auc[h] noch eine zehnjährige Zinsenfreiheit und außerdem Holz, Kalk und Steine willig ge[-] schenkt wurden. Aus hohenzollerscher Großmut allein schreiben sich also die An[-] fänge so manches großen Vermögens her, welches in Berlin entstanden ist. „Überdies“ schreibt Küster, „genossen die neuen Anbauer die sogenannte Baufreiheit. Es wurde ihnen nämlich 100, 30 oder 15 Thaler aus den Accise-Gefällen vergütigt, je nachde[m] ihre Aufwendungen für die Baulehne betragen hatten.“ —

Hier in der vornehmen, schönen Friedrichsstadt steht demnach das eigenste We[rk] des gütigen Friedrich vor uns. Die Jurisdiktion über diese neue Stadt gebührt[e] ohne Zweifel ihm allein; gleichwohl bestritten sich Kölln und der Werder dieselbe.

Schon das folgende Jahr 1689 zeitigte neue Pläne des Kurfürsten für sein[e] Residenzen. Der Hofmaurermeister und Bildbauer Johann Simonetti aus Roveredo, welcher sich großer Beliebtheit erfreute, ehe Schlüter nach Berlin kam, erweitert[e] zum Gebrauche der Bewohner der Friedrichsstadt zunächst die alte Jerusalemer Kirche. Der Dom erhielt eine neue Kanzel; die alte, ziemlich einfach geschnitzte, wurd[e] nach der Dorotheenstadt hinübergeführt. Bedeutungsvoll für die Verschönerun[g] Berlins war es ferner, daß Friedrich am 21. April d. J. das „Vorwerk vor de[m] Spandauer Thore“, das Erbe seiner edlen Mutter, seiner zweiten, geistvollen Gemahli[n] Sophie Charlotte überließ. Der Garten und das Schlößlein Monbijou sollte[n] auch von der Ruhmesfonne geküßt werden, welche das Haupt dieser hohen Fra[u] noch heute umstrahlt.

Auch des armen Dorotheenstädtischen Kirchleins vergaß der Kurfürst Friedrich III. nicht. Dasselbe wurde mit 2000 Thalern bedacht. Kann es da wundernehme[n], wenn, wie König berichtet, „die Berliner in diesem Jahre besonders froh und vergnüg[t] waren“, — wenn sie in hellen Haufen zu den Schützenfesten zogen, mochten di[e] letzteren auch gar oft nicht eben friedlich enden? — Man wußte es: man hatte eine[n] gnädigen Herrn. Und die rührige Thatkraft, in welcher er all seinem Volke voranleuchtet[e], sie mußte mit fortreißen — sie mußte die Bürger zur Nacheiferung anspornen. Es ist in der That eine Freude zu sehen, wie sich die Hände zu Berlin grade i[n] jenen Jahren regen, welche der Errichtung der Königskrone vorangehen. Auch d[ie] Gemeinde der St. Georgen-Kirche [illegible] eine Schule und eine Kantorwohnun[g] erbauen, und die Kaufleute auf dem [illegible] [illegible] die Aufführung eine[s] [illegible] Gebäudes [illegible] [illegible] an der Fischerbrück[e] [illegible] Erinnerun[g] [illegible] „Nürnberger Spritze“ [illegible] gefalle[n] [illegible] endlich scheine[n] auch die [illegible] zu sein.

[illegible] bürgerliche

Schaffens auch die Anzahl der Einwohner der Residenz an. Im Jahre 1685—17400; 1688 etwa 20 000, 1690 schon 21 500; 1700 — etwa 23 000 Seelen; — das sind Zahlen, welche laut von Friedrichs hohem Verdienste um die Hauptstadt zeugen. Wie segensreich mußte aber auch eine Verordnung wirken wie jenes Baufreiheits-Edikt vom 14. April des Jahres 1692! — Zur Beförderung des Anbaues der brandenburgischen Städte, besonders Halle's und Berlins, wurde den Errichtern neuer Häuser eine Kosten-Rückerstattung von 30 Prozenten zugesagt. So trat ein Herrscher für das bürgerliche Wesen ein, welchem gerade von „bürgerlichen" Geschichtsschreibern der Vorwurf der Unthätigkeit und der Unfähigkeit gemacht worden ist.

Nein, Friedrich war ein Anderer! Landesväterliche Sorgfalt begegnet uns bei jedem Schritte, welchen wir in dieser merkwürdigen, überaus thätigen Zeit weiter vorwärts thun dem großen Jahre 1701 entgegen. Im Jahre 1692 erfolgte die Einsetzung des „Ober-Collegium Medicum", der obersten Sanitätsbehörde, zu deren Präsidenten der berühmte Freiherr Ezechiel von Spanheim berufen wurde. In demselben Jahre wurde auch das Hypothekenwesen der Residenz neu geordnet; in ihm auch ein „Addreß-Haus" eingerichtet. Das letztere ist die Mutteranstalt der Berliner Pfandleih-Ämter; — diese „Maison d'addresse" war aus französischen Anregungen hervorgegangen und ihr Zinsfuß betrug nur — 8 Prozent. Dies Gebäude befand sich auf dem Werder; über seiner Thür prangte ein großes Schild mit dem brandenburgischen Adler; darunter aber war zu lesen:

„Churfürstlich brandenburgisches Addreß-Haus, worein sowohl in öffentlichen Auktionen, als auch sonst nach Kaufmannsart allerhand Kaufmannsgüter und Waaren an Jubelen, Gold- und Silber-Arbeit, Schildereien, Zeuge, Hausgeräte, Pferde, Gutschen u. dergl. m. angenommen und verkaufet werden." Dem Wucher gegenüber war die Anstalt in der That ein Segen.

In dieser wahrhaft wohlthuenden Weise zeichnete sich die Fürsorge des Landesherrn für Berlin Jahr für Jahr in die Bücher der Geschichte ein. Im Jahre 1693 wurden Maßnahmen getroffen, um die Zufuhr von Lebensmitteln nach Berlin polizeilich zu kontrollieren und zu erleichtern, um rechtes Maß und Gewicht zu schaffen und der hohen Polizei ein wenig mehr von Ansehen zu verleihen. Die Abkömmlinge von Polizeidienern sollten fortan nämlich als „zünftig" angesehen werden: es schwebten also immer noch Erinnerungen an die alten „Büttel" in der Luft. Auch dem Adel und der Judenschaft, ja selbst den Soldaten wurde der Handel mit Lebensmitteln in den fünf Städten freigegeben. Der Berliner Rat aber erhielt im Jahre 1694 zur Erneuerung seines Rathauses ein kurfürstliches Gnadengeschenk von 1000 Thalern.

Wohl mögen manch' einem Leser diese kleinen, fast zusammenhangslosen Notizen unscheinbar, ja fast überflüssig und schlecht gewählt erscheinen. Allein, sie sind es nicht. Denn sie legen auch an ihrem Teile ein beredtes Zeugnis dafür ab, mit wie hoher Liebe und emsiger Sorgfalt Friedrich III. mitten unter großen Entwürfen und mitten unter blutigen, unvergeßlich ruhmvollen Kämpfen sich dem Wohle seiner Hauptstadt gewidmet hat. Die Darstellung dieser kleinbürgerlichen Dinge hat der der großen und erhebenden Vorgänge, von welchen wir zu berichten haben, auf jeden Fall voranzugehen. —

Das Jahr 1694 brachte neue „Wasserzollrollen" und „Medizinaltaxen", das folgende die preiswürdige Errichtung der „allgemeinen Armenkasse", sowie eine „neue Brau-Ordnung". Mit besonderem Eifer bemühte sich der Landesherr, auch das alte,

einst so angesehene Gewerbe der Tuchmacherei wieder zu Ehren zu bringen. Dazwisch
liegen einzelne Kirchengründungen. Am 15. August 1695 wurde unter groſ
Feierlichkeiten der Grundstein zu der Parochial-Kirche gelegt; im Jahre 1696 wu
der Bau der „neuen Kirche" auf der Friedrichsstadt begonnen. Noch immer bet
dabei die nebenhergehende gesetzgeberische Thätigkeit des Landesherrn gewisse Din
welche heute dem freien Ermessen jedes Einzelnen überlassen sind. Am 28. Mai 16
erschien beispielsweise eine Ordnung, „wie es hinfüro in Kleidungen und Livre
auch bei Gastereien, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen in der Kurm
Brandenburg gehalten werden solle". Der Luxus der niederen Stände wird in
sehr scharf gegeißelt. So heißt es z. B.:

„Es ist Üppigkeit und Verschwendung in der Residenz so hoch gestiegen,
nicht allein des höchsten Gottes Strafe billig zu befürchten, sondern auch die mei
Familien verarmen und die Eltern den Kindern nur Schulden und Armut hinterlass
statt etwas beizulegen." —

Wenn aber die Schriftsteller schon der alten Zeit gelegentlich dieser „Ordnu
auf das böse Beispiel hinweisen, welches der Hof den Unterthanen selbst gegeben h
so ist das einfach — eine Thorheit. Es muß dem Manne, welcher eine Königskr
sich erwerben will, gewiß gestattet sein, mit königlichem Glanz sich zu umgeben,
wenn vom Throne goldner Segen quillt, — dem Volke nur kommt er zu gute!

Auch eine „Feuer-Assekuranz" sollte schon im Jahre 1696 errichtet werden;
kam jedoch noch nicht zu stande. An die mittelalterliche Zeit aber erinnert es uns, w
in diesem Jahre die Berliner Bürger von dem Magistrate Rechenschaft darü
fordern, wo denn eigentlich das Gut der Stadt geblieben sei, und wenn die Köll
darüber Beschwerde erheben, daß man die Wiesen vor der Stadt verwildern l
Schon damals wurde ferner „die Frage ventiliert", durch welche Umstände die S
ihren früheren Fischreichtum verloren haben könne, und wie der Fischarmut
Stromes am besten abzuhelfen sei. Eigentümlich kleinstädtisch aber lautet es, wenn
ordnet wird:

„An den Posttagen sollen die fremden Fuhrleute an den Zollstätten
Residenzen nicht abgefertigt, sondern aufgehalten werden, damit sie der Post nicht
Passagiere entziehen und so die Einnahmen des Kurfürsten schmälern." — Es br
das Jahr 1696 auch der stillen Dorotheenstadt die Zollfreiheit und den gesa
Residenzen — die Zensur. Herr Fischer, S. Gnaden Sekretär, war unsres Wi
erster Zensor. Ein „imprimatur" und „Kurf. Gnaden Freiheit" waren allerd
auch vorher schon erteilt worden, mußten aber, wie die ärgerlichen Pasquille bezeu
ausdrücklich wohl noch nicht eingeholt werden. Die neue Maßregel setzt, um
König zu reden, gewiß ein sehr lebhaftes Aufblühen „des Buch- und Zeitu
Gewerbes" in Berlin voraus.

Das Armenwesen der Städte, sicherlich durch die langen Kriege überm
angewachsen, scheint die Behörden während dieser Zeit besonders ernstlich in
spruch genommen zu haben. Schon im Jahre 1697 mußte eine neue „B
Ordnung" erlassen und ein „Armenhaus" vor dem Stralauer Thore angelegt we
Ja, man dachte sogar schon daran, auf der „Insel" beim Mühlendamme ein Z
und Spinnhaus auch in unserer Stadt anzulegen. Doch noch kam es nicht
Es wurden ferner die beiden köllnischen Bürgermeister Christian Friedrich Bartl
und Joachim Friedrich Kornmesser, sowie Samuel Bießen, der Bürgermeister

Friedrichswerder, mit der Abfassung einer neuen „Polizei-Ordnung" betraut, welche auch zu stande gebracht wurde. Die Polizei, gerade die Sittenpolizei, bildete überhaupt in diesen Tagen den wichtigsten Zweig der städtischen Verwaltung. Diese Thatsache läßt freilich auch darauf schließen, daß die sittlichen Zustände in den Residenzen sich durch den Zuzug zahlreicher Fremden in bedenklicher Weise gelockert hatten und daß strenge Zucht recht dringend notthat. Ein Blick in die Chronik des Bürgers Christian Wendland, welcher mit Vorliebe Frevelthaten und Unglücksfälle aufgezeichnet hat, scheint allerdings eine gewisse Zunahme der Verbrechen während dieser Jahre zu bestätigen. Den Kern der Bürgerschaft betreffen sie indessen nicht. Meist sind es nur Ausländer, Soldaten und verlaufene Frauen, — von den letzteren wurde besonders der Friedrichswerder und die Dorotheenstadt schwer heimgesucht, — welche als Missethäter in dieser Chronik erscheinen. Die Strafen aber waren noch immer die grausamen der Vorzeit; das „Säcken der Kindesmörderinnen" scheint sogar jetzt häufiger vorgekommen zu sein als früher. Wahrscheinlich liegt der Grund dafür in dem Vorhandensein einer starken Garnison in den fünf Residenzstädten. Deshalb auch die vielen blutigen Raufereien auf den Straßen. Das Gesetz richtete jedoch selbst die toten Duellanten noch unnachsichtig. König erzählt z. B. bei dem Jahre 1698 das Folgende:

„Zwei Unteroffiziere von der hiesigen Garnison hatten sich im Zweikampfe auf der Stelle durchstochen. Der eine blieb tot auf dem Platze, der andere genas. Dies bewog den Kurfürsten, ohnerachtet der vielen eingelegten Fürbitten, selbst noch an den Körpern dieser Unglücklichen ein Beispiel der Bestrafung dieser Unsitte zu geben. Der Überlebende, ein Sergeant, welcher bereits 60 Jahre alt war, wurde aufgehenkt. Der Körper des Entleibten aber, welcher nicht viel jünger gewesen war als sein Gegner, wurde, ohnerachtet er schon drei Wochen im Sarge gelegen hatte, vom Henker nach dem Galgen geschleppt, und nachdem ihm zuvor das Sterbehemde, womit ihn die Seinigen bekleidet hatten, ausgezogen und dagegen das blutige Hemde, worinnen er erstochen worden, wieder angezogen war, mit entblößter Brust dicht neben dem andern gehenkt, sodaß sie sich die Köpfe zuwendeten und mit den Schultern einander berührten. Dies schreckliche Schauspiel machte bei dem Soldatenstande einen tiefen Eindruck." —

Neben dem landesherrlichen Wohlwollen also auch die landesherrliche Strenge! Und sie durfte ja auch wohl nicht fehlen, — namentlich in den neuen Städten nicht, in welchen so viele fremde Elemente zusammenfluteten, — in Städten, welche Friedrich zu seiner königlichen Residenz sich ausersehen hatte! In demselben Jahre 1698 erkaufte auch der Berliner Rat den „Kalandshof" von Kurfürstlicher Gnaden für 2200 Thaler und richtete ihn zu seinem — Stadtgefängniß ein. —

Wenn wir aber der so emsigen und so getreuen Fürsorge Friedrichs III. für seine Hauptstadt nur mit dem höchsten Lobe gedenken können: es trat auf der anderen Seite doch auch schon jetzt, am Schlusse des ersten Dezenniums, klar hervor, daß die neue Regierung trotz alles Wohlwollens, trotz alles Pflichtbewußtseins verhängnisvolle Bahnen einschlug. Sie mutete dem Volke Opfer zu, welche für den jungen Staat sich als viel zu schwer erwiesen. Wir sagten oben, daß die Entfaltung eines gewissen Glanzes bei Hofe gewiß zu entschuldigen, ja, daß sie selbst notwendig war. Allein die Grenze des Zulässigen wurde doch oft auch weit, ja unverantwortlich weit überschritten, und so befand der Landesherr sich stets in Geldverlegenheit. Es wurde

der Finanzverwaltung daher zur Pflicht gemacht, immer neue Gegenstände der Besteuerung ins Auge zu fassen. Auch hier spricht es wiederum laut für das landesväterliche Herz Friedrichs III., daß zunächst nur Steuern auf Luxusgegenstände in Aussicht genommen wurden. Die Perrücken-, Chaisen- nnd Karossensteuern sind gerechte Steuern, und es ist bei dem Ernst der Sache gradezu frevelhaft, sie lächerlich zu machen, wie dies so oft geschehen ist. Daneben mußten freilich auch die Domänenpachtgelder erhöht werden; — auch das war jedoch keine „Ungerechtigkeit": alle kurbrandenburgischen Domänenpächterfamilien sind zu Reichtum gelangt. Fühlbarer schon war die „Rekrutensteuer", welche im Jahre 1698 ausgeschrieben wurde, um das Heer zu vermehren. Auch sie war indessen noch zu rechtfertigen; — bestand ja doch die allgemeine Wehrpflicht noch nicht, und beruhte doch Kurbrandenburgs gesamte Bedeutung allein auf seinen kriegerischen Erfolgen! — Wie aber, wenn die finanziellen Schwierigkeiten sich noch vergrößerten? — Diese Geldnot des Staates wurde dann auch die Ursache politischer Ereignisse, welche im Jahre 1698 die Bürgerschaft von Berlin aufs Tiefste erregten, weil sie den Fall eines großen und weisen Staatsmannes verursachten, welcher die gedeihliche Entwickelung der Dinge in diesen ersten Jahren Friedrichs III. zu Berlin mit klugem Auge überwacht und sich durch eine hochherzige Schöpfung eine der ersten Stellen unter den Förderern und Wohlthätern der Residenz errungen hat.

— — -

2. Eberhard von Dankelmann.

Litteratur: Isaacsohn, preuß. Beamtentum, II. Teil, Berlin 1878.
Lewezow, Geschichte der Akademie der bild. Künste. Stettin 1808.

Wir sahen oben, wie Friedrich Wilhelm sein Beamtentum sich erschaffen und die Mitglieder desselben mit begeisterter Opferfreudigkeit für den Beruf, mit den peinlichsten Grundsätzen der Ehre erfüllt hatte. Allein schon unter ihm hatte der brennende Eifer, im Dienste des Vaterlandes die hervorragendste Stelle einzunehmen, Konflikte heraufbeschworen, welche auf dem Wege der Intrige eine Entscheidung herbeizuführen versucht hatten. Die machtvolle Persönlichkeit des großen Kurfürsten hatte Bestrebungen dieser Art indessen fast immer im Entstehen unterdrückt; die großen Diener dieses Herrschers konnten in ihren Stellungen wohl dann und wann erschüttert, aber nimmer aus ihnen verdrängt werden. Friedrich Wilhelm gab z. B. dem großen Schwerin die erbetene Entlassung nicht, als der edle Freiherr verletzt von seinem Posten zurücktreten wollte. Anders sollten die höfischen Intrigen unter seinem Nachfolger enden, welcher dem Vater an Willensstärke und an Entschiedenheit ja freilich nicht gewachsen war.

Am 15. Mai 1663 war auf die Veranlassung des Freiherrn Otto von Schwerin dem Prinzen Friedrich ein besonderer Informator bestellt worden; — man hatte die geeignete Persönlichkeit für diese verantwortliche Stellung in Eberhard von Dankelmann, dem Sohne eines Landrichters zu Lingen, zu finden gemeint. Und in der That erwies sich diese Wahl als eine überaus glückliche. Mit hoher Liebe zu den Wissenschaften und Künsten vereinigte Eberhard von Dankelmann eine herbe Strenge

der Sitten und einen Ernst in der Auffassung der Pflicht, welcher oft selbst die Kurfürstin Luise bestürzt machte. — vereinigte er den schärfsten Blick und wahrhaft praktischen Verstand. Das Gebiet der Finanzen wurde ihm bald ebenso vertraut, wie dasjenige der Wissenschaften; er hatte ein kompetentes Urteil bald auch in Sachen der Heeresverwaltung und der anderen Zweige des Staatslebens erlangt.

Ein Mann, zum leitenden Minister also durchaus berufen, wie nur die Besten in unserer Geschichte! „Zusammenfassung aller Ressorts im Staatsrate und eine einheitliche Verwaltung nach festbestimmten Grundsätzen". — das waren seine staatsmännischen Ideale. Am 20. Mai 1688 zum Wirklichen Geheimen Rate ernannt, trat er nach rastloser Thätigkeit sodann im Jahre 1695 als Oberpräsident an die Spitze aller Kollegien. Nun ließ er alle Tage Sitzung halten, — ein „alter ego" des Kurfürsten, suchte er mit edelstem Eifer das Beste des Staates zu fördern, wo er nur immer konnte, — rücksichtslos gegen jedwedes persönliche Interesse, rücksichtslos selbst gegen das des geliebten Gebieters. Ein Mann fürwahr! von rauher Tugend und von antiker Selbstaufopferung! Man sagt, es habe niemals ein Lächeln seine Lippen umspielt. — Stand er doch auch an diesem glänzenden Hofe so einsam für sich da, daß er, der Philosoph, welcher den Charakter seines fürstlichen Schülers nur zu wohl auch in seinen Schwächen erkannte, seinen baldigen Fall ahnen und voraussehen mußte! —

Eines Abends, — wir folgen hier einmal dem Berichte des Barons von Pöllnitz, weil er dichterisch-schön und menschlich wahr ist, — durchwogte die Pracht eines Festes die schönen Räume des Dankelmannschen Palais auf dem Werder, — des späteren, nun samt Schadows „Münze" leider für immerdar verschwundenen „Fürstenhauses", welches Nering für den Reichsfreiherrn erbaut hatte. Entfernt aber von der Schar der Fröhlichen weilte der Kurfürst mit seinem leitenden Minister in dessen Arbeitszimmer. Da hafteten die Blicke Friedrichs von ungefähr auf einigen prächtigen Gemälden; ein feiner Kunstkenner, betrachtete er sie sehr aufmerksam und sprach dann: „Sie sind um den Besitz der Werke wahrhaft zu beneiden!" — Tiefernst aber antwortete ihm der Hausherr: „Kurfürstliche Durchlaucht, — Alles, was Sie hier erblicken, wird sehr bald in Ihren Besitz übergehen; — beneiden Sie mich nicht! — Sie werden sogar den harten Befehl erteilen, mich zu verhaften. und erst nach langer Zeit wird meine volle Unschuld dereinst zu tage treten." — Da ergriff der Kurfürst das neue Testament, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag und sprach: „Ich bin bereit zu schwören . . . ." — „Schwören Sie nicht, mein gnädiger Herr," rief Dankelmann ihm zu; — „die Dinge gehen ihren Gang; nicht möglich ist's, ihn aufzuhalten."

Und so kam es dann auch. Nicht länger als fünf Vierteljahre vermochte Dankelmann seine gebietende Stellung zu behaupten. Er hatte allzu viele Feinde. War es auch klug gehandelt seinerseits, daß er all' seine sechs Brüder Johann, Thomas Ernst, Sylvester Jakob, Daniel Ludolf, Nikolaus Bartholomäus und Wilhelm Heinrich im Staatsdienst verwendete? — Waren indessen diese Männer nicht allzumal ausgezeichnete Beamte? — Bewährten sie sich nicht zu ihrer höchsten Ehre? — War es ferner ein Verbrechen, daß der Oberpräsident Eberhard auf dieses „brandenburgische Siebengestirn" einst eine Medaille mit dem Wahlspruche:

„Intaminatis fulget honoribus!"
„Es strahlt in makelloser Ehre!"

hatte prägen lassen; — hätte das unter den gleichen Umständen nicht jedwedes edle Haus gethan? — Nein, das waren keine Verschuldungen! — Sie stürzten den Mann nicht, welcher das höchste Vertrauen seines kurfürstlichen Herrn besaß, — den pflichtgetreuen Beamten nicht, welcher den kategorischen Imperativus des „Dienstes“ so tief im Herzen trug.

Es war vielmehr der Widerspruch der alten, von dem großen Kurfürsten ererbten Überlieferung der Sparsamkeit und der Prachtliebe Friedrichs III., welcher die Katastrophe hervorbrachte; — die Finanzkalamität war's, welche den Kurfürsten gegen seinen Erzieher und Freund erbitterte. Daß der Generalfeldmarschall von Barfuß und der Kammerherr Kolb von Wartenberg mitsamt der Kurfürstin Sophie Charlotte gegen den reinen Mann intrigierten, — daß die äußere Politik Dankelmanns, welche zu dem Friedensschlusse von Ryswijck geführt hatte, sich als keine glückliche erwies, daß die Einfachheit der Lebensweise des Oberpräsidenten den Kurfürsten beschämte, waren nur mitwirkende Gründe; die eigentliche Ursache des Falles Dankelmanns blieb doch immer die, daß er die Kosten der Hofhaltung Friedrichs III. nicht mehr herbeizuschaffen vermochte, wohl auch nicht mehr herbeizuschaffen geneigt war.

Und damit sind wir in der That an einen sehr bedenklichen Wendepunkt der Regierungszeit Friedrichs gelangt.

Dankelmanns Schicksal ist bekannt genug. Schon im November 1697 erbat er sich seinen Abschied; er erhielt denselben auch sofort. Freiwillig die Verbannung sich erwählend, begab er sich nach Neustadt an der Dosse, — jene stille Herrschaft in der Priegnitz, deren Amtshauptmann er war. Dort erschien eines Abends der General von Tettau mit dem Lieutenant Hebenstein von den Gardes du Corps auf dem Schloß. Dankelmann wurde verhaftet, angeblich, weil er hochwichtige Staatspapiere unterschlagen haben sollte. Es war am 10. Dezember 1697. Und fort ging es durch die Winternacht nach der Feste Spandau, — später dann nach Peitz. Erst im Jahre 1707 erhielt der Gefangene von Peitz auf die Verwendung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm die Freiheit zurück, und als der große Soldatenkönig dann im Jahre 1713 zur Krone gelangt war, wurde der schuldlose Mann auch wieder zu den Geschäften herangezogen. Gebrochen indessen durch die lange Festungshaft, mochte der Siebzigjährige es wohl selber fühlen, daß es ihm nicht mehr verstattet war, noch für das Vaterland zu wirken. Eberhard von Dankelmann ist dann am 31. März 1722 zu Berlin verstorben. Wir vermögen nicht zu sagen, ob er in der von ihm selbst erbauten Gruft in der Dorotheenstädtischen Kirche oder auf dem Familiensitze Lodersleben die Stätte der ewigen Ruhe gefunden hat.

Es kommt uns an diesem Orte nicht zu, die glänzende Rechtfertigung zu wiederholen, welche Dankelmanns staatsmännisches Verhalten in neuester Zeit gefunden hat; auch die Verdienste des Oberpräsidenten um die Hallenser Hochschule, welche nachmals so bedeutsam auf Berlin eingewirkt hat, liegen dem Bereiche unsrer Darstellung fern. Gleichwohl haben wir hier noch mehreres zu erwähnen, was uns zu dem lebhaftesten Danke gegen den edlen und unglücklichen Mann verpflichtet.

Eberhard von Dankelmann war auch der künstlerische Berater seines Herrn. „Es ist in Bauten, Gartenanlagen u. s. w. bis zu seinem Sturze ohne sein Zuthun nicht das Geringste geschehen,“ berichtet König in glaubhafter Weise. Daher erhielt der Freiherr im Jahre 1695 auch den schönen und dankbaren Auftrag, nach dem Muster der berühmten Kunst-Akademien von Rom und Paris eine „Bildhauer- und Malerschule“ in Berlin zu gründen.

Mit hohem Eifer erfaßte er diese Aufgabe; sie entsprach seinem idealen Sinne ja vollkommen. Freudig thätig berief er Künstler von Ruf aus jedwedem Kunstgebiete nach Berlin, sammelte er Zeichnungen, Stiche, Bücher, Modelle; verfaßte er die Gesetze für Lehrer und Lernende. Sein fürstlicher Freund hatte ihn zum ersten Protektor der Akademie ernannt. Allein er erlebte die Vollendung seines schönen Werkes in Amt und Würden nicht mehr. Erst am 1. Juli*) 1699, dem dreiundvierzigsten Geburtstage des Kurfürsten Friedrich, konnte die Akademie eingeweiht werden. Schon damals wurde ihr das heutige Abzeichen verliehen: die drei weißen Schildlein der alten Malerzunft im roten Felde. Nicht minder eifrig zeigte sich Eberhard von Dankelmann, die Landeskultur, die Industrie und den Handel auf jedwede Weise zu heben; man hat ihn darum wohl selbst mit Colbert verglichen. In jener Rechtfertigungsschrift, welche er gelegentlich seines Sturzes einreichte, durfte er in der That mit Stolz behaupten, er habe stets den beiden höchsten Pflichten eines Ministers genügt, welche darin beständen, dem Fürsten einen unverwelklichen Namen und dem Lande den florissantesten Zustand zu bereiten. Die Justiz sei ohne Ansehen der Person administrieret, die Ämter seien den fähigsten Subjectis übertragen, die Landstände seien bei ihren Rechten geschützt und die Commerzien aufs Beste gefördert worden, sodaß der Landesherr darüber in unvergleichliche Reputation gekommen. — Hochklingende Worte; allein sie enthalten nur die Wahrheit. Auch für die Residenzen gilt, was ein hochverdienter, der Wissenschaft leider zu früh entrissener Forscher der Neuzeit bezüglich des gesamten Staates geäußert hat:

„Vergleicht man den Zustand des Landes im Jahre 1686, vor der Einwanderung der Réfugiés, mit dem von 1698, so ergiebt sich eine rapide Zunahme der Bevölkerungsziffer, des Wohlstandes, der Einkünfte und somit auch der gesamten Kraft des Staates." —

Dankelmanns Fall zog selbstverständlich aber auch denjenigen seiner eifrigsten Anhänger und seiner Schützlinge nach sich. Auch der Kammerrat Christian Friedrich Kraut, auch der Generalkommissar Daniel Ludolf von Dankelmann, auch der Marine-Direktor Benjamin Raule, kamen in Untersuchung. Die erstgenannten beiden Männer wußten die Anklagen gegen sie zu widerlegen; der greise Schöffe von Middelfahrt aber, welcher so wacker einst für „Kurbrandenburg zur See" gefochten und gekreuzt hatte, mußte sich in Spandau einkerkern lassen. Erst im Jahre 1705 erlangte er „mangelnder Beweise halber" seine Freiheit wieder; — im Elende verstarb er 1707 zu oder bei Emden. —

Einst hatte man unter ein vortreffliches im Jahre 1694 in Kupfer gestochenes Porträt Dankelmanns die etwas kindlichen Verse gesetzt:

„Das ist das Wunderbild des teuren Dankelmann!
Hof, Musen, Land und Volk fing einen Wettstreit an,
Und jeder sehnte sich nach ihm und seinen Gaben.
Drum trat Apollo selbst als Richter auf und sprach:
‚Es soll ihn Friederich, dem Leib und Geiste nach,
Die Musen in der Schrift, das Volk in Kupfer haben.'

Jetzt zeugte sein Schicksal laut von der Vergänglichkeit alles irdischen Glückes und

*) Alten Stiles = 11. Juli neuerer Zeitrechnung.

von der Unbeständigkeit der höchsten Fürstengunst. Doch laut rauschten schon dahin die Wogen der Zeit, — jede tiefere Betrachtung der Dinge verbannend und alle trüben Erinnerungen mit sich hinfortreißend. An Dankelmanns Stelle trat später Kasimir Kolb von Wartenberg, der einstmalige blutarme pfälzische Edelmann; — jetzt, seit 1696 bereits **Graf** von Wartenberg, Oberstkämmerer, General-Erbpostmeister, Oberstallmeister und Statthalter des oranischen Erbes der Hohenzollern. In hohem Maße zog dieser glänzende Kavalier, — zogen auch die Dinge, welche sich bei Hofe vorbereiteten die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich. Denn es waren große und hochwichtige Unternehmungen, welche sich nunmehr ihrem Abschlusse näherten. Bald wurde daher der ernste, stolze Eberhard von Dankelmann von den Berlinern vergessen.

Es erinnert außer dem Vorhandensein der Kunst-Akademie heute nichts mehr in Berlin an sein edles und so reich gesegnetes Wirken. Die Dankelmannsche Gruft ist verschüttet; das „Fürstenhaus" ist niedergerissen. Auf jener Stätte der Dorotheenstädtischen Kirche gegenüber, allwo das Geschlecht Dankelmann am Ufer der Spree einst ein zweistöckig' Lusthäuslein besaß, aber erhebt sich heut' anmutig die Loge Royal-York, jenes zierliche Schlößchen, welches Schlüter im Jahre 1712 dem Ober-Hofmeister von Kameke errichtet hat. Und doch: „intaminatis fulget honoribus!"

3. Der Königseinzug in Berlin.

Litteratur: von Besser, Preußische Krönungsgeschichte. Kölln an der Spree 1702.
Geppert, Chronik von Berlin. Band I. Berlin 1839.

Es ist hier nicht der Ort, jene langwierigen Verhandlungen darzustellen, durch welche Friedrich III. endlich dahin gelangte, sein Haupt mit der Königskrone zu schmücken. Ebensowenig gehört eine Beschreibung der Königsberger Festlichkeiten in eine „Geschichte der Stadt Berlin". Erst die „Heimkehr des Gekrönten" gehört dem Bereiche unserer Schilderungen an, und von ihr möge ein Augenzeuge berichten. Es ist der Ober-Zeremonienmeister von Besser, — ein Mann, welcher uns auch unter den Dichtern Berlins noch begegnen wird.

„Am 17. März 1701," so erzählt er, „langten Ihre Majestäten glücklich wieder in der Mark an. Der König begab sich nach Schönhausen und die Königin nach Lützenburg. In Berlin arbeitete man unterdessen an sehr prächtigen Ehrenpforten, an welchen alle die in Berlin befindlichen Academien von Mahlern, Bildhauern, Bau-Meistern und andern Künstlern die Hand mit anlegten, und umb so viel embsiger ihre gantze Wissenschafft daran auszuschütten suchten, als eben durch den bevorstehenden Einzug diese Haupt-Stadt des Chur-Hauses nunmehro zur Residentz eines Königes erhoben werden solte.

Die erste der Ehren-Pforten ward außerhalb des Sankt Jürgen- oder nunmehrigen König-Thors von den Vor-Städtern und Gärtnern, die andere innerhalb des Thors von den so genandten Eximirten oder Hof-Bedienten, die dritte weiter hin an der Kloster-Straße von den Refugirten oder der Französchen Colonie, die vierte nächst der Jüden-Straße von der Dorotheen-Stadt, die fünfte bei dem Berlinschen Rath-

Hause von der Stadt Berlin, die sechste an dem Königlichen Post-Hause, vom Fridrichs-Werder und der Fridrichs-Stadt, und endlich die siebende auf der Stech-Bahn vor dem Schlosse von der Stadt Kölln aufgeführet, jedwede von einer besondern Architectur und Vorstellung und an Decorationen, Sinn-Bildern, Statuen und Überschrifften dermaßen eingerichtet, daß man alsobald beydes, die Gelegenheit, die solche verursachet, als auch von Wem und Wem sie zu Ehren erbauet daraus erkennen mögen.

Die Bürgerschafft samt allen Gewercken und Zünften suchte sich gleicher gestalt hervor zu thun und hatte bis auf neun und dreißig Compagnien unter sich aufgebracht, welche zusammen bey acht tausend Mann austrugen und von Zeit zu Zeit gemustert wurden. Jede Compagnie war mit einer gewissen Art Band unterschieden und an Gemeinen sowol als auch an Officirern mit einer grossen Sorgfalt aufgeputzet, absonderlich aber bey den beyden Compagnien Kauffleuten der Städte Berlin und Kölln, der Compagnie der französchen Cadets und der Compagnie der französchen Granadirer. Die Kauffleute waren in feinem weißem Tuch mit Silber, die französche Cadets in blau und die Granadirer in weiß mit rot gekleidet. Die ersten hatten eine silberne Tresse, die andern weisse Federn auf den Hütten, die Granadirer aber trugen rote Granadier-Mützen, auf denen der preußische schwartze Adler von geschnitzter Arbeit erhöhet stund und mit seinem Halse den gewöhnlichen Bügel der Granadier-Mützen machte, mit dem Schnabel aber den Königlichen Namens-Zug hielte, der auf einem Schilde vorn an dem Auffschlage der Mützen angehefftet war.

Überdiß hatten auch die Berlinschen Fleischhauer nach dem Exempel der Königsbergschen eine Compagnie zu Pferde von Kürißirern errichtet, die mit ihren schönen Pferden, hell-polirten Kürissen und den gantz neuen langen Elends-ledern Colleten, auf welchen die Kürisse saßen, aller Augen an sich zogen, wie auch nicht minder mit ihren gantz neuen Paucken und Paucken-Decken, welche zu führen Se. Majestät ihnen bey dieser Gelegenheit, gleich wie schon vorlängst den Königsbergschen, die Freyheit und das Privilegium verliehen

Indessen sich alles dermaßen rüstete, Ihre Majestäten in Berlin zu empfangen, empfingen Sie Selbsten auf Dero Lust-Häusern die von unterschiedenen Höfen an Sie abgeschickte Gesandten: von Chur-Pfaltz den Herrn Grafen von Witgenstein, von Sr. Kayserl. Majestät den Herrn Grafen von Bar, von dem Chur-Hause Braunschweig und Hannover den Herrn Geheimten Rat von Jlten, von Sr. Königlichen Majestät von Engelland den Lord Rabby und von den Herren General-Staaten den Herrn Baron und General von Obdam, die in der Ordnung, wie sie allhier genant worden, Ihren Majestäten zu Ihrer Krone Glück zu wünschen noch vor dem Einzuge sich einfanden. Ausser daß die meisten andere Herrschafften in und ausserhalb des Reiches von Geist- und Weltlichem Stande ihren Glück-Wunsch in Briefen abstatteten und einige darinnen zugleich die hernachmahls auch würcklich erfolgte Schickungen ankündigten, wie unter andern Dennemarck und Moßkau von Auswärtigen, und in dem Römischen Reiche die Bischöfe von Würtzburg, Münster und Hildesheim thaten.

Der sechste May war der Tag des Einzuges, da der gantze Train nach Schönhausen kommen und Ihre Majestäten von dannen abholen muste. Die Compagnien der Bürgerschafft, voller Begierde, von Ihren Majestäten gesehen zu werden, hatten sich schon des Morgens gar früh heraus gemachet und waren über den Schloß-Platz von Schönhausen nach Berlin wieder zurück gezogen, die ihnen daselbst angewiesene

Posten zu besetzen. Der Train des Hofes aber kam erst gegen den Mittag und blieb zur lincken Seite Schönhausens so lange stehen, bis Ihre Majestäten von der Tafel aufgestanden. Umb ein Uhr ging der Zug über den Schloß-Platz bey den Königlichen Gemächern vorbey und in derselben Ordnung, wie er hernachmahls auch, als Ihre Majestäten Sich hinten mit angeschlossen, in die Residentz Berlin erfolgte.

1. Erstlich zogen die Gensdarmes, von ihrem Obristen, dem General Major von Natzmer, angeführet.

2. Die Grands-Mousquetaires, von ihrem Obristen dem General Major und ersten Cammer-Herrn Grafen Christof von Dohna, angeführet

3. Sechs und dreißig sechs-spännige Kutschen der Hof-Leute, worinnen die Deputirten der Provintzien und die Königlichen Herren Ministri und Geheimte-Rähte saßen

4. Des Fürstens von Anhalt-Zerbst und des Land-Grafs von Hessen-Homburgs Kutschen.

5. Eilf Kutschen Ihrer Hoheiten der Printzen und Herren Marggrafen.

6. Sechzehn Königliche Kutschen.

7. Des Fürsten von Anhalts Bereiter und Hand-Pferde.

8. Des Herrn Land-Grafens Bereiter und Hand-Pferde.

9. Zwantzig Hand-Pferde Ihrer Hoheiten.

10. Ein Königlicher Bereiter und hinter ihm zwey Reit-Pagen.

11. Dreißig Königliche Hand-Pferde mit ihren reich brodirten sammetnen Hand-Decken.

12. Die beyden Pagen-Hof-Meister und hinter ihnen neun Pagen Ihrer Hoheiten und sechs und zwantzig Königliche, wie ingleichen auch drey Jagt- und drey Cammer-Pagen.

13. Der Cammer-Furierer nebst dem Cammer-Courierer.

14. Die vier und zwantzig Königliche Trompeter nebst den beyden Pauckern.

15. Der Ober-Hof-Marschalck nebst den andern, die den Hof zu führen pflegen

16. Die Hof-Cavallier und die Großen des Hofes.

17. Seine Hoheit der Marggraf Christian Ludwig zwischen dem Fürsten von Anhalt-Zerbst zur Lincken und dem Land-Grafen von Homburg zur Rechten.

18. Seine Hoheit der Kron-Printz zwischen Ihren Hoheiten den beyden Herren Marggrafen Philip und Albrecht und hinter dem Kron-Printzen Sein Ober-Hof-Meister, der Herr Graf von Dohna.

19. Seine Königliche Majestät wie bey dem Königsbergschen Auszuge auf einem kostbahren Pferde und von Ihren Laquayen und Schweitzern umbgeben, wie auch im Gefolge des Herrn Ober-Cämmerers als Ober-Stall-Meisters und eines Capitains der Gardes du Corps, der dißmahls der Commendant selbst von dieser Garde, der General Major von Tettau, war.

20. Der Königin Ober-Hof-Meister, der Herr von Bülau.

21. Ihre Majestät die Königin in einer Kutsche von acht Pferden gezogen und bey Sich habend Ihre Hoheit die Frau Marggräfin, Printz Philipp Wilhelms Gemahlin, welche in dem Vorderteil der Kutschen und der Königin gegenüber saß.

22. Die drey Compagnien der Gardes du Corps, von dem Herrn Obristen und Cammer-Herrn von Groot angeführet.

23. Acht Königliche Kutschen mit der Königin Ihrem Frauen-Zimmer und den Hof-Dames und endlich

24. Die Compagnie Kürißirer oder der Fleischhauer, die bey der andern Bürgerschaft vor der Stadt im Felde hielt, sich aber hernach dem Marsche mit anhing.

Sobald Ihre Majestäten Sich der Stadt genähert, fing man an die Glocken zu läuten und aus zwey hundert fünf-vierteil, gantzen und halben Carthaunen von den Wällen, wie auch aus den Stücken der auf der Spree liegenden Jachten und Fregatten zu feuren, denen aber der Königliche Kupfer-Decker Bertram, der sich auf die eusserste Spitze des hohen Marien-Thurms gestellet, mit seinen bey sich habenden sechs Stücken zuvorkam, die er wunderbahrlicher Weise auf die alleröberste Dach-Kuppe des Thurms gepflantzet und sie unter beständiger Schwingung einer großen Fahne, wie auch herunterwerfung vieler Schwärmer, dreymahl nach einander loß ließ.

Die bewehrte Bürgerschafft hatte sich von einer vierteil Meilweges außer Berlin bis in die Stadt an die Spree-Brücke von beyden Seiten und die Compagnie der Köllnischen Kauffleute noch bis an der Köllnischen Ehren-Pforte zur Lincken der Stech-Bahn erstrecket. Diese Compagnie stund mit dem Rücken nach der breiten Strasse und nach dem Duhme zu, dahingegen die Battaillons von der Garde zu Fuß sich zur Rechten der Stech-Bahn und die Garde der Granadirer nebst der Compagnie der Cadets sich auf dem großen Schloß-Platze gestellet hatten: jene unter dem General-Major von Arnheim und diese unter ihrem Obristen, dem von Pannewitz.

Bey jeder der Ehren-Pforte befanden sich diejenigen, die sie erbauen lassen und empfingen Ihre Majestäten, umb Selbige nicht aufzuhalten, mit nichts anderm denn nur mit tiefen Neigungen, doch daß aus der Berlinschen Ehren-Pforte zwo auf Römische Art gekleidete Jungfrauen, auf den zwey Postamenten der beyden kleinen Neben-Thore stehend, Ihre Majestäten und den Kron-Printzen mit einigen Reimen ansungen und Sie im Namen sowol Berlins, der ältesten, als auch aller der andern Städte bewillkommeten. Bey der Ehren-Pforte der Gärtner stunden zwantzig als Garten-Nympfen verkleidete Mägdleins in einem grünen Gange von beyden Seiten, die von den Kräntzen Ihrer Häupter sowol, als auch aus ihren reich angefüllten Blumen-Körben Ihren Majestäten allerhand Blumen und Kräntze zuwarffen.

Die andern Ehren-Pforten aber hatten dieses besondere, daß, weilen sie alle in einer Reihe gesetzet und man durch alle sechs in Perspective sehen konnte, sie denen Durchziehenden nicht anders als die in den großen Pallästen in einer Linie gelegene Gemächer, deren eins immer schöner als das andere, oder auch als die an einigen Orten gebräuchliche Turnier-Schrancken vorkamen, auf deren beyden Seiten die Neubegierigen, teils aus erhabenen schön ausgeschmückten Bühnen, teils auch auf ebener Erden im großen Gedränge zusahen. Die Ehren-Pforten waren wegen des steten Marsches immer mit neuen Ankommenden erfüllet und die Häuser und Gassen von unten bis an die Giebel mit Zusehern dermaßen vollgepropfet, daß man von ihnen nichts mehr dann die Gesichter erblicken konte, daher diese Häuser denjenigen großen Schildereyen nicht uneben glichen, in denen aus Mangel des Raums von einer Menge Volckes nur bloß die Köpf' und Antlitzer anzutreffen. Ja, viele hatten die Dächer abgebrochen und die Stellen der Ziegel eingenommen, welches dann umb so viel nohtwendiger gewesen zu seyn scheinet, als nicht allein alle von gantz Berlin, sondern auch bis auf fünfzehn tausend an fremden Personen sich in den Gassen des Durchzuges befunden haben sollen.

Nachdem Ihre Majestäten in Dero Gemächern angelanget, gaben die Truppen eine dreymahlige Salve, wie in gleichen die Compagnien der Bürgerschafft, die hernach-

mahls alle zusammen durch die Stadt und bey dem Schlosse vorbeyzogen. Der gan Marsch hatte von drey bis sieben Uhr des Abends gewähret, und da man schon öffte die Einzüge gar weitläufftig beschrieben, so vergnüget man sich, von diesem k mehrers zu sagen, denn daß noch niemahls ein solcher Einzug in Berlin, so we als darin ein*) eigener König gesehen worden.

Die Collegia von Berlin und die Deputirten der Provintzien stellten s alsobald dar, ihren unterthänigsten Glück-Wunsch abzulegen. Aber weilen es sich m dem Einzuge zu lange verspätet, wurden sie auf den andern Morgen gegen neun U beschieden, da sie von dem Ober-Ceremonien-Meister, wie gewöhnlich, zu Ihren Majestät geführet und bey dem Könige von dem Herrn Ober-Cämmerer, bey der Königin ab von Ihrem Ober-Hof-Meister empfangen wurden.

Die Collegia waren: der Geheime-Raht, die Geheime-Hof- und Domainen-Camme das Cammer-Gericht, die Hof-Prediger, das Consistorium, die Amts-Cammer, die Stad Magisträte, das Ministerium, die Frantzösche Colonie und ihr Consistorium.

Im Namen des Geheimen-Rahts redete der älteste von ihnen, der Herr Gra von Schwerin, im Namen der Domainen-Cammer Ihr President, der würckliche Geheimte-Raht Herr von Chwalkowsky, im Namen des Cammer-Gerichts, der Director und Geheimte-Raht Herr von Wedel, im Namen der Hof-Prediger, der älteste von ihnen, der Kirchen-Raht Herr von Schmettau, im Namen des Königlichen Consistorii, der President und Geheimte-Kriegs- und Staats-Raht, der Herr Baron von Fuchs, im Namen der Amts-Cammer, der Geheimte Cammer-Raht Herr von Weisse, im Namen der Stadt-Magisträte, der Bürgermeister von Berlin, Herr Raht Müller, im Namen des Ministerii, der Consistorial-Raht und Berlinsche Probst, Herr D. Spener, im Namen der Refugirten ihr Richter, der Herr Legations-Raht Ancillon, und im Namen ihres Consistorii einer ihrer ältesten Prediger, der Herr Fetizon.

Jede Rede handelte was merckwürdiges und fürnemlich diejenige des Herrn Grafen von Schwerin, der im Namen des gantzen Geheimten-Rahts, in welchem Se. Majestät allezeit mit zusitzen pflegen, gar nachdencklich vorstellte, wie die Königliche Krone, die Se. Majestät Sich aufgesetzet, zwar allen wunderbahr, aber doch weniger Sr. Majestät Geheimten-Rähten däuchte, indem die Geheimen-Rähte als beständige Zeugen von Sr. Majestät unermüdetem Fleiße, unaufhörlicher Wachsamkeit, weitaussehendem und scharffem Urteil, wie auch der ungemeinen Gedult und Verschwiegenheit in allen Dero Rahtschlägen sich niemahls eine andere Rechnung gemachet, denn daß die Prophezeihungen von einer höhern Würde des Chur-Hauses Brandenburg nohtwendig in der Persohn Seiner Majestät erfüllet werden müsten, obgleich sonsten die unterthänigsten und treu-ergebensten Geheimten-Rähte gerne gestünden, die Mittel und Wege nicht abgesehen zu haben, die Se. Majestät nach Ihrer Weißheit fast ohn jemandes zuthun auszusinnen und so unverhofft und herrlich ins Werck zu richten gewußt.

Die Provintzien, so Deputirten geschicket, waren: die Marck Brandenburg, da Hertzogtum Magdeburg, Cleve und Pommern, das Fürstentum Halberstadt u

*) Sonsten hat man wol andere Könige in Berlin gesehen: nemlich zu unsern Zeit Se Czarische Majestät und längst vorher den König von Schweden, Gustav Adolph, d Anno 1631 nach Berlin gekommen und von seinem Herrn Schwager Churfürst Georg Wilhe eine Viertel-Meile von der Stadt empfangen und eingeholet worden. Theat. Europ. Pa 2. f. 353, und Merc. Franc. Tom. 17. p. 495.

inden und die Graffschafften Ravensberg und Hohenstein, denen sich auch noch absonderlich die Universität von Franckfurt zugesellet. Wegen der Marck führte der Herr Duhm-Probst von Havelberg, der von Gröben, das Wort, wegen Magdeburg der Duhm-Herr, Herr von Geist, wegen Cleve der Drost zu Neuenrade, der Herr von Neuhof, wegen Pommern der Geheimte-Raht und Duhm-Dechant, der Herr von Natzmer, wegen Halberstadt der Erb-Marschalck des Fürstentums und Duhm-Herr im hohen Stifft, der Herr von Rössing, wegen Minden der Duhm-Dechant Herr von Busch, wegen Ravensberg der Herr Geheimte-Raht und Land-Drost von Busch, wegen der Graffschafft Hohenstein der Ober-Steuer-Director von Bodenhausen, und endlich wegen der Universität von Franckfurt der Königliche Hof-Raht und Professor Herr D. Coccejus, deren jedweder seine Rede, nur die unschätzbaren Musen, die Universität, ausgenommen, mit einem ansehnlichem Geschenck zur Kronen-Steuer begleitete und die Marck Brandenburg ihre Summe bis auf hundert und sechzig tausend Reichsthaler freywillig gesteigert hatte.

Den achten May, Sonntags, ward in dem Duhm über Ihrer Majestäten glückliche Wiederkunfft eine Predigt gehalten, und das „Herr Gott dich loben wir" unter dreymahliger Lösung der Stücke gesungen. Den Montag den neunten aber ging die Illumination vor sich, die wegen des Wetters einige Tage hatte verschoben werden müssen.

Berlin hatte schon an Sr. Majestät Krönungs-Tage, wie ungewöhnlich auch dergleichen Festivitäten in unseren Ländern gewesen, dennoch bey dem ersten Versuch ihrer Illuminationen ein rechtes Meister-Stück abgeleget und nach dem Zeugnisse der Auswärtigen etwas Ungemeines sehen lassen. Aber es sey, daß Sr. Majestät hohe Gegenwart sie aufgemuntert, oder die Übung ihre Geschickligkeit vermehret, oder auch die Ehre, inskünftige eines Königes Residentz zu seyn, ihr einen neuen Eyfer eingeblasen: sie hatte in Gegenhaltung des vorigen sich dißmahl bey weitem übertroffen, und alles angewandt, was nur Kunst und Erfindung in andern Königreichen sinnreiches und prächtiges in solchen Fällen zu zeigen pfleget. Auch an den geringsten Häusern war davon etwas zu spüren und an den Häusern der Großen des Hofes eine so grosse Magnificentz zu finden, daß sie auch die gantze Lebens-Geschicht oder doch minstens die meiste Kron-würdige Thaten Sr. Majestät in Bildern ausgedrucket, wie es, außer den Gemächern Ihrer Hoheiten des Kron-Printzens und des Printz Philipp, denen man nicht gleich kommen konte, vor andern an der Academie der Freyen-Künste, an dem Königlichem Stall in der breiten Straße und an den Häusern des Herrn von Heems, Kayserlichen Abgesandtens, des Herrn Grafen von Barfuß, des Herrn von Fuchs, von Dohna, von Döhnhof und des Geheimten Kriegs-Rahtes von Kraut wahrzunehmen war.

An dem Königlichem Hof-Post-Amte, wovon der Herr Ober-Cammerer Graf von Wartenberg General-Erb-Postmeister war, saß neben andern sehr kostbahren Zierraten Jupiter auf einem Trohn, seine Krone auf dem Haupt, seinen Adler vor sich und seinen Post-Bohten, den Mercurius, über sich habend, der mit dem Post-Horn in der Hand im vollem Fluge davon eilete und auf den Jupiter zurücksehend diese Worte zur Überschrifft führte:

„Sein Reich und Seinen Königs-Stand
Mach' ich der gantzen Welt bekandt"

Gegen zehn Uhr des Abends ward alles angestecket, da die Glocken zugleich

zu läuten anfingen und Ihre Majestäten nebst dem gantzen Hofe in der St
herumb fuhren Berlin schimmerte nicht, sondern brante gleichsam in allen Ga
von Lichtern, Lampen, Fackeln und Freuden-Feuren, so daß Se. Majestät, umb a
in wenig Worte zu fassen, ohne Grausamkeit die Lust desjenigen Spectackels genie
konnte, welches ehmahls der unmenschliche Wüterich Nero an dem brennenden R
zu haben sich gefreuet; Berlin aber, ohne Verletzung der Bescheidenheit und wenigst
für diesen Abend sich den Namen: Lumen orbi. Licht und Glantz der Welt, zueig
dürffen, den Einer aus dem lateinschen Worte Berolinum, durch Versetzung
Buchstaben, heraus gebracht.

Auf dieses Freuden-Feuer erfolgte Tages darauf noch ein anderes, aber n
mit gleicher Stille, sondern mit einem ungeheurem Gethön und Krachen. Seine Ho
Printz Philipp hatten als General-Feld-Zeug-Meister Ihrer Majestäten Krönung
Wiederkunfft zu Ehren ein Feuer-Werck und zwar von solcher Grösse bereiten las
dergleichen wohl noch wenig verfertiget seyn möchten.

Das gantze Werck bestand aus sechszehn kleinen und vier Haupt-Wercken,
man ausser der Stadt, auf der Seiten des Leipziger-Thors, drey vor den Wall
eins in den Stadt-Graben auf das Wasser gesetzet. Das erste stellete Ihrer Majest
hohe Verdienste unter allerhand Tugenden, das andere Dero Belohn- und Krön
das dritte die Vereinigung der Chur- und Königlichen Würde und das vierte
dem Wasser stellete Ihrer Majestäten erfreuliche Wiederkunfft vor, da Sie gleich
wie Jason nach glücklicher Erlangung des Güldenen Fließes mit einer triumphiren
Flotte und unter Beystimmung aller See-Götter an dem Ufer anländeten." —

Ein Dank-, Buß- und Bettag beschloß endlich am 22. Juni die Feier
Königseinzuges in Berlin. Friedrich I. wählte selbst den Predigttext; er bestan
den Worten des 64. Psalmes:

„Alle Menschen, die es sehen, die werden sagen: ‚Das hat Gott gethan!'
merken, daß es sein Werk sei" —

In die spezielle Beschreibung der Berliner Ehrenpforten, welche der
von Besser in dem zweiten Teile seines Werkes giebt, wagen wir den Leser
einzuführen; — fremdartig steht uns heute diese Fülle von Allegorien, Symb
und Wahlsprüchen gegenüber. Aber wenn auch die Huldigungen, welche wir h
den erlauchten Hohenzollern darbringen, in eine andere, natürlichere Form sich klei
auch aus der zeremoniösen Herrlichkeit der alten Zeit weht uns nicht selten
warmer Hauch entgegen: der Hauch der Liebe zu dem hochverdienten Herrschergeschle

Bessers Krönungsgeschichte, welche 1702 bei Ulrich Liebpert zu Kölln ers
und ihrem Verfasser einen klingenden Dank von 2000 Thalern eintrug, endigt
einem langen Gedichte, welchem das königliche Symbol, ein aufbrechender Granat
mit der Devise:

„Ex me mea nata corona!"

vorangestellt ist. Der Schluß des Poems verkündet, Friedrich habe das Hö
vollbracht; — höher vermöge sein Haus nun nicht mehr zu steigen. Wohl uns,
wir sagen können: die aufopfernde Gefolgstreue ihres Volkes hat es den Hohenzo
ermöglicht, noch andere Bahnen zu wandeln und „höher noch zu steigen." —

In geschichtlichen Denkmälern aller Art lebt die Erinnerung an den glanzv
18. Januar des Jahres 1701 auch noch heute unter uns fort. Allüberall blickt
der schwarze, königliche Adler Preußens entgegen; — bescheiden ist der rote,

fürstliche Aar Kurbrandenburgs zurückgetreten. Allein sein Ruhm und sein Glanz sind nicht erloschen. In den Stunden der Not und Gefahr, der Trauer und Trübsal fühlt sich der Märker und insonderheit der Berliner dem Throne der Hohenzollern doch am nächsten und zum Dienste der Treue doch am heiligsten verpflichtet. Denn älter ist das Band, das uns mit ihm vereint, als die Verbindungen der anderen Stämme mit dem erlauchten Fürstenhause.

Der 18. Januar! — Ja, wenn an ihm die glänzenden Equipagen vor dem großen Schloßportale auffahren zur Feier des Krönungsfestes, dann mögen wir wohl der weihevollen Stunden im Königsberger Schlosse gedenken! Und wer in einsamer, nächtlicher Feier durch die Königsstraße wandelt, welche zu Ehren des 6. Mai 1701 den alten Namen der St. Georgenstraße abgelegt hat, der vergegenwärtigt sich, wenn er ein „Wissender" ist, im Geiste wohl auch die jubelnde Feier des sechsten Maientages 1701. Der edle Wahlspruch:

„Suum cuique!"

stand damals an der Ehrenpforte der Stadt Berlin. Merkwürdigerweise trug (Besser, p. II, S. 41) dieser prangende Bau aber auch jene Devise, welche den Wappenschild des größten Ehrenbürgers von Berlin schmückend umzieht, das Bismarckische:

„Nemo me impune lacesset!" —

Oft wiederholte sich endlich das zuversichtliche Wort:

„Et nostrae prospicit urbi!"
„Liebreich sorgt er auch für unsere Stadt!"

Wir haben nun zu sehen, inwieweit König Friedrich I. dies Wort zur Wahrheit gemacht hat, auch in Folgezeit. —

---

4. Die „Kombination" der Magistrate und der städtischen Gerichte in den Residenzen.

Litteratur: Küster, Alt. u. N. Berlin, Tl. IV, Berlin 1769.
Fidicin, Hist. dipl. Beiträge, Tl. V, Berlin 1842.

Was im großen am Staate geschehen war, das wiederholte sich demnächst im kleinen an den fünf Städten, welche des Königs glanzvolle Residenz geworden waren.

Durch die Gründung der „neuen Städte" und die Verleihung einer Stadtverfassung an den Friedrichswerder und an die Friedrichsstadt einerseits, die Dorotheenstadt andererseits hatte sich die geringe Zahl der in den gesamten Residenzen vorhandenen Ratspersonen und Gemeindebeamten fast ins Ungemessene vermehrt. Nach einer dankenswerten Berechnung Fidicins, für welche wir freilich nicht in jedem Punkte die Gewähr zu übernehmen im stande sind, waren im Jahre 1708 bei allen Stadtverwaltungen beschäftigt:

12 Bürgermeister in der Regierung,
6 außer derselben,

4 Syndici,
5 Kämmerer in der Regierung,
3 außer derselben,
27 Ratmannen in der Regierung,
18 außer derselben, etwa
40 Stadtverordnete,
4 Stadtsekretäre,
8 Notarien, Kämmereischreiber, Kopisten u. s. w.,
6 Rats-, Maurer-, Zimmermeister und Schornsteinfeger,
8 Markt- und Wagenmeister, Stadtpfeifer u. s. w.,
80 und mehr Personen als Thorschreiber, Haidereiter, Wächter und Wärter, Gerichts- und Stadtdiener, geschworene Holzsetzer, Bettelvögte, Totengräber u. s. w. —

Die Stadtgerichte aber wurden verwaltet von:
5 Richtern,
5 Gerichtsschreibern,
17 Gerichtsassessoren und Schöffen.

Wie schwerfällig bei einer solchen Anzahl von Magistratsmitgliedern und Beamten, von Gemeindevertretern und Richtern die Verwaltung sich gestalten mußte, — wie wenig prompt all' diese Behörden funktionieren konnten, zumal bei oft so eng' mit einander verflochtenen Interessen, liegt wohl auf der Hand.

Die lichte Idee, diese krausen Verhältnisse zu vereinfachen, entsprang jedoch nicht etwa der Bürgerschaft selbst. Es lebte dazu noch immer ein viel zu voll gemessen' Teil von lokalem Patriotismus und Stolze in den knorrigen Alt-Berlinern und Köllnern, in den feineren „Werderanern" und nun gar in den vornehmen Herren „von der Kolonie". Nein, — es war vielmehr der König, welcher auch zu dieser „Kombination" die erste Anregung zu geben hatte.

Wir begreifen diese Thatsache heute nur schwer. Daß Berlin und Kölln den so naheliegenden Gedanken nicht faßten, erklärt sich freilich durch die ängstliche Scheu, den alten Besitz nunmehr mit den neuen Zuzöglingen teilen zu müssen. Daß aber auch die Werderaner und „die von der Dorotheenstadt und vom Friedrichstädtischen Markte" einem für sie so vorteilhaften Vorschlage sich abgeneigt zeigten, kann nur darauf zurückgeführt werden, daß die Bewohner dieser vornehmeren neuen Stadtteile mit Geringschätzung auf die Bewohner der älteren beiden Gemeinwesen herabblickten. Beklagenswerte Zustände; — aber sie kehren immer und überall wieder. Beamtentum, Finanzwelt und Handwerkerstand, — sie suchen nun einmal ihr Heil stets auf eigenen Pfaden.

Aber König Friedrich I. wußte, was er wollte. Er muß den heilsamen Plan zur Vereinigung der Städte schon sehr früh gefaßt haben; denn schon am 13. September 1707 befahl er seinem Geheimen Rate von Ilgen, „nun ungesäumt die Bürgermeister Müller, Striepe, Kornmesser, Senning, Hübner, Karges, Schmiel und ... sich zu berufen" und wegen der französischen Gerichte auch den ... lewert und den Oberrichter Ancillon an den Beratungen teil- ... damit das vorlängst von ihm intendierte Werk der Kombination ... rsamst zu stande komme". Er trieb mit großem Ernste zur ... völlig überzeugt, das Werk werde zur merklichen Aufnahme

Städte geraten". Am 1. Dezember desf. J. erging ein gleiches Schreiben an
Räte zu Berlin, Kölln u. s. w. Es sollen, so befahl dasselbe, für das Jahr 1708
e Ratmannen nicht mehr gewählt werden; am nächsten St. Thomastage soll der
Rat den augenblicklich regierenden ohne weiteres ablösen. Noch einmal mahnte
dann von Halle aus am 22. Mai 1708 die Geheimen Räte, „in Eile das hoch-
wendige Werk zu vollenden."

Die ihm vorgelegten Entwürfe fanden die Bestätigung des Königs am
Januar 1709. Schon an dem folgenden Tage, dem 18. Januar 1709, wurde
auf „die wirkliche Kombination mit vielen Solemnitäten und Orationibus" auf
i berlinischen Rathause vorgenommen. Der Zudrang zum Rathause war so groß,
man nur wenig von den Reden verstand. Küster versichert, daß die Freude über
Zustandekommen eines einigen Berlin im allgemeinen eine herzliche war;
:r diejenigen, so etwa abgingen, freueten sich nicht". Das mögen wir wohl ver-
en. Wie sinnig und gütig aber hatte König Friedrich auch gehandelt, daß er
de den 18. Januar zur Veröffentlichung dieser Urkunde bestimmt hatte! So
d sie denn an dem gleichen Tage erstanden: das einige Preußen, das
ige Berlin, das einige, nun schon so fest auch im Wetter der Trübsal
unbene deutsche Reich!

Die Urkunde Friedrichs, welche damals „zu Rathause" verlesen wurde, umfaßt
ölf königliche Bestimmungen. Nachdem verordnet ist, daß die fünf Städte mit
en Vorstädten künftighin nur eine Stadt bilden sollen, heißt es: Der Stadtrat
l zu gleichen Teilen aus Lutherischen und Reformierten bestehen; bei den übrigen
häuslichen Bedienungen aber soll eine Alternation zwischen beiden Konfessionen
ttfinden. Im Rate aber sollen sitzen:

4 Bürgermeister, 2 Syndici, 1 Ökonomie-Direktor, 1 Ökonomie-Einnehmer,
Ökonomie-Kontrolleur und 10 Ratsverwandte. Die Urkunde bringt ihre Namen;
dieselben lauten der Reihe nach:

Sebastian Friedrich Striepe, Joachim Friedrich Kornmesser, Ludwig Senning,
ıdreas Libertus Müller, Bürgermeister, Johann Heinrich Schlüter und Ludwig
ıuse, Syndici, Werner Thiling, Ökonomie-Direktor, Wilhelm Westarpf, Ökonomie-
nnehmer, Johann Volrad Happach, Ökonomie-Kontrolleur, Ernst Kasimir Wentzlow,
nst Gottlieb von Bergen, Christian Friedrich Müller, Andreas Barth, Balthasar
ttlieb Cramer, Christian Koppen, Siegmund Michaelis, Theodor Thulmeyer, Sa-
ıon Strauch und Ernst Lebrecht Kiesewetter, Ratsverwandte.

Die weiteren Bestimmungen der Urkunde setzen sodann das Folgende fest:

Alljährlich ist die königliche Bestätigung der Ratsämter einzuholen. Der Tag
Amtsantrittes aber ist nicht mehr, wie früher der St. Thomastag, der 21. De-
ıber, sondern der 18. Januar, „der Tag der Königskrönung." Ihrer soll
acht werden bei jedweder „Ratsversetzung". —

Alle Vorrechte der Stadt Berlin sind aufgehoben und die Ratszusammenkünfte
olgen in Zukunft auf dem köllnischen Rathause; denn dieses Haus liegt mitten in
Stadt und ist der königlichen Residenz benachbart.

Dem Magistrate verbleibt die Verwaltung der Kirchen-, der Hospital-, der
hul- und Justiz-Sachen, soweit nicht durch besondere Verordnungen Änderungen
ıererseits hierin vorgenommen worden sind. Auch die „Polizei" soll der Rat hand-

haben; zum Leiter der Polizei-Abteilung aber wird der königliche Hof- und Steue
Grohmann ernannt.

Die Bürgermeister rangieren vor den königlichen Kommissariats-, Steuer-, Ju
Marine- und Titular-Räten, die Kämmerer und Rats-Verwandten vor den Gehei
Kriegs- und Lehns-Kanzlisten (Sekretären). Wer von den Magistratspersonen
Besoldung bezieht, — eine solche hatten jetzt fast alle Ämter, — dem verbleibt
selbe zeitlebens; doch sind die besoldeten städtischen Beamten, auch wenn sie nicht
im Dienste sind, verpflichtet, auf Erfordern sich dem Rate stets zur Verfügung
stellen. Für die nicht konfirmierten Magistratsglieder trat die Vergünstigung
lebenslänglichen Gehaltsbezüge natürlich nicht ein.

Für alle Lebensmittel ist eine Taxe festzusetzen. Bei der Feststellung d
Lebensmittel-Taxe hat jedoch der königliche Küchenmeister mitzuwirken. In bezug
die Amtsthätigkeit desselben wird besonders hervorgehoben, daß in den drei ne
Städten, in welchen die Hofbedienten vorzugsweise wohnten, nichts ohne seine
ziehung geschehen sollte.

Den Hinterbliebenen eines Verstorbenen aus der Mitte der Ratskörpersch
verbleibt das „Gnadenjahr".

Innerhalb von 6 Wochen hat der Magistrat eine Zusammenstellung aller
künfte der nun vereinigten Städte und aller Besoldungen, welche vom Rathause
zu zahlen sind, einzureichen.

Das Bureau des Magistrates besteht aus den folgenden Mitgliedern: Jo
Friedrich Stucke, Stadt-Sekretär, Johann Christian von Bergen, Registrator, D
Friedrich Müller, Kopist.

Der Rat erhält demnächst ein neues Siegel. Es ist dies das noch heut
Gebrauch befindliche, größere Stadtsiegel. In einem reichgeschmückten, von Pal
und von Lorbeern umrankten Barockschilde, welches der ehrwürdige, nun mit den Bü
der Königskrone geschmückte Kurhut Brandenburgs überragt, befindet sich oben l
der kurbrandenburgische, — oben rechts der königlich preußische Adler; — dar
der Bär von Berlin. Die Unterschrift „S. C. B." erklärt sich als: Sigillum Civi
Berolinensis; — dabei die Jahreszahl: Eintausend siebenhundert neun.

Das folgende Statut besagt: Sind bei einer städtischen Angelegenheit Franz
mitbeteiligt, so soll auch der französische Oberrichter Ancillon mit hinzugezogen werde
Man behandelte die Réfugiés in der That äußerst zart und zuvorkommend.

Die letzten Bestimmungen der in Rede stehenden königlichen Verordnung
treffen endlich die Justiz. Vorerst sollen, — so heißt es, — die alten Richter in i
Amte verbleiben und geringere Dinge schlichten, die ernsteren Angelegenheiten
an die ordentlichen Gerichte verweisen. „In Zukunft werden noch andere Bestimmu
ergehen," — das ist zwar mit diesen Worten selbst nicht gesagt, ist aber dem S
nach zu ergänzen. „Zu den Gerichten" werden vorläufig verordnet:

Ludwig Senning, Matthäus Simonis, Johann Andreas Schultesius, Jo
Philipp Waldschmid, Ernst Kasimir Wentzlow, Ernst Hermann Wippermann, Jo
Moritz, Christian Müller, Jakob Höpner, Christian Vögelke, Gabriel Ludolf M
und Andreas Altendorf. Infolge dieser Bestimmungen wurden, wie wir sogleich s
werden, im Jahre 1710 auch die Stadtgerichte vereinigt. —

Soweit die Urkunde vom 17. Januar 1709, welche der vielberufene
von Wartenberg kontrasigniert hat. —

Nachdem auf diese Weise die Kombination der Stadträte erfolgt war, hat diese Ordnung der Dinge fast unverändert bis zum Jahre 1826 fortbestanden. —

Was nun die soeben erwähnten Stadtgerichte anbetrifft, so waren im Jahre 1709 an stadtrichterlichen Behörden und Personen in den Spreestädten vorhanden;

ein Stadtgericht zu Berlin, — Richter war Johann Joachim Lietzmann,

ein Stadtgericht zu Kölln, — Richter: Justus Vollrad Dibbe, —

ein Richter auf dem Friedrichswerder: er hieß Benedikt Rost, —

ein Richter auf der Dorotheenstadt: es war der Herr Johann Andreas Schultesius;

ein Richter in der Friedrichsstadt: Herr Andreas Viktor Kindscher,

ein Richter in der früheren St. Georgen-, nunmehrigen Königs-Vorstadt: Johann Friedrich Weizel.

„Die Franzosen" hatten außerdem ihr „Kolonie-Gericht".

Neben diesen städtischen Gerichten aber treffen wir weiter noch als königliche richterliche Behörde in den vereinigten Städten an:

die königliche Hausvogtei. — Wie in alter Zeit, so gebot sie auch jetzt noch über den „Burgfrieden", über die Schloßfreiheit und über den „Spreestrom" vom Mühlendamme bis nach Spandau, — und das königliche Justizamt Mühlenhof, dessen Sprengel die Mühlen und deren Zubehör bildeten und dessen Anordnungen für den bürgerlichen Verkehr freilich oft recht störend waren.

Um das nicht uninteressante Bild bunter Mannigfaltigkeit, welches die gerichtlichen Verhältnisse der Hauptstadt damals darboten, hier noch zu vervollständigen, haben wir uns ferner auch daran zu erinnern, daß in kleineren, polizeilichen Dingen selbst die Gilden und Innungen unter Mitwirkung von Rats-Deputirten Recht zu sprechen befugt waren. Das wichtigste dieser „Gilde-Gerichte" war die uralte, wohl schon seit der Gründung der deutschen Stadt Berlin bestehende „Wröhe" oder das „Acker-rüge-Gericht". Eine solche „Wröhe" bestand sowohl in Berlin wie in Kölln, und alle ackerbautreibenden Bürger der Städte unterlagen ihrem Spruche. Es durfte niemand Ackerbau treiben, ohne dieser Wröhe anzugehören. Sorgsam übte die Wröhe die Feld- und Wege-Polizei. So z. B. bestrafte sie das Abpflügen von Land, die Weide-Frevel, die Vernachlässigung der Gräben und Wege u. s. w. ziemlich streng. Von Bedeutsamkeit waren außer dieser „Wröhe" besonders noch die Innungsgerichte der Fischer und der Maurer.

Diese Innungs- und Gewerks-Gerichte wurden nun zwar von der „Kombination" der Gerichte nicht berührt; sie bestanden als gewerbliche Ehrengerichte auch noch für die Folgezeit fort; alle anderen Stadtgerichte aber wurden im Jahre 1710 vereinigt. Der Bürgermeister Ludwig Senning wurde Direktor dieses „vereinigten" Stadtgerichtes; ihm wurde ein Kollegium von 11 Assessoren, unter welchen wir die obenerwähnten alten Richter zum Teile wiederfinden, untergeordnet. —

So war die Stadt Berlin mit ihren Schwesterstädten nun in sich eins geworden. Hätte Friedrich I. seine Residenz auch mit nichts Anderem beschenkt, als mit dieser einen, zentralisierenden Verfassung: Berlin wäre ihm trotzdem zu dem höchsten Danke verpflichtet. Erst die Verfassung von 1709 ermöglichte das nun folgende,

wahrhaft staunenswerte Aufblühen der Königsstadt Berlin. Allein es ist noch mehr, was wir Friedrich dem Gütigen, dem ersten Könige von Preußen, verdanken: er machte seine Hauptstadt auch zu einer Heimat der edelsten Kunst und zu einer Pflanzschule echt wissenschaftlichen Geistes. Die nachfolgenden Abschnitte dieses Buches werden hiervon ausführliches zu handeln haben.

5. Friedrichs I. Bauten.

Litteratur: Nicolai, Verzeichnis u. s. w., Berlin 1786.
Woltmann, Baugeschichte Berlins, Berlin 1872.
Berlin und seine Bauten. Berlin 1877.
Stridbecks Ansichten von Berlin, herausgeg. v. Erman, Berlin, 1881.
Adler, Schlüter und aus Schlüters Leben. Berlin 1862/3.
Dohme, das Berliner Schloß. Leipzig 1876.
Schwebel, Renaissance und Rokkoko. Minden 1884.

Das Anwachsen der Einwohnerzahl Berlins während der Regierungszeit Friedrichs war ein überraschend schnelles. Während der Jahre 1688 bis 1713 stieg die Einwohnerzahl von Berlin von etwa 20000 bis auf 63000 Seelen. Noch konnte die gesamte deutsche Geschichte eine ähnliche Thatsache nicht aufweisen. Und was war Grund und Ursach' derselben? Es ist einzig und allein der oft so hart und so ganz unverständig verurteilte Glanz des Hofes Friedrichs I., — es ist die „Prachtliebe dieses Fürsten gewesen, welche die Fremden mit so energischer Gewalt nach Berli- gezogen hat; — denn das prunkende, freilich etwas anspruchsvolle Leben in der Residenz verhieß — Vergnügen und nicht selten auch Gewinn.

Wir sahen es: die Gründung der Friedrichsstadt war eine Notwendigkeit. Zum Glück für diesen Stadtteil kam jener großartige Befestigungsbau, durch welchen der Oberst Johann de Bodt „ganz Berlin" mit Wall und Graben umziehen wollte, nicht zustande; die Friedrichsstadt konnte sich daher nach Westen und nach Süden weiter ausdehnen. Enger bebauten sich daher jetzt die Friedrichs- und die Charlotten Straße, welche den Namen des glänzenden Herrscherpaares auch in seiner Residenz verewigen sollten, — die Markgrafenstraße, welche nach dem Palaste des Markgrafen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt also genannt ward, — eines Palastes, welcher noch heute wohlerhalten in die Markgrafenstraße hinabblickt, — die freundliche Lindenstraße mit ihren vielen Querstraßen, und die „französische Straße," in welcher damals nur „französische Handwerker" wohnten, deren Psalmengesang zur Sommerszeit gar lieblich und erbaulich durch die geöffneten Fenster aus den Werkstätten ins Freie hinaustönte. Auch die „Jägerstraße" wurde weitergeführt, und der „Friedrichstädtische Markt" schmückte sich mit immer stattlicheren Häusern.

Lebhaft war der Anbau auch auf der Dorotheenstadt und in der ihr gegenüberliegenden Spandauer Vorstadt. Das „Kurfürstliche Vorwerk" — „Monbijou" hieß dasselbe durchaus noch nicht, und nie ist Leibniz mit der Königin Sophie Charlotte in „Monbijou" zusammengetroffen, — nie hat er der „philosophischen Königin" in „Monbijou" seine Gedanken über die „Theodicee" enthüllt, — dieses

kurfürstliche Vorwerk wurde gleichwohl der Mittelpunkt baulicher Anlagen hier im Nordwesten der alten Stadt Berlin. Es entstand hier eine „Kalkscheunen“- und eine „Ziegelstraße“, ein „Flatowsgäßlein“ und eine „Kirchhofsgasse“. Das heutige Schloß „Monbijou“ war, so lange die Königin Sophie Charlotte lebte, nur ein einfaches Landhaus, — nichts weiter. Nachdem die hochsinnige Königin gestorben war, schenkte Friedrich I. in einer Herzensverirrung, welche wir allerdings kaum zu begreifen vermögen, dieses Besitztum seiner hochbegabten Gemahlin der mit Recht berüchtigten Gräfin von Wartenberg, jener abscheulichen „Maitresse-en-titre“, deren argen Künsten der gütige Monarch leider eine Zeit lang unterlag. Die Gräfin, eine ehemalige Schenkmamsell und Bedientenfrau, ließ den mittleren Teil des heutigen Schloßbaues von Monbijou, das „Gartenhaus“, im Jahre 1708 von Eosander von Goethe erbauen. Als ihr Gemahl, der Graf von Wartenberg, dann im Jahre 1710 in Ungnade gefallen war, fand sich die Gräfin gemüßigt, in einer Anwandlung von einem ihr sehr wenig anstehenden Zartsinne dem Monarchen das „Schloß in der Spandauer Vorstadt“ zurückzugeben; Friedrich I. aber nahm diese Gabe seiner einstmaligen Favoritin nicht an, sondern übersandte der Gräfin von Wartenberg die volle Kaufsumme und schenkte den schönen Landsitz mit seinem reizenden Garten am Ufer der Spree der Kronprinzessin Sophie Dorothea. Erst von ihr erhielt das Schlößchen den Namen „Mon bijou“. —

Nordwestlich von diesem Landhause hatte Graf Kasimir Kolb von Wartenberg bereits im Jahre 1705 einen sehr umfangreichen „Posthof“ angelegt; aber erst 1713 wurden die Baulichkeiten desselben vollendet. Weiter hin nach Norden lag hier der „Armen-Kirchhof“. Bis zum Jahre 1705 waren die Leichen der Armen und der Waisen auf dem Gottesacker der St. Georgen-Kirche und auf dem zu dieser Kirche gehörigen „St. Jakobs-Friedhofe“ bestattet worden, welcher letztere sich auf der Stelle der heutigen „Kasarme“ des Regimentes „Kaiser Alexander“ befand. Als der Vorstand der St. Georgen-Kirche Bestattungen auf diesem Platze nicht mehr erlauben wollte, schenkte der Ratmann, Stadt-Hauptmann und Armen-Deputirte Christian Koppe einen ihm angehörigen Platz vor dem Spandauer Thore zur Verwendung als Friedhof der Armen. Die wüste und sandige Scholle wurde mit einem Zaune umgeben, dessen Erhaltung der Armen-Kasse oblag. Im Jahre 1708 wurde in der hier entstandenen „Hospital-Straße“ (August-Straße) sodann ein niederes Haus erbaut, welches nachmals unter dem Namen des „Türmchens“ bekannt geworden ist, weil sich auf seinem Dache ein solches befand. Dieses Gebäude war ursprünglich nur für den „Totengräber der Armen“ bestimmt; durch den Zufluß milder Gaben bildete sich indessen auch hier ein Hospital, welches man, an uralte Überlieferungen anknüpfend, dem Apostel St. Jakobus, — dem gefeierten Glaubensboten St. Jago di Compestella, dem Patrone der Heimatlosen, — widmete. Unter Aufsicht des Armen-Totengräbers wurden in demselben etwa 20 weibliche Personen erhalten; dieselben hatten hier ihre Wohnung und Unterkunft und erhielten zu ihrer Beköstigung tagtäglich „fünf Dreier“, — eine Summe, welche damals als vollkommen ausreichend erschien, um vor dem Äußersten zu schützen. Von den hier belegenen, ihr durch den Stadthauptmann Koppe geschenkten Ländereien aber wies die Direktion der Armen-Kasse den Bürgern später größere und kleinere Baustellen gegen Erbzins an. Auf diese Weise entstand ein Teil der „Hospital“- und der „Hamburger-Straße“. Der Rektor vom grauen Kloster, Herr Johann Leonhard Frisch, der angebliche Erfinder des

Giebelschmuck des berliner Hauses erinnerte. — Solcher Häuser finden sich auch heut' noch nicht wenige namentlich auf der Fischerbrücke und in der Fischerstraße vor. Sie haben etwas Beängstigendes an sich; es fehlt ihnen an Licht und Luft. Anders aber richtete sich der Kauf- und Handelsherr, der „vornehme Bürger", der Arzt, der Gelehrte und der Staatsmann ein. Äußerst gefällig, luftig und frei selbst in der engen inneren Stadt und wahrhaft vornehm blicken uns noch heute in der Kloster- und in der Spandauer-Straße einzelne jener Häuser entgegen, in deren hohen Bel-Etagen einst die Geheimen Räte und die Minister dieser Zeit, z. B. der Herr von Fuchs, der Herr von Grumbkow u. s. w, geweilt haben. Die vornehme Anlage, die breiten Treppen, die köstlichen Decken mit ihrem reichen Schmucke an Stuckornamenten und Gemälden übertreffen jeden Komfort, welchen die Neuzeit mit ihren reichlicheren Mitteln zu erzeugen bestrebt gewesen ist.

Vergessen wir es ferner nicht, daß Friedrich I. uns auch den ersten monumentalen Brückenbau geschenkt hat. Johann Arnold Nering, unser alter Freund, ein Mann, welcher, um mit Nicolai zu reden, „unsterbliche Verdienste um die Verschönerung Berlins besitzt", ist der Meister der Kurfürsten-Brücke, welche, wie wir sehen werden, im Jahre 1703 ihre hochherrliche Zierde, das Reiterstandbild des großen Kurfürsten, erhielt. Der Zeit des ersten Königs entstammen ferner auch jene schönen Linden-Alleen, welche noch jetzt von der Stadt aus nach Rosenfelde (Friedrichsfelde), nach Pankow und nach Schönhausen, nach Schöneberg und nach Charlottenburg hinführen. Außerordentlich fruchtbar, wenn auch in ihren Hervorbringungen nicht immer glücklich, war die Regierungsepoche König Friedrichs I. endlich aber auch auf dem Gebiete des Kirchenbaues.

Es sind nicht weniger als neun Kirchen Berlins, welche den hochherzigen Anregungen des ersten Königs ihr Dasein verdanken oder von ihm umgebaut worden sind.

Im Jahre 1689 erweiterte Simonetti zunächst das „Kirchlein Hierusalem". Im Jahre 1693 erfolgte eine abermalige Vergrößerung dieser ersten Kirche der Friedrichsstadt. Friedrich III. schenkte zu diesem Baue 5 Prahme Kalksteine und 16 Wispel Kalk. Der Kurfürstliche Rat von Martitz, einer der edelsten Bürger des alten Berlin, wendete diesem „Kirchlein Hierusalem" seine ganz besondere Vorliebe zu; er und seine Gemahlin Anna Margareta, geb. Huß, ermöglichten durch ihre milden Gaben an Kapital und Grundstücken die Stiftung eines Witwen- und Waisenhauses auch hier auf der Friedrichsstadt. Allein erst unter der folgenden Regierung entwickelte sich ein überaus rühriges Gemeindeleben gerade in dieser Parochie. Im Jahre 1695 erfolgte unter großen Feierlichkeiten sodann die Grundsteinlegung zur Parochial-Kirche. Über die Anfänge dieser Kirche sind wir durch den Rektor Georg Gottfried Küster und den Kammergerichts-Advokaten Johann Christoph Müller, die Darsteller der älteren Geschichte von Berlin, vorzüglich gut unterrichtet. Es stand in der Klosterstraße einst ein altes, weitläufiges Gebäude, ein ehemaliges Patrizierhaus; dasselbe hatte einst dem kurfürstlichen Sekretarius Speckmagen oder Speckwagen gehört. An dem Portale desselben befanden sich die Bildnisse eines bürgerlichen Ehepaares mit der Jahrzahl 1540. Nachmals hatte der Adeptus Kunkel hier „in Chymicis" geforscht. Die Geheimen Räte Georg von Berchem und Joachim Skultetus von Unfried erkauften diesen alten Bau nebst seiner Zubehör; sie sind als die eigentlichen Gründer der Parochialkirche anzusehen und haben darum

auch mit Recht Denkmäler in der Vorhalle dieses edelschönen, reichgesegneten Gotte hauses erhalten. Am 15. August 1695 erfolgte mit außerordentlichem Gepränge d Grundsteinlegung der „Parochial-Kirche". Der Bau derselben wurde indessen nic ohne schwere Unfälle vollendet. Am 27. September 1698, „als man das Gewöll der Kirche bereits verfertigt und das Dach aufgesetzt hatte, abends zwischen 6 und Uhr, begab es sich, daß das größeste Gewölbe zerbarst und niederfiel." Mit gute Grunde machte man den Hofmaurermeister und Steinmetz Leonhard Braun für diese Unfall verantwortlich. In einfacherer Weise, als er ursprünglich geplant worde war, wurde der schöne Bau 1697, — doch noch ohne Turmzierde, — vollendet. Der al Rektor Küster giebt anziehende Nachrichten über dieses schöne, stets mit den edelste Geistlichen Berlins besetzte Gotteshaus, dessen Grüfte eine große Zahl berühmte Toten bergen. Wir nennen von den letzteren hier nur den Oberkammerherrn Grafen vo Wartenberg, dessen Leichenkondukt der König mit seinen Thränen geleitete, und di Staatsräte von Berchem, von Unfried, von Chwalkowsky und von Bartholdi. — Letzterer war der Unterhändler Friedrichs um die Königskrone. Auch die Generale d Rosey und du Hamel sowie der Kunsthistoriker von Stosch ruhen hier. Es ist als eine Fülle von großen Erinnerungen, welche grade dieses Gotteshaus umschwebt dem es nie an hochbegabten Kanzelrednern gefehlt hat. Die Vollendung der Parochial kirche, die Stiftung der „Singuhr" u. s. w., sowie die Sagen über dieses Wer fallen indessen erst in eine spätere Zeit.

In den Jahren 1700, 1701 und 1702 u. s. w. erfolgte sodann die Gründung der Kirchen auch der neueren Stadtteile Berlins und die Erbauung des große Friedrichs-Hospitals. Neben der erneuerten Jerusalemer- und der ganz neuer Parochial-Kirche sind unter Friedrich I. noch entstanden:

das Friedrichs-Waisenhaus mit seiner Kirche,
die Garnison-Kirche,
die neue Kirche und
die französische Kirche in der Friedrichsstadt,
die Kirche auf dem Friedrichswerder,
die Kirche der Sophienstadt, — die der Luisenstadt,

sowie

die neue St. Georgen-Kirche.

Kein andrer Hohenzoller hat mit solcher Freigebigkeit seinen Bürgern Stätten der Andacht geschaffen wie Friedrich I. Es ist ja wahr: sein weltfreudiger Sinn ließ ihm oft glänzende Äußerlichkeiten als den Kern des Lebens erscheinen; allein in stillen Stunden suchte er dennoch das Bleibende, — viel, viel mehr als sein geistreiche Gemahlin, — viel, viel mehr auch als die große Zahl seiner Zeitgenossen Es sei hier nur das Notwendigste über diese Kirchenbauten Friedrichs beigebracht.

Das Friedrichs-Hospital und das Waisenhaus in der Stralauer Straße ver danken ihren Ursprung der im Jahre 1699 errichteten Armen-Kommission, als deren Mitglieder uns der hochverdiente Staats-Minister Eusebius von Brand, der Freiherr von Schweinitz, der Geheime Rat Georg von Berchem, der Hofprediger Benjamin Ursinus der Propst D. Philipp Jakob Spener und mehrere andere berühmte Männer entgegen treten. Diese Armen-Kommission plante die Gründung eines umfangreichen Waisen hauses, dessen Stiftung durch die milden Gaben der Frau Generalfeldmarschal Dorothea von Spaen, eines geborenen Fräuleins von Flemming, ermöglicht wurde.

Alle alten Paladine der Hohenzollern und ihre Gemahlinnen, die Dörffling, Sparr, die Spaën, die Görtzke und Schwerin haben in dieser Weise Barmherzigkeit geübt und fromme Stiftungen hinterlassen. Mit dem Waisenhause, dessen erster Geistlicher der Prediger Johann Raue war, wurde infolge einer hochherzigen Schenkung, zu welcher Friedrich sich noch vor seiner Krönungsfahrt veranlaßt fühlte, — er legierte damals 100 000 Thaler zu zwei Armenhäusern in Königsberg und in Berlin, — auch ein Hospital verbunden, über dessen Pforte unter dem preußischen Adler die schlichte Inschrift gesetzt ward:

„Das große Friedrichs-Hospital. Unter der gesegneten Regierung Friderici primi, Königs in Preußen, Markgrafen zu Brandenburg und Churfürsten, souverainen Prinzen von Oranien, gestiftet und gebauet 1702." —

Vollendet wurde dieser Bau indessen erst im Jahre 1727. „Am 21. Martii dieses Jahres, unter der — Gott gebe, — immerwährenden, beglückten Regierung König Friedrich Wilhelms", wurde der hohe Turm dieses Hospitals glücklich fertiggestellt und die Kirchspitze aufgesetzt; — „eine verguldete Sonne, etwas niedriger aber ein Adler aus Kupfer mit einem guldenen Schnabel, unter den Klauen den Blitz auslassend und gegen die Sonne fliegend, dem Winde dabei sich stets entgegen richtend, schmückte dieselbe". Die weitere, sehr anziehende Geschichte dieser Armen-Stiftungen hat Küster ausführlich gegeben; — wir müssen hier auf seine Darstellung verweisen.

Die Garnison-Kirche wurde im Jahre 1701 in dem „Bollwerke am Spandauer Thore" gegründet. Das ältere Kirchengebäude trug die folgende Inschrift:

„Anno Domini 1701 den 24. September, bei Fundierung berlinischer Garnisonkirche, war Patronus Johann Albrecht, Reichsgraf von Barfuß, General-Feldmarschall und Gouverneur. Kommandant von Berlin war Georg Abraham von Arnim, General-Major und Obrister der preußischen Garde zu Fuß. Provisoren des Baues waren: Ernst Ludwig von Haake, Obrister bei der märkischen Garde zu Fuß, Garnisonprediger Christoph Naumann und Architekt: der Landes-Bau-Direktor Martin Grünberg." Am 1. Januar 1703 konnte auch dieses Gotteshaus geweiht werden; die Garnison von Berlin schied nunmehr von dem alten, kleinen Kirchlein zum h. Geiste, welches sie bis dahin benutzt hatte. Der General-Major Daniel von Tettau, am 11. September 1709 bei Mons gefallen, war der erste der berühmten Toten, welche in diesem Gotteshause beigesetzt worden sind. Dieses Kirchengebäude ging indessen am 12. August 1720 durch die Explosion des in der Nähe belegenen alten Pulverturmes zu grunde und mußte durchaus von neuem wieder aufgeführt werden.

Am 11. August 1701 wurde der Grundstein auch zu der „Neuen Kirche" auf dem Friedrichsstädtischen Markte gelegt. Martin Grünberg lieferte den Bauplan; Simonetti führte denselben aus und der Regensburger Zimmermeister Christian Kemmeter fertigte den vortrefflichen Dachstuhl dieses anfangs turmlosen, jüngst so schön ausgebauten Gotteshauses.

Schon am 1. Juni 1701 hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm den Grundstein auch zu einer französischen Kirche auf dem Friedrichsstädtischen Markte gelegt. Die Mitglieder der französischen Kolonie hatten ihre Gottesdienste zuerst, wie wir wissen, in dem Marstalle der „Breiten Straße", sodann in der Schloßkapelle, in der Kirche der Dorotheenstadt und endlich auch in dem Gotteshause des Friedrichswerders abgehalten, welch' letzteres aus dem alten „Reithause" nur dürftig hergestellt und

am 12. Juli 1701, dem Geburtstage des Königs, feierlich eingeweiht worden war. Hier auf dem „Werder“ beteten Franzosen und Deutsche, Reformierte und Lutheraner zuerst in Frieden unter einem Dache, wenn auch in getrennten Kirchen-Abteilungen. An dem übrigens sehr schmucklosen Baue auf dem „Werder“ wurde indessen noch im Jahre 1718 gearbeitet. Inzwischen erstand, ein Abbild des berühmten Hugenotten-Tempels zu Charenton bei Paris, die „französische Kirche“ der Friedrichsstadt, welche schon am 3. März 1705 in Gegenwart des Königs eingeweiht werden konnte. Im Jahre 1707 wurde der Prediger Isaak Jaquelot unter der Kanzel dieses Gotteshauses bestattet.

Die St. Georgen-Parochie vor dem Königsthore hatte sich schon im Jahre 1689 gebildet; schon damals war in dem Pastor Christoph Wilke der neuen Gemeinde ein eigener Geistlicher gegeben worden. Das schnelle Anwachsen dieser Gemeinde und die fortschreitende Bebauung der Umgebung des hier vor dem Königsthore belegenen „Stelzenkruges“, des „Schützenplatzes“ und des Kirchleins zu St. Georg machten dann auch bald eine Erweiterung des kleinen, gothischen Gotteshauses notwendig; — ihre heutige, überaus unschöne Gestalt erhielt die St. Georgenkirche indessen erst in viel späterer Zeit.

Auch in der Spandauer Vorstadt machte sich während der Regierungszeit Friedrichs das Bedürfnis nach einem Kirchengebäude aufs Dringendste geltend. Hier wurde die Königin Sophie Luise, die dritte Gemahlin König Friedrichs I., die Begründerin eines neuen Gotteshauses, der sogenannten „Sophienkirche“. Am 31. August 1712 stiftete sie dieselbe; — der Ausbau des Gotteshauses, die Aufführung des hohen, schönen Turmes der „Spandauer Kirche“, — „Sophien-Kirche“ sollte dieselbe durchaus nicht genannt werden, — durch den Ober-Bau-Direktor Grael fällt indessen gleichfalls erst in eine viel spätere Zeit. Der Bau der „Kirche vor dem Köpenicker Thore“ endlich kam in den Jahren 1686 bis 1695 zu stande; eine Orgel erhielt diese Kirche indessen erst im Jahre 1707. Wir haben endlich noch zu erwähnen, daß auch die alten Kirchen Berlins unter Friedrichs I. Regierung mannigfach ausgebaut worden sind.

Diese überaus zahlreichen Kirchengründungen Friedrichs I. gewähren uns einen klares Bild des überraschenden Anwachsens der Residenz. Man erkannte die alten Städte bald nicht mehr wieder. Ein freundliches Geschick hat uns grade aus dem Jahrhundert von 1610 bis 1710 eine Fülle von Abbildungen und Beschreibungen unserer Heimat aufbewahrt, an denen wir die staunenswerte Entwickelung der Hauptstadt der Kurmark und des Königreiches Preußen klar zu erkennen vermögen. Da berichtet uns im Jahre 1617 der augsburgische Künstler Philipp Hainhofer, ein Beauftragter des Pommernherzogs Philipps II., von seinem Aufenthalte zu Berlin und von dem Treiben im Berliner Schlosse. Eine reizvolle Idylle spinnt sich vor unseren Augen ab. Jähe aber bereitet der große Krieg ihr ein Ende; allein sogleich nach den Wirrsalen der furchtbaren dreißig Jahre und nach den ersten schöpferischen Thaten Friedrich Wilhelms des Großen bietet uns 1652 Matthäus Merian in der „Topographie“ einige vorzügliche Berliner Ansichten dar. Im Jahre 1685 giebt uns der Ingenieur de la Vigne einen sehr schönen „Plan géometral de Berlin“, und in den Jahren 1690/1 fertigt Johann Stridbeck der Jüngere, nachdem auch J. Bernhard Sch[illegible] im Jahre 1688 eine vortreffliche „Ansicht Berlins aus der Vogelperspektive“ aufgenommen hat, seine zwanzig Skizzenbuchansichten von Berlin, welche Dr. Wilhelm Ern[illegible]

mit vortrefflichen Erläuterungen jüngst herausgegeben hat. Die Stridbeckschen Zeichnungen sind für die genauere Kenntnis des alten Berlins in den Tagen vor Andreas Schlüters großartiger Wirksamkeit von der höchsten Bedeutung. Sie führen uns an die Wasserseite des Schlosses, zu dessen mit dem alten Dome besetzter „Freiheit“ noch eine hölzerne Brücke, — „die lange“, — über die Spree dahinführt. Sie zeigen uns ferner die Vorderfront des Schlosses mit Theißens Erkerbau, mit den Kolonnaden, dem Neringschen Portale und dem wunderlich verbauten hohen Chore des Domes. Mit köstlicher Gewissenhaftigkeit schildert der Maler uns aber auch das Leben und Treiben auf den Schloßhöfen und im Lustgarten. Sodann versetzt er uns in die Brüderstraße mit ihren Stacketen-Zäunen und Giebelhäusern, zwischen welchen eine sechsspännige Hofequipage dahinfährt. Schon stellt sich uns hier das Happesche Haus, die spätere köllnische Propstei, genau in seiner heutigen Form dar. Wir erblicken auf einer andern Stridbeckschen Zeichnung die Petri-Kirche zu Kölln noch in ihrer mittelalterlichen Schönheit, mit ihren Kapellen und Grabmälern, mit ihren gothischen Friesen und Giebeln. Ein Prospekt „an der Jungfern-Brücke“ aber weist uns bereits die späteren palastartigen Bauten des höheren Beamtentumes von Berlin auf. Viel stattlicher als heute stellte sich damals ferner der „Mühlendamm“ mit der schönen „Friedrichs-Porte“, einem Portale gegenüber der „Fischer-Brücke“ dar. Altertümlicher als heute blickten zu jener Zeit auch die Umgebungen der „Klosterkirche“ und einzelne Teile der „Spandauerstraße“ darein; diese Architektur-Bilder waren unstreitig anziehender und malerischer als die heutigen. Das „Werderische Rathaus“ besaß viel Ähnlichkeit mit der Dorotheenstädtischen Kirche Rutgers van Langervelds; sehr stattlich aber schaute „Herrn von Dankelmanns Behausung“, das spätere „Fürstenhaus“, auf dem Werder, aus. Am „Jägerhause“, der heutigen Reichsbank, bemerken wir noch die waidmännische Zier einer reichen Menge von Geweihen; — am Hospitale zu St. Gertraud aber umfängt uns der holde Friede stiller Weltabgeschiedenheit. Ein Prospekt der „Linden“ weist merkwürdigerweise schon im Jahre 1691 einen „königlichen Stall“, das heutige Akademie-Gebäude, auf. Mit großer Genauigkeit hat Stridbeck endlich auch einen Prospekt des schönen, hohen Leipziger Thores „vor den Städten Berlin und Kölln“ aufgenommen, an dessen Inschrift der Blitz am 1. September des Jahres 1688 die Worte „Fridericus“, „Elector“ und „Felix“ vernichtet hatte, gleichsam als wollte auch er den Heimgang des großen Kurfürsten betrauern.

Stridbeck hatte Berlin im Jahre 1690/1 besucht; er hat uns in seinen Skizzen noch das alte Berlin geschildert Bald darauf aber begann eine völlig neue Periode der künstlerischen und baulichen Thätigkeit innerhalb der Residenz des kunstliebenden Fürsten. Am 25. Juli alten Stiles des Jahres 1694 erhielt Andreas Schlüter sein Patent als Hofbildhauer. Von diesem Tage an datiert eine neue Epoche reichen Schaffens. Schlüters Wirken und Walten in Berlin, — die Verdienste, die Schuld und die Sühne seines Lebens wollen indessen in klarem Zusammenhange dargestellt sein. Mit Aufmerksamkeit haben wir uns ihnen jetzt zuzuwenden.

Leider liegt die Vorgeschichte dieses großen Künstlers noch völlig im Dunkeln. Wir sind noch immer auf die wenigen Daten beschränkt, welche Herr Baurat Adler ermittelt hat: Andreas ist aus weitverbreiteter niedersächsischer Familie am 20. Mai 1664 zu Hamburg geboren worden; sein Vater, Gerhard Schlüter, hat ihn in den Anfängen der Bildhauerkunst unterwiesen; mit den Eltern ist Andreas dann nach

Danzig gegangen; dort ist er in die Werkstatt des Bildhauers Sapovius eingetreten. Es bildet einen schönen Zug in dem Charakter des großen Künstlers, daß er seinen alten Meister später nach Berlin berief; — David Sapovius wurde bei dem Schloßbaue beschäftigt. Daß Andreas Schlüter mit den zu Danzig ihm dargebotenen, sehr bedeutenden Anregungen sich nicht begnügt hat, — daß er lange Jahre gewandert ist, um an den sprudelnden Bornen des Schönen in Italien und in Frankreich Begeisterung für seine Kunst zu schöpfen, ist zweifellos, wenngleich dieser Umstand nicht urkundlich bezeugt ist. Von 1691 bis 1694 befand sich Schlüter zu Warschau. Keine Nachricht aber giebt uns Auskunft darüber, ob er zu König Johann Sobieski in irgend einem näheren Verhältnisse gestanden, ob er vielleicht als Bildhauer oder Baumeister thätig gewesen ist, und auf welche Weise sich ihm eine Verbindung mit Berlin eröffnet hat. Schlüter selbst sagt einmal, der Kurfürst habe ihn aus Polen verschrieben, — ob auf des Künstlers eigenes Anerbieten, ob auf diplomatische Vermittelung, ob bereits auf die Kunde hochbedeutsamer Leistungen hin, — bleibt wieder völlig ungewiß.

Jedenfalls aber möchten wir das Letztere als das Wahrscheinlichste bezeichnen. Man gewährte am Berliner Hofe einem Künstler das hohe Gehalt von 1200 Thalern gewiß nicht, wenn man sich nicht vorher von dessen eminentem Talente überzeugt hatte. Friedrich III. aber nährte große Pläne, welche Schlüter allzumal zur Ausführung bringen sollte. Es galt zunächst, die oben erwähnte „Akademie von Bildhauern" einzurichten, „damit die Jugend in dieser Kunst soviel wie möglich eingeführt und perfektionnieret werde". Als erste Werke Schlüters hier zu Lande werden sodann angegeben:

„Die Kindergruppen und die Verzierungen an der Decke des Marmorsaales im Schlosse zu Potsdam"; — ihnen folgten:

„die längst zugrunde gegangenen Flußgötter an Nerings langer Brücke über die Spree."

Noch im Jahre 1695 wurde Schlüter zum Präsidenten der nunmehr anzulegenden Maler-Akademie ernannt, und nun,

1696, schuf er sein erstes großes, architektonisches Werk, den Corps de Logis des Charlottenburger Schlosses, welcher später von Eosander von Goethe mit der mächtigen Kuppel geschmückt worden ist. Bis zum Frühjahr 1698 wurden ferner

die eherne Statue des Kurfürsten Friedrichs III., welche sich jetzt zu Königsberg befindet, — sodann

einzelne Trophäen für das Zeughaus und endlich

die berühmten „Masken sterbender Krieger" für den Hof dieses Bauwerks vollendet. —

In der majestätisch düstern Schönheit der letzteren, in dieser großartig-mannigfaltigen Darstellung des Ausdrucks der Todesschmerzen hat sich der heroenhafte Künstlergeist Schlüters am klarsten manifestiert; — ein Ebenbürtiger der Schöpfer der Laokoongruppe und Michel Angelos war für den Dienst des Hauses Brandenburg gewonnen worden. Da verstehen wir auch wohl die Gunst, welche dem Meister zuteil wurde. Und einem noch viel größeren Werke hatte der rastlos thätige Mann sich schon in diesen Tagen zugewendet. Er hatte bereits begonnen, die herrliche Reiterstatue des großen Kurfürsten zu modellieren.

Friedrich III. muß mit Begeisterung auf die schöpferische Thätigkeit des gott-

begnadigten Künstlers hingeblickt haben. Nicht jedoch, daß er seinem Hofbildhauer jemals persönlich als Freund nahe getreten wäre; — das wäre ja ein allzu großer Verstoß gegen die „Etikette“ gewesen und lag überdem durchaus nicht in dem Charakter der Zeit. — Aber seinem Fürstenstolze wurde geschmeichelt mit diesen großartigen Werken, und das Titanenhafte dieses Genius zog ihn in hohem Maße an. In diesem Künstler hatte der Fürst den rechten Mann gefunden, um dem Geschlechte der Hohenzollern einen prunkenden Fürstensitz zu erbauen.

Es wurde daher die Renovation des Schlosses oder vielmehr ein völliger Umbau desselben mit voller Thatkraft in Angriff genommen. „Im Frühjahre 1695 begannen die Arbeiten auf der umfangreichen Baustelle; — noch aber führte ein Anderer als Schlüter die Oberaufsicht über diesen Bau. Es war dies der verdiente Ober-Bau-Direktor Martin Grünberg, der Sohn eines litauischen Försters, welcher Nerings Erbschaft angetreten hatte und sorglich auch den Zeughausbau überwachte. Bis ins Jahr 1699 beglaubigte dieser gewissenhafte, aber nicht eben reichbegabte Meister die Rechnungen auch für den Schloßbau, und erst am 2. November 1699 erhielt Schlüter ein Patent als Schloßbaudirektor, worauf er dann auch den vorgeschriebenen Eid ableistete. Sein Gehalt wurde ihm um 1000 Thaler erhöht; doch mußte er die „nötigen geschickten und tauglichen Personen zum Zeichnen, Ausmessen und was sonst bei solchem Werke noch erfordert wird, auf eigene Kosten unterhalten, auch die Materialien für dieselben anschaffen“. —

Worauf es uns nun aber ganz besonders ankommt: die Daten für die Vollendung der einzelnen Teile des Schlosses, — sie besitzen wir nicht Wir wissen nur, daß am 6. Mai 1701, als Preußens erster König in seine Residenz einzog, der innere Schloßhof noch nicht vollendet war, so fleißig auch unter Schlüters Leitung an ihm gearbeitet worden war. —

Es war ja aber auch ein riesenhaftes Werk, welches durchgeführt werden sollte. Es galt, das bunte Durcheinander dieser krausen, mittelalterlichen Baulichkeiten einheitlich umzuformen, und es mußte dabei soviel wie möglich gespart werden; denn schon im Sommer 1700 war ein Defizit von 41,110 Thalern 13 Groschen 6 Pfennigen in der Schloßbaukasse, welche der Amts-Kammer-Rat Merian verwaltete, vorhanden. Beschränkt also waren die Mittel und überaus großartig der Plan. Das erste Projekt des Schloßbaus Schlüters scheint uns noch heute in einem Stiche von Paul Schenk in Amsterdam vorzuliegen. Nach ihm sollte das Schloß etwa die folgende Gestalt erhalten:

Durch und durch in dem Stile erbaut, welchen die Fassaden auf der Nord- und der Südseite zunächst der Schloßapotheke und der langen Brücke noch heute zeigen, bildete der gewaltige Palast nach Schlüters Plan ein Oblongum mit einem die zwei Höfe trennenden Mittelbaue. Die Ostseite am Wasser war am schlichtesten veranlagt; über der St. Erasmus-Kapelle sollte sich hier nur ein reich mit Statuen geschmücktes, viereckiges Belvedere erheben. Die Fassade nach der breiten Straße zu aber sprang in ihrer Mitte rechtwinklig vor; — die Erker Theißens waren, nachdem sie in den Stil des Ganzen eingepaßt und bis auf die Erde herabgeführt worden waren, beibehalten worden; auffliegende Adler schmückten dieselben. Theißens Portal sollte ganz in derselben Weise, wie wir es noch heute sehen, umgebaut werden. Auch Johann Gregor Memhardts großes Thor an dem Gitter westwärts vom linken Erker sollte erhalten bleiben; an der Ostseite aber, da, wo heute neben der Spree in

der Südost-Ecke aller Baulichkeiten sich der kleine Schloßgarten befindet, war ein Pendant zu diesem Portale angebracht worden. Linars und Nurons Bauten, sowie der Querflügel am Kapellenhofe waren dem Ganzen harmonisch angepaßt; — auch hier waren überall hervorspringende Portale mit vier gewaltigen Säulen im Plane gezeichnet. Zum „Münzturme" aber sollte eine prächtige Galerie an der Lustgartenseite hinführen, — ein hoher, offener Säulengang über zwei geschlossenen Etagen.

Besaß dieser Entwurf auch noch nicht die ganze Großartigkeit der heutigen Anlage; eins hatte er dennoch vor ihr voraus: volle, harmonische Schönheit. Jede malerische Unregelmäßigkeit war verschwunden; in stolzer, vornehmer Pracht stellte sich der durchaus einheitliche Bau dem Beschauer dar. Wir wiederholen: nur an der Nord- und Südseite ist dieses erste Projekt zur Ausführung gekommen —

Wir gehen nun auf die Einzelheiten desselben ein. Auf diese Weise wird der außerordentlich schwer darstellbare Stoff sich vielleicht am klarsten gliedern —

Sehr vornehm erschien eine breite, dreiwangige Freitreppe, welche, mit Statuen geschmückt, nach dem Schloßportale gegenüber der breiten Straße hinaufführte: — bei der Erhöhung des Terrains hat sie leider verschwinden müssen. Viel schöne als jetzt waren auch die Pfeiler der die Schloßzinnen bildenden Balustraden n Statuen von vortrefflichen Verhältnissen, mit Amphoren und mit Trophäen geschmüc Die beiden Fassaden Schlüters am Schloßplatze und am Lustgarten aber war verschiedenartig gestaltet. Treffend sagt Woltmann darüber in seiner „Baugeschic Berlins": „Am Schloßplatze stiegen über dem Rustika-Erdgeschosse mit seinen d Eingängen vier freistehende korinthische Säulen empor, welche die von kleine Säulen getragenen Fenster der beiden Hauptstockwerke umschlossen. An der Lu gartenseite waren zwar die Verhältnisse des Mittelbaues dieselben; es öffnete sich h indessen nur ein Portal, neben welchem die Fenster mit Schlüterschen Reli geschmückt waren, — dort die ruhende Gestalt der Gerechtigkeit, — hier die Ven auf einen schlafenden Löwen hingestreckt, in der Linken die Keule des H kules haltend, mit welcher ein Cupido spielte. Hier aber fehlten die Säulen über d Erdgeschosse; der Balkon des oberen Hauptgeschosses ruhte auf Hermen und Mittelfenster schloß im Bogen ab. So waltete ein feiner Unterschied zwischen Stadt- und der Gartenfassade. Gegen den Schloßplatz zu herrschte die majestäti Pracht, nach dem Lustgarten zu die größere Schönheit." — Wir möchten den Geg satz anders formulieren; gegen die Stadt zu hat Schlüter den feierlichen Ernst Majestät, — gegen den Garten die glanzvolle Heiterkeit des neuen Hofes v körpern wollen.

Unstreitig das Schönste leistete Schlüter indessen in jenem Schloßhofe, weld heute als der mittlere bezeichnet wird. Hier kann keine Beschreibung der majestätis Pracht der Architektur gleichkommen. Erinnerungen an das Nerva-Forum und Berninis größte Werke überkommen uns, wenn wir diesen Hof betreten. Nach Arbeiten der Jahre 1874 und 1875 sind heute drei Seiten desselben dem Schlüt schen Plane entsprechend vollendet worden. „Dreist darf man behaupten," s Dohme, „daß dieser Schloßhof Schlüters das schönste und großartigste Produkt gesamten Profanbaukunst dieser Zeit in Deutschland ist." — Wie wunderbar wi diese Architektur besonders bei freundlichem Sonnenscheine! Diese großartigen P tale, diese Arkaden und Loggien, diese gewaltigen Fenster der Festräume und ihnen auf dem Gebälke der Säulen diese Statuen, — dies tiefeingeschnittene, vi

gegliederte Profil, welches Licht und Schatten in energischer Weise walten läßt, und über den vier Geschossen dann endlich diese ernst und ruhig abschließende Balustrade, in allem dem zeigt sich Schlüters Genius uns doch in noch anderer Größe, als in den Fassaden. — Wir verzichten auf eine nähere Beschreibung und sagen nur: „Man studiere das Bauwerk!"

Das war der von dem Meister zuerst und ursprünglich geplante und leider nur teilweise zur Vollendung gekommene Fürstensitz, — ein Werk aus einem Gusse.

Technische Einzelheiten zu geben, kann hier nicht unsere Absicht sein. Wohl aber möchten wir ein Bild des Lebens jenes prachtliebenden Hohenzollernfürsten entrollen, welcher zuerst in diesen herrlichen Räumen gewohnt hat.

Es scheint, als ob Friedrich I. gewöhnlich nur acht Zimmer des Schlosses benutzt habe. Begeben wir uns sogleich in das Innere des Fürstensitzes! Im Schlafzimmer, welches nur ein sehr kleines Kabinet war, befand sich Friedrichs Kammerpage, der vor des Königs Bett auf einer Matratze schlief und wachte, den Kopf auf den großen, englischen Leibhund gestützt. Vor diesem Zimmer lag des Königs Bet-Kabinet, an dessen Altar Friedrich alle Morgen seine Andacht knieend vor einem silbernen Kruzifixe verrichtete. Oft währte sein Gebet wohl eine Stunde lang. In der nun folgenden „Garderobe des Königs" hatten zwei Kammerherren, zwei Kammerpagen, zwei Kammerdiener, zwei Kammerjäger und ein Lakai allnächtlich die Wache. An sie schloß sich des Königs Galerie an, in welcher zwei Heiducken an der Thür die Wacht hielten. Friedrich brauchte keine Mörderhand zu fürchten, und doch — so viel der Posten vor ihm! Doch hören wir weiter! In dem folgenden großen Zimmer, dem Konferenz-Zimmer, hatten alle Nacht ein höherer Offizier, zwei Kapitäns, zwei Kammerherren und zwei Kammerjunker die Wacht. Auf einem großen Kamine brodelte Tag und Nacht, Jahr ein, Jahr aus, Wasser zum Waschen, zum Thee- und zum Kaffee-Kochen. Dieser Saal scheint Friedrichs Arbeitszimmer gewesen zu sein; — wir finden ein anderes sonst wenigstens nicht erwähnt. Denn die folgenden Räume waren: das Tafel-Gemach, das Spiel-Zimmer und der Schweizer Saal. Bei der „ordinären Tafel" bedienten den König sechs Hof-Lakaien; im Spiel-Zimmer, welches tagtäglich benutzt wurde, aber hatten zwei Trabanten die Wacht. Im Schweizer Saale befanden sich deren bei Tage und bei Nacht 40 Mann; mit ihnen wachten noch 40 Schützen. Es heißt wörtlich (Dohme, das Schloß, nach Papieren des verstorbenen Professors Rabe, S. 36): „Sie mußten täglich immer Parade stehen mit der fliegenden Standarte und der Fahne. So oft ein Prinz oder ein anderer Vornehmer aus- und einschritt, mußten selbige ihr Gewehr präsentieren; passierte aber der König aus und ein, so mußten beide Wachen ihre Spiel-Uhren spielen lassen, so lange sie nur den König sehen konnten, und die Standarte fliegen lassen. Auch bliesen sie dann ihre Trompeten Die Schweizer trommelten dazu." —

Wir lächeln! Vanitas Vanitatum! — — — Allein dergleichen Zeremoniell lag einmal im Charakter der Zeit.

Im Jahre 1701 mußte Schlüter auf des Königs Willen die Ausführung dieses seines ersten Planes, von welchem thatsächlich nur die Nord- und Südfluchten zu stande gekommen sind, aufgeben. Noch größer und mächtiger sollte der Schloßbau nunmehr sich erheben.

Es entstanden jetzt nämlich die Pläne zu jenem Karree von Baulichkeiten, welches heut den westlichen Schloßhof, durch welchen der Verkehr sich bewegt, umschließt.

der Südost-Ecke aller Baulichkeiten sich der kleine Schloßgarten befindet, war ein Pendant zu diesem Portale angebracht worden. Linars und Niurons Bauten, sowie der Querflügel am Kapellenhofe waren dem Ganzen harmonisch angepaßt; — auch hier waren überall hervorspringende Portale mit vier gewaltigen Säulen im Plane gezeichnet. Zum „Münzturme" aber sollte eine prächtige Galerie an der Lustgartenseite hinführen, — ein hoher, offener Säulengang über zwei geschlossenen Etagen.

Besaß dieser Entwurf auch noch nicht die ganze Großartigkeit der heutigen Anlage; eins hatte er dennoch vor ihr voraus: volle, harmonische Schönheit. Jede malerische Unregelmäßigkeit war verschwunden; in stolzer, vornehmer Pracht stellte sich der durchaus einheitliche Bau dem Beschauer dar. Wir wiederholen: nur an der Nord- und Südseite ist dieses erste Projekt zur Ausführung gekommen —

Wir gehen nun auf die Einzelheiten desselben ein. Auf diese Weise wird der außerordentlich schwer darstellbare Stoff sich vielleicht am klarsten gliedern —

Sehr vornehm erschien eine breite, dreiwangige Freitreppe, welche, mit Statuen geschmückt, nach dem Schloßportale gegenüber der breiten Straße hinaufführte; — bei der Erhöhung des Terrains hat sie leider verschwinden müssen. Viel schöner, als jetzt waren auch die Pfeiler der die Schloßzinnen bildenden Balustraden mit Statuen von vortrefflichen Verhältnissen, mit Amphoren und mit Trophäen geschmückt. Die beiden Fassaden Schlüters am Schloßplatze und am Lustgarten aber waren verschiedenartig gestaltet. Treffend sagt Woltmann darüber in seiner „Baugeschichte Berlins": „Am Schloßplatze stiegen über dem Rustika-Erdgeschosse mit seinen drei Eingängen vier freistehende korinthische Säulen empor, welche die von kleineren Säulen getragenen Fenster der beiden Hauptstockwerke umschlossen. An der Lustgartenseite waren zwar die Verhältnisse des Mittelbaues dieselben; es öffnete sich hier indessen nur ein Portal, neben welchem die Fenster mit Schlüterschen Reliefs geschmückt waren, — dort die ruhende Gestalt der Gerechtigkeit, — hier die Venus, auf einen schlafenden Löwen hingestreckt, in der Linken die Keule des Herkules haltend, mit welcher ein Cupido spielte. Hier aber fehlten die Säulen über dem Erdgeschosse; der Balkon des oberen Hauptgeschosses ruhte auf Hermen und sein Mittelfenster schloß im Bogen ab. So waltete ein feiner Unterschied zwischen der Stadt- und der Gartenfassade. Gegen den Schloßplatz zu herrschte die majestätische Pracht, nach dem Lustgarten zu die größere Schönheit." — Wir möchten den Gegensatz anders formulieren; gegen die Stadt zu hat Schlüter den feierlichen Ernst der Majestät, — gegen den Garten die glanzvolle Heiterkeit des neuen Hofes verkörpern wollen.

Unstreitig das Schönste leistete Schlüter indessen in jenem Schloßhofe, welcher heute als der mittlere bezeichnet wird. Hier kann keine Beschreibung der majestätischen Pracht der Architektur gleichkommen. Erinnerungen an das Nerva-Forum und an Berninis größte Werke überkommen uns, wenn wir diesen Hof betreten. Nach den Arbeiten der Jahre 1874 und 1875 sind heute drei Seiten desselben dem Schlüterschen Plane entsprechend vollendet worden. „Dreist darf man behaupten," sagt Dohme, „daß dieser Schloßhof Schlüters das schönste und großartigste Produkt der gesamten Profanbaukunst dieser Zeit in Deutschland ist." — Wie wunderbar wirkt diese Architektur besonders bei freundlichem Sonnenscheine! Diese großartigen Portale, diese Arkaden und Loggien, diese gewaltigen Fenster der Festräume und vor ihnen auf dem Gebälke der Säulen diese Statuen, — dies tiefeingeschnittene, viel-

gegliederte Profil, welches Licht und Schatten in energischer Weise walten läßt, und über den vier Geschossen dann endlich diese ernst und ruhig abschließende Balustrade, in allem dem zeigt sich Schlüters Genius uns doch in noch anderer Größe, als in den Fassaden. — Wir verzichten auf eine nähere Beschreibung und sagen nur: „Man studiere das Bauwerk!"

Das war der von dem Meister zuerst und ursprünglich geplante und leider nur teilweise zur Vollendung gekommene Fürstensitz, — ein Werk aus einem Gusse.

Technische Einzelheiten zu geben, kann hier nicht unsere Absicht sein. Wohl aber möchten wir ein Bild des Lebens jenes prachtliebenden Hohenzollernfürsten entrollen, welcher zuerst in diesen herrlichen Räumen gewohnt hat.

Es scheint, als ob Friedrich I. gewöhnlich nur acht Zimmer des Schlosses benutzt habe. Begeben wir uns sogleich in das Innere des Fürstensitzes! Im Schlafzimmer, welches nur ein sehr kleines Kabinet war, befand sich Friedrichs Kammerpage, der vor des Königs Bett auf einer Matratze schlief und wachte, den Kopf auf den großen, englischen Leibhund gestützt. Vor diesem Zimmer lag des Königs Bet-Kabinet, an dessen Altar Friedrich alle Morgen seine Andacht knieend vor einem silbernen Kruzifixe verrichtete. Oft währte sein Gebet wohl eine Stunde lang. In der nun folgenden „Garderobe des Königs" hatten zwei Kammerherren, zwei Kammerpagen, zwei Kammerdiener, zwei Kammerjäger und ein Lakai allnächtlich die Wache. An sie schloß sich des Königs Galerie an, in welcher zwei Heiducken an der Thür die Wacht hielten. Friedrich brauchte keine Mörderhand zu fürchten, und doch — so viel der Posten vor ihm! Doch hören wir weiter! In dem folgenden großen Zimmer, dem Konferenz-Zimmer, hatten alle Nacht ein höherer Offizier, zwei Kapitäns, zwei Kammerherren und zwei Kammerjunker die Wacht. Auf einem großen Kamine brodelte Tag und Nacht, Jahr ein, Jahr aus, Wasser zum Waschen, zum Thee- und zum Kaffee-Kochen. Dieser Saal scheint Friedrichs Arbeitszimmer gewesen zu sein; — wir finden ein anderes sonst wenigstens nicht erwähnt. Denn die folgenden Räume waren: das Tafel-Gemach, das Spiel-Zimmer und der Schweizer Saal. Bei der „ordinären Tafel" bedienten den König sechs Hof-Lakaien; im Spiel-Zimmer, welches tagtäglich benutzt wurde, aber hatten zwei Trabanten die Wacht. Im Schweizer Saale befanden sich deren bei Tage und bei Nacht 40 Mann; mit ihnen wachten noch 40 Schützen. Es heißt wörtlich (Dohme, das Schloß, nach Papieren des verstorbenen Professors Rabe, S. 36): „Sie mußten täglich immer Parade stehen mit der fliegenden Standarte und der Fahne. So oft ein Prinz oder ein anderer Vornehmer aus- und einschritt, mußten selbige ihr Gewehr präsentieren; passierte aber der König aus und ein, so mußten beide Wachen ihre Spiel-Uhren spielen lassen, so lange sie nur den König sehen konnten, und die Standarte fliegen lassen. Auch bliesen sie dann ihre Trompeten Die Schweizer trommelten dazu." —

Wir lächeln! Vanitas Vanitatum! — — — Allein dergleichen Zeremoniell lag einmal im Charakter der Zeit.

Im Jahre 1701 mußte Schlüter auf des Königs Willen die Ausführung dieses seines ersten Planes, von welchem thatsächlich nur die Nord- und Südfluchten zu stande gekommen sind, aufgeben. Noch größer und mächtiger sollte der Schloßbau nunmehr sich erheben.

Es entstanden jetzt nämlich die Pläne zu jenem Karree von Baulichkeiten, welches heut den westlichen Schloßhof, durch welchen der Verkehr sich bewegt, umschließt.

Nun liegen zwar über den Entwurf Schlüters vollständige Materialien ni vor; — es fehlt z. B. jedwede Zeichnung von seiner Hand. Dohme aber v mutet über diese Anlage etwa das Folgende:

Dort, wo die vierte, abschließende Seite des ersten Plans noch zu erbau war, d. h. in der Flucht des Lynarschen dritten Hauses, sollte eine zweigeschoss offene Säulenhalle den in der Mitte liegenden Ehrenhof Schlüters von dem westlic dritten Hofe trennen.

Schlüter hätte mit solchem Baue allerdings, — das gestehen wir offen zu, „ein Werk geschaffen, wie es noch nicht dagewesen wäre“. Wir hoffen auch h noch auf dessen Verwirklichung; — der unschöne Lynarsche Bau muß doch einstm fallen. Aber wir finden sichere Beweise für die Ansicht Dohmes nicht auf. N das Eine scheint uns klar zu sein, daß Schlüter bei dieser Fortsetzung des Wer zwei ähnliche Portale, wie die schon errichteten in der verlängerten Nord- und S flucht des Schlosses hat aufführen wollen.

Doch daß wir von den Vermutungen auf den sicheren Boden des Thatsächlic zurückkehren! — Von 1701 ab wurde der Nordflügel des Schlosses weitergefüh und gleichzeitig fing Schlüter auch auf jener Stelle an zu bauen, welche er spä auf einem Plane mit den Worten bezeichnet haben soll: „Das ist die Stel alles meines Unglücks!“ — Es ist dies der Platz des bereits früher erwähnt am Schlusse des 16. Jahrhunderts erbauten und mit einer Wasserkunst versehen „Münzturmes“

Wir treten also schon jetzt in die Geschichte der Katastrophe Schlüters ein.

Wie die nachfolgende Darstellung zeigen wird, gilt es in der That, sämtli vorgefaßte, durch historische Romane allgemein verbreitete Anschauungen fallen zu lasse Schlüter ist eine echt tragische Figur: der große Künstler hat seinen Stu verschuldet, dennoch aber verdient er unser Mitleid im höchsten Grade.

„Als Zeichner war Schlüter gigantisch groß, — als Techniker aber leider u bedacht und unvorsichtig.“ — So hat sich jetzt das kompetente Urteil über den G waltigen gestaltet.

Wohl schmerzt sie uns, diese aus den Akten konstatierte Wahrheit. Ge aber verlieren wir die vorgebliche „Hofintrigue“, welche dem Meister gespielt word sein soll. Es hat nie eine solche gegeben.

Schon im Jahre 1698 waren unangenehme Dinge am Schlosse vorgefalle Am Lustgartenportale nächst der Schloßapotheke hatten sich starke Risse gezei Schlüter machte den Hofmaurermeister Braun für dieselben verantwortlich, — ein Mann, welchem allerdings in der Parochialkirche und im Zeughause Wölbung bereits eingestürzt waren. Es wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt, welcher z. B. so treffliche Männer, wie Otto von Schwerin der jüngere und Schlüte Kassenrevisor, der Rat Merian, gehörten

Das waren doch gewiß ehrenhafte Männer, welche gegen Schlüter nicht ei genommen waren. Und wie entschieden sie? —

Sie sprachen es in ihrem Urteile schonend aus, daß Schlüter an dem Ba unglücke allein die Schuld trage. Er habe zur Schließung der Arbeit gedräng — so protokollieren sie; — er habe oft gesagt, man solle Kurfürstliche Durchlau sehen lassen, daß der Bau schnell avanciere. Die Kommission, so heißt es weit habe indessen befunden, daß jene Risse sehr leicht zu redressieren gewesen wäre

wenn der Hofbaumeister Schlüter mit dem Hofmaurermeister Leonhard Braun in besserem Einvernehmen gestanden hätte; — sie empfahl daher, beide Teile möchten sich „in Zukunft besser, als bishero, begehen."

Schlüter war also schon damals mit Schuld belastet; aber noch blieb ihm die Gnade seines Königs getreu. Im Jahre 1702 wurde sein Gehalt auf die hohe Summe von 3200 Thalern erhöht; noch 1705 erhielt er, weil er beständig über Geldmangel klagte, eine Dotation von 8000 Thalern.

Wo bleibt da die Intrigue und König Friedrichs sogenannter „Wankelmut"? — Dieselben sind nur die Produkte der Volkssage und der Fälschung der Geschichte; — hat sich doch ein ganzer Sagenkreis um Andreas Schlüter gebildet! Hier nur die schlichte Geschichte!

Schlüter ließ beim Baue die Reste des alten quadratischen Münzturmes stehen, welche er freilich bedeutend verstärkt hatte. So ragte also jetzt ein Turmtorso von etwa 31 Metern Höhe auf. Er baute ferner auf demselben weiter, aber sehr bald, — sicher schon im Frühjahre 1703, — zeigten sich wiederum bedenkliche Risse, weshalb man den Bau bis zum Herbste aussetzte. Als man weiter mauerte, traten die Risse immer gefahrdrohender hervor; — eine zweite, — eine dritte Ummandung des untern Turmteiles wurde notwendig. Endlich hatte 1705 der Bau 53 Meter Höhe erreicht. Aber wieder erschien das alte Übel — die Risse. Schlüter aber wollte die Natur und den Boden meistern. Gewaltige Streben, Anker, kolossale Steinpfeiler, welche äußerlich als Felsklippen (!!) künstlerisch behandelt waren, wurden angebracht. Auf diese Weise ward der Turm fast 70 Meter hoch.

Noch in dem Bauberichte vom Juni 1706 sagte Schlüter durchaus getrosten Mutes, er wolle zwar noch immer die Fundamente verstärken; er hoffe jedoch, noch in demselben Monate die Uhr, im Juli aber die Säulenrotunde aufstellen zu können, in welcher er während „dieses Monates August" das nunmehr auf der Parochialkirche befindliche Glockenspiel aufzuhängen gedachte.

Es war dies nicht allein eine verhängnisvolle Verkennung des Sachverhaltes; nein, es war mehr: es war eine fast unverständliche Selbsttäuschung, deren sich der große Meister schuldig machte.

Die Katastrophe trat bald genug ein. Der Baurat Adler hat das Verdienst, deren Akten zuerst veröffentlicht zu haben.

In echt dramatischer Weise entwickelt sich vor uns die Handlung.

König Friedrich I. weilt am fernen Rheine; Markgraf Philipp Wilhelm von Schwedt, sein Bruder, führt die Statthalterschaft in der Mark. Da treten plötzlich wiederum die Risse am Münzturme hervor. Der Hofrat Mieg fühlt sich berufen, dem Statthalter die Meldung zu machen, „dem Münzturm drohe der Einsturz". Sofort läßt der Markgraf den großen Meister rufen. Schlüter erscheint. „Ja," so bekennt er, „es haben sich allerdings Risse von der Breite zweier Finger (!!) gezeigt; aber es droht noch keine Gefahr." Es steht nun zwar nicht fest, ob der Markgraf sich hierbei beruhigt hat; jedenfalls aber fand am 20. Juni 1706 eine nochmalige Konferenz bei dem Statthalter Philipp Wilhelm statt. Schlüter hatte die Nacht zuvor bei seinem Baue gewacht; — die Sorge hatte ihn nicht ruhen lassen; — jetzt bekennt er es selbst:

Er müsse sehr „dolieren"; denn Tags vorher habe er Freude gehabt, — jetzt aber habe er wiederum Leid, indem vergangene Nacht der Turm sich abermahlen etwas gesetzet.

Wer will es nun dem Markgrafen Philipp Wilhelm verdenken, wenn er die Gewerksmeister und Parlierer ohne Schlüters Beisein vernahm? Konnte man darin nicht eher eine Schonung als eine Gehässigkeit gegen den Künstler erblicken? — Doch gleichviel! Die Männer sagten aus: „Risse im Münzturme sind schon lange vorhanden; Schlüter und sein Bauführer Böhme haben dieselben schon oft ausgemessen; — der ganze Turm muß schleunigst abgetragen werden, denn die Fundamente halten nicht.“

Man kann sich die Bestürzung des Statthalters hierüber wohl vorstellen.

Jetzt fühlte sich auch Grünberg berufen, einzugreifen. Noch am 24. teilte er dem Hofrate Mieg mit, die Arbeiter und Meister hätten ihm gesagt, der Bau stehe höchst bedenklich. Er beantragte eine Vernehmung Schlüters, welche von dem Statthalter auch unverzüglich anbefohlen wurde Das Alles geschah in jenen Vormittagsstunden, welche Schlüter gewöhnlich dazu benutzte, die Bildhauer-Ateliers in der Stadt zu besuchen. Schlüter konnte daher erst gegen Mittag des 25. Juni 1706 vernommen werden. Er zeigte sich verwirrt, behauptete jedoch immer noch, die Sache stünde durchaus noch nicht verzweifelt. Dann begab sich der Meister selbst an Ort und Stelle. Hier nun vernahm er, daß auch seine Beamten bereits verhört worden waren, und zwar ohne seine Zuziehung. Er wurde erregt; er eilte zu Mieg und stellte diesen zur Rede. Mieg überzeugte ihn endlich mit vieler Mühe davon, daß in diesem Verfahren des Markgrafen Philipp Wilhelm durchaus keine Kränkung für ihn liege, und bat ihn, auch den Baumeister Eosander von Goethe noch zu Rate zu ziehen, worin Schlüter endlich auch willigte. Wie schonend man gegen den Künstler verfahren ist, erhellt auch daraus, daß diese Bitte Miegs nichts weiter war als — ein Befehl des Markgrafen. —

Als Schlüter sich einigermaßen beruhigt hatte, blickte er gleichfalls heller. Er sah es ein: der Turm mußte bis „auf die untersten Glocken abgetragen werden“ — er verstand sich auch dazu, sein Projekt zu ändern; ja, er bat Mieg sogar, die Bewohner der Schloßfreiheit zu veranlassen, ihre Quartiere zu räumen. Klar liegt es zu Tage: der Mann, der Künstler war gebrochen durch die eigene Schuld!

Am 25. Juni begann der Abbruch des Münzturms. Man arbeitete bis 1 Uhr Nachts; aber beständig wuchs die Gefahr des Einsturzes. Schlüter war ver- zweifelt. Händeringend ging er im Vorzimmer des Markgrafen umher. Die Ver- zweiflung verdüsterte seinen Geist; er erblickte größere Gefahren, als in der That vorhanden waren. Denn noch immer war ihm der König gnädig; — er sendete ihm aus Kleve z. B. den Befehl, eine Zeichnung zum Neubaue der St. Petrikirche in Kölln zu machen Es ist dies ein wahrhaft erfreulicher Beweis von der edlen Gesinnung König Friedrichs. Denn wenngleich jene so oft und so abenteuerlich dar- gestellte Intrigue gegen Schlüter auch in das Reich der Fabeln zu verweisen ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in der That Feinde seiner Größe vorhanden waren, und daß man den König gegen Schlüter einzunehmen versucht hat. Aber nicht Eosander von Goethe denunzierte, sondern — der Bauschreiber und Rechnungs- führer Peter Jänicke. Auf seine Veranlassung berichtete ein ungenannter Hofman[illegible] dem Könige nach Kleve von der verzweifelten Lage des Münzturmbaues. Geschahe[illegible] zufolge dessen auch Schritte der Prüfung, — erfolgten z. B. Besichtigungen d[illegible] Turmes auch durch eine Anzahl von Zimmer- und Ratsmaurermeistern, — so hat[illegible] dennoch das Eingreifen des Denunzianten Jänicke auf das Verhältnis des König[illegible]

zu seinem Baumeister nicht den geringsten Einfluß. Es ist wahrhaftig erfreulich, den König Friedrich sich hier so hochgesinnt verhalten zu sehen

Jänicke hatte nach Kleve von Schlüters „großer Unruhe" geschrieben. Eine solche hatte den Genius des großen Mannes in der That überwältigt. Schlüter war ein bedauernswerter Künstler geworden; — jene nervösen Anfälle, welche ihm z. B. in dem Vorzimmer des Markgrafen Philipp Wilhelm gekommen waren, hatten sich jetzt zu einem andauernden Zustande gesteigert. Am 26. Juni schrieb er dem Könige, es sei ihm augenblicklich nicht möglich, den Plan für den Neubau von St. Petri anzufertigen; am 29. klagte er dem Hofmarschall von Printzen: „Die itzigen troubles haben mich, wie leicht zu denken, in solchen foeblen Zustand geführt, daß ich nicht allein etliche Tage zu Bett gelegen, sondern auch durch die grausame Alteration mein Geblüte so erreget, daß ich davon ein Zittern absonderlich bekommen in meinen Händen, und mir nicht möglich ist, einen gleichen Strich zu machen." — In tiefster Seele fühlen wir dies Leiden unserm großen Meister nach.

Ganz Berlin befand sich in der gleichen Erregung. Man sah den hohen Münzturm abtragen, und dennoch wich und wankte sein Mauerwerk noch immer. Die Bewohner der Schloßfreiheit fragten an, was sie zu thun hätten. Es wurde ihnen ein verwunderlicher Bescheid zu teil: „Quittieret Eure Häuser oder bleibet!" — Der König war in Kleve. Warum mußte er gerade zu dieser Zeit verreist sein? — In banger Erwartung wartete man seiner Entscheidung. Die Klevesche Post aber ging mindestens sechs Tage. Da mag erst am 12. Juli die Entscheidung vom 6. ejusdem m. eingetroffen sein, in welcher Philipp Wilhelm angewiesen wurde, jene oft angefeindete Untersuchungs-Kommission zu bilden, welche aus Eosander von Goethe, dem Ober-Baudirektor Grünberg und dem Professor der Mathematik Sturm aus Frankfurt an der Oder bestand. Am 19. begann dieselbe ihre Arbeit. Schonend genug für Schlüter war ein Zusammenwirken dieser drei Männer mit ihm, dem Baumeister des Schlosses, ausdrücklich anempfohlen worden. Wer aber sieht nicht ein, daß ein solches von vorn herein fast unmöglich geworden war? Schlüters geistiger Zustand verursachte Schwierigkeiten, welche nicht zu überwinden waren.

Es wäre ein Frevel gegen die Majestät des Genius, wenn man hier das Wort verwenden wollte: „Schlüter hatte seinen klaren Sinn verloren." Fern sei uns das! Aber eine tief beklagenswerte Verblendung war es dennoch, wenn Schlüter am 10. Juli an den Hofmarschall von Printzen schrieb: „Das Werk stillt sich mehr und mehr," — wenn er glaubte, die „sandsteinernen Berge", die Maskierungen der Stützen des Turmes, noch retten zu können, — wenn er den Plan entwarf, oben auf dem Turme ein Belvedere zu errichten, im Innern aber die „Wasserkunst" anzulegen, und am Äußern des Turmes „Kaskaden" hinabrieseln zu lassen, — wenn er endlich das geradezu Unmögliche vorschlug, die alte Erasmus-Kapelle Kaspar Theißens mit einem hohen Turme zu schmücken. Ein Riesenturm dicht an dem Ufer dieses kleinen Flußarmes der Spree! Welch künstlerische Verirrung! Verkehrteres als dieser Vorschlag läßt sich wohl nicht erdenken.

Nun können wir es nicht verstehen, wie man für das Verhalten jener drei Kommissäre einem Manne von diesem Gemüts- und Geisteszustande gegenüber auch nur das mindeste Wort des Tadels finden kann. Die drei Kommissäre waren doch die Revisoren; sie standen also über Schlüter.

Man citierte Schlüter und seine Leute daher zu Eosander von Goethe nach dem

Friedrichswerder. Der erregte Meister aber protestierte dagegen. Man gab ihm nach. So wurden dann zuerst die Baustellen und das Baubureau inspiziert. Was aber zeigte sich hier für ein Befund! Zeichnungen der Fundamente, Ermittelungen über die Beschaffenheit des Grundes u. s. w. fanden sich überhaupt nicht vor. Grundriß, Durchschnitt, Ansicht, — das war alles, was von dem Münzturme gezeichnet worden war. Dr. Dohme meint, es sei unmöglich, daß dies alle vorhandenen Zeichnungen gewesen sind. — Aber warum nicht? — Und auch zugegeben, daß auch Details aller Art vorgezeichnet vorhanden gewesen sind: das Wesentlichste fehlte immer: ein sorgsamer Entwurf der Fundamente und eine Darstellung der Beschaffenheit des Baugrundes.

Damit war Schlüter allerdings gerichtet.

Und wieder ergiebt sich uns der Verlauf der Dinge mit dramatischer Anschaulichkeit: Die drei Kommissäre konversieren mit leiser Stimme; da stürmt Schlüter zum Zimmer hinaus, seiner Erregung nicht mehr Meister. Die Kommissare wissen, was sie nun zu thun haben. —

Sturm will und muß nach Frankfurt zurück; er arbeitet daher ein langes Separatvotum aus. Es zeigt uns dasselbe den tüchtigen Mathematiker auch als einen Mann von geläutertem Geschmacke; denn er behauptet, auch mit den ersten Stockwerken des Münzturms sei absolut nichts mehr anzufangen, — der Schlütersche Entwurf einer Wasserkunst sei schlechthin abzuweisen. Mit Recht wollten die beiden anderen Kommissäre auch von dem geplanten Turmbaue über der Kapelle nichts wissen.

Wo bleibt bei sachlich so scharf und richtig urteilenden Männern die Intrigue? — An technischem Wissen zeigten sich alle drei Sachverständige dem Baumeister gegenüber in ihrer vollen Überlegenheit. Es war gewiß nicht edel, daß sie höhnisch von einem „babyloni chen Turmbaue" sprachen; recht aber hatten sie doch: Schlüter war in der That unendlich leichtfertig zu werke gegangen.

Die Größe seiner Seelenqualen aber versöhnt uns mit der schweren Schuld des Meisters. Wie ein Schrei der Verzweiflung tönt es einmal in einem Briefe an den Baron von Printzen aus dem Grunde seiner Seele hervor:

„Ich muß Herzeleid von dem gemeinen Manne und Nachrede in allen Häusern und Zechen leiden. Ich kann vor Traurigkeit nichts mehr schaffen, — vor Angst meiner Seelen, indem ich nicht mehr weiß, wie es vor mir bei Hofe stehtet, ob ich Gnade oder Ungnade erlangen werde. Und doch muß ich noch täglich sinnen, erfinden und arbeiten!"

Freilich, was er sann, — nämlich die Rettung der unteren Teile des Turmes, — war nur ein Hirngespinnst. Es interessiert, zu sehen, wie maßvoll sich der König Friedrich I. dem Meister gegenüber bezeigte. „Ich will den Turm verschwunden sehen, bis auf die Fundamente, wenn ich nach Berlin komme!" also schrieb er. „Es war ein übelgeratenes Werk und verursacht uns nichts als Verdruß!" — Ja, — aber auch Goethe erklärte, vor Jahresfrist sei die Beseitigung des Münzturmes nicht möglich.

Es wäre entscheidend, wenn man sich einmal der Mühe unterziehen wollte, eine Berechnung jener Gelder zu veranstalten, welche dieser Münzturm verschlungen hat. Schlüters Schuld würde dann auch dem mildesten Beurteiler in ihrer ganzen Größe vor Augen stehen.

Der König kehrte zurück, — Eosander übernahm nunmehr die Oberleitung des Schloßbaues.

Wenn Schlüter uns nunmehr vernichtet erscheint, so ist dies wohl erklärlich.

Eins aber ist kaum zu verstehen: Wie konnte der Mann, welchen die Bürger der Stadt öffentlich bedrohten, noch in Berlin verbleiben? — Und mehr noch als das: Wie konnte er bei seinem so leicht erregbaren Ehrgefühle noch weiter für den Hof arbeiten? — Es erscheint in den Berliner Adreßkalendern „der Rektor der Akademie und Baudirektor von Schlüter" noch bis zum Jahre 1713, wohnhaft entweder in seinem Hause auf der Brüderstraße oder in seinem Gartenhause vor dem Köpenicker Thore, — einem jener alten, ländlichen Sitze in der heutigen Dresdener Straße.

Nur schwer also hat sich Schlüter von Berlin losgemacht. Bekanntlich ist er dann im Anfange des Jahres 1714 zu Petersburg gestorben, nachdem er die Residenz Berlin im Jahre zuvor verlassen hatte. Unter Friedrich Wilhelm I. war auch kein Platz für ihn mehr vorhanden! — Schlüter hinterließ eine Witwe, welche noch in einer Bittschrift vom 2. Juli 1714 um die Auszahlung des rückständigen Gehaltes ihres verstorbenen Gemahls bat. Es wurde ihr der Bescheid, sie hätte sich während der durch die Edikal-Citation der Gläubiger Friedrichs I. festgesetzten Zeit melden sollen; jetzt könne sie nichts mehr erhalten. Das war freilich eine harte Abweisung. Es überlebte den Meister sonst noch ein Sohn, welcher als Ingenieur anfangs in russischen, später in sächsischen Diensten stand und nach Nicolai's Angabe etwa um 1730 verstarb. Mit ihm scheint Schlüters Familie erloschen zu sein. Ein Bildnis des großen Künstlers hat man bis jetzt leider vergeblich gesucht.

Wir wenden uns nunmehr den Werken Schlüters zu.

Was er als Architekt außer dem Schlosse geschaffen hat, tritt gegen dieses Riesenwerk allerdings erheblich zurück. Erhalten ist von seinen Bauten noch das Wartenbergsche Palais, welches Schlüter von 1701 bis 1703 erbaut hat. Ist die Profilierung dieses zierlichen Baues an der Kürfürsten-Brücke freilich nur eine schwächliche, so bildet dies Haus doch immerhin ein durchaus vornehmes und stattliches Ganzes. Auch von der ehemaligen Pracht der inneren Ausstattung haben sich noch mehrere Reste erhalten; — wir verweisen namentlich auf die köstlichen Stuckdecken und die Thürfüllungen der ersten Etage. Leider! — Wo einst in stolzer Pracht der glänzende Graf von Wartenberg Hof hielt, — wo mit Leibnitz, mit Schlüter gewiß auch König Friedrich oft in den Gesellschaften dieses begünstigten Ministers erschienen ist, befindet sich heut nur ein „Geschäft".

Ein unbedeutender Bau ist dagegen das Krosigksche Haus in der Wallstraße. Wie wir sehen werden, sollte dasselbe ein astronomisches Observatorium bilden. Man hat damit die fast ungeheuerlich in die Höhe gezerrten Verhältnisse dieses Gebäudes entschuldigen wollen. Es mag ja sein, daß der Künstler hier durch den Zweck gebunden gewesen ist; — dennoch meinen wir, daß die Aufgabe wohl eine andere Lösung zugelassen hätte.

Und nun das Kameckesche Haus, die jetzige Loge Royal-York in der Dorotheen-Straße, — ein Schlüterscher Bau von 1712! — Schon Nicolai, welcher für Schlüter hoch begeistert ist, sieht sich gezwungen, auszurufen: „Selbst seine Spielereien am Freimaurer-Hause, welche zu tadeln so leicht ist, sind einem Kenner lehrreich! Man siehet ein erhabenes Genie, welches scherzen möchte, — einen Klopstock, der ein Epigramm machen will! Und dennoch, wenn man kleine Grillen übersiehet, — wieviel an edler Proportion, wieviel an Eleganz, wieviel an Bequemlichkeit liegt nicht in diesem Hause!" — Was aber heißt das und was sagt Nicolai damit? — Wir denken,

wenn wir die Loge Royal-York erblicken, stets an „Meißener Porzellan"; — das aber ist ein Eindruck, welchen eine bauliche Schöpfung niemals hervorbringen soll.

Unendlich hoch aber stehen uns Schlüters Leistungen am Schlosse. Nicht sowohl die an der äußeren Fassade, welche nicht kräftig genug gehalten ist und kaum eine geringe Schattenwirkung zuläßt, sondern seine Schöpfungen im Innern des Königssitzes, so z. B. jener obenerwähnte mittlere Hof, der weiße, der Rittersaal u. s. w. Die Fruchtbarkeit seiner Phantasie übertrifft hier jede Erwartung, und wie er das große Pathos seines Künstlertums zu pomphaftem Ausdrucke zu bringen bemüht ist, so versteht er es auch, mit bezaubernder Anmut das Zierliche darzustellen. Als ein glänzender Beweis für diese Vielseitigkeit des Schlüterschen Talentes erscheint uns immer jene herrliche, eichene Fensterwange, deren Abguß im „Neuen Museum" sich befindet, und welche Woltmann also beschreibt: „Oben eine Maske mit Geierflügeln, von schlank emporschießenden Blättern umgeben: — tiefer: zwei drohend einander gegenüberstehende Greifen, zwischen welchen eine übervolle Blume aufsprießt, daneben zierliche Blattornamente, welche in Adlerköpfe auslaufen." Nie haben wir soviel Grazie und soviel hohe Kunst auf einen verhältnismäßig doch nur unbedeutenden Gegenstand verwendet gefunden.

Daß Schlüters Münzturm nicht zu stande kam, darf übrigens als ein Glück für das Schloß betrachtet werden. Wir besitzen nämlich ein großes Werk des Ingenieurs Jean Baptiste Broebes vom Jahre 1733, die „Vues des Palais & des Maisons de Plaisance de S. M. le Roi de Prusse", — 47 Blätter in Gr. Folio. Die erste dieser Broebesschen Ansichten giebt, — wenigstens dem Vermuten nach, — ein Schlütersches Projekt zur symmetrischen Umgestaltung des ganzen Stadtteiles um das Schloß herum. Zwar erscheint der Schloßbau auch hier noch nicht über das alte Neringsche Portal hinausgeführt; aber der Münzturm ist doch schon so dargestellt, wie er einst werden sollte: ein überaus schlank aufsteigender Glockenturm gleich den italienischen Campaniles. Auf seiner Spitze befindet sich eine Geniengestalt, welche die Königskrone trägt. Mit dem Schlosse harmoniert dieser Bau indessen nicht im mindesten.

Ebenso verfehlt finden wir auf dieser Broebesschen Ansicht das Projekt zur Umgestaltung des Domes. Derselbe sollte auf der Südseite des Schlosses stehen bleiben und bildet recht eigentlich eine — Abnormität. Vorn ein Aufbau, welcher dem nachmaligen, heute noch stehenden friedericianischen Dome äußerst ähnlich ist; — darüber eine Art von Pyramide, welche eine Kuppel trägt, die wiederum von vier ganz unverhältnismäßig kleinen Kuppeln umgeben ist. An diesen Dom schließt sich sodann ein Quadrat von Gebäuden an, den Domherrnwohnungen italienischer Kathedralen vergleichbar. In ihm befinden sich unten einige offene Hallen, wie sie die alte Stechbahn einst zeigte. Wir begreifen nicht, wie man diese Broebessche Darstellung Schlüterscher Pläne mit Begeisterung hat begrüßen können; — ja, es sind uns sogar Zweifel gekommen, ob Broebes uns hier nicht ein eigenes Projekt darbietet. Wäre dieser Plan verwirklicht worden, — es hätte auch der schönsten Gegend des heutigen Berlin an Luft und Licht gefehlt. Der sonst so gewissenhafte Dr. Dohme meint zwar: „Es ist eine geniale Künstlerphantasie," — dieser durch Broebes auf uns gekommene Plan, — „einheitlich und glanzvoll, wie wenig ausgeführte Werke in der Welt." — Es ist dies indessen ein Urteil, welches ohne Prüfung der Einzelheiten gefällt ist. Was wir heute vor uns sehen, ist viel, viel schöner als dieser Entwurf. Ganz unmöglich scheint uns ferner die Gestalt,

mit vortrefflichen Erläuterungen jüngst herausgegeben hat. Die Stridbeckschen Zeichnungen sind für die genauere Kenntnis des alten Berlins in den Tagen vor Andreas Schlüters großartiger Wirksamkeit von der höchsten Bedeutung. Sie führen uns an die Wasserseite des Schlosses, zu dessen mit dem alten Dome besetzter „Freiheit" noch eine hölzerne Brücke, — „die lange", — über die Spree dahinführt. Sie zeigen uns ferner die Vorderfront des Schlosses mit Theißens Erkerbau, mit den Kolonnaden, dem Neringschen Portale und dem wunderlich verbauten hohen Chore des Domes. Mit köstlicher Gewissenhaftigkeit schildert der Maler uns aber auch das Leben und Treiben auf den Schloßhöfen und im Lustgarten. Sodann versetzt er uns in die Brüderstraße mit ihren Stacketen-Zäunen und Giebelhäusern, zwischen welchen eine sechsspännige Hofequipage dahinfährt. Schon stellt sich uns hier das Happesche Haus, die spätere köllnische Propstei, genau in seiner heutigen Form dar. Wir erblicken auf einer andern Stridbeckschen Zeichnung die Petri-Kirche zu Kölln noch in ihrer mittelalterlichen Schönheit, mit ihren Kapellen und Grabmälern, mit ihren gothischen Friesen und Giebeln. Ein Prospekt „an der Jungfern-Brücke" aber weist uns bereits die späteren palastartigen Bauten des höheren Beamtentumes von Berlin auf. Viel stattlicher als heute stellte sich damals ferner der „Mühlendamm" mit der schönen „Friedrichs-Porte", einem Portale gegenüber der „Fischer-Brücke" dar. Altertümlicher als heute blickten zu jener Zeit auch die Umgebungen der „Klosterkirche" und einzelne Teile der „Spandauerstraße" darein; diese Architektur-Bilder waren unstreitig anziehender und malerischer als die heutigen. Das „Werderische Rathaus" besaß viel Ähnlichkeit mit der Dorotheenstädtischen Kirche Rutgers van Langervelds; sehr stattlich aber schaute „Herrn von Dankelmanns Behausung", das spätere „Fürstenhaus", auf dem Werder, aus. Am „Jägerhause", der heutigen Reichsbank, bemerken wir noch die waidmännische Zier einer reichen Menge von Geweihen; — am Hospitale zu St. Gertraud aber umfängt uns der holde Friede stiller Weltabgeschiedenheit. Ein Prospekt der „Linden" weist merkwürdigerweise schon im Jahre 1691 einen „königlichen Stall", das heutige Akademie-Gebäude, auf. Mit großer Genauigkeit hat Stridbeck endlich auch einen Prospekt des schönen, hohen Leipziger Thores „vor den Städten Berlin und Kölln" aufgenommen, an dessen Inschrift der Blitz am 1. September des Jahres 1688 die Worte „Fridericus", „Elector" und „Felix" vernichtet hatte, gleichsam als wollte auch er den Heimgang des großen Kurfürsten betrauern.

Stridbeck hatte Berlin im Jahre 1690/1 besucht; er hat uns in seinen Skizzen noch das alte Berlin geschildert. Bald darauf aber begann eine völlig neue Periode der künstlerischen und baulichen Thätigkeit innerhalb der Residenz des kunstliebenden Fürsten. Am 25. Juli alten Stiles des Jahres 1694 erhielt Andreas Schlüter sein Patent als Hofbildhauer. Von diesem Tage an datiert eine neue Epoche reichen Schaffens. Schlüters Wirken und Walten in Berlin, — die Verdienste, die Schuld und die Sühne seines Lebens wollen indessen in klarem Zusammenhange dargestellt sein. Mit Aufmerksamkeit haben wir uns ihnen jetzt zuzuwenden.

Leider liegt die Vorgeschichte dieses großen Künstlers noch völlig im Dunkeln. Wir sind noch immer auf die wenigen Daten beschränkt, welche Herr Baurat Adler ermittelt hat: Andreas ist aus weitverbreiteter niedersächsischer Familie am 20. Mai 1664 zu Hamburg geboren worden; sein Vater, Gerhard Schlüter, hat ihn in den Anfängen der Bildhauerkunst unterwiesen; mit den Eltern ist Andreas dann nach

Nun ist es seit Alters her üblich, daß man, wenn von Schlüter gesprochen wird, auch sogleich seines Gegners, des „Intriganten“ Eosander von Goethe, mit herbem Tadel gedenkt. Wir können uns dieser Gepflogenheit durchaus nicht anschließen. Es ist nämlich durchaus nicht wahr, daß Johann Friedrich Eosander aus Gothland, der spätere Freiherr von Goethe, so außerordentlich von der Sonne königlicher Huld beschienen worden ist. Schlüter hatte z. B. 1702 das hohe Gehalt von 3200 Thalern, er erhielt im Jahre 1705 ferner jene gewiß reich bemessene Dotation von 8000 Thalern. Da rede noch Einer von „Königlichem Undanke“! Eosander bezog 1707 nur 1200 Thaler; er erhielt erst 1709 Schlüters Gehalt von 3200 Thalern, 1711 allerdings ein Geschenk von 10,000 Thalern. So lange Schlüter aber als „Ober-Hofbau-Direktor“ in Diensten war, stellt sich uns Eosander als eine verhältnißmäßig nur sehr wenig beachtete Persönlichkeit dar. Intrigirt endlich hat Eosander gegen Schlüter überhaupt nicht; — als er Schlüters Angelegenheiten untersuchte, kam er nur dem Befehle seines Herrschers nach. Nun sei ja gern zugestanden, daß Eosander kein Schlüter gewesen ist; — Bildhauer war der Ingenieur-Offizier und General-Quartiermeister-Lieutenant überhaupt nicht; aber das soll doch Niemand behaupten, daß Eosander nicht ein ganz vorzüglicher, mit hohem Sinne für Formenschönheit begabter Baumeister gewesen ist. Wir müssen seine Arbeiten hier sogleich mit den Werken der Schlüterschen Kunst in Verbindung besprechen.

Eosander ist nach Dohme's Angabe um 1692 an den brandenburgischen Hof gekommen; er hat dann einige Jahre lang auf kurfürstliche Kosten Italien und Frankreich bereist; — sein Patent als General-Quartiermeister-Lieutenant datiert erst vom 3. Juni 1702. Nach der Schlüterschen Katastrophe übernahm er die Leitung des Schloßbaues, dessen gesamte, westliche Teile mit Ausnahme der modernen Kuppel wenigstens im Entwurfe von ihm herstammen, wenn sie auch nicht durch ihn vollendet worden sind. Der schwedische Baumeister ließ seinen Anteil an den Schloßbaulichkeiten fast 2 Meter vor Schlüters Fassade vorspringen, — wie Dohme feinsinnig bemerkt, sicherlich nicht aus Eitelkeit, sondern nur, um die neuen, das königliche Schloß vergrößernden Teile von Schlüters Bauten organisch zu sondern. Jedenfalls ist die an der heutigen Westfront des Schlosses befindliche Nachahmung des Konstantinus-Bogens in Rom ein hochherrliches Werk. Auf sie müssen wir hier daher besonders eingehen.

Das hergebrachte Urteil über diese gewaltige, von der hohen Kuppel überragte Anlage lautet fast einstimmig: „Das Werk Eosanders ist verunglückt; die Nachahmung ist eine sklavische, — die Einfügung in den Gesamtbau eine tadelnswerte; denn die Horizontallinien der Front werden rücksichtslos durchschnitten.“ Wir müssen vom malerischen Standpunkte auf das entschiedenste dagegen Einspruch erheben. Denken wir uns diese Westfront des Schlosses einmal so ausgeführt, wie die Nord- und Südseiten Schlüters es sind: der Bau würde dann unendlich matt erscheinen; — jeder Glanz- und Höhepunkt würde ihm fehlen. Eosanders Portal bringt reiche, rhythmische Bewegung in diese schweren, starren Massen. Wir geben ja zu, daß die Einheit des Stils durch Eosanders Schöpfung zerrissen ist. Desto besser aber: das historische Haus und Schloß unterscheidet sich eben dadurch von dem schablonenmäßigen Prunkbau, daß es gesonderte Teile aufweist, an denen man seine Baugeschichte studieren kann. Das geschichtliche Urteil gestaltet sich stets wesentlich anders als das akademische. Friedrich Wilhelm IV. und Stüler, sein kunstgeschichtlicher Berater, trafen darum das Richtige, als sie in der heutigen Schloßkapelle auch Eosanders Stil

wiederum verließen und der gewaltigen Kuppel ihre besondere Form gaben. Es ist das gerade ein Beweis ächt künstlerischen Empfindens und freien, über den engen Horizont des Pedantismus hinausgehenden Blickes.

Eosander hatte sich freilich die Vollendung der Westfront, wie es scheint, in durchaus anderer Weise gedacht. Dr. Dohme vermutet, sein Projekt in zwei auf der Plankammer des Hofmarschall-Amtes befindlichen Zeichnungen vom Jahre 1728 wiederaufgefunden zu haben. Mögen die Einzelheiten auch andere gewesen sein: im großen und ganzen hat Herr Dr. Dohme Recht. Nach diesen Zeichnungen sollte sich über dem konstantinischen Triumphbogen ein zweigeschossiger Kuppelturm bis zu einer Höhe von etwa 100 Metern erheben. Derselbe hat einige Ähnlichkeit mit den jetzigen Türmen auf dem Gensdarmenmarkte, dem sogenannten deutschen und französchen Dome, nur daß die beiden, von Säulen gestützten Geschosse des Rundturmes völlig offen sind. Statuen sollten die Absätze schmücken. Im oberen Stockwerke hing oder sollte vielmehr hängen das Glockenspiel des Münzturmes; hier befand sich auf einem Sockel auch die Schloßuhr und über ihr auf einer Kugel die Statue eines Saturn. Über der schlanken, den Turm krönenden Kuppel sollte eine offene Laterne stehen, auf welcher im Strahlenkranze ein Helios thronte. Das Projekt war, abgesehen von der etwas breiten Laterne, durchaus befriedigend. Und dennoch: es ist ein Glück, daß dasselbe nicht zu stande gekommen ist; denn was wir heut erblicken, wirkt viel vornehmer, viel ruhiger und sehr viel imposanter.

Eosander hat in zielbewußter und sicherer Weise am Schlosse sodann noch bis zum Tode König Friedrichs I. gebaut. Am 19. Juni 1713 ward auch er, wie alle überflüssig gewordenen Hofbeamten, von Friedrich Wilhelm I. entlassen.

Wir haben versucht, Schlüters Wirken gerecht zu beurteilen; — die gleiche Unparteilichkeit aber darf auch Eosander für sich beanspruchen.

Eosander war zur Architektur nicht, wie Andreas Schlüter, von der Plastik, sondern von der Malerei aus gekommen. Dadurch erklärt sich seine große Vorliebe für malerische Effekte. Das Höchste hat er unstreitig in jenem Triumphbogen des Schlosses erreicht, welchen wir oben besprochen haben. Großartig und schön finden wir auch die Art und Weise, in welcher er das Schlütersche Schloß zu Charlottenburg umgebaut hat. Die Kuppel und die Seitenflügel desselben stammen von ihm her. Denkt man sich diese Zuthaten hinweg, so hat, — das wird uns wohl Jedermann zugeben, — das Charlottenburger Schloß auch nicht den mindesten Reiz.

Wir finden also nicht den geringsten Grund, in das üblich gewordene Verdammungsurteil über Eosander einzustimmen; — uns hat der Gothländer allezeit als ein Mann von Geschmack und von gediegenen Kenntnissen gegolten.

Und darum verstehen wir auch völlig die hohe Gunst, in welcher Eosander bei Hofe stand. Die Königin Sophie Charlotte schreibt einmal:

„Eosander ist mein Orakel in allen Bau-Angelegenheiten," und auch Friedrich I. ging im Sommer 1712 unbedenklich darauf ein, nach Eosanders Wunsche ein „Bau-Archiv" zu errichten, um die Zeichnungen und Modelle seiner glänzenden Regierungszeit auf die Nachwelt zu bringen. Der König befahl, daß sämtliche Künstler, Handwerker und Lieferanten zwei Prozent ihrer Gehälter und Forderungen zur Einrichtung und Unterhaltung dieses Archives beisteuern sollten. An dieses „Bau-Archiv" knüpft sich eine Angelegenheit, welche noch nicht aufgeklärt ist, sicherlich aber auch das Einzige ist, was man Eosander, dem Gothländer, mit Recht vorwerfen kann.

Im Auftrage Friedrich Wilhelms I. hatte der Marschall von Printzen, nachdem Cosander durch königliches Dekret entlassen worden war, dem Obrist-Leutnant Decrolles befohlen, dem Ober-Bau-Direktor und General-Quartiermeister-Leutnant das königliche Eigentum an Plänen und Gemälden abzufordern. Es steht nicht fest, ob und in welcher Weise dieser Offizier sich seines Befehls gegen Cosander entledigt hat. Jedenfalls entstand später der Verdacht, Cosander habe aus dem Archive viele wichtige Zeichnungen, darunter z. B. sämtliche Schlütersche Original-Risse, und außerdem 100 Original-Gemälde, — sie werden als „Miniaturen“ bezeichnet, — unterschlagen. Für alles Folgende ist nur Nicolai der Gewährsman. Er erzählt, Cosander habe versucht, jene Bilder am Kasseler Hofe zu verkaufen; er sei dann nach Frankfurt am Main gegangen und sei hier zur Rechenschaft gezogen worden. Es war bereits das Jahr 1718 darüber herangekommen. Cosander habe endlich auf jene 100 Stück Miniaturen 61 Gemälde, aber nur Schildereien und Wappen, zurückgesendet.

Was an der ganzen Sache, wahr ist, wird sich schwerlich noch ermitteln lassen, wenn nicht noch ein Aktenfund gemacht wird. Wir setzen entschiedenes Mißtrauen in diese ganze Erzählung, weil Nicolai nun einmal durchaus für Schlüter eingenommen ist und Cosandern nur geringschätzig beurteilt. Der fremde Mann kommt überhaupt bei unseren märkischen Schriftstellern nicht zu Ehren. Auch Ferdinand Meyer schließt einen für das große Publikum bestimmten Aufsatz nach Nicolai also:

„Cosander nahm schwedische Dienste, geriet aber als General-Major 1715 bei der Belagerung Stralsunds in preußische Gefangenschaft, wurde jedoch auf sein Ehrenwort, sich nach Frankfurt am Main zu begeben, wieder in Freiheit gesetzt. Er wandte sich nach Dresden. Cosanders Gattin, eine geborene Merian, betrieb den bedeutenden, gleichnamigen Bücherverlag; doch führten eine glänzende Haushaltung und die damals noch herrschende Neigung zur Alchimie den Ruin der Goetheschen Vermögensverhältnisse herbei. Cosander starb 1729.“ —

Diese Angaben fallen uns auf, und wir können nicht umhin, auf einen offenbaren Widerspruch in ihnen aufmerksam zu machen. Cosander verließ Berlin schon 1713, gleichzeitig mit Schlüter. Unterschlagungen hätten damals sofort entdeckt werden müssen. Dennoch hielt man noch 1715 die Abgabe eines Ehrenwortes von Cosander für durchaus genügend, um ihm die Freiheit zu lassen und ihm eine Reise nach der Stadt Frankfurt zu gestatten. Das paßt nicht zu einander. Und ein Offizier in solcher Stellung, welchem Dienst und Equipierungsgelder nicht mangelten, soll sich derartig bloßgestellt haben, daß er fremdes Gut öffentlich ausbot!

Wahrscheinlich hat man dem General diese Schandthat nur aus Mitleid mit Schlüter angedichtet. Jene 61 Bilder werden Alles gewesen sein, was er zurückzugeben hatte. Wir vermuten, daß diese Wappendarstellungen den Rittern des Ordens de la générosité angehört haben. In Cosanders Schicksal brauchte überhaupt keine Nemesis einzugreifen, weil er gegen Schlüter nicht im Geringsten gefehlt hatte.

Wieder also muß sich unser Urteil ganz anders gestalten, als
mit dem Brusttone sittlicher Entrüstung ausgesprochenen [illegible]
verurteilt, und ein vielgeschmähter Mann mu[illegible]
beides versucht — um der Gerechti[illegible]

Wir fügen schließlich [illegible]
von Cosander ihm ur[illegible]

Berliner Fürstensitzes nach dem Schloßplatze zu bis 1716 zu Ende geführt hat. Böhme hat auf Schlütersche Muster mit Wohlbedacht zurückgegriffen.

So war das Schloß nun fast vollendet. Erst 1844 bis 1848 aber ward die Kuppel aufgesetzt; — der unter Kaiser Wilhelm stattgefundenen Restaurationsarbeiten zu geschweigen. Der Umbau des Lynarschen, dritten Hauses nach dem westlichen Hofe zu ist jetzt das Einzige, was noch verhindert, daß das Schloß trotz Cosanders Portal und Friedrich Wilhelms IV. Kuppel einen durchaus einheitlichen und erhebenden Eindruck hervorbringt —

Wir haben die Kirchenbauten Friedrichs I., — wir haben auch den Schloßbau ausführlich besprochen. Der junge brandenburgisch-preußische Staat bethätigte seine bauliche Schaffenskraft indessen auch noch in anderer und in sehr bezeichnender Weise: Es war auch ein prächtiges Zeughaus, welches unter dieser Regierung in der Residenz erstand. Der Zeughausbau schritt neben dem Schloßbaue einher; vollendet aber wurde das imposante Arsenal der Residenz schon früher als ihr Königsschloß. Bei dem hohen künstlerischen Werte des Zeughauses aber muß auch dessen Baugeschichte in ihren Einzelheiten hier geschildert werden.

Die Gründung eines Zeughauses war schon im Jahre 1685 in Angriff genommen worden. Das „neue Arsenal“ sollte ungefähr auf demselben Platze errichtet werden, auf welchem sich in der Nähe der Festungswälle bereits mehrere kleinere Zeughäuser befanden. Es wird behauptet, daß der erste Entwurf zu dem großartigen und prächtigen Bauwerke von dem französischen Feldmarschall Blondel, dem berühmten Direktor der Pariser Bildhauerschule, herrühre, welcher die Residenz Berlin um diese Zeit besuchte, und das ist auch sehr wohl glaublich, denn die Genialität des Planes zu diesem reich und edel geschmückten Gebäude geht offenbar weit über das künstlerische Talent jenes schlicht und einfach arbeitenden Architekten hinaus, welcher gewöhnlich als Meister des Zeughauses genannt wird: Johann Arnold Nering. Am 28. Mai 1695, nachdem auch der Schloßbau wieder in Fluß gekommen war, wurde der Grundstein zu diesem gewaltigen Baue gelegt. Nering leitete denselben; aber auch Grünberg und Schlüter verewigten sich in dieser bewundernswerten, trotz der Mitarbeit so vieler Meister vollkommen einheitlich dastehenden monumentalen Schöpfung. Das Beste des plastischen Schmuckes, welcher sich am Zeughause vorfindet, geht, wie wir oben sahen, zwar auf Andreas Schlüter zurück; aber auch der französische Meister Wilhelm Hulot zierte diesen Bau mit Talent und liebevoller Sorgfalt. Es gehören ihm mehrere der Trophäen auf der Balustrade, sowie die Arbeiten am Hauptportale, das mit Gold überzogene Bild des ersten Königs, die vier Statuen vor der schönen Pforte u. s. w. an. Vollender des Zeughauses aber wurde erst Jean de Bodt, jener ausgezeichnete, der französischen Kolonie zu Berlin angehörige Meister vom Schlosse Whitehall und vom japanischen Palaste in Dresden. Mit Recht nennt man das Zeughaus den vollendetsten Bau der Residenz; es atmet hier alles eine überraschende Gedankenfülle und eine tiefsinnige Symbolik. „Von Schlüters Hand z. B. stammt jenes Relief her, welches im oberen Stockwerke die Mitte der Stirnseite ziert: der ruhende Mars, von Gefangenen und Siegeszeichen umgeben. Rechts und links bauen sich prächtige Gruppen auf der Balustrade auf: noch einmal erscheint hier der Kriegsgott, bereits gerüstet, um zum Kampfe fortzustürmen; allein Minerva gebeut ihm Frieden, — ein Gedanke, welcher dem Charakter des jugendlichen Königreiches Preußen auch durchaus entsprach. Über den Fenstern Helm an Helm und auf dem Dachgeländer reiche Trophäen; auf

dem Hofe aber die Masken der sterbenden Krieger! Fürwahr: der Geist der Laokoon-Gruppe hat den Meister berührt: während die Bildwerke des Äußeren nur Kampfeslust und Sieggepränge offenbaren, zeigt sich im Innern des Baues dem tieferen Blicke das herbe Leid und das Elend, welches sich an des Siegers Fersen heftet." Treffend schließt Woltmann diese seine Besprechung des Zeughauses mit den Worten;

„Es war dem Geiste des preußischen Staates gemäß, daß diese zuerst vollendete Schöpfung monumentaler Architektur — das Schloß wurde ja nicht fertiggestellt, — ein Nutzbau war und zwar ein solcher, welcher kriegerischer Rüstung diente. Zum Schmucke dieses stolzen Siegespalastes aber wurde jedes Beste, welches die Kunst der Zeit vermochte, mitverwendet."

Von den anderen Prachtbauten Friedrichs seien hier nur noch die folgenden Arbeiten erwähnt:

Der Umbau der Stechbahn und die Ansiedelung französischer Kaufleute auf derselben, 1705. Das heutige prätentiöse sogenannte „rote Schloß" ist ein mehr als unpassender Ersatz für die alte, schlichte Bogenlaube Brauns und de Bodts.

Die Aufführung der Schälung an der Friedrichsgracht und zu Neu-Kölln am Wasser, 1707—1712.

Die Errichtung des großen Proviantham ses am Stralauer Thore, 1709, welches den Charakter der dortigen Gegend völlig veränderte.

Die Anlegung des „Hetzgartens" hinter dem späteren Kadettenhause in der neuen Friedrichsstraße. Schon im Jahre 1693 wurde mit dieser Anlage begonnen; — es wurden „wilde Tiere dort gehalten". Küster berichtet, „daß man in diesem Zirkus drei schöne Löwen, drei afrikanische Tiger, sieben schwarze und einen weißen Bären, einen Auerochsen u. s. w. angetroffen habe."

Die Aufführung des „Marstalles" in der Dorotheenstadt, — eines Gebäudes nach Nerings schlichter Art, welches zugleich die Akademie der Künste und das astronomische Observatorium beherbergte.

Der gleichfalls nur sehr einfache Bau des „Joachimsthalschen Gymnasiums" in der Burg- und der h. Geiststraße, 1707 begonnen, aber erst 1717 vollendet, sowie endlich die Errichtung des neuen, bereits oben erwähnten Köllnischen Rathauses, zu welchem am 8. August 1710 der Grundstein gelegt ward.

Bedenken wir ferner, daß auch die Umgebung Berlins sich in den Tagen Friedrichs I. mit Schlössern und Landsitzen bedeckte, — daß neben Monbijou und neben dem Rauleschen „Belvedere" in der heutigen „Holzmarktstraße" Palast- oder Villenbauten auch zu Köpenick, Malchow, Oranienburg, Potsdam, Glienicke, Kaput, zu Schönholz, Lichtenberg und Friedrichsfelde entstanden, so ergiebt sich uns für die Zeit von 1688 bis 1713 eine fast staunenswerte Bauthätigkeit in und um Berlin. In der That: Wohlthäter der Spreestädte waren auch sie allzumal gewesen, die alten Hohenzollernfürsten, welche seit dem Burggrafen Friedrich in den Mauern von Berlin und Kölln geweilt hatten; noch keinem Gebieter aber war es gelungen, die Residenz in dieser liebevollen Weise mit teils glanzvollen, teils einfachen, immer aber sehr tüchtigen Bauten zu schmücken. König Friedrich I. verdient seitens der Bürgerschaft der Hauptstadt daher die dankbarste Anerkennung, und dennoch hat man ihm nicht einmal ein Denkmal gesetzt, nachdem die dem Könige von Schlüter auf dem Molkenmarkte errichtete Statue, — des großen Gießers Johann Jacobi erster Berliner Guß, — von dieser Stelle weggeführt worden war. Die Böswilligkeit und Un-

wissenheit verunglimpft auch heute noch das Andenken dieses so gütigen Fürsten. Mag's d'rum sein: die Werke, welche sein Wille hervorgerufen hat, sie zeugen laut genug von seinem segensreichen Thun.

Erneuerte Gassenordnungen sorgten (1707) auch für die Gesundheit und für die Sauberkeit der königlichen Residenz. In der That, — es war ein wunderbarer Umschwung, welcher in der jungen Königsstadt sich aller Orten vollzog. Wir haben oben einzelner Schilderungen gedacht, welche das alte Berlin in zeitgenössischen Berichten gefunden hatte. Aus dem Jahre 1701 liegt uns eine ausführliche Schilderung des damaligen Zustandes der Hauptstadt und ihrer Umgebungen aus der Feder des irischen Freidenkers Toland vor, welcher sich zum Besuche der „philosophischen Königin" nach Berlin und Lietzenburg begeben hatte. Der treffliche Bericht erwähnt u. a. das wohlgeordnete Postwesen des preußischen Staates, die Berliner Bibliothek, die Kunstkammer, die landesherrlichen Bauten sowohl in Berlin wie in der Umgebung und beschreibt dieselben in sorgfältiger Weise; — von einem vielgereisten Ausländer herrührend, bildet er gewissermaßen einen Ersatz für jenes Ehrendenkmal, welches die Stadt Berlin ihrem unermüdlich thätigen Freunde und Verschönerer aufzurichten bis jetzt noch verabsäumt hat. —

Wir haben bisher vorzugsweise von den architektonischen Schöpfungen dieses rührigen Vierteljahrhunderts von 1688 bis 1713 gesprochen. Nur bei Schlüter mußte zugleich der ruhmwürdigen Thätigkeit des Architekten auch als Bildhauers gedacht werden. Es bleiben uns jedoch auch noch andere Leistungen der Berliner Skulptur zu erwähnen. Neben dem großen Meister haben wir außer den gleichfalls schon beim Zeughausbaue erwähnten Künstlern Jean de Bodt und Wilhelm Hulot noch einige weniger berühmte Namen zu nennen. Baker, Brückner, Henzi und Nahl fertigten unter Schlüters Leitung die „vier Sklaven" am Denkmale des großen Kurfürsten, in welchen das Berliner Volk die Repräsentanten der vier von Friedrich Wilhelm überwundenen Nationen der Polen und Schweden, der Franzosen und Türken zu erblicken vermeint. Von dem Bildhauer Lafleur rührt ferner jene Königsstatue Friedrichs I. her, welche sich im Gebäude der Akademie der Künste befindet. Nicolai giebt in seiner überaus sorgfältigen Zusammenstellung zwar noch viele andere Bildhauer an: Johann Christoph Döbel, Ernst Freund, Johann Georg Glume u. s. w.; allein es sind das eben nur Namen für uns. Nur des Oberpfälzers Balthasar Permoser aus Chammerau in Bayern sei hier noch gedacht. „Er verfertigte einen Kupido aus Marmor, welcher einen Pfeil schliff, und einen kleinen Herkules, welcher die Schlangen erdrückte;" — er ist der Meister auch jenes vielbewunderten Grabmals des berühmten Stempelschneiders Raimund Falz, welches bis zum Jahre 1730 die Petri-Kirche zu Kölln geziert hat. Es ist bezeichnend, daß grade der Schwede Falz, der Sohn eines Hofjuweliers Gustav Adolfs, mittelst der Tochterkunst der Skulptur, — mittelst der „Medailleurkunst", sich in jenen Tagen einen so hohen Ruf in Berlin erwerben konnte Friedrich ließ eben auf jede That seiner Regierung eine Medaille schlagen, — mochte dieselbe nun eine glänzende Waffenthat, mochte sie die schlichte Vollendung eines Schleusenbaues sein. Diese Medaillen wurden sodann durch treffliche Stiche — auch die Kupferstecherei hatte damals goldene Tage in Berlin, — verbreitet; — der gütige König kargte überdem bei ihrer Verteilung in keiner Weise.

Wir haben einen kurzen Blick endlich auch noch auf den Zustand der Malerei in der Hauptstadt zu werfen. Friedrich begünstigte dieselbe freilich nicht in der-

selben Weise wie die monumentalen Künste, welche seine Residenz äußerlich so glanzvoll auszuschmücken imstande waren; gleichwohl fanden sich in dieser Zeit berühmte Männer auch auf Gebiete der Malerei in der Stadt Berlin vor. Doch nur drei Namen seien hier genannt; es sind die Augustin Terwestens, eines trefflichen Historienmalers, des ersten Rektors der Akademie der Künste, — Samuel Theodor Gerickes, welcher sich in Rom hatte ausbilden dürfen und der dann den noch heute vorhandenen Altaraufbau in St. Nikolai, — nicht aber das jetzige Altarblatt geschaffen hat, und der des vielgefeierten Akademiedirektors Joseph Werner. Im Jahre 1711 aber wurde ein Größerer als sie nach Berlin berufen: es ist dies der Hofmaler Antoine du Pesne, der „Maler der königlichen Familie“ in besonderem Sinne, dessen Thätigkeit noch bis in die Tage Friedrichs des Großen hinein sich frisch erhielt. —

Es sind freilich nur die wichtigsten Namen und die beachtenswertesten Hervorbringungen auf dem Gebiete der bildenden Künste, welche wir aus dieser glanzvollen Epoche Alt-Berlins hier haben aufführen können. Gebieterisch fordert der uns zugemessene Raum uns nun zu einem schnelleren Fortschreiten auf. Wer sich den Bienenfleiß der Kunstthätigkeit dieser festlichen Jahre seinem vollen Umfange nach vergegenwärtigen will, der ist auch heute noch darauf angewiesen, sich in Nicolais 1786 erschienene „Nachrichten von Künstlern u. s. w.“ zu vertiefen. Glanzvoll wird ihm dann auch aus diesem kleinen, schlicht geschriebenen Büchlein das Bild des ersten Königs entgegentreten, — jenes kunstliebenden Herrschers, welcher seiner Residenz ein Freund und Förderer von dem höchsten Verdienste gewesen ist —

6. Poesien aus den Tagen Friedrichs I.

Litteratur: Die Werke der Autoren selbst. Über Canitz und Besser: Schwebel, Renaissance und Rococo. Minden 1884.
Über Rodigast: Heidemann, graues Kloster. Berlin 1874.

Es war uns eine lebhafte Freude, es oben auszuführen, wie die Berliner Poesie sich an der Heldengestalt des großen Kurfürsten aufgerichtet und an dieser machtvollen Stütze emporgerankt hat. Die Anregungen, welche die vaterländische Dichtung durch die Großthaten Friedrich Wilhelms empfangen hatte, bewährten ihre befruchtende Kraft aber auch noch unter der folgenden Regierung. Freilich: ein Dichter wie Paul Gerhard erstand nicht wieder in Berlin, und ein Volkslied, wie der fröhliche Reitersang auf die Schlacht von Fehrbellin kam nicht mehr zustande. Die geistliche Poesie hat in der Zeit Friedrichs I. nur zwei namhafte Vertreter in Berlin besessen; der eine derselben ist der in den pietistischen Streitigkeiten nachmals so kühnlich und mannhaft hervorgetretene Johann Kaspar Schade, ein Geistlicher von St. Nikolai, dessen 44, im Sinne des Pietismus abgefaßte Lieder jedoch niemals volkstümlich ge-

worden sind, der andere aber Samuel Rodigast, Rektor vom grauen Kloster. Auch er hat der evangelischen Kirche nur ein Lied von bleibendem Werte und von vollendeter Schönheit geschenkt, und dies überdem noch, ehe er nach Berlin kam. Es ist dies das tröstliche, gottergebene Kirchenlied:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan."

Küster berichtet über die Veranlassung zur Entstehung dieses berühmten Trostliedes das Folgende:

„Der Kantor in Jena, Herr Severius Gastorius, mit welchem Rodigast, geboren am 29. Oktober 1649 zu Gröben in Thüringen, gute Freundschaft gehalten hatte, lag anno 1675 tötlich krank darnieder; darum verfertigte Rodigast zu des Patienten Troste dieses geistreiche Lied. Gastorius setzte, sobald er genesen war, dasselbe in die heut' noch übliche, herrliche Melodie, durch welche es in der ganzen evangelischen Kirche bekannt geworden, und mußte der dortige Chorus musicus dasselbe allwöchentlich vor des Gastorii Thüre singen." Als Rektor am grauen Kloster ließ Rodigast überdies auch der weltlichen Poesie eine sorgsame Pflege zu teil werden. So dichtete er z. B. selbst ein Spiel „von den Kämpfen der Germanen und der Gallier", in welchem bereits die „fröhliche Spree" den spannenden Gegensatz zu dem „trauernden Rheine" bildete; auch veranlaßte er den Konrektor Johann Bernhard Frisch in einem Spiele „von der entdeckten und verworfenen Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst" die Auswüchse der damaligen Poesie, zum Beispiel die Sprachmischung, die „klingenden Leberreime", die Anordnung der Verse zu bestimmten Bildern, wie zu einer „Krone", einer „Säule" u. s. w. zu verspotten. Noch sei erwähnt, daß in diese Zeit — die erste Ausgabe erschien im Jahre 1708, — auch die Sammlung der „geistlichen, lieblichen Lieder", — die Abfassung des berühmten Gesangbuches durch den Propst D. Johann Porst an St. Nikolai fiel. Rodigasts Lied ist bereits in ihm enthalten.

Zu derselben Zeit waltete auch am köllnischem Gymnasium ein Scholarch, welcher Dichter war: es ist dies der Rektor Johann Bödiker, eines Bauern Sohn aus dem Herzogtume Pommern-Stettin. Bödiker ist aber nur noch zur Hälfte ein geistlicher Poet; er dichtet mit Vorliebe, wie ehedem Herr Peucker, auch „sinnige" Gelegenheitsgedichte; Küster schreibt u. a. von ihm: „Unter seinen deutschen Gedichten ist mir eines vor gekommen, welches nicht sowohl wegen seiner Reime, als vielmehr deswegen merkwürdig ist, weil es alle Arten der in der Mark Brandenburg zu habenden Fische aufzählet. Es ist auf die Hochzeit seines Sohnes verfertiget, welcher eine Fischerstochter heiratete, und führet den Titel ‚Fischerei der Venus'." — Als Probe von Bödikers Dichtkunst sei aus seinem Poëme auf die „Nymphe Micale" hier die folgende Stelle angeführt, welche den Geist der damaligen „Verskunst" sehr bezeichnend darstellt:

„Es kirren und girren die Tauben im Schatten;
Es wachet und lachet die Störchin in Matten;
Es zitschert und zwitschert der Spatzen ihr Dach;
Es ächzet und krächzet der Kranichen Wach'.
Es schwirren und girren die Vögel in Lüften;
Es hegen und legen die Tauben in Klüften;
Die Lerche tirrlieret ihr Tirelirrlier;
Es pinken die Finken den Buhlen allhier.

Die Frösche koaxen und wachsen im Lachen,
Kekecken und strecken, sich lustig zu machen,
Im Garten, da blühen der Floren ihr' Kind';
Es pfeiffet und schleiffet nur Zephirus Wind."

So dichtete Bödiker, der „nucleus poetarum", der „Kernmann der Poesie",
wie ihn Herr Feller in Leipzig einst genannt hat. Bödiker starb im Jahre 1695.

Herr Wilhelm Siegfried Ring, Kammergerichts-Advokat und Stadt-Sekretär zu Berlin, der Sohn eines Frankfurter Professors, † 1736, gab 1688 „in seinem 13. Lebensjahre" eine „Beatrix, ein mit Freude vermischtes Trauerspiel", heraus. Er wollte auch ein umfangreiches Heldengedicht auf den großen Kurfürsten verfassen; allein es blieb glücklicher Weise bei dieser Absicht. In welcher Weise „diese gehrenden Poeten" den König Friedrich anzusingen wagten, — davon gebe uns die Muse dieses Herrn Ring ein Beispiel. Er rief einst bei der Krönung dem feingebildeten Monarchen die plumpe Schmeichelei zu:

„Du aber bist gewiß der größte Friedrich;
Denn, was die Nachwelt wird von allen andern lesen,
Das kommt, Großmächtigster, bei Weitem nicht an Dich.
Sie müssen ihren Glanz von Deiner Sonne lehnen
Und Deine Majestät muß ihre Thaten krönen."

In denselben Ton verfällt auch der Schlesier Benjamin Neukirch, welcher vom Jahre 1705 bis 1718 Lehrer der Beredsamkeit und der schönen Wissenschaften an der von Friedrich I in dem alten „hohen Hause", wahrscheinlich in Thurneyssers einstmaligen Wohnräumen gestifteten „Ritter-Akademie" war. Zum 12. Juli 1701, dem Geburtstage Friedrichs, verfaßte er einen langen poetischen „Streit des alten und des neuen Saeculi", welcher selbstverständlich auf eine Apotheose Friedrichs hinausläuft. Eine einzige Probe davon genüge:

„Mein König, guten Tag, —
Wenn man so sagen mag.
Ich brenne für Verlangen,
Das nächste Jahr mit Dir noch schöner anzufangen.
Wer kennet Deinen Mut
Und fühlet keine Glut? —
Wer kann Dich nennen
Und darf nicht brennen? —
Du hast sehr viel durch Waffen ausgericht't,
Weit mehr noch aber durch die Liebe."

Benjamin Neukirch, welcher später die herrschende Hoffmannswaldausche Manier verließ und sich Boileau zum Vorbilde erkor, starb im Jahre 1729 zu Ansbach.

Näher steht uns und einen gefeierteren Namen in der deutschen Litteraturgeschichte besitzt der Freiherr Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz. Und mit Recht. Wir haben an anderem Orte das Bild des liebenswerten Menschen und Dichters Canitz zu zeichnen versucht und führen deshalb hier nur die hauptsächlichsten Begebenheiten seines Lebens an. Von mütterlicher Seite her ein Enkel des berühmten Obristen Konrad von Burgsdorf, wurde er zu Berlin am 27. November 1654 geboren. Von 1671 bis 1674 besuchte er die Universitäten Leyden und Leipzig, um Jura und Cameralia zu studieren. Durch seinen Hofmeister und nachmaligen treuen Freund Nikolaus Bapi

wurde er schon früh mit Boileaus Satiren bekannt, deren Einfachheit dem Schwulste der damaligen deutschen Poesie wahrhaft wohlthuend gegenüberstand. Im Jahre 1675 trat Canitz dann die übliche Kavaliertour an; sie führte ihn nach Bern, nach Venedig, nach Neapel und 1676 auch nach Paris. Er suchte an allen diesen Orten neben dem Verkehre mit der vornehmen Welt auch den mit berühmten Gelehrten auf; er erlernte das Englische und selbst das Spanische und suchte 1677 seiner umfassenden Bildung durch einen Besuch auch der Hauptstadt Englands den Abschluß zu geben. Nach Berlin zurückgekehrt, vermählte er sich mit dem Fräulein Dorothea von Arnim, welche er als seine „Doris" nachmals poetisch so schön verherrlicht hat. Eine zweite Ehe verband ihn mit der edlen gräflichen Familie von Schwerin-Alt-Landsberg, der Nachkommenschaft des großen Oberpräsidenten von Schwerin. Nach einem wahrhaft vornehm und harmonisch durchgeführten Leben verstarb Canitz am 11. August 1699 zu Berlin; vermutlich in dem Schwerinschen Palaste am Molkenmarkte. Der edle Diplomat gehört der Stadt Berlin auch insofern an, als er das Amt eines Hauptmannes des Mühlenhofes bekleidet hat. Er ruht mit seiner Doris und mit seinem Söhnchen in der oben beschriebenen Gruft des ihm nahe verwandten Röbelschen Geschlechtes zu St. Marien am neuen Markte.

Canitzens Gedichte sind oftmals herausgegeben worden, — der beste Beweis dafür, wie sehr sie in ihrer Schlichtheit gefallen haben. Uns liegt eine Ausgabe von 1734 vor, welche Johann Ulrich König, kursächsischer und polnischer Hof- und Zeremonienrat, besorgt hat. Blättern wir einmal ihre fünf Abschnitte durch! Ist Canitz doch unser erster Dichter von Ruf! — Der erste Abschnitt enthält „religiöse Gedichte". Canitz stellt sich in ihnen durchaus auf den Standpunkt des edlen Pietismus Philipp Jakob Speners, des damaligen Propstes zu St. Nikolai; welcher seinem Hause ein vertrauter Freund geworden war. Dess' zum Beweise hier nur einige innige Strophen aus einem Abendliede, welches der Dichter in seiner letzten Krankheit verfaßt hat:

„Ich seh' das Licht verschwinden,
Die trübe Nacht bricht ein; —
Ach laß, Herr, meine Sünden
Auch mit verschwunden sein!
Streich' sie aus Deinem Buche,
Das mich zum Schuldner macht,
Und rette mich vom Fluche,
Der mir schon zugedacht.

Wenn heut' mein Ziel der Jahre, —
Mein letzter Abend ist,
Wohlan: wenn ich nur fahre,
Wo Du, mein Vater, bist!
Doch soll ich länger leben,
So laß den festen Schluß
Mir stets für Augen schweben,
Daß ich einst scheiden muß."

Einfach fließen die Verse und die Gedanken dahin; — wir fühlen's: So betet nur ein wahrhaft frommer Christ.

Doch weiter! Die „vermischten Gedichte" Canitzens sind zum weitaus größeren Teile poetische Episteln, — gerichtet z. B. an Zapf, an den bekannten Geheimen Rat

Eusebius von Brandt und an andere Freunde. Poetischen Wert können wir t
aller Verehrung der Person des Dichters keinem einzigen von ihnen zuschreiben. V
geblich suchen wir in ihnen nach der feinen Satire Horazens, nach dem geistsprühen
Witze der Franzosen. Und was soll man gar von einer dem damals vielbesproche
Vaticinium aus dem Kloster Lehnin ähnelnden „Beschreibung derer römischer Ke
a divo Julio bis auf Heinrich IV." sagen? Solche „Piecen" sind nichts als R
klingeleien Es hat ferner nur einen kulturhistorischen Wert, wenn Canitz „in d
vermischten Gedichten" sein „Lob des Tobacks" mit den Worten anhebt:

„Sonn' und Licht hat sich verkrochen,
Und die Nacht ist angebrochen:
Soll ich nun des Tages Last,
Meine Sorgen und mein Grämen
Auf das Lager mit mir nehmen?
Nein, ich will, um meine Rast
Zu befördern, erst die Pfeiffen,
Mit Toback gestopfft, ergreiffen!" —

Für das edle Kraut der Antillen, welches viele sehr heftige Gegner gefunden, h
Canitz eine ausgesprochene Vorliebe; selbst Frau Doris mußte „sich die Pfeife gef
lassen". Der Dichter rauchte bei der Arbeit stets und schrieb in einem späteren,
französischem Vorbilde gefertigten Gedichte dem Tabake in einer uns nicht mehr
verständlichen Begeisterung die erstaunlichsten Wirkungen auf Körper und Seele

Viel interessanter als dies alles sind die Satiren und die Übersetzungen
Dichters. Von einer die Zustände der Zeit geißelnden, in tiefer Entrüstung zürnen
poetischen Kraft ist freilich auch hier keine Rede. Dennoch sind Canitzens Ged
zum Verständnisse der Epoche von unzweifelhaftem Werte. Der Edelmann zeigt si
ihnen überall als ein durchaus freier, vorurteilsloser Geist, welcher den Adelsd
und die Hofkabalen gründlich verachtet. „Sieh' unsern Nachbar," sagt er einm
köstlicher Satire, der

„Mit ritterlicher Hand sein altes Strohdach flickt! —
Was hilft Dir Adelstand, wenn Dich die Schulden mahnen?
Willst Du, um Deinen Sohn im hohen Stift zu sehen,
Indessen, weil Du lebst, großmütig betteln gehn?" —

Den Hof Friedrichs III. in der späteren Zeit vergleicht er treffend mit dem
schlosse der Kirke und mit ihren Opfern bosttigen Angedenkens, ja, mit einem
einem Tollhause, einem Kloster. Um Zutritt zu gewinnen, bemühe sich ein
den andern totzumachen oder gar totzubeten.

Vortrefflich paßt ferner auch die folgende Satire auf die Zustände in s
späterer Zeit:

„Das Schmeicheln heißt man hier: Sich nach der Zeit bequemen,
Verleumden: Unvermerkt den Gift der Schlange nehmen,
Den Hochmut: Freund und Feind frei unter Augen gehn,
Den Geiz: Mit Wortbedacht auf gute Wirtschaft sehn!"

Man sieht, — die Kunst, schön zu färben, wollte dieser Dichter
üben! Er steht überhaupt dem Landadel und dem Bürgertume sehr vie

den Hofkreisen, und sehr beherzigenswert für die Zeit und den Adel von damals war jene Weise, in welcher er die fünfte Satire Boileaus an den Marquis von Dangeau übertrug. Canitzens Verse tragen die bezeichnende Ueberschrift: „Vom wahren Adel.“ Als gelungen bezeichnen wir ferner noch einige Versionen aus dem Lateinischen. Auch hier kennzeichnet es wiederum den Edelmann von freiem Geiste, wenn Canitz Juvenals zehnte Satire „von der Unbeständigkeit des Glückes der Hofleute“ sich zur Übertragung auserwählte. Es ist demnach ein gut Teil märkischen Landjunkertums, — aber nur in dem besten und löblichsten Sinne sei dies Wort hier gebraucht; — welches dem Kavalier und Geheimen Rate immer noch anhaftete.

Canitz hat sein ererbtes Gut Blumberg im Norden von Berlin darum auch so sehr geliebt. Seine frohe Laune erwachte erst dann, wenn er dem Kutscher, der bei dem Kirchlein von St. Georg vorbei in die märkische Landschaft hinausfuhr, zurufen konnte:

„Nach Blumenberg hinaus, der Schutzwehr meiner Luft!
Fort, Kutscher, folge mir! Ich will am letzten Garten,
Der in der Vorstadt liegt, zu Fuße Deiner warten.
Hernach, so soll es frisch in vollem Trabe gehn,
Bis wir den spitzen Turm in unserm Dorfe sehn.“ —

An Scherz und Unterhaltung fehlte es draußen auf dem Landgute nicht. Ein beliebtes Vergnügen z. B. war's, die „Darge“, d. h. den Köder für die Fische, in den Dorfsee auszuwerfen, und herzlich wurde gelacht, wann die hochadligen Fischer vielleicht nur ein paar Giebel, Stichlinge oder Ükleie nach Hause brachten. Der Kammerherr von Brand verstand es, äußerst wacker und sinnig mit dem „schämigen Gustgen“, seiner Gemahlin, zu scherzen; die allgemeine Heiterkeit aber begann erst dann, wenn der Herr von Canitz seine Späße mit „Papgen“ zu treiben anfing. Und wer war Papgen? — Eine höchst vortreffliche Freiin von Canitz und Dallwitz, Sophia Katharina, ein altes Fräulein mit freilich etwas scharfer Zunge und mit einem unglaublich hohen Kopfputze, einer der berühmten und berüchtigten „Fontangen“, von welchen wir nachmals erzählen werden. Als nun der altmodische, niedrige Kutschwagen der Familie von Canitz vorfährt, vermag Papgen nicht einzusteigen. Soll etwa die herrliche Frisur der Dame zerdrückt werden? Unser Dichter spricht daher lächelnd: „Papgen muß hinten auf den Bettsack aufgebunden werden!“ Ja, — dann aber ist Papgen einem in unseren Klimaten doch immerhin möglichen Regengusse ausgesetzt. Das alles also geht nicht! Da erscheint zum Glücke der Oberst von Perbandt mit seinem Wagen; er ist ein Freund des Canitz'schen Hauses und bietet Papgen mit der Fontange einen Platz an. Errötend nimmt ihn das Fräulein an. Noch aber liebt die Zeit überaus derbe Scherze, welche wir für immer aus der Gesellschaft der Frauen verbannt haben. Während der Tafel herrscht zu Blumberg fast immer eine große Heiterkeit. Die Scherze fliegen herüber und hinüber, — natürlich großenteils Scherze auf Papgens Rechnung. Da tönt ein Wagenrollen zu dem Ohr des Gutsherrn. Seine lieben „Gelben“, die Isabellen, welche er nach Köpnick geschickt hat, kommen zurück und bringen der Familie von dort neue, gern gesehene Gäste mit: die Wangenheims und die Brandts.

So etwa sind die Bilder gestimmt, welche die Canitzischen Episteln uns entrollen.

In die bedeutungsvollsten, schwersten und ernstesten Stunden des Daseins unsres Freundes aber führen uns die Trauergesänge Canitzens. Das hervorragendste Stück

unter denselben ist die „Klag-Ode“ des Dichters über den Tod seiner geliebten Gemahlin, die „Ode“ mit dem bekannten Anfange:

> „Soll ich meine Doris missen?
> Hat sie mir der Tod entrissen?
> Oder bringt die Phantasei
> Mir vielleicht ein' Schrecken bei?
> Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden,
> Meine Doris deckt ein Grab!
> Schneid', Verhängnis, meinen Stunden
> Ungesäumt den Faden ab!“

Unzweifelhaft ist das Gedicht in seinem Fortgange das Bedeutsamste, was überhaupt je aus Canitzens Feder geflossen ist. Rühmliche Erwähnung verdient ferner ein Klagelied auf den jungen Burggrafen Theodor von Dohna, welcher mit seinem Bruder Karl Ämil im Jahre 1686 vor Ofen geblieben war. Canitz war aus den Mauern Wiens zu jener Stätte geeilt, auf welcher die Krieger des großen Kurfürsten sich so glänzende Lorbeern erworben hatten; er entwarf das Gedicht auf eben der Stelle, auf welcher der junge Graf den tötlichen Schuß empfangen hatte. Alle übrigen Oden des Dichters sind diesen beiden gegenüber farblos und matt; es fehlt ihnen das persönlich Empfundene.

Nur eine ganz ephemere Bedeutung können wir endlich jenen „Galanten und Schertz-Gedichten“ zuschreiben, welche, wie damals üblich, in der Ausgabe von 1712 den Abschluß bilden. Indessen geben auch sie uns ein getreues Bild von den Hofbelustigungen unter Friedrich. Canitz hat, wie wir dies sogleich auch bei einem anderen Dichter sehen werden, bei verschiedenen Gelegenheiten den Masken, welche bei Festlichkeiten zu erscheinen pflegten, den Sultanen und den Sultaninnen, den Juden und Jüdinnen, den Mohren, Moskowitern und Pickelhäringen, scherzhafte Reime untergelegt, in welchen freilich kein allzu übermütiger Humor sprudelt. Am gelungensten unter allen Stücken dieser letzten Abteilung erscheinen uns ein paar Episteln an den Hofrat Zapf, in welchen Canitz dem fernen Freunde gratuliert, daß derselbe in einem Vogelschießen zu Zwickau den Preis davon getragen hat, und ihm Neuigkeiten aus Berlin mitteilt. Nun hat es zwar für die Nachwelt kaum einen geschichtlichen Wert, zu wissen, daß Gisbert von Bodelschwingh den Kammerherrn von Morian „beim Weine“ erstochen hat, — daß die Prinzeß Radziwill den Prinzen von Neuburg wider den Willen des Hofes geheiratet, daß dieser letztere mittags beim Kolonial-Direktor Benjamin Raule zu Rosenfelde gespeist, daß man bei dieser Gelegenheit kostbar gegessen, ja, sogar „mit dem Gelde“ gespielt hat, des adligen Zechens nicht zu vergessen; — dennoch ist diese oft in sehr derbem Tone abgefaßte Hofchronik ein nicht unwesentlicher Beitrag zu der gesellschaftlichen Geschichte jener Zeit. —

Es hat Tage gegeben, in welchen man die Poesien Canitzens wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit übermäßig gepriesen hat. Der ehrliche und bescheidene Edelmann hätte selbst wohl dergleichen Lobsprüche abgelehnt, wie sie ihm nachmals von seinen Bewunderern gespendet worden sind. Er erkannte die engen Grenzen seines Talentes sehr wohl; darum hat er einen kühneren Flug niemals versucht. Viel höher, als der Dichter, wird daher stets der edle Mann Canitz zu stellen sein. Die Weise, in welcher dieser uns unter allen Umständen seines Lebens, als Freund, als Gatte, als Hausherr, als Diener seines kurfürstlichen Herrn und seines Vaterlandes entgegentritt,

rechtfertigt vollkommen das Wort, welches wir, — es ist sehr bezeichnend für seine Persönlichkeit, — einmal in seinen Poesien vorgefunden haben:

„Er hat die Welt genützt; sie ist ihm hold gewesen!"

Leider sind wir genötigt, dieser anziehenden Dichtergestalt eine andere minder sympathische Persönlichkeit folgen zu lassen: es ist die des Ober-Zeremonienmeisters Johann von Besser, eines kurländischen Pastorensohnes. Über sein merkwürdiges und wechselvolles Leben müssen wir auf jene spezielleren Forschungen zur Berliner Geschichte verweisen, welche, Vorstudien zu diesem Buche bildend, unter dem Titel „Renaissance und Roccoco" vor einigen Jahren von uns herausgegeben worden sind. Hier genüge es, mitgeteilt zu haben, daß Besser, der Ober-Zeremonienmeister des hohen Ordens vom schwarzen Adler, der Veranstalter all jener glänzenden Feste gewesen ist, deren Beschreibungen in den landläufigen Geschichten Friedrichs I. Bogen um Bogen füllen. Bei dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms I. war Besser der erste Beamte, dessen Stellung gestrichen wurde Er ging nun nach Dresden und starb daselbst vereinsamt, ja selbst in Dürftigkeit, am 10. Februar des Jahres 1729. Johann Ulrich König hat auch seine Gedichte 1732 zu Leipzig herausgegeben.

Besser, urspünglich ein Mann von Mut und Charakter, ist dem glänzenden Hofleben Friedrichs I. in der That zum Opfer gefallen. Sein Leben hatte, nachdem er Zeremonienmeister geworden war, recht eigentlich die Pflicht, in schimmernden Nichtigkeiten aufzugehen; seine Poesie sollte loben und den Sinnen schmeicheln, ja, durch nicht einmal mehr zweideutige Witzeleien zum Lachen reizen. Bejammernswerter Mann, der um Geld und Auszeichnungen sich zu solchem Dienste hergab! Besser hat alles Mögliche besungen, was bei Hofe vorgekommen ist; er hat eine jede „Haupt- und Staats-Aktion" Friedrichs verherrlicht; er hat zu jeder Festlichkeit eine Fülle von Reimen zu verfassen gehabt. Von dichterischer Tiefe ist daher auch nicht die geringste Spur bei ihm zu finden. Wohl aber von Lascivitäten der schlimmsten Art Denn mit dem Laufe der Zeit hatte sich der Geschmack bei Hofe leider wesentlich verändert; man lernte nach französischer Art in Frivolitäten fast schwelgen. Vor dem großen Friedrich Wilhelm und Luisen hatte einst kein unreines Wort fallen dürfen: jetzt verlangte es der „Witz", daß bei den szenischen Aufführungen, welche meist in der Fastnachtszeit bei Hofe veranstaltet wurden, bei den sogenannten „Wirtschaften", die unzweideutigsten Unsauberkeiten vorgebracht wurden. Das Tollste leistete der Herr von Besser in dieser schändlichen Art prostituierter Poesie mit seiner „Wirtschaft": „Der Scheerenschleifer", welche am 7 Januar 1690 bei Hofe aufgeführt wurde. Sophie Charlotte amüsierte sich eben, wie wir aus dem berüchtigten Maskenfeste, welches im Jahre 1702 zu Hannover stattfand, wohl zu schließen berechtigt sind, mit dergleichen Ungehörigkeiten, welche heute selbst in einem „Café chantant" nicht mehr möglich sind; wahrhaft traurig aber ist es, auch den König, den Schüler Ottos von Schwerin, den Sohn Luisens, in Nachgiebigkeit und Schwäche an ihnen teilnehmen zu sehen.

Unmitteilbar wie diese Zoten ist auch Bessers „verliebtes Gedicht": „Die Ruhestatt der Liebe oder die Schoß der Geliebten" wegen seines unzüchtigen Inhalts. Die Damen des Hofes fanden trotzdem das größte Gefallen an demselben, und selbst der große Leibnitz bewunderte die Kunst, mit welcher Besser hier das Unanständige auf eine anständige Weise dargestellt habe. Er teilte darum die Dichtung auch sogleich der Kurfürstin von Hannover mit, und diese sendete sie wiederum an die Herzogin von Orléans. Unter diesen Umständen nehme man es uns nicht übel, wenn wir es bei

diesen Mitteilungen über die Bessersche Poesie bewenden lassen. Einzelne Niedlichkeiten sind ihm freilich gelungen, — so namentlich der „Wettstreit zwischen den blauen und den schwarzen Augen“ mit dem Anfange:

„Blau sind meiner Anemone Augen.“ —

Welch' schriller Mißklang macht sich demnach hier geltend! Der fromme Rodigast, der edle Canitz, der eitle und obscöne Besser sind Zeitgenossen und stehen zum Teile in persönlicher Berührung! Ja, — König Friedrich hatte ein gütiges Herz und er strebte nicht nur für sich allein nach Glück und Glanz; nein, er wollte Segen bringen auch dem Volke. Neben seiner eifrigen Arbeit für dasselbe aber trat, je länger je mehr, leider auch eine sehr beklagenswerte Schwäche des Willens bei ihm hervor, welche ihn selbst inmitten seiner nächsten Umgebung nicht mehr als den eigentlichen Herrn und Gebieter erscheinen ließ. Bei Hofe überwucherte im Laufe der Jahre die Kabale und die Intrige immer mehr. Eberhard von Dankelmann war im wesentlichen durch den Einfluß des Grafen Christoph von Dohna gestürzt worden, welcher dem Kurfürsten die obenerwähnte Medaille mit der Aufschrift: „Intaminatis fulget honoribus“ in die Hände gespielt hatte. Das unerschöpfliche Füllhorn kurfürstlicher Gnade schüttete nach Dankelmanns Fall nunmehr alle Ehren auf das greise Haupt des Feldmarschalls Hans Albrecht von Barfuß, des Türkensiegers von Szalankamen, aus; aber der feine und schmiegsame Hofmann Kolb von Wartenberg wußte diesen barschen Krieger, welcher nicht einmal der französischen Sprache mächtig war, gar bald zu verdrängen; er behauptete sich mit seiner hassenswerten Gemahlin siegreich selbst gegen die Vereinigung der Königin, der Dohna, Dönhof und der Barfuß, bis auch er samt seinen Verbündeten Wittgenstein und Wartensleben im Jahre 1711 jenen mannhaften Maßnahmen erlag, zu welchen der Kronprinz sich angesichts des täglich wachsenden, von den drei „W's“ dem Lande und dem Volke angethanen Schadens verpflichtet fühlte und thatsächlich auch verpflichtet war.

Allein wohin geraten wir? — Wir verfallen fast in denselben Fehler, welchen wir bei so vielen unserer Vorgänger zu tadeln hatten, den nämlich, daß sie die Geschichte des Hofes mit der der Stadt Berlin verwechseln. Entschuldige uns der freundliche Leser damit, daß die Betrachtung der dürftigen und dennoch so merkwürdige Gegensätze in sich vereinigenden Berliner Poesie dieser Zeit zu diesem Exkurse veranlaßt hat. Eine Zeit, in welcher die Intrige derart mächtig war, vermochte edle poetische Früchte allerdings nicht zu zeitigen. Die skandalösen Vorfälle bei Hofe konnten schließlich, wie wir sehr bald sehen werden, auch nicht ohne Einfluß auf die Volkssitte verbleiben. —

Von dem öden Felde der Poesie, auf welchem in diesen Tagen nur ganz vereinzelt eine bescheidene Blüte aufkeimte, wenden wir uns nun jedoch zu reichem und wohlbestelltem Acker: zu dem Gebiete der Wissenschaften.

7. Berliner Gelehrte unter Friedrich I.

Litteratur: von Ledebur, Friedrich I. Leipzig 1878.
Die Festschrift der Akademie der Wissenschaften. Berlin 1711.

Das 16. und das 17. Jahrhundert hatte unter dem Sterne der Theologie gestanden. Die Berliner Litteratur wissenschaftlicher Art war innerhalb dieser Zeit eine ausschließlich theologisch-polemische gewesen. Unter dem großen Kurfürsten war sodann auch die geschichtliche Forschung heimisch geworden in Berlin: jetzt, unter Friedrich I. hielt die Philosophie ihren Einzug in die Thore unsrer Stadt. —

Wir erwähnten bereits oben Pufendorfs geschichtliche Werke; — der geistvolle Freiherr war indessen auch als philosophischer Schriftsteller aufklärend eifrig thätig, namentlich auf dem Gebiete des Naturrechts. Er trat der kirchlichen Lehre von der Erbsünde gegenüber kraftvoll für das thatsächlich vorhandene sittliche Bewußtsein des Menschen als die Quelle alles Rechtes ein. Mannhaft bekämpfte er ferner die Bevormundung der Philosophie durch die Theologie. Es war im wesentlichen das System des freien, großen Hugo Grotius, welchem Pufendorf Anhänger warb auch in Berlin.

Bald aber machte eine noch liberalere Richtung in der Residenz sich geltend. Eberhard von Danckelmann hatte den König einst auf den Doktor Thomasius aufmerksam gemacht, und dieser große Lehrer der Universität Halle gewann sehr bald einen völlig bestimmenden Einfluß nicht nur auf den König selbst, sondern auch auf den gesamten Kreis der Gebildeten von Berlin. Wie sein großer Vater, so befolgte auch Friedrich I. stets die Grundsätze religiöser Duldung. Nicht diese also war's, welche von dem Könige gefordert zu werden brauchte, sondern etwas noch Höheres. Thomasius hatte den Mut, dem gütigen Fürsten einmal zu schreiben:

„Was ist's, was die Wissenschaften in Holland, England und Frankreich so sehr vervollkommnet hat? Soll ich mit einem Wort es sagen: es ist die ungebundene Freiheit. Ja, die Freiheit ist's allein, die allem Geiste erst das rechte Leben giebt!" —

Friedrich ließ den kühnen Mann gewähren; das Banner weitgehendster Toleranz war damit durch den ersten König auf jenem festen Grunde aufgepflanzt, welchen schon der große Kurfürst so vortrefflich zu diesem edlen Zwecke bestellt hatte.

Und damit begann in der That eine neue Zeit. Das Prinzip jener „ungebundenen Freiheit" hat uns wissenschaftlich ohne Zweifel einen unendlichen Segen gebracht. Es liegt indessen in dem Wesen der menschlichen Unzulänglichkeit begründet, daß dasselbe auch große Gefahren heraufbeschwört. Die letzteren sind nun einmal mit jeder Entwickelung verbunden, und es ist Aufgabe sowohl der Einzel-Persönlichkeit des Staatsbürgers wie der Gesamtheit des Volkes, sie mit gesundem Sinne, mit scharfem Blicke und mit rüstiger Kraft abzuwehren. Im großen und ganzen

dürfen wir es freudig anerkennen, daß unser Volk, — daß die Einwohnerschaft auch von Berlin dieser Aufgabe von den Tagen Friedrichs I. an bis zu den letzten Zeiten Friedrichs des Großen, Dank der Führung seiner Fürsten, in hohem Maße gerecht geworden ist. Daß die Innigkeit des religiösen Empfindens durch die Haltung, welche Friedrich I. einnahm, nicht geschädigt worden ist, wird sich uns weiter unten erklärlich erweisen.

Von hoher Bedeutung für die Entwickelung des wissenschaftlichen Sinnes in der Residenz war ferner jener Einfluß, welchen der größte und reinste Geist dieser Zeit, — welchen Leibnitz, der Mann des universalen Forschens und Wissens, der Fürst im Reiche des Geistes, auf die Berliner Verhältnisse, auf das königliche Haus und auf die Gebildeten des Volkes gewann.

Der gefeierte Freund der Kurfürstin Sophie Charlotte unterhielt von Hannover aus eine ununterbrochene Verbindung mit Berlin. Träger dieser Verbindung war sowohl der unmittelbare Briefwechsel Leibnitzens mit der geistesstarken Fürstin selbst wie jene mittelbare Einwirkung auf die Dinge zu Berlin, welche dem großen Philosophen durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem hochgebildeten Hofprediger Daniel Ernst Jablonski ermöglicht wurde. Jablonski war einem heldenmütigen reformierten Adelsgeschlechte Polens entsprossen; er wurde im Jahre 1693 von Königsberg nach Berlin berufen, und sein unscheinbares Haus, Klosterstraße 41, gestaltete sich sehr bald zu dem Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen und aller hochsinnigen religiösen Thätigkeit innerhalb der Hauptstadt. Auf Anregungen Leibnitzens, welche Jablonski an die geeigneten Stellen übermittelte, kamen zunächst zwei Sternwarten in Berlin zu stande: das Observatorium des Geheimen Rates Bernhard Friedrich von Krosigk in der Wallstraße und die Sternwarte über dem neuen Marstalle in der Dorotheenstadt. Die Astronomen Peter Kolbe, Gottfried und Christfried Kirch, Johann Heinrich Hofmann und Wilhelm Wagner haben von ihnen aus ihre Forschungen angestellt.

Nachdem das Schloß zu Lietzenburg nach dem Schlüterschen Entwurfe vollendet worden war und nachdem dasselbe nach Lenôtres Plänen auch einen herrlichen Park erhalten hatte, treffen wir den großen Philosophen Leibnitz im Mai 1700 als den Gast der Kurfürstin dort an. Er wohnte selbst den obenerwähnten „Wirtschaften“ Sophia Charlottens bei und stieß sich an den derben Späßen eines „Quacksalbers“ keineswegs; ja, auch er brach sogar in ein lautes Lachen aus, als der Allerwelts-Doktor einer Hofdame einen — „schier armlangen Zahn auszog“. Daneben aber beschäftigten ihn die wichtigsten Aufträge Friedrichs. Am 10. Mai 1700 wurde der gregorianische Kalender auf Leibnitzens und Jablonskis Rat auch von Kurbrandenburg angenommen, und eine wahrhaft babylonische Verwirrung in den Daten, welche durch den willkürlichen Gebrauch des alten und des neuen Stiles eingerissen war, hörte Gott Lob! nun endlich auf. Vorher schon hatte Leibnitz indessen in Kurfürstlichem Auftrage eine treffliche Denkschrift ausgearbeitet, welche nichts Geringeres als die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften betraf, die „dem gemeinen Wesen nutzen, Kunst und Wissenschaft, Manufakturen und Commercien, Ackerbau und Forstwirtschaft fördern, zu gleicher Zeit aber auch die Vermehrung des Christentums, sonderlich in China [illegible] befördern sollte“.

Es liegt uns eine Zeitschrift vom Jahre 1711, erschienen bei Johann Christoph Pape zu Berlin, vor uns. Sie enthält zunächst eine „kurze Erzehlung von der

Stifft- und Einsetzung der K. Preuß. Societät der Wissenschaften". Diese Erzählung sagt uns, daß der Stiftungsbrief am Geburtstage des Königs, dem 1. Juli alten und 11. Juli neuen Stiles, ausgefertigt worden sei. Eine Vignette in Kupferstich zeigt uns das Observatorium in der „Dorotheenstadt". Sehr erwähnenswert ist aus der Gründungsgeschichte der Akademie der Wissenschaften die Thatsache, daß Friedrich in dem Entwurfe des „wegen seiner unbeschränkten Erkenntnis und durchdringenden Scharfsinnigkeit weit berühmten, in dem gelehrten Reiche billig hochgeachteten Herrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz wahrgenommen habe, waßmaßen der Teutschen Sprache und Vaterländischen Geschichte darinnen nicht ausdrücklich erwähnet worden, und darum die Pflege derselben als ein besonderes Hauptstück selber eingerücket hat". Das ist nicht hoch genug anzuerkennen. Es folgt sodann die Geschichte des Baues, um welchen sich der Wirkliche Geheime Rat und Schloßhauptmann von Printzen besonders verdient gemacht hat, und die der Einweihung, — letztere wörtlich also:

„Demezufolge, nachdem vorher die hie anwesenden Glieder sich zusammen gethan, in die verordnete vier Classes oder Theile, das Physical-Mediciniſche, das Mathematiſche, das der Teutschen Sprach- und Geschichtforschung, und das der übrigen, sonderlich Morgenländischen Wissenschafft- und Sprachkunde gewidmete vertheilet, auch bey einem jeden nach der Königlichen Verordnung einen Director oder Worthalter, nemlich bey dem ersten den Königlichen Geheimen Raht und ersten Leib-Medicum Herrn Krug von Nidda, bey dem zweyten den Königlichen Raht und Archivarium Herrn Chuno, bey dem dritten den Königlichen Raht und Bibliothecarium Herrn Schott, und bey dem vierten den Königlichen ersten Hof-Prediger Herrn D. Jablonski, aus diesen aber ferner den Vice-Praesidem erwehlet: Haben am vergangenen 19. Januar dieses 1711. Jahres als den Tag nach der Königlichen Krönungs-Feyer, da an dem Morgen die gewöhnliche Versammlung der Ritter des Königl. Ordens des schwartzen Adlers und Aufnehmung einiger neuen Ritter vorgegangen, hochgedachte Se. Excell. Nachmittags um drey Uhr sich nach dem Observatorio oder Schauburg erhoben, alwo sie von denen versammleten, hie anwesenden Mitgliedern bey dem Aussteigen empfangen und die Stiegen hinauf in den Saal geführet worden, welcher nach Gelegenheit hiezu geziemend aufgeschickt sich befunden.

Se. Excell. nahmen Dero Ort hinter der mitten im Gemach stehenden Tafel, alwo vor dieselben ein Sessel gestellet, und vor ihnen auf der Tafel die Schlüssel zu denen der Gesellschafft gewidmeten Gebäuden, nebst denen verordneten Siegeln geleget gewesen, welche Sie mit einer zierlichen Rede, dem Vice-Praesidi der Societaet, weil der Praeses, vorgedachter Herr von Leibnitz, wegen seiner anderweiten Geschäffte nicht zugegen seyn können, überreichet, dieselbe hiemit so wohl in den Besitz sothaner Gebäude, als in den Antritt der ihr aufgegebenen Arbeit feyerlich zu setzen und einzuweisen.

Der Vice-Praeses, voritzo der auch vorgedachte Herr D. Jablonski, so zur rechten des Gemachs an der Wand, und nach ihm die Mitglieder zu beeden Seiten ihren Stand und Sitz, gehabt, beantwortete Se. Excell. mit einer geschickten Gegen-Rede, worauf die in einem Kästlein, am untern Ende der Tafel stehende silberne Schau-Stücke, auf deren vorderen Seite das Königliche Brust-Bild mit gewöhnlicher Umschrifft — auf der Hinderen das Sinn-Bild der Gesellschafft, so ihr zugleich zum Siegel verordnet, ein gegen das Sternbild des himmlischen Adlers sich aufschwingender Adler, mit dem Spruch: Cognata ad sidera tendit, und in dem Abschnitt,

Societas Scientiarum Regia fundata Berolini Optimi Principis natali XLIV. zu sehen, durch den Secretarium der Societaet erstlich Sr. Excell. und folgends de[n] andern Mitgliedern nacheinander gereichet, wie nicht weniger ein von dem Professore Elegantiorum literarum bey der Königlichen Fürsten- und Ritter-Academie alhi[er], Herrn Neukirchen, auf diese Feyer verfertigtes sinnreiches Gedicht ausgeteilet, un[d] letzlich Se. Excell. so wie Sie bey der Ankunfft empfangen, bey dem Abschied wiede[r] an Dero Wagen geleitet worden."

Außer dem Stiftungsbriefe enthält die Festschrift sodann die nur kurze Weihe-rede, welche Herr Marquard Ludwig von Printzen, des Schwarzen-Adler-Ordens Ritter, an jenem 19. Januar 1711 gehalten hat. Ihr schließt sich demnächst eine Beantwortungs-Rede Daniel Ernst Jablonskis an, welche uns freilich ein wenig nai[v] erscheint. Denn gleichwie die Scholastiker führt dieser gelehrte Herr die Geschichte der Wissenschaften bis auf Jabal, Jubal und Thubalkain zurück. Ihr folgt de[r] Abriß jener auf die Stiftung der Akademie geprägten Denkmünze.

Ein schwülstiges Gedicht von Neukirch mit dem bezeichnenden Anfange:

> „Mars raset immerfort, und die entbrannte Glut
> Dräut auch von Osten her mit schweren Donner-Schlägen,"

— sowie ein Verzeichnis der Mitglieder der Akademie schließen endlich die Fest-schrift ab. —

Trotz aller Französelei der Zeit zeigt sich also auch hier das warme deutsche Hohenzollernherz. „Für alles, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, — auch zur Ehr' und zur Zier der deutschen Nation gereicht, soll absonderlich gesorgt werden". So sagt die Stiftungsurkunde, welche in wahrer Weisheit auch das Studium der „großen Wunder Gottes in der Natur" angelegentlichst empfiehlt. Zum Ehren-Präsidenten der Akademie wurde der Geheime Rat Marquard Ludwig von Printzen, zum wirklichen Vorsitzenden aber Leibnitz selbst ernannt. Erster Sekretär des neuen wissenschaftlichen Institutes wurde Herr Johann Theodor Jablonski, der Bruder des Hofpredigers. —

Wie oben bereits angegeben wurde, umfaßte die Berliner Akademie der Wissenschaften stiftungsmäßig vier Klassen:

die Classis physico-medica, die mathematica, die historico-philologica Germanica und die historico-philologica Ecclesiastica et Orientalis.

Aus der Zahl ihrer ersten Mitglieder nennen wir hier nur den Hofprediger Achenbach, den Legationsrat Ancillon, die Theologen und Historiker J. Fr. und J. C. Beckmann, den Numismatiker Beger, den Danziger Rektor Johann Chodowiecki, den Berliner Konrektor Johann Leonhard Frisch vom grauen Kloster, den Astronomen Kirch und den Züricher Arzt Johann Jakob Scheuchzer. Die glänzenden Lichter Samuel von Pufendorf und Ezechiel von Spanheim waren freilich schon erloschen. — Darum war auch das Wirken der Akademie der Wissenschaften zu Berlin anfangs nur ein bescheidenes; am rührigsten erwiesen sich noch Jablonski und der „Seidenwurmer Frisch", welcher auch als Lexikograph die höchste Beachtung der Nachwelt verdient. Was Heidemann in seiner trefflichen Geschichte des grauen Klosters über Frisch beigebracht hat, erschöpft die Bedeutung dieses Gelehrten doch nicht ganz. — Auch dieser Mann, welchem von seinem Sohne ein schönes Monument im grauen Kloster, — ein großes allegorisches Gemälde im Hörsaale des Gymnasiums, — ge-

stiftet worden ist, verdient, wie alle Größen Berlins im 17. und 18. Jahrhunderte, eine Monographie.

Sehr sorgsam wurden unter Friedrich I. auch die Schätze der königlichen Bibliothek gemehrt. Noch immer befand sich dieselbe in der Schloßapotheke. Nach dem Tode bedeutender Gelehrten wurden deren Büchersammlungen von dem Könige gewöhnlich in sehr hochherziger Weise aufgekauft; — für die Bibliothek Ezechiels von Spanheim zahlte Friedrich z. B. nicht weniger als 12 000 Thaler, — nach heutigen Preisen also etwa 100 000 Mark. Nach dem Tode der Königin Sophia Charlotte, deren hochbegabter Geist sich der Musik mit besonderer Vorliebe zugewendet hatte, wurden selbst deren Musikalien, „die wohl eine Tonne Goldes wert gewesen", trotz des hohen, auf ihnen ruhenden pretium affectionis, der „Büchersammlung" übergeben. Der knappe Raum, welcher diesen Darstellungen zugewiesen ist, gestattet leider nur die Mitteilung des Wichtigsten; allein die wenigen Thatsachen, welche wir angeführt haben, genügen bereits vollkommen, um es zu erweisen, welche Bedeutung der vielgeschmähte König Friedrich I. auch für die Geschichte der geistigen Kultur Berlins besitzt.

Wie wir bereits oben erwähnten, errichtete Friedrich in den schönen Räumen des alten „hohen Hauses", des späteren „Lagerhauses", im Jahre 1705 eine neue „Ritter-Akademie" für die Söhne des Adels und des höheren bürgerlichen Beamtentums seiner Staaten. Recht fremdartig blickt uns dieses Institut entgegen, wenn wir lesen, daß die Schüler schon im zarten Alter im Civil-, im kanonischen, im Lehns- und Naturrecht unterwiesen wurden und Unterricht selbst in den Kleinlichkeiten der Heraldik von einem Manne empfingen, der zugleich das Amt eines Professors der Physik bekleidete: von Christian Maximilianus Spener. Jakob Paul Gundling war Lehrer der Geschichte und der Litteratur an dieser Akademie, sowie Historikus des Heroldsamtes zu Berlin, — einer andern Neuschöpfung König Friedrichs, welche freilich bald wieder in Verfall geriet. Nachdem ihr großmütiger Beschützer gestorben war, wurde die Berliner „Ritter-Akademie" geschlossen: in den Hörsälen im „Lagerhause" wurde, wie wir sehen werden, nunmehr die Gewerbethätigkeit des Staates heimisch. —

An den Berliner Gymnasien wirkten damals sehr tüchtige Männer. Neben Rodigast nennen wir vom grauen Kloster noch den Rektor Christoph Friedrich Bodenburg. Es scheint auf seine Anregung zurückzuführen zu sein, daß man schon damals in Berlin den Gedanken faßte, Normal-Lehrbücher für die gesamte Provinz Brandenburg auszuarbeiten. Hocherfreulich erscheinen uns ferner die Bestrebungen Martin Diterichs, eines der jüngeren Lehrer am grauen Kloster und späteren Professors an der Universität zu Frankfurt, — eines um unser Vaterland wohlverdienten Mannes, welchen der Verfasser dieses Werkes zu seinen Vorfahren zählt. Pflege der heimischen Geschichte, Pflege der deutschen Sprache, Pflege also des vaterländischen Sinnes, — das waren jene edlen Zwecke, welche die Lehrer am grauen Kloster unter der Leitung Bodenburgs und Diterichs in jenen Tagen angestrebt und glücklich auch erreicht haben. „De cultura linguae Germanicae", — „Luthers Leben", — „die Verdienste der Hohenzollern um die Förderung der Wissenschaften in der Mark", — so lauteten die Titel damaliger Festreden des Klosters, und diese Pflege des Patriotismus sei dem Gymnasium zum grauen Kloster unvergessen. Weniges nur vermögen wir hier indessen anzugeben; — Professor Heidemann hat diese Thatsachen ja auch schon in reizvoller Weise ausgeführt. Aus dieser

liebevollen Pflege, welche die vaterländische Geschichte und die deutsche Sprache damals zu Berlin gefunden haben, erhellt aber, daß Berlin in den Tagen Friedrichs nicht so gänzlich unpreußisch war, wie man gemeinhin meint. Keine Epoche unserer Geschichte überhaupt ist bisher so schlecht geschildert worden wie die Friedrichs I., kein Fürst ist unserm Volke fremder geworden als er. Die Lorbeern von Hochstädt und von Malplaquet erscheinen fast als verdorrt; so auch der Ölzweig, welchen der erste Hohenzollernkönig auf seinen Medaillen sich mit Vorliebe zum Schmucke seiner Schläfen erkoren hat. Über seinen unleugbaren Schwächen ist ungerechterweise das Verdienst des ersten Königs um Berlin fast gänzlich vergessen worden. Wir wollen ihm gerecht sein.

Bödikers „deutsche Grammatik", Frischens „Wörterbuch", — der Nouveau Dictionnaire des Passagers", — Diterichs „Berlinische Kloster- und Schulhistorie" kennzeichnen diesen vaterländischen Geist, welcher erfreulicherweise in die pädagogischen Kreise der Residenz eingedrungen war, aufs beste. Das köllnische Gymnasium schloß sich in der Pflege derselben dem grauen Kloster würdig an, — trotz all der alten Eifersucht, welche noch immer zwischen den beiden Schwesteranstalten bestand. Das Werdersche Gymnasium war zwar ein wenig „französirt", leistete indessen gleichwohl unter der Leitung von Gabriel Zollikofer, Joachim Lange und Heinrich Meierotto, welcher nochmals an das Joachimsthalsche Gymnasium versetzt wurde, pädagogisch sehr Bedeutendes. Das Joachimsthalsche Gymnasium, welches anfangs September des Jahres 1707 seine erste Säkularfeier zu halten vermochte, hat als reformierte Lehranstalt einen nennenswerten Einfluß auf das alte, lutherische Berlin nicht ausgeübt; dasselbe ist trotz hervorragender wissenschaftlicher Leistungen nie recht heimisch geworden in unserer Stadt, welche dann auch jüngst von dieser Schule wiederum verlassen worden ist. —

Die französischen Flüchtlinge aber waren unterdessen Bürger geworden zu Berlin, und wie die Edelleute der Kolonie trotz des alten Grundsatzes:

„On ne doit jamais porter les armes contre sa patrie"

heldenmütig stets ihr Herzblut für die Hohenzollern im Kampfe selbst gegen ihr altes Vaterland hingegeben haben, so wetteiferten die wissenschaftlich gebildeten, die geschäftlich mit reichem Segen thätigen Männer der Kolonie mit den besten einheimischen Kreisen von Berlin auch darin, daß die Erziehung ihrer Kinder möglichst vervollkommnet wurde. Schon am 12. Oktober 1689 hatte „die Kolonie" durch landesherrliche Huld ein besonderes Gymnasium, das „französische Kollegium", erhalten. Die Gesetze des „Collége" erschienen zu eben dieser Zeit als umfangreiche „Disciplina Collegii Gallici" in lateinischer Sprache. Unter den Lehrern dieser Berliner Schule aber ragen besonders hervor:

„Jean Sperlette, natif de Pont-à-Mouzon", und Maturin Veyzière-la-Croze, — ein sehr bedeutender Orientalist und Patristiker. „Monsieur Jean Barbeyrac" übersetzte Samuel Pufendorfs rechtswissenschaftliche Schriften in's Deutsche.

Namen indessen thun nach einem Berliner Spruche, — einem „geflügelten Worte" unserer Zeit, — „durchaus nichts zur Sache"; es kommt wesentlich stets darauf an, den Geist der Zeiten zu verstehen. — Er vorzugsweise und — nach Macaulay's vortrefflicher Vorschrift auch die genaueste Kenntnis der Örtlichkeiten verhelfen uns allein zu einem richtigen Bilde der Vergangenheit. Auch in bezug auf den Geist jener Zeit müssen wir es bekräftigen, daß nur sehr selten eine

so anregende Epoche ihre Segnungen über Berlin verbreitet hat, wie die Zeit Friedrichs I. Nicht, daß geniale Männer unter unseren Vorfahren aufgetreten wären; — in Berlin gedeihen bei der Unruhe der Stadt seit Schlüters Tagen ausschließlich nur die politischen Genies; — nicht, daß hochmächtige Einflüsse sich von hier aus über Deutschland ergossen hätten, — Einflüsse, welche imstande gewesen wären, das geistige Leben des Vaterlandes umzuschaffen, — nicht, daß die Lehre von der „praestabilierten Harmonie" oder die „Lösung des Welträtsels durch die Theorie der Monaden" in unser Volk gedrungen wären: — nein, das ist nicht der Fall gewesen, allein ein geistiger Aufschwung der Einwohnerschaft von Berlin unter Friedrich I. ist dennoch unverkennbar. Friedrich Wilhelm der Große, unser Ideal, hatte dem Volke von Berlin nach einer tief beklagenswerten Zeit der Trübsal die Liebe zum Vaterlande wiedergeschenkt; Friedrich I. spendete den Bewohnern der Residenz dazu noch etwas anderes, was ihnen dann bis zu dieser Stunde geblieben ist: die Gabe der Intelligenz. Man verzeihe das sprachlich so häßliche Wort, weil es nun einmal eingeführt ist. „Intelligenz" aber bezeichnet eben nicht nur einen reinen, begeisterten, opferfreudigen, wissenschaftlichen Sinn; — „Intelligenz" ist vielmehr auch das Bestreben, von den Wissenschaften graziös zu „nippen" und zu kosten. „Intelligenz" ist ferner die Fähigkeit, ein mäßiges Können praktisch vorteilhaft zu verwerten, um glücklich durch das Leben „durchzukommen". Diese „Intelligenz" charakterisirt den Berliner Geist von damals wie von heute. Ein großes Pathos wird nur selten unter uns sich finden. „Was thue ich damit?", so fragt der Sohn der Hauptstadt auch bei wissenschaftlicher Beschäftigung. Aus den glanzerfüllten Tagen Friedrichs I. hat dieser Sinn sich bis auf unsere Zeit vererbt.

Friedrich I. hat in hochsinniger Weise diese Nüchternheit des Berliner Lebens verbannen wollen; er hat idealere Zwecke verfolgt; — er ist unsrer Stadt in der That ein Mäcen gewesen; er hat ferner den oben erwähnten, abenteuerlichen Plan des Schweden Skytte nicht in Ziesar, sondern in Berlin zu verwirklichen gestrebt. Es ist ihm dieses Unternehmen allerdings mißlungen; — noch war die rechte Zeit nicht gekommen! Gleichviel: wir ernten jetzt, was er einstmals gesäet hat. Das landläufige Wort: „Berlin ist die Metropole der Intelligenz" hätte niemals entstehen können, wenn Friedrich I. nicht gelebt und so großmütig über unseren Vorfahren gewaltet hätte.

„Ich könnte noch viele Beispiele anführen, welche die Thatsache klar und deutlich beweisen, daß die Gelehrsamkeit unter der Regierung Friedrichs sehr namhafte Fortschritte gemacht hat". Also spricht der Ordensrat König, und er hat recht. Im Jahre 1706, in welchem die Einwohnerzahl der Residenz ungefähr 48 000 Seelen betrug, bestanden in Berlin bereits zehn privilegierte Buchdruckereien.

Kommen wir indessen zum Ende! Es ist, wie wir gesehen haben, eine gröbliche Unwahrheit, wenn man von der Regierungszeit Friedrichs I. ausschließlich nur als von einer Episode des Phäakentums, als von einer Zeit der Intrige und der Hofkabale reden will. Ungebildete Schriftsteller aller politischen Denominationen kommen hier nicht in Betracht; allein es schmerzt, wenn man selbst gebildete Männer diesen Fürsten, welcher, umglänzt von der Waffenehre seines Heeres und getragen von der Liebe seines Volkes, so viel für die Hauptstadt gethan hat, stets nur mit einem Achselzucken nennen hört, hinter welchem sich nichts als die bloße Unwissenheit verbirgt.

„Suum cuique!" —

Der König Friedrich I. ist ein Wohlthäter der Stadt Berlin auch in geistiger Beziehung gewesen, wie er auf allen anderen Gebieten als der rechte und echte Förderer Berlins bezeichnet zu werden verdient. Hohe wissenschaftliche Bedeutung hat die Residenz Friedrichs I. freilich noch nicht besessen; allein es keimte doch schon manch ein edler Same hier, aus welchem einst Früchte für das Vaterland zu erhoffen waren.

Allein auf höherem Gebiete noch, als es das Feld der Wissenschaften ist, war König Friedrich I. für seine Hauptstadt thätig. Edler noch als bisher wird das Bild des gütigen ersten Königs von Preußen uns erscheinen, wenn wir sein Verhalten gegenüber jenen machtvollen religiösen Strömungen uns vergegenwärtigen, welche die Einwohnerschaft auch unserer Stadt damals durchflutet haben.

---

8. Die kirchlichen Verhältnisse Berlins während der Regierungszeit Friedrichs I.

Litteratur: v. Ledebur, Friedrich I., Teil II. Berlin 1884.
Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, Berlin 1871.
Lisco, das wohlthätige Berlin. Berlin 1846.

Erfreulich reich hat sich trotz all jenes festlichen Prunkes und all jener glänzenden Äußerlichkeiten, welche Friedrich I. so sehr geliebt hat, im Anfange des 18. Jahrhunderts zu Berlin auch ein tiefinnerliches religiöses Leben entfaltet. Es ist wiederum nur eine beklagenswerte Unkenntnis der Berliner Verhältnisse, welche sich die Entwickelungsgeschichte des kirchlichen Sinnes in der Reichshauptstadt stets als ein leeres Blatt vorzustellen pflegt. Zu unserer Freude haben wir solchem Irrtume gegenüber sehr bewegte und wahrhaft erfreuliche Bilder jetzt zu entrollen.

Anhänger des römisch-katholischen Bekenntnisses lebten in der Hauptstadt des ersten Königs von Preußen nur in sehr geringer Anzahl. Der Bürgerschaft gehörten dieselben nicht an, und Friedrich fand daher kaum eine Gelegenheit, ihnen sein Mißfallen über die Nichtanerkennung seiner königlichen Würde durch den Papst fühlbar werden zu lassen. Der Kern der Bürgerschaft Berlins blieb nach wie vor streng lutherisch gesinnt, während der Hof und fast alle „Eximierten", besonders aber die eingewanderten Franzosen, Wallonen und Schweizer ohne Ausnahme der Lehre Calvins huldigten. Eine eigentlich dogmatische Überzeugung, ein tieferes Verständnis der schneidend-scharfen Genfer Kirchenlehre besaßen aber auch die vornehmeren Kreise im allgemeinen nicht, oder vielmehr: sie suchten ihren Mitbürgern das calvinistische Dogma wenigstens nicht aufzudrängen.

Die Geschichte der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands, — der Zustand des Kirchenwesens auch zu Berlin aber waren bis dahin recht beklagenswerte gewesen. Die Reformation hatte auf rein religiösem Gebiete nicht das mindeste geschaffen; — sie hatte, weil sie sich leider nur allzu oft zur Dienerin fürstlicher Habsucht erniedrigt hatte, nur das Bestehende zertrümmert und lobenswerte Institutionen der alten Kirche namentlich auf dem sozialen Gebiete in vorschneller Weise über den Haufen geworfen. Hätte Dr. Martin Luther dem deutschen Volke nicht die herrliche deutsche Bibel und den vortrefflichen kleinen Katechismus, die deutsche Volksschule und das Vorbild des deutschen Pastorenhauses geschenkt: wir hätten dann wahrlich keine Berechtigung, ihm auf dem neuen Markte in Berlin ein Denkmal zu errichten und die Stätte alter Greuel mit demselben zu entsühnen. Die reformatorische Zeit in der Mark war, wie wir oben gezeigt haben, eine mehr als öde gewesen. Das reiche Gut, welches die fromme Vorzeit der christlichen Kirche geschenkt hatte, wurde in ihr gewissenlos verschleudert und verpraßt; — selbst „Armengelder" wurden vergeudet: seelsorgerische Thätigkeit entfalteten die Geistlichen überhaupt nicht; beim „Kindelbiere" aber fehlten sie nie und mit Vorliebe schrieben sie „Leich-Predigten" in einem die Verstorbenen selig preisenden Tone, welcher den Freund der Wahrheit oft erröten macht. Wir haben eine große Anzahl Berliner theologischer Schriften aus der Zeit von 1580 bis 1690 durchgesehen; — nirgends aber zeigt sich in ihnen dasjenige, was doch der eigentliche Geist der Lehre des Erlösers ist: Milde, Friede, Mitleid und Erbarmen.

Es thut uns wehe, einen solchen Zustand gerade jener Kirche schildern zu müssen, welcher wir selbst mit vollem Herzen angehören. Auf die Roheit des dogmatischen Kampfes, welcher in jenen Tagen die Stadt Berlin durchtobt hat, gehen wir hier nicht näher ein. „Der Buchstabe tötet; — der Geist macht lebendig." Verzichten wir daher auf die Schilderung des wüsten Treibens unseres altberliner Konfessionalismus. Nur derjenige, der sich in die polemischen Schriften jener Zeit vertieft hat, weiß davon zu sagen, wie unsäglich geistesarm und widerwärtig die theologische Litteratur jener Zeiten gewesen ist. Von Christentum auch nicht eine Spur; — Salbaderei, Hochmut, Pharisäismus einzig und allein! So aber stand es überall innerhalb des Kreises jener thörichten Eiferer, welche eine lutherische Scholastik zu erschaffen suchten und neben den gotischen Domen der Vorzeit ihre ärmlichen Hütten aufzuführen bestrebt waren. Für die deutsche Kirche reden wir hier; nicht gegen dieselbe. Sie möge endlich einen Calow und einen Carpzow verleugnen. Wir vermögen einen Mann, welcher täglich die Worte:

„Imple me, domine, odio haereticorum!"

betete, nur als einen Lästerer zu bezeichnen. Leider fand dieser Zelotismus Anhänger, und Freunde nicht nur innerhalb der Zahl der Geistlichen Berlins, sondern auch inmitten der Einwohnerschaft unserer Stadt.

Verhängnisvolle Mißgriffe also auf lutherischer Seite! Edler, weiser und tiefer war das religiöse Empfinden der reformierten Kreise Berlins, zu denen alle diejenigen Persönlichkeiten gehörten, welche wir im Verlaufe dieser Darstellungen lieben und verehren gelernt haben: Friedrich Wilhelm und Luise, — Friedrich I. und Schwerin, — Spanheim und Dankelmann. Neben edler Duldung des Andersgläubigen finden wir auf reformierter Seite auch eine wahre Vornehmheit der Gesinnung, weitgehende Duldsamkeit und jene schöne, versöhnende Bethätigung des

Glaubenslebens vor, auf welche schließlich **alles** ankommt: christliche Liebe und That nach dem Sinne des „guten Hirten".

Auf der einen Seite also das starre Dogma, — ein Dogma, welchem selbst ein Paulus Gerhardt zum Opfer gefallen war; auf der andern aber edle Versöhnlichkeit, Auffassung der Lehre des Heilandes als einer Verpflichtung zur sittlichen That, — ein **praktisches Christentum**, welches den eignen Sinn adelte und alle bösen Dinge im Hause und in der Stadt neu und gut zu machen bestrebt war. Die hervorragendsten Vertreter dieser edlen geistigen und religiösen Richtung, welche ein Ruhmesblatt in der Geschichte Berlins füllt, sind die beiden Schwerin, — Otto der Freiherr und Otto der Graf, — sind Raban von Canstein, der Stifter der hallischen Bibelgesellschaft, der Dichter Canitz, die Diplomaten Ezechiel von Spanheim und Eusebius von Brandt, — sind aus bürgerlichen Kreisen die Weise, Seidel und Matthias, — kurzum eine Elite des Geistes sowohl wie des Herzens, auf welche wir stolz sein dürfen. Hochverdiente Militärs, wie die Dörffling und die Spaën, standen diesen Kreisen religiös und geistig nahe.

Mitten in **sie** trat nun im Jahre 1691 noch ein Anderer hinein, ein hoher und reiner Mann, welcher sein gesamtes Leben seinem Erlöser zu opferfreudigem Dienste geweiht hatte. Das ist Philipp Jakob **Spener**, der Begründer des Pietismus.

Mit Stolz nennen wir auch diesen Sohn des malerischen Fleckens Rappoldsweiler im Elsasse den unsern. Er und Leibnitz waren die geistigen Sterne Berlins in dieser glanzvollen Zeit. Neben dem weltlichen Prunke also auch sittliche Hoheit; neben Verflüchtigung des Sinnes auch eine religiöse Wiedergeburt! —

Über das Wesen des Pietismus hier nur ein kurzes Wort! Mit vollem Rechte setzt er jede dogmatische Erörterung bei Seite; das Dogma ist stets nebensächlich und in seiner Härte oft sogar der schlimmste Feind der wahren Religiosität. Religion ist Herzensempfindung, ist Begeisterung, ist Lebensgrundsatz, und ihre edelschöne Aufgabe ist es, sich in Thaten umzusetzen, — sich in der Lebensführung zu bewähren, mit einem Worte: ist die Nachfolge Christi. Der dogmatische Polemiker ist dem Pietisten im Sinne der Bergpredigt ein Mann des Zornes, — die Geschichte des dogmatischen Kampfes gilt ihm als die Geschichte der menschlichen Thorheit, denn das Unbegreifliche läßt sich nun einmal auch durch scholastische Formen dem Verständnisse nicht näher bringen. Es ist das hohe Verdienst der Pietisten, das Wesen der Religion in dieser Weise am klarsten erkannt und die Wirksamkeit des Erlösers als eines Helfers und Seelenarztes am tiefsinnigsten aufgefaßt zu haben. „Seine Liebe" ist dem Pietismus die höchste christliche Pflicht. Wir verstehen diese Thatsachen jetzt sehr viel besser und tiefer als unsere Vorfahren, nachdem uns jüngst eine „kaiserliche Botschaft" zuteil geworden ist, — nachdem jenes hohe Wort von dem „praktischen Christentume" eine so tief einschneidende und die Geister so haarscharf richtende Bedeutung auch unter uns gewonnen hat. Philipp Jakob Spener ist der Begründer dieses echt religiösen Sinnes in unserer Stadt, welcher die Bewährung des Glaubens durch Thaten fordert; ja, wenn wir **ganz** gerecht sein wollen, so ist er nur ein später Mahner an den Besitz von Gütern, welche schon in katholischer Zeit einst unter uns vorhanden gewesen waren: an die Innigkeit des Gemütes, die Wärme des Herzens und das Erbarmen der Seele. Ob das Gewissen der Pietisten all zu eng gewesen sei, steht uns hier nicht an, zur Besprechung zu bringen; es ist auf **jeden** Fall verdienstlich, sich gewisser Genußmittel, — ja selbst so unschuldiger Ge-

nußmittel wie der Chokolade, des Thees und des Kaffees zu enthalten, wenn es den auf solche Weise gemachten Ersparnissen gelingt, auch nur eine einzige Thräne zu trocknen, — auch nur eine einzige Sorge zu verbannen. Mögen die Pietisten darin zu weit gegangen sein, daß sie jedwede Lebensfreude mieden: darin aber hatten sie gewißlich recht, daß sie „Wirtschaften", wie Besser sie gedichtet hatte und wie die „philosophische Königin" sie hatte aufführen lassen, verabscheuten und den „Tanz" aus ihrer Geselligkeit verbannten, — jenen „Tanz", welcher doch eben nichts weiter als eine ästhetische Abnormität geworden war. — Der Propst Philipp Jakob Spener ist eine der edelsten, in ihrer Wirksamkeit für das Vaterland besonders hoch zu stellenden Persönlichkeiten, welchen wir in der Geschichte von Berlin begegnen. Die Einzelheiten seines Lebens und Wirkens können in ihrer Vollständigkeit und schönen Harmonie des Raumes halber leider hier nicht angegeben werden; nur seine Wirksamkeit inmitten unserer Nikolai-Kirchengemeinde haben wir zu schildern. Am 21. Juni 1691 hielt der berühmte sächsische Hofprediger, welcher an dem lasterhaften Dresdener Hoflager damaliger Tage furchtlos die ewig feststehenden, sittlichen Wahrheiten verkündigt hatte, seine Antrittspredigt in der Hauptkirche von Berlin. In schneller Folge wurden dann die Mitglieder des „Leipziger Collegii philobiblici" von Spener nach Berlin berufen Sie kamen alle, — alle; — Johann Kaspar Schade sowohl, wie Gottfried Arnold, Joachim Lange sowohl, wie Hermann August Franke. Nur zwei dieser edlen Männer aber blieben uns bis zu ihrem Tode in Berlin erhalten, — Spener und Schade. Ein Wort der Anerkennung aber sei ihnen allen hier geweiht.

Gottfried Arnold, der berühmte Verfasser der „unparteiischen Kirchen- und Ketzer-Geschichte", weilte von 1702 bis 1705 als Hofhistoriograph in Berlin. „Läuterung der Kirche", — das war der Zweck seines Wirkens und sein Wahlspruch; — eine „Läuterung der Kirche" hatten nach seiner Auffassung aber auch all jene Männer angestrebt, welche die ihnen feindlich gesinnte, siegende Majorität der Kirche einst mit dem Namen der „Ketzer" gebrandmarkt hatte. Es ist dies ein Standpunkt, welcher sich geschichtlich gewiß nicht rechtfertigen läßt, aber doch immerhin menschlich schön ist und zu tieferem Studium anregt. Den Czechen Huß, welcher die deutsche Wissenschaft einst von der Hochschule zu Prag verbannen wollte, haben wir Deutsche wirklich keinen Grund zu feiern; — wohl aber interessiert es uns, einen Bürger unserer Stadt so energisch hinweisen zu sehen auf das Verdienst jener alten „pauperes de Lugduno", der Waldenser, — jener zersprengten Mitglieder der Gemeinde der „Armen von Lyon", welche eine Freistatt auch bei uns gefunden hatten durch der Hohenzollern hochherzigen Sinn.

Joachim Lange aus Gardelegen begegnet uns schon im Jahre 1693 als Lehrer im Hause des Dichters Canitz; er wirkte später als Prediger und Rektor auf dem „Friedrichswerder" und verstarb im Jahre 1744 als Senior der theologischen Fakultät zu Halle. Unter den Gegnern der orthodoxen lutherischen Dogmatik war er einer der rührigsten; — es verdankt ihm die evangelische Kirche das schöne Lied des Gebetes:

„Her Jesu, Gnadensonne, wahrhaftes Lebenslicht!"

Noch begeisterter aber als er trat der Diakonus Johannes Kaspar Schade für die Grundsätze des Pietismus ein. Dieser junge, im Jahre 1666 zu Schleusingen geborene Geistliche erblickte den eigentlichen Grund aller damals herrschenden

kirchlichen Übelstände in dem Mißbrauche des Beichtstuhles, welchen er geradezu als einen „Satanspfuhl“ zu bezeichnen wagte. Schade erregte durch die scharfe Bekämpfung der Privatbeichte geradezu einen Sturm theologischer Lehrstreitigkeiten in Berlin; der Landesherr sah sich im Verlaufe derselben sogar zu persönlichem Einschreiten genötigt, und selbst Spener vermochte das kühne Auftreten seines Freundes Schade nicht immer zu billigen. Aber der edle Geistliche wich, auf seine Gemeinde sich stützend, auch nicht einen Schritt breit zurück, bis ihn der Tod im Jahre 1698 abrief. Schade ist auf dem kleinen, eingehegten Raume im nordwestlichen Kreuzeswinkel der Außenwandung des altersgrauen Gotteshauses zu St. Nikolai bestattet worden; noch heute lehnt sein Grabstein an der Kirchenmauer. Er war ein „Engel des Herrn“, rühmt die Inschrift desselben dem milden und doch so muthigen Geistlichen nach; „der Eifer um das Haus des Herrn hat ihn verzehrt“. Die Form der Beichte aber, welche Schade angestrebt, ist nun allgemein üblich geworden. Und doch hat der Pöbel von Berlin, von lutherischen Eiferern aufgestachelt, Schades Leichenstein zertrümmern wollen; doch ist Schades schönes, auf Kupfer gemaltes Porträt aus jenem schlichten Denkmale herausgerissen worden. Einige Juden, welche während dieser Frevelthat an dem geweihten Orte vorübergingen, schüttelten die Häupter und sprachen:

„Gott muß die Christen strafen; denn dieser war ein frommer Lehrer und ein wahrhaftiger Prophet.“ —

So sehr wir aber auch dem Pietismus als dem Gegensatze der bloß dogmatisierenden Parteien der evangelischen Kirche das Wort zu reden hatten, so wenig dürfen wir es andrerseits verschweigen, daß mit jener Gefühlsseligkeit, welche die Pietisten zur Schau trugen, und mit jenen apokalyptischen Hoffnungen, welche sie hegten und pflegten, doch auch sehr ernste Gefahren für die Kirche verbunden waren. Im allgemeinen bewahrte Spener selbst eine edle und nüchterne Haltung, wie sie der Bedeutung seiner Sache entsprach. So stand er z. B. den Offenbarungen des Fräuleins Rosamunde von der Asseburg und des Schwärmers Petersen anfangs sehr kühl und besonnen gegenüber; erst als der letztere die Erfüllung der Lieblingswünsche des frommen Propstes, d. h. die baldige Bekehrung der Juden, den Untergang Roms und das Nahen des tausendjährigen Reiches als nahe bevorstehend ankündigte, fühlte Spener sich zu dem abenteuerlichen Manne machtvoller hingezogen; ja, er erlaubte es Petersen, nachdem derselbe im Jahre 1692 seines Amtes entsetzt worden war, nun sogar, sein reines Haus, die Propstei, zu betreten. Es läßt sich leicht ermessen, wie tief jener sittliche Defekt, welcher bei so vielen Anhängern des Pietismus offen hervortrat, einen so reinen und wahrhaften, so freudig für seine Überzeugung eintretenden Mann, wie es Spener war, bekümmert hat. Erst auf Wunsch des Hofes verließ Petersen endlich Speners gastliches Haus, und nun erst kehrte dem edlen Geistlichen wiederum der freie Sinn zurück. „Es scheint,“ so schrieb Spener schon 1693 an Herm. Aug. Franke, „als wolle Gott uns die vorgefaßte Meinung von denen Ecstaticis mit Gewalt hinwegnehmen.“ Nach reichgesegneter Wirksamkeit entschlief der Erneuerer des religiösen Lebens der Hauptstadt dann am 5. Februar des Jahres 1705. In demselben Raume, in welchem Schade ruhte, wurde auch Philipp Jakob Spener und, nach ihm, noch in demselben Jahre, auch seine Witwe, Frau Susanna Erhardtin von Straßburg, zur ewigen Ruhe bestattet. „Begrabet mich in einem weißen Sterbekleide und nicht in schwarz-gestrichenem Sarge,“ hatte der Propst

einst zu den Seinen geäußert, „denn ich sterbe in einer festen Zuversicht des Sieges der Kirche Gottes auch auf Erden.“ Die Grabestafeln beider Eheleute befinden sich noch heute an demselben Platze; — gar lieblich blühen zur Lenzeszeit dichte Fliederbüsche unter ihnen, ihre Wohlgerüche zu den schlichten Denkmälern emporsendend. —

Nach Speners Tode übernahm der edle Freiherr Karl Hildebrand von Canstein, der Stifter der Hallischen Bibelgesellschaft, die Führung der Berliner Pietisten. Er war in derselben entschieden nicht so glücklich, wie sein verstorbener Freund Spener es gewesen war. Neben der reinen erquickenden Frucht erwuchs an dem Baume des Berliner Pietismus nun leider auch manch' giftiges Gewächs; — Aberglaube, Süßlichkeit und Lüsternheit schadeten dem edlen Versuche, die evangelische Kirche zu erneuern, in sehr hohem Maße. Gleichwohl waren durch Ph. J. Spener tief-religiöse Anregungen, in unsere, damals anscheinend sehr weltliche Stadt übertragen worden, und diese Anregungen, wie alles, was der Tiefe eines reinen Sinnes entsprossen ist, vermochten nicht spurlos zu verschwinden. Die Veredlung des Glaubenslebens innerhalb Berlins, welche in unseren Tagen eingetreten ist, wird in ihrem letzten Grunde stets auf Spener als auf ihren ersten geistigen Urheber zurückzuführen sein. Ein Wort der Anerkennung also auch für ihn: — Haveto, pia anima!“ —

August Hermann Franke, der große, werkthätige Streiter des Pietismus, ist leider stets nur vorübergehend in Berlin anwesend und für seine großen, menschenfreundlichen Zwecke thätig gewesen. Bald aber, schon unter der folgenden Regierung, werden wir es deutlich sehen, wie segensreich sein Beispiel auch in unsrer Stadt gewirkt hat. —

Dem gleichen Grunde wie der Pietismus, d. h. der Indifferenz gegen das Dogma und der Auffassung des Christentums als That, verdankten endlich auch noch andere religiöse Strömungen jener Zeit, welche die Stadt des ersten Königs durchfluteten, ihre Entstehung. Das apostolische Glaubensbekenntnis verkündet eine, heilige allgemeine christliche Kirche. Die thatsächlichen Zustände mußten im Gegensatze zu dieser hehren Lehre von dem einen Hirten und von der einen Herde indessen als wahrhaft unerträgliche erscheinen. Wenn sich nun damals ein Mann von Herz in ernster Weise fragte:

„Soll denn das deutsche Reich wirklich für allezeit in zwei andersgläubige Hälften zerteilt bleiben? — Soll in der Kirchenspaltung ferner stets die eigentliche Ursache eines so schweren nationalen Unglückes erhalten bleiben, wie es der 30jährige Krieg für uns gewesen ist?“ —

so konnte er nichts anders thun, als das Haupt schütteln und es sich geloben: „Nein; das soll nimmer sein!“ —

Es waren daher die edelsten Patrioten und die erlauchtesten Geister Deutschlands zugleich, welche das Werk der Einigung des Vaterlandes, womöglich selbst der gesamten Christenheit, zu einem religiösen Bekenntnisse in Angriff nahmen. Leibnitz, der Abt Molanus vom Kloster Lokkum, der Hofprediger Barkhausen zu Hannover und der Helmstädter Theologe Calixt unterzogen sich der Lösung dieser schönen Aufgabe. Die römische Kirche bewies diesen Bestrebungen gegenüber anfangs eine edle Haltung, welche als eine entgegenkommende aufzufassen war, bis es sich im Laufe der weiteren Verhandlungen endlich doch klar und deutlich herausstellte, daß Rom, wie stets, so auch jetzt, den Protestanten nicht das mindeste Zugeständnis zu machen bereit war.

Es konnte sich in der Folgezeit also nur noch um eine Union der deutschen Protestanten handeln. Mit vollem Recht machte Leibnitz nach dem Übertritte des Kurfürsten von Sachsen zum Katholizismus seinen edlen Berliner Freund, den Hofprediger Jablonski, auf all' die neuen Gefahren aufmerksam, welche dem protestantischen Bekenntnisse durch die Haltung des Hauses Sachsen entstehen könnten und sicher auch entstehen würden. „Ihr Kurfürst ist jetzt das natürliche Haupt aller Protestanten im Reiche," also schrieb er. — Friedrich I. war nun allerdings geneigt, die Führung des „Corpus Evangelicorum" im Reich zu übernehmen; aber er wollte — in weiser Schätzung der Kräfte auch der Gegner, — dies Corpus erst geeinigt wissen.

Von nun ab arbeiteten die Gelehrten seines Vertrauens daher mit Vorliebe an dem Plane der Vereinigung der beiden protestantischen Schwesterkirchen, und fürwahr! sie arbeiteten mit voller Hingebung und mit schöner Begeisterung an ihm. Jablonski verfaßte z. B. jene kleine Schrift, welche ihm ein bleibendes Ehrendenkmal ist: den „Weg zum Frieden". Ezechiel von Spanheim verhandelte mit gutem Eifer in Hannover; — als indessen die Succession des Welfengeschlechtes in Großbritannien in Frage kam, sah der edle Diplomat, daß dort für das schöne Werk des Friedens nichts mehr zu erhoffen stand. Gleichwohl gab König Friedrich I. seinen hohen Plan noch lange nicht auf; er berief noch im Jahre 1703 ein „Collegium irenicum" nach Berlin, in welchem der Bischof Ursinus von Bär den Vorsitz zu führen hatte. Spener nahm an demselben nicht mehr teil: „Es ist noch nicht Zeit," so sprach er, „wir alle müssen uns erst sittlich reinigen." So verhandelten dann in diesem Kollegium nur Jablonski und der reformierte Professor Strimesius allein mit dem Köllner Propste Lütkens, dem Pastor Reinbeck und dem Magdeburger Domprediger Winkler. Bald trat auch Lütkens zurück. Nun aber verlangte Winkler sogar, der König sollte auch den letzten Rest des alten papistischen Sauerteiges ausfegen; er solle nicht allein die Meßgewänder, sondern auch den Gebrauch der Lichter und der Hostien allgemein abschaffen. — Durch eine Indiskretion wurden diese Forderungen als „Arcanum regium" vorzeitig und hinterlistig veröffentlicht; und nun brach es los, — ein schwerzubeschreibender Sturm der Lutheraner in ganz Deutschland gegen die wohlwollenden Absichten Friedrichs. Jene Schrift, das „Arcanum regium", welches ein Friedensmittel hatte abgeben sollen, gestaltete sich nun, um mit Leibnitz zu reden, „zu einer Kriegstrompete zwischen den Evangelischen selbst". Ezardi in Hamburg und vor allen Löscher in Jüterbogk klagten über schnöden Verrat am Luthertume. Noch versuchten es die Vertrauensmänner des Königs, in der Schweiz, in Holland und in England dem großen, edlen Plane Freunde zu erwecken. Umsonst; — im Jahre 1708 schrieb selbst Leibnitz:

„Ich hoffe von dem Werke der Versöhnung nun nichts mehr!" —

König Friedrich I. aber war mit diesen leider vergeblichen Schritten unmittelbar in die Fußstapfen seines großen Vaters eingetreten, welcher einst in Thränen ausgebrochen war, als er vernommen hatte, wie die Lutherischen auf dem westfälischen Friedenskongresse die Reformierten vom Religionsfrieden auszuschließen versucht hatten. Übel belohnt zog auch Friedrich sich nun gänzlich auf das reformierte Bekenntnis zurück. Fand er doch selbst in seinem eignen Hause für seine hochherzigen religiösen Anschauungen kein Verständnis! — Kalt und teilnahmlos stand „die Freidenkerin" Luise Charlotte neben ihm, auch wenn sie Religionsgespräche zwischen dem Prediger

Isaac de Beausobre „von der Kolonie", dem Jesuiten Vota und dem irischen Freigeiste Toland veranstaltete. Friedrich I. erhielt indessen noch in einer anderen, schöneren Weise Gelegenheit, dieselbe edle und milde, religiöse Hoheit zu bewähren wie der große Kurfürst. — Daß er etwa 1000 Waldenser freudig in seine Staaten aufnahm und sie dann reichbeschenkt wieder ziehen ließ, wurde bereits erwähnt. Aber auch aus der Pfalz, aus Flandern und aus dem Hennegau kamen in den Jahren 1689—1699 Fläminger und Wallonen nach Berlin, — im Jahre 1699 auch Réfugiés von französischer Herkunft, welche bis dahin in der Schweiz geweilt hatten, — im Jahre 1704 endlich die „Orangeois", — vertriebene Protestanten aus dem Fürstentum Orange im Süden Frankreichs, — dem alten, sagenumklungenen „Arausio". Überraschend wuchs die französische Kolonie noch immer an, und ein reiches religiöses Leben regte sich in ihrer Mitte. Mit Verständnis wußten die hochbegabten Geistlichen dieser religiösen Gemeinschaft, ein Jacques l'Enfant, ein Isaac de Beausobre, ein Alphonse de Vignoles, ein Maturin Veyzière de la Croze dasselbe auch zu pflegen. —

Bei der Besprechung der religiösen Verhältnisse Berlins unter König Friedrich I. haben wir endlich auch noch der Lage der Juden in Berlin zu gedenken. Der König bewies ihnen völlig dieselbe Toleranz wie sein großer Vater; nur daß er dem massenhaften Zuströmen der Israeliten nach Berlin, welches die jüdische Gemeinde selbst in pekuniärer Beziehung bedrohte, dadurch ein Ziel zu setzen gezwungen war, daß er gegen einen bestimmten Anteil an jenen 16 000 Thalern, welche die gesamte Judenschaft für ihre „Duldung" jährlich aufzubringen hatte, kurfürstliche Schutzbriefe ausgab. Dennoch kamen „unvergeleitete Juden" d. h. Juden ohne Schutzbriefe, in großer Anzahl auch nach Berlin. Es mußte daher mit aller Strenge gegen sie eingeschritten werden. In der That: es sind nicht eben anheimelnde Verhältnisse, in welche die Geschichte der Berliner Juden uns jetzt einführt. Der alte Haß zwischen Juden und Christen dauerte noch immer in gleicher Stärke fort. Auch aus der Mitte der Judenschaft selbst erhoben sich Anklagen gegen die eignen Glaubensbrüder. Ein Konvertit, der frühere Jude Kahtz, gab an, daß der Jude Spielmann ein Buch, „die Geschichte des Gehängten", besäße, welches die gröbsten Beschimpfungen des Heilandes enthielte. Es komme ferner z. B. in dem Gebete: „Uns gebühret, zu preisen den Herrn" die folgende Lästerung vor:

„Wir knieen und beugen uns nicht vor dem gehängten Jesus!" —

Bei diesen Worten werde ausgespieen; man spränge dann einige Fuß von dem Orte hinweg, auf welchem man sich befände. Es entstanden nunmehr lange Kontroversen über diese Anschuldigungen, ohne daß durch dieselben auch nur das mindeste Licht in die dunkle Angelegenheit gekommen wäre. Man verteidigte sich auf jüdischer Seite stets damit, daß man sagte, dies Gebet sei schon von Josua (!) verfaßt, und die betreffende Stelle enthalte nichts weiter als den Ausdruck des tiefen Hasses der Ammoniter gegen Josua. Im Jahre 1703 erfolgte gleichwohl, trotz aller Anschuldigungen, ein neues Toleranz-Edikt, „denn der König selbst sähe mit erbarmendem Auge auf das arme Judenvolk hernieder". Jede Lästerung Christi aber wurde selbstverständlich aufs strengste verboten.

Andere Anklagen richteten sich gegen das Buch „Rabboth". Endlich stellte Eisenmenger in seinem Werke: „Entdecktes Judentum" in Vollständigkeit alles zusammen, was jene Zeit den Juden vorzuwerfen wußte. „Die Juden aber erwirkten vom Kaiser ein Verbot der Veröffentlichung dieser Schrift, welches trotz der Be-

mühungen hoher Gönner Eisenmengers aufrecht erhalten wurde." Allein Friedrich I. gestattete dennoch den Wiederabdruck des Buches. Herr Ludwig Geiger zählt darum auch den milden, ersten König zu den entschiedensten und „höchsten Gönnern" Eisenmengers. Er übersieht indessen, daß die königliche Pflicht dem Herrscher gebo auch die Ankläger des Judentums zu hören, und gesteht selbst ein, daß die Jude ihre Schutzgelder höchst lässig bezahlten, daß sie auf ihre „unvergeleiteten" Glauben genossen nicht sorgfältig genug achteten, und daß man ihnen „die Ausführung od Beförderung vielfacher Diebstähle schuld gab" — d. h. doch wohl, sie ihnen zuschrieb. — Es kommt uns wahrlich nicht in den Sinn, all' diese ärgerlichen Vorfälle, welche si in der damaligen Judenschaft ereignet haben, hier schärfer hervorzuheben; es s nur das Eine hier noch erwähnt, daß infolge persönlicher Beleidigungen, welc in der Synagoge selbst gefallen waren, bittere Feindschaft auch zwischen Jost Liebman dem königlichen, — und zwischen Markus Magnus, dem kronprinzlichen Hofjude entstanden war. Die beiden Juden beschimpften einander an der Stätte des Gotte dienstes aufs widerwärtigste, und die Hohenzollern ernteten in diesem Kampfe d Zungen für ihre edle Duldung den alttestamentlichen Ehrentitel von „Amalekitern Sie mochten darüber lächeln; — zu ihren Ohren aber sind diese Vorfälle jedenfal gekommen. Noch ärgerlicher aber wurden die Streitigkeiten inmitten der Judenscha als es sich um die Errichtung einer gemeinschaftlichen Synagoge handelte. Benedikt V und Abraham Rieß hielten „die erste Schule"; der Hofjude Liebmann aber ließ si das Recht beilegen, noch „eine zweite" zu errichten Kein Wunder also, daß bei d herrschenden Roheit der Sitten Schlägereien in den Betstuben sich entwickelten. C kam sodann noch eine dritte, ja, selbst noch eine vierte Schule hinzu; — so chaoti wirr sind die Anfänge des jüdischen Gemeindelebens selbst in der Hauptsta Eilen wir indessen dem Schlusse dieser unerquicklichen Dinge zu, welche gleichwo in einer „Geschichte Berlins" nicht fehlen dürfen. Im Jahre 1712 wurde der Gru zu einer neuen, der alleinigen Synagoge der Berliner Judenschaft, in der „Haidereute Gasse" gelegt, in welcher sich bereits auch die älteren „Schulen" befunden hatten.

Küster beschreibt dieses Gebäude also:

„Diese Schule soll an Schönheit derjenigen, so die portugiesischen Juden i Amsterdam haben, nichts nachgeben. Kemmeter, ein Meister von Regensburg, h das Dach schön eingerichtet urd verbunden. Der Altar ist von Bildhauerarbeit; i seiner Mitte hangen die zehn Gebote auf zwei Tafeln Unter ihnen befindet sich ei roter, mit Gold gestickter, und mit güldenen Franzen besetzter Umhang, hinter welche die Juden die Lade oder Schrank „Aaron" und darinnen über 100 Stück „Thora oder die 5 Bücher Moses auf Pergament zusammengerollet haben. Diese schöne Dec so zu Kurfürst Johann Georgs Zeiten gewirket worden, hat die Landesherrschaft selb geschenket. Vor dem großen Altar aber stehen zwei Nebenaltäre; darauf Lampen u Leuchter mit hohen Kerzen; zur Rechten aber pranget der große Leuchter mit sieb Armen. Das andere ist mit Zierraten nach jüdischer Weise wohl versehen. An ei Wand aber hanget eine große Tafel mit einem auf massive Art stark vergulde durchbrochenen, schönen und mit dem Königlichen Adler und der Krone gezier Rahmen, in welchem oben in hebräischer und unten in deutscher Sprache der Se über das ganze königliche Haus mit güldenen Buchstaben zu lesen ist. Bei der E weihung dieses Tempels am Sabbathe vor dem jüdischen Neujahr 1714 hatte

Schutzjuden und Hof-Gold-Silberstickers Salomon Isaak Tochter das Glück, in hoher Gegenwart der königlichen Herrschaft als erste getraut zu werden.“

Man sieht, auch das nachfolgende Königspaar stand den Juden tolerant gegenüber. Möge die Aufstellung der Gebetstafel für den König und sein Haus in der alten Synagoge der Heidereiter-Gasse uns als der erste Lichtblick in der Geschichte der jüdischen Gemeinde Berlins erscheinen; wir werden in der That zu seiner Zeit erfreulichere Dinge von ihr zu berichten haben als ihre nur wenig ehrenvollen Anfänge. —

Wir sahen oben, welch' thatkräftige Anregung König Friedrich I. der öffentlichen Wohlthätigkeit durch die Stiftung des großen Friedrichs-Hospitales gegeben hatte. Der Pietismus legte auf die Bewährung des Christentums durch die Liebe ein ganz besonderes Gewicht. Es wurden die Kirchen daher auch in diesem Zeitraume der Geschichte Berlins mit Legaten und Stiftungen reichlich bedacht; gleichwohl ließ die Zerklüftung des religiösen Lebens großartige Institute der Barmherzigkeit leider noch nicht entstehen. Damit wir diesen Abschnitt indessen mit erquicklichen Nachrichten beschließen, sei hier noch Folgendes erwähnt:

Gerade bei den Vorstadtkirchen, bei St. Georg und bei Jerusalem, regte sich die christliche Liebesthätigkeit besonders thatkräftig. Am erfreulichsten aber entwickelte sich das Armenwesen der französischen Kolonie und zwar unter der hochherzigen Beihülfe Friedrichs. Auf grund königlicher Schenkungen und milder Gaben konnte in den Jahren 1699 und 1700 das Hôtel de Réfuge in der Friedrichsstadt für arme schweizerische Einwanderer errichtet werden, und mit den reichen Erträgen von Landes-Kollekten und der Selbstbesteuerung der Réfugiés wurde in der Dorotheenstadt am 14. Juli 1705 die Maison d'Orange gegründet, ein Hospiz für jene Südfranzosen, welche um des Glaubens willen freudig ihr schönes Vaterland verlassen hatten. Es gewährt dem Betrachter der Geschichte in der That eine hohe Freude, das innere Leben der Kolonie in diesen Tagen zu beobachten. Wir haben hier freilich nicht jene glänzenden Häuser der französischen Gemeinde im Auge, welche es an Entfaltung von Prunk und Glanz dem Hofadel noch zuvorthun wollten, sondern vielmehr den Kern der Kolonie, — jene Familien, welche Religion und Sitte treu bewahrten. Allein das führt uns bereits auf das ethische Gebiet, welches gesondert betrachtet werden will.

---

9. Aus den letzten Tagen Friedrichs I.

Litteratur: v. Ledebur, König Friedrich I. Leipzig 1878.

Wir hatten die städtische Geschichte beim Jahre 1709 verlassen, in welchem die Einigung Berlins erfolgt war und hatten uns sodann den großen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des religiösen Lebens zugewendet. Es ist nunmehr unsere Aufgabe, auch ein Bild der Sitten und der allgemeinen Kulturentwickelung Berlins während der letzten Jahre Friedrichs I. zu entwerfen. Bunt und vielgestaltig, wie das Leben in einem sich so mächtig hebenden Gemeinwesen selbst dahinflutet, wird auch unsere Darstellung dem Leser vorüberziehen.

Berlin hatte um 1700 etwa 29 000, um 1709 gegen 55 000, im Jahre 1712 aber bereits über 61 000 Einwohner. Mit inniger Freude blickte Friedrich I. auf dieses ungeahnte Erblühen seiner Hauptstadt. Er hatte das Recht, sich zu sagen, daß sein Verdienst dasselbe hervorgerufen habe. Auch in seinen letzten Lebensjahren bewährte sich noch jene väterliche Fürsorge für seine Hauptstadt, welche wir oben zu rühmen hatten. Armen- und Gesinde-Ordnungen, Polizei-Edikte, erfolgreiche Bemühungen zur Hebung des Wollhandels und der Tuchfabrikation lassen sich in großer Anzahl auch noch aus ihnen anführen. In gleicher Weise ließ Friedrich I. die Gewerbegesetzgebung sich angelegen sein; Herr von Ledebur zählt nach Küster mehr denn 40 Innungen auf, welchen Friedrich Privilegien erteilt oder erneuert hat. Zu ihnen gehören beispielsweise die Buch- und Bürstenbinder, die Damast- und Drellmacher, die Drechsler, die Posamentiere und, was für die Zeit besonders bezeichnend ist, auch die Perrückenmacher.

Freilich, nicht Alles gelang, was in Angriff genommen worden war. So z. B. sank der Zustand der afrikanischen Kompagnie, welche den überseeischen Handel Preußens beleben sollte, leider von Jahr zu Jahr. Ja, es war fast nur noch ein Scheinleben, welches sie führte, so mutig und fest der Negerhäuptling Jean Cunny auf Groß-Friedrichsburg auch Preußens Banner in Afrika aufrecht erhielt.

Wie stand es ferner unter König Friedrich I. um jenes Gebiet des Volkslebens, welches doch immer das wichtigste bleibt, um dasjenige der Sitte und der Moral? — Daß wir etwas allgemeines vorausschicken: Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß jene ärgerlichen Vorgänge, welche bei Hofe sich zutrugen, — daß das bloße Vorhandensein einer Gräfin Wartenberg an demselben, anderer Damen zu geschweigen, in keiner Weise geeignet war, in sittlicher Beziehung günstig auf unser Volk einzuwirken. Indessen, — wir vermögen es nicht zuzugeben, daß das Beispiel des königlichen Hofes den eigentlichen Kern der Einwohnerschaft von Berlin in jenen Tagen moralisch irgendwie beeinträchtigt habe. Es fehlte freilich nicht an Narren, welche Prunk und Modethorheiten auch auf schlicht-bürgerliche Verhältnisse übertragen wollten. Allein das Familienleben blieb trotzdem im allgemeinen durchaus gesund, und jene lächerlichen Nachahmungen des Hoflebens riefen eine [illegible]

: Opposition hervor, welche sich auch in litterarischer Beziehung äußerst derb und
ig kundgab. Diese Pamphlets auf französische Sitten und Moden, welche bei
freilich zur Alleinherrschaft gelangt waren, hat man indessen gewöhnlich viel zu
haft genommen. Da diese Anklagen jedoch von wackeren Patrioten ausgegangen
und — da sie zu gleicher Zeit amüsieren, so sei auch hier ein weniges aus jener
hmten Schrift citiert, welche unter dem Titel:

„Der Teutsch-französische Moden-Geist, wer es lieset, der versteht's, gedruckt
Geyersbergk (Königsberg i. Pr.)"

Jahre 1689 erschienen ist und auf die Berliner Verhältnisse im besondern
; nimmt.

Nachdem der Verfasser die guten und einfachen Sitten, Gebräuche und Klei-
en der alten Deutschen geschildert und gerühmt hat, sagt er: „Sehen wir aber
jezzigen Zustand Teutschlands an, so befinden wir einen großen Unterschied. Es
. leider! mehr als zu sehr bekannt, daß, so lange der Franzosen-Teuffel unter
Teutschen regierett, wir uns am Leben Sitten und Gebräuchen also verändert,
vir mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturalisirte Franzosen seyn und heißen
n, den Namen eines neuen, sonderlichen und in Franzosen verwandelten Volks
ımen könnten.

„Sonsten wurden die Franzosen bey denen Teutschen nicht ästimiret, heute zu
können wir nicht ohne sie leben, und alles muß Französisch seyn. Französische
che, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrat, französisches
:n, französische Musik, französische Krankheiten, und ich befürchte, es werde auch
ein französischer Tod darauff erfolgen, weil ja die hiedurch verübten Sünden
anderes prognosticiren." —

Der Autor sagt ferner, daß die alte teutsche Sitte und Tapferkeit, wenn sie
verlohren gegangen, gewiß doch verloschen und geschwächt wäre, welches bloß von
Nachahmung fremder Völker herrühre, absonderlich aber von dem stolzen, falschen
liederlichen Franzosen-Geist, der uns durch liebkosende Werke, schmeichelnde
ı und viele Versprechungen, wie die Schlange unseren ersten Elltern im Para-
gethan, gleichsam eingeschläfert habe, und uns nach und nach um unsere liebe
ıe Freiheit zu bringen längst bemühet gewesen sei, weil er gesehen hätte, daß
u seiner liederlichen Lebensart sonderlich incliniren und Beliebung trügen. Die
n teutschen Höfe, fährt er fort, wären französisch eingerichtet, und wer heut zu
an denselben versorgt seyn wolle, müsse französisch können, und besonders in
, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit wäre, gewesen seyn,
.cht, so dürfe er sich keine Rechnung am Hofe machen. Wer einen Lakayen bei
Hofbedienten agiren wolle, müsse in der französischen Sprache erfahren seyn
ıaher heiße es:

Wer nicht französisch kann,
Der kömmt zu Hof nicht an

sen möchte dieses noch hingehen, weil man sich an den Höfen noch eher um
:r Länder, Sprache, Sitten und Gebräuche zu bekümmern habe, weil, wenn
fremde Herrschaften dahin kämen, man mit ihnen sprechen und sie nach ihrer
sart bedienen müsse. Allein dies wäre auch bis auf Privatpersonen und bis
n Pöbel gekommen, und man dürfe sich nur in den Städten umsehen, so würde
inden, daß alles französisch sey.

Wenn die Kinder, so sagt der Sittenrichter in seiner Sprache, kaum ausgekrochen sind, und nur erst 4 oder 5 Jahre zurückgeleget, so werden sie gleich dem französischen Moloch aufgeopfert und zu den französischen Galanterien angeführet. Wenn ein Kind so zu sagen kaum den Kopf aus dem Mutterleib gestecket, und man nur erkennet, ob es ein Mägdlein oder Knäblein sey, so sind auch die Eltern schon auf den französischen Sprach- und Tanzmeister bedacht. In Frankreich redet Niemand teutsch, außer etwa die Teutschen unter einander, so sich darinnen aufhalten; aber bey uns Teutschen ist die französische Sprache so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige zu reden pflegen. Ists nicht wahr, daß die meiste Eltern, so etwas von Condition seyn, (oder, daß ich recht rede, Krämerchen, Mist-Jubilirer) alles dasjenige, was sie ermauschelt, an ihre Kinder, obgleich nicht zum Nutzen, dennoch zum Verderben derselben anwenden, sollten sie auch gleich hernachmahls so darüber hernieder kommen, daß sie, den ganzen Krahm in einem Kober gesteckt, zum Thor hinaus laufen und zu Schelmen darüber werden müßten?"

Nachdem dieser bittere Schilderer seiner Zeit die Franzosen auch als ein geldgieriges Volk dargestellet, die von ihnen in Teutschland beigetriebenen Kontributionsgelder im Kriege, eingeführte leichte Münzsorten, desgleichen die unter den Teutschen herrschende Sucht, französische Tapezereyen und Gemählde zu besitzen, wozu aber vieler Vermögen doch nicht zureiche, und sie dadurch in Verlegenheit gerieten, die ihnen anvertraueten Gelder anzugreifen, erwähnet hat, fährt er mit seinen derben Worten also fort:

„Will ein Junggesell heute zu Tage bey einem Frauenzimmer attresse haben, so muß er mit französischen Hütchen, Westen, galanten Strümpfen 2c. angestochen kommen. Wenn dieses ist, mag er sonst gleich eine krumme Habichts-Nase, Kalbes Augen, Buckel, (oder wie es andere, die dergleichen Personen affectionirt sind, hohe Schulder nennen) Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, so fragt man nichts darnach; genug, daß er sich nach langem Lernen a la mode frans stellen kann. Man hält ihn für einen recht geschikten Kerl, ob er gleich sonst nicht für eine Fledermaus erudition im Kopff und anstatt des Gehirns Heckerling hat. Er ist und bleibt Monsieur, bevoraus, wenn er etwas weniges parliren kann.

Dannenhero es auch zu geschehen pfleget, daß so viele Narren sich auff solche Französische Förmchen befleißigen, und wenn sie etwan ein baar in der Tasche haben, so tragen sie sich Tag und Nacht damit und suchen Gelegenheit, wie sie solche anwenden mögen. Kommen ein baar solche Narren zusammen, so fragt der eine bald den andern: Vule vu an allé avec proméné par baslatamps por mon plaisier, „Wollen wir nicht zum Zeitvertreib ein wenig spazieren gehen?", kann aber der andere nicht wegen Herren-Dienste abkommen, so ist er bald auch mit einem französischen Bröcklein herfür zu wischen bereit, welches er etwan in Buchladen, oder auff der Schreibstube aufgeraffet: Je vous rends un million de graces. Wiewohl es auch öfters geschiehet, daß sie solche Förmelchen nicht recht an gehörigen Ort anwenden und so ungereumt antworten, daß nichts darüber ist.

Denn weil ein jeder gern ein Frantzmann seyn will, so geht es zuweilen manchem, wie jenem Bauer, welcher sich in die Nachahmung der Franzosen nicht recht schicken kunte. Denn als er einstens aus curiosität eine Vestung besehen wollte und gehöret hatte, daß die Franzosen wegen der Besatzung, wegen Landsmannschaft darein zu gehen freyen Paß hätten, er sich auch vor einen Franzosen ausgabe, und der fragenden Schildwache

wache zur Antwort gabe: Iche bin Een Franzues, hernachmahls aber, als er sich mit der Sprache verraten, ihn der Buckel mit der französischen Elle weidlich abgemessen und mit guten Brügeln zurückgejaget worden. Oder es werden doch zum wenigsten solche Zwitter, welche, weil sie gerne Französisch reden wollen, aber nicht mehr als ein Papagey herstammeln können, zum wenigsten ausgelachet, indem sie in diesen geringen und wenigen Förmelchen, weil sie den genium der Sprache an und vor sich selbst nicht verstehen, große Schnitzer begehen, und sich über alle massen prostituiren. Als zum Exempel: Seit das Monsieur bey uns Teutschen eingerissen und eingeschlichen, reden es auch jtzo alle Mägde, Knechte und Stieffelschmierer. Kömt man zu einem Schneider und will sich was machen lassen, kann aber mit ihm nicht eins werden, ist er behend mit Monsieur heraus, solchen zu persuadiren. Siehet man einen Handwercks-Kerl, absonderlich der hinter dem Kachel-Ofen gewandert, einem andern einen Dienst thun, so ist er gleich bereit, und spricht: Musi, ich sage Danck. Gehet man vor ein Tobacks-Krämigen vorbey, ruffen sie bald zu: Monsi beliebt ihm was von guten Toback u. s. w. und solchergestalt wird das allerliebste französische Wörtlein so sehr verhümpelt und zerstimpelt, daß es zu bejammern ist. Ist demnach solche französische Sprache also unter uns eingerissen, daß fast keiner solcher entbehren kann, wo er anders unter denen Leuten fortkommen will. Denn will sich ein Studiosus um eine Condition oder Information bewerben, wird er gleich gefraget: ob er parliren könne, wo nicht, so sei es vergebens, daß er sich darum bewerbe Ich erinnere mich hierbei, daß, als nicht unlängst ein Praeceptor an einen Ort abginge, welcher mit einem vornehmen Herrn in fremde Länder zu gehen beruffen worden, sich aber ein anderer um diese Stelle beworben, welcher wohl studiret, und in Philosophicis, Theologicis und Humanioribus sich wohl gesetzet, wurde er sogleich gefraget, ob er die Französische und Italiänische Sprache verstünde, wo nicht, so würde es vor diß mal nicht seyn können, weil ja der Knabe schon 9 Jahr alt sey, und es nunmehr höchst nötig, daß er in diesem grossen Alter zu solchen Sprachen möchte angeführet werden, da doch der grosse Molken-Tremel noch nicht teutsch reden kunte, geschweige denn ein Gebot oder einen Artikul aus dem kleinen Catechismo herbeten, darauff doch seine Seeligkeit beruhet. Wer siehet demnach nicht, daß solche Leute hiermit zu erkennen geben, daß sie nicht Christen, sondern Atheisten seyn, welche kein Bedenken tragen, die Kleinen zu ärgern, und das hierauf gelegte Wehe in den Wind zu schlagen. Müssen demnach uns also beklagen:

> Die teutsche Sprach kömt ab, ein' andre schleicht sich ein,
> Wer nicht Französisch redt, der muß ein Simpel sein!

Gehen wir aber weiter fort, und sehen uns auch ein wenig in Kleidungen umb, so müssen wir gestehen, daß hierinn gar kein Unterschied zwischen denen Teutschen und Franzosen sey. Und dürffte ich fast sagen, daß es in Frankreich selbsten nicht so arg in Kleidungen hergehe als in Teutschland. Wie ich denn, so die Wahrheit noch zu bekommen ist, selbsten in Paris so vielerley Moden und Veränderungen der Kleider, als in Teutschland niemahlen gesehen habe. Es melden zwar die Historien-Schreiber, daß die Franzosen, besonders das Frauenzimmer, sehr prächtig in Kleidung einhergehe, und solches gemeiniglich sich auch über ihren Stand und Vermögen trage, und dürffen auch die Männer ihnen solche Pracht nicht wehren, damit sie solche nicht erzürnen, sondern sie müssen helffen, damit sie gnädige Frauen haben. Wie denn auch alle

Cavalliers zu Hofe, benebst denen Ritterlichen Übungen, als Reiten, Tanzen, Turnieren, Aufzüge halten, und andere Kurzweil, die meiste Zeit damit zubringen, dem Frauenzimmer aufzuwarten, und so gut als sie können und wissen, solche zu bedienen. O wie sauer lasset sichs so mancher werden, eine galante Nacht-Musik zu bringen? Wie viel baar Schuh gehen des Jahrs lang nicht drauff, da man Stündlich, wohin man etwan seine inclination hat, für dem Fenster herum trampelt, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer, oder doch an deren Statt die Magd oder die Katze und den Budelhund zu grüssen? Wie viel Zeit wendet man nicht auff verliebte Briefchen, so man aus denen Romans zusammenstoppelt? Wie weiß sich mancher in grünen oder andern Beltzen zu verkleiden, Ringe anzustecken und des Tages vor einem Hause zum öfftern vorbeyzugehen, damit er ein Mädgen für seinen Schnabel erhaschen möge? Da heißt es denn: Du schwarzes Mägdelein, ich bin 200 Meil weges deinetwegen gereiset, damit ich dich einmal sehen möge; ob es gleich alles erlogen und ein solcher Vogel viel was anders im Sinn hat, ja auch wohl ein Spitzbube von Hauß aus ist. Allein diesem allen ungeachtet, weil er sich galant und auff französische Mode stellen kann, ist er lieb und angenehm. Also sehe man auch eine Jungfer oder eine Näh- und Kleppel-Magd an, ob nicht alles an ihr französisch sey? Ob sie sich nicht fast durchgehends über ihren Stand halten? ob sie nicht Tag und Nacht auff dergleichen galanterien bedacht seyn? Die Köpffe sehen aus, daß man dafür erschröcket, und es nicht weiß, ob es Schweins-Köpffe seyn, oder ob sie Nuß-Butten feil tragen? Wie viel tausendmahl sind die Häubchen bißhero geändert worden? Bald trägt man Standarden, bald Cornet-Hauben, bald fliegende Fahnen, bald Wiedehoppen-Nester u. s. w. Und ist das das allerärgste, daß nicht nur das Frauenzimmer deßwegen selbst in Frankreich reiset, sondern auch noch Model oder angekleidete Puppen aus Frankreich bringen läßt für viel Thaler, damit man genau des Teuffels Hoffart nachmachen könne. Wie viel Millionen Geld ist nicht in kurtzem vor Band in Frankreich geschicket worden, damit solches auch hierinnen für den Teutschen keinen Vorzug behalte?

Sonst ist auch bekannt, daß die Franzosen ein verbuhlet und hitzig Volk seyen, daher sie auch in den Gesichtern Venus-Blümgen zu bekommen pflegen, und damit sie solche bedecken mögen, haben sie die Schattir-Fleckchen ersonnen. Dieses haben auch unsere teutschen Jungfern nachgeaffet, und zum öfftern auff die Schattir-Pläſtergen, Fliegen, Käfer, Hasen, Esel, Bähre, Schaff, Rinder und Schwein geschnitten, daß also die Franzosen nichts so närrisch haben ausspintisiren und ersinnen können, welches die Teutschen nicht noch viel närrischer hätten nachahmen können. Ist demnach so weit gekommen, daß wo man nur hört, daß etwas Französisch sey, man es gleich auch beliebet nachzumachen, sollte es auch gleich so abgeschmackt herauskommen, daß nichts darüber. Hören sie, daß es denen Frauenzimmern wohl anstehe, wenn sie hohe Hüfften haben, so sind sie gleich bemühet dergleichen, weil es ihnen (nach ihrem Verstand) die Natur versaget, sich selbst zu machen; Und da müssen denn bald alle Schnupftücher und also genannten Salueten herhalten, damit sie hierinnen den vermeynten Defect der Natur ausfüllen mögen. Zwar dieses möchte noch hingehen, wenn sie nur bey ihrer Weibertracht verblieben, wo sie sich nicht auch in Manns-Habit verkleideten."

Es ist ja thatsächlich vieles Wahre in solchen Schilderungen enthalten; denn es spricht hier nur ein Sittenrichter nach der Weise Abrahams a Santa Clara zu uns.

Der Kleideraufwand war allerdings ein sehr bedeutender. Besondere Opposition aber riefen die sogenannten großen Hauben oder Fontangen hervor. Im Jahre 1689 verkaufte man auch zu Berlin eine gedruckte Schrift, einen Bogen stark, unter dem Titel: Die durch eine wunderliche Kalbes- oder Mißgeburth von Gott bestrafte Frauenzimmer-Hauben-Mode, in einem seltsamen Bilde; worinnen folgende Wundergeschichte erzählet wird: Am 4ten Junius dieses Jahres hat sich dies entsetzliche Wunder zugetragen, unweit der Stadt Hanau im Dorfe Goselitz, bei dem Schultzen Martin Krampen. Nemlich es hat dieser Schultze von einem französischen Soldaten eine trächtige Kuh um ein liederliches Geld gekauft; wenige Tage darauf wirft gedachte Kuh, wie die Figur ausweiset, ein recht wunderbar Kalb, welches zwar an allen Gliedmaßen wie ein anderes gebildet war, allein es hatte einen rechten Menschen- oder Weiber-Kopf und auf demselben einen von Fleisch gewachsenen Bänder-Busch, natürlich wie die itzigen aufgetürmten Frauenzimmer-Hauben und unter dem Halse wohlgebildete Weiber-Brüste. Der Abriß davon ist an unterschiedliche Chur- und Fürstliche Städte geschickt und dem Schultzen, die Kuh mit dem Kalbe wohl zu pflegen von der Obrigkeit daselbst Befehl gegeben werden. Es haben es viel gesehen. Die Deutung aber ist Gott bekannt. Vermutlich kann nichts gutes daraus geschlossen werden, und weil die itzige französische Hauben-Mode natürlich aussiehet, wie man sonst die Feuerpüsche oder Feuerflammen mahlet, hat sichs leider albereit hin und wieder ausgewiesen, wie die Franzosen und Mordbrenner dergleichen Feuerpüsche ein und anderer Stadt aufsetzen, daß mancher die Hoffart vergangen."

Es ist an Heidelbergs und Speiers barbarische Zerstörungen gedacht.

Es ist jedoch unstatthaft, zu glauben, daß dem Könige dergleichen ärgerliche und unheilvolle Anzeichen entgangen wären. Dagegen spricht schon jene Verordnung gegen den Kleiderluxus, welche er unter dem 28. Mai 1696 erlassen hatte. Geholfen hat auch sie freilich nicht. In dem „soliden" Bürgerstande aber bediente man sich im allgemeinen noch einer einfacheren Tracht. König beschreibt uns dieselbe in folgender Weise:

„Der Kleiderschnitt der Mannspersonen aus den Zeiten Friedrichs I ist unverkennbar und zeichnet sich besonders aus. Ein damaliger Rock hatte keinen Kragen, eine Taille, die sich in der Gegend der Hüften endigte, kurze und breite Schöße, hinten zu eine Menge Falten, worinnen ein großer Vorrat von Tuch vergraben lag; dazu kam dann eine Weste mit abscheulich langen Vorderschößen, die bis eine Hand hoch über das Knie herabliefen, und sich vorn beinahe ganz schlossen. Das Zeug, so die Vornehmen sich zu ihrer Bekleidung bedienten, waren Stoffe, Sammet und Seidenzeug, in welches mächtig große Verzierungen von Blumen, oder groteskes Laubwerk eingewebt waren. Feine tuchene oder sammetne Kleider waren stark mit Gold oder Silber, entweder mit Borten, Tressen, Gallonen oder Litzen besetzt. Der König liebte die kaffeebraunen oder zimmetfarbenen Zeuge, doch findet man auch, daß er welche von anderen Kouleuren getragen habe. Gemeine Leute bedienten sich des märkischen Landtuches, der Rasche und einländischer leichterer Gewebe. Daß bei vornehmen Personen die Gewohnheit herrschte, sich zu feierlichen Gelegenheiten die Kleidung aus Paris zu verschreiben, habe ich schon aufgeführet; sie war nicht allein kostbar, sondern auch dem Lande schädlich, weil dadurch das wenige bare Geld noch mehr vermindert wurde.

Um den Hals trugen Standespersonen einen Umschlag von Kanten, Points de Venise, oder von Battist und feinem Kammertuch, der vorne zusammengebunden war, so daß die zwei äußerste Enden, welche mit Franzen und Trobbeln verziert waren, bis auf die Herzgrube hinabhingen. Geringe Personen hatten dergleichen Tücher von feinster Leinwand. Die Strümpfe, welche von verschiedener Farbe, als rot, blau, zimmetfarben ꝛc. waren, lagen in Wikkeln über dem Knie, unter welchen sie ein Riemen vermittelst einer kleinen Schnalle befestigte. Die Schuhe waren vorn sehr breit, oder mit einer sogenannten Schnautze versehen, die Schnallen aber sehr klein. Der Hut hatte schon drey Krempen, war aber von sehr plumper Stutzung. Ein Degen, dessen Gefäß durch die Rockschoßfalten gesteckt war, machte die Zierde der Personen von Bedeutung aus; gemeine Leute aber durften solchen nicht tragen. Das Frauenzimmer zeigte sehr frei entblößte Brüste, die mit Kanten von Wert umsteckt waren; sonst lagen ihre Kleidungen fest am Leibe, hatten aber bei den vornehmen Damen schon Schleppen, die nicht kurz waren. Auch waren Fächer bereits üblich.

Begeben wir uns von dem Gebiete der Tracht nunmehr auf dasjenige der eigentlichen öffentlichen Moral. Es ist leider nicht zu verkennen, daß auch hier Erscheinungen zu Tage traten, welche geeignet waren, Bedenken zu erregen, und welche namentlich den Kronprinzen in der That schon damals stutzig machten. Das Spiel verbreitete sich mehr und mehr, und man „doppelte“ oder würfelte jetzt nicht mehr nur wie früher; — nein, es kamen auch neue Spiele auf: Cinq et neuf, Passe à dix, „Trischecke“, das „Piripi“ und das „Lotto“. Ein „ausländischer Kerl“ hielt schon im Jahre 1693 „alle Abend in Balzer Faust'ens Hause das ‚englische Eichenspiel‘ mit großem Lärmen ab, und ein Kapitän verlor an einem Abende 1200 Thaler an diesen Glücksritter. Spiel und Schwindel reichen sich bekanntlich aber stets die Hand. König Friedrich selbst hatte sich durch den Signore Dominico Gaëtano, einen angeblichen Conte de Ruggiero, aufs allergröblichste täuschen lassen. Dergleichen Dinge trugen sich nun freilich fast an jedwedem Hofe der damaligen Zeit zu; — hier aber lag die Sache doch etwas arg; denn der berüchtigte Adept hatte in dem Dankelmannschen Palais, — in dem „Fürstenhause“, wie dasselbe nunmehr genannt wurde, nachdem der Zar Peter von Rußland bei einem seiner Besuche Berlins in diesem Palaste gewohnt und Leopold von Anhalt, der wackere „alte Dessauer“, ihn zu seinem Absteige-Quartier erwählt hatte, aufs ungestörteste „laborieren“ können und war entflohen, um eingefangen und „nach einer sehr abenteuerlichen Aufführung“ am 23. August 1709 zu Küstrin in einem Gewande von Flittergold an den Galgen gehängt zu werden. Wenn solch ein frecher Betrüger sich Jahre lang bei Hofe zu erhalten vermocht hatte, so läßt sich wohl denken, daß auch die Bürgerschaft Berlins von allerlei Intriganten damals aufs fühlbarste gebrandschatzt wurde. So trieb einige Zeit lang auch ein Hauptmann Faviole in der Residenz sein Wesen. Er agierte als Spieler, Schwindler und Vermittler zwischen Liebenden zugleich! — Es war ihm zwar schon frühzeitig das Handwerk gelegt worden, da er auch an dem argen Liebeshandel zwischen der Prinzessin Luise Charlotte Radziwill, dem Prinzen Jakob Sobieski und dem Pfalzgrafen von Neuburg beteiligt gewesen war; allein er hatte immer noch Zeit in Hülle und Fülle gehabt, um den Berlinern äußerst wertvolle Kenntnisse einzuflößen: es waren diejenigen der Kunst des „Bankhaltens“ und die des edlen „corriger la fortune“.

Neben Spiel und Schwindel machte sich leider auch schon damals in der

Residenz die Prostitution als ein ganz verzweifeltes Leiden geltend, welches an dem gesunden Mark des Volkes saugte, und welchem trotz der größten Mühe doch nicht beizukommen war. Die „Frauenhäuser" des Mittelalters waren zwar auch ein Übel gewesen; allein dasselbe war immer noch zu ertragen gewesen: das Laster war wenigstens in gewisse Grenzen gebannt und war gebrandmarkt gewesen. Jetzt aber kamen kleine, trauliche „Trinkkeller", — kamen auch Thee-, Kaffee- und Spielhäuser mit „weiblicher Bedienung" und mit „Hinterstübchen" auf, und sofort war die Giftschlange der Unzucht dem Volke zum Fluche und Verderben entfesselt. Man kann es der Regierung Friedrichs I. nur nachsagen, daß sie mit Thatkraft gegen diese sittliche Pest angekämpft hat. „Wer unkeusche Frauenzimmer beherbergte, verfiel in eine an den Rat zu zahlende hohe Geldstrafe"; die ergriffenen Frauenzimmer aber wurden mit der Stäupung bestraft und, nachdem sie „ausgehauen" worden waren, von dem Büttel zum Thore hinausgeführt. Von nennenswertem Erfolge ist aber selbst diese Strenge leider nicht gewesen. In jenen armen Weibern traf man ja auch meist nur die beklagenswerten Opfer männlicher Schuld.

Auch an Raub- und Mordthaten fehlte es in dieser letzten Zeit Friedrichs durchaus nicht. Großes Aufsehen erregte im Jahre 1710 z. B. die Ermordung des Hofkürschners Martin Heinrichs. Als der That verdächtig wurde die Ehefrau des schändlich dahingeschlachteten Mannes und ein Kürschner-Geselle eingezogen, mit welchem das ekle Weib vertrauten Umgang gepflogen hatte. Auch auf der Folterbank bekannten die Angeschuldigten nichts; sie wurden deshalb nur auf — die Festung gesetzt. Erst nach sieben langen Jahren erfolgte endlich ihrerseits das Eingeständnis der verruchten That. Befremdlich erscheinen auch gewisse Maßregeln, welche getroffen werden mußten, um der Zunahme der Diebstähle zu steuern. Es wurde z. B. verordnet, daß allen denjenigen, die zur Festnahme von Dieben behülflich sein würden, der vierte Teil des Wertes der gestohlenen Güter zufallen sollte; — es wurde schließlich sogar auf alle Diebstähle, selbst auf die ganz geringen, Tod durch den Strang gesetzt und für den Fall, daß ein Vertrauensbruch — Hausdiebstahl — vorlag, durch Gesetz bestimmt, daß dann der Galgen vor dem Hause, vor dem Ort der That, errichtet würde.

Trübe Erscheinungen also! Allein wir wiederholen; sie standen zum Glücke noch vereinzelt da, und man thut sehr unrecht, wenn man nach ihnen allein das Leben der Gesamtheit und namentlich jenen Geist beurteilt, welcher damals die eigentliche Bürgerschaft von Berlin beseelte. Nein, sie blieb rein; sie ließ ihr Mark weder von dem vornehmen noch von dem geringen Pöbel vergiften. Bedauerlicher ist, daß jenes Beamtentum, welches Friedrich Wilhelm der Große geschaffen und mit jedem Impulse der Ehre erfüllt hatte, sich während dieser Regierung nicht tadellos und rein zu behaupten vermochte. Der Gründe für diese sehr beklagenswerte Erscheinung aber liegen zwei ganz offen vor uns dar: der eine ist die Genußsucht, welche ein so glänzender Hofhalt, wie ihn König Friedrich I. führte, notwendigerweise verbreiten mußte; der andere enthüllt sich uns als die verhängnißvolle Wirkung jener unzähligen, die ganze Regierungszeit des gütigen, aber leider nur zu schwachen Königs begleitenden, höchst ärgerlichen Hof-Intriguen und Kabalen. Es war gewiß nur gerechtfertigt, und bald nachfolgende Thatsachen bestätigten es, wenn man den vertrauensseligen König vor dem Eigennutze und vor der Unehrlichkeit seiner Kammerräte zu warnen suchte.

Am 12. Februar 1708 fand man in dem Klingebeutel des Domes einen Zettel mit der Aufschrift:

„O, König, merk':
Drei sind gottlose Buben,
von Hamrath, Hülsemann, von Luben." —

Es ist tieftraurig, wenn die Liebe zum Vaterlande zu solchen Mitteln greifen muß, um sich am Throne Gehör zu verschaffen. Doch es kam noch ärger. — Der Geheime Rat und General-Kriegs-Kommissar Daniel Ludolf von Dankelmann und der Staats-Minister von Fuchs unterschieden sich in der Behandlung der Beamten durchaus; — der erstere war ein sehr nachsichtiger, der letztere ein sehr strenger Herr. Um nun die Art und Weise zu schildern, in welcher die Subalternen, namentlich die Herren von der Accise und von der Steuer, zu verfahren pflegten, um sich irgend welche Vorteile zu verschaffen, um nach damaliger Redeweise zu „juxen", kam damals das Sprüchlein auf:

„Jux', Bruder, jux'!
Morgen kommt Herr Fuchs; —
Übermorgen Dankelmann;
Dann geht das Juxen wieder an!" —

Das ist eine Einzelheit, welche wohl geeignet ist, uns betroffen zu machen und tiefernst zu stimmen, und wir begreifen es vollkommen, daß es für den preußischen Staat wie für die Stadt Berlin eine Notwendigkeit war, nach dem milden Herrn einen strengen Gebieter zu erhalten.

Zu einer Schilderung der Sitten und der Moral jener Tage gehört aber auch die Darstellung der Lebensweise des Volkes, seines alltäglichen und seines festlichen Treibens, — seiner Erholungen und seiner Lustbarkeiten. Daß der prachtvolle Hofhalt Friedrichs I. die Sitten auch der Bürger von Berlin verändern mußte, geben wir ja zu: das Beispiel des Königs hat, so sagten wir soeben, der Genußsucht des Volkes in der That die Thore geöffnet. Wohl war die strenge Scheidung der bürgerlichen Kreise und der Hofgesellschaft mit der Thronbesteigung Friedrichs zu einer unzweifelhaften Thatsache geworden; ein gewisser Einfluß des Hofes im Guten wie im Bösen dauerte indessen trotzdem fort. Gerade durch die nun beliebte Verbannung des Bürgertums aus jenen Räumen des Schlosses, in welchem in alter Zeit die Blankenfelde, die Ryke und die Tempelhof einst so heimisch gewesen waren, wurde die „Neugier", die Schaulust, die Klatscherei, die Médisance, die Nachahmungs- und Vergnügungssucht des Volkes unheilvoll angeregt. Das königliche Amt im deutschen Volke trägt aber die Bürde der höchsten Verantwortlichkeit. Nicht erfreuen soll es allein, sondern auch beglücken und bessern. Friedrich hat seine Pflicht also doch etwas zu leicht aufgefaßt; er hat es verabsäumt, sein Volk auf die Lösung sittlicher Aufgaben hinzuweisen. Er freute sich, wenn er seine Unterthanen froh sah; er schloß sie deshalb auch von jenen grausamen Tierhetzen nicht aus, welche er auf dem Bollwerke hinter dem grauen Kloster veranstalten ließ; denn solch eine Tierhatz amüsierte. Das war sehr unrecht. Doch es gab ja auch unschuldigere Vergnügungen; — den Glanz der herrlichen Feuerwerke, welche am dunklen Nachthimmel aufstiegen, zu bewundern, konnte niemandem benommen werden. Und nun gar erst die Besuche bei Hofe! Jetzt Peter der Große, der Despot, welcher, weil er in Berlin, Gott Lob!, nichts zu befehlen hatte, hier nur die ergötzliche Rolle einer „lustigen Person" oder eines

„Weltwunders" spielte, — jetzt wiederum Offiziere Karls XII., des Heldenkönigs, welchem, obwohl er ein arger Schwede war, die Herzen auch in Berlin entgegenschlugen, — nun die Gräfin Piper, eine prätentiöse Dame, welcher zu Liebe man die glücklicherweise erst in Gyps gegossenen Sklaven am Denkmale Friedrich Wilhelms des Großen entfernen mußte, — dann die Könige von Dänemark und Polen und jetzt Menschikow, der ehemalige Pastetenbäckerjunge! Dann endlich, 1712, noch einmal der Zar, — der deutschen Fürsten, welche Berlin besuchten, gar nicht zu erwähnen. Wie fesselten diese wechselnden Bilder des Hoflebens, und wie machtvoll-bestimmend lenkten sie den Sinn des Volkes leider zu sehr auf jene glänzenden Äußerlichkeiten des Daseins hin, welche sich wahrheitsgemäß nur als Nichtigkeiten bezeichnen lassen. —

Suchen wir nunmehr unsere Vorväter auch bei ihren Festlichkeiten auf! Unter den Berliner Volksbelustigungen standen die Schützen- und Gewerksfeste noch immer obenan. Ein Mahl von kräftigster Zusammensetzung und eine Kanne schäumenden Bieres galten den Berlinern dieser Zeit noch immer als der reellste Genuß. Das Berliner Bier war damals freilich zu Ruf und Ansehen noch nicht gekommen; man trank mit Vorliebe fremde Biere in unsrer Stadt Ums Jahr 1711 scheint sich sogar eine gewisse Hochflut auswärtigen Stoffes über Berlin ergossen zu haben. Welchen Bieren man damals hierorts gehuldigt hat, das wolle der gütige Leser aus beifolgendem, zierlichem „Bier-Carmine" ersehen:

„Kross'ner, Kottbuser, Ruppiner,
Zerbster, Broihahn und Berliner,
Landbier und Bernauer Bier,
Garlei, aller Tränke Zier,
Duckstein wie auch Fürstenwalder,
Spandauer und Mittenwalder,
Der Karthäuser edler Bräu,
Der zu Frankfurt schäumt aufs neu', —
Tuchebander, Brandenburger,
Stolper und Oranienburger,
Moll von Köpnick, Magdeburger,
Britzer, sowie Quedlinburger
Machen Wirt' und Gäste rund! —
Thut's der Trank auch von Saarmund? —
Davon ward uns nie 'was kund!

Grüß' dich Gott, berühmte Gose,
Bier von Rudow und Müllrose!
Neuendorfer, Kniesenacker,
Spannagel macht's Herze wacker;
Lange möge Potsdam blüh'n
Und der Trank von Löbejün!
Malchower und Krossendorfer,
Forster sowie Fredersdorfer,
Dessauer und Nauener,
Teupitzer und Kremmener,
Falkenhagner, Liebenwalder,
Alt-Lebuser, Königswalder,

Bartscher, Wusterhausener,
Machen froh selbst Klausener,
Machen Grillenfänger heiter:
Trink' sie in Gesundheit weiter!

Frankfurt, Rathenow und Straußberg,
Schwedt und Storkow, Bremen, Landsberg,
Zehdenick, ja, auch Morin
Manchmal gutes Bier erziehn.
Freienwalder, Eberswalder,
Stendaler und Luckenwalder,
„Englisches", sowie Trebbiner,
Liebenberger und Küstriner,
Mühlenbecker, Dahlewitzer,
Kupenbier und dich, Kyritzer,
Brandenburger Domherrnbier,
Böhmisches und Pommersch' Bier
Schlürft man hier mit frohem Brummen.
Doch noch höher gilt die Mummen,
Mag's auch arg' im Kopf d'rauf summen.

Was ich noch zu nennen habe,
Ist ein Bier nur zweiten Rangs,
Dennoch manchen Mannes Labe,
Und manch' Fürste selber trank's.
Dahin rech'n ich Biesenthaler
Und Stockholmer; — eitle Prahler
Trinken gern den fremden Trank;
Würd' auch Börs' und Magen krank.
Güstrower und sächsisch Bier
Sind zwar nicht des Tisches Zier;
Wehe aber jedem Gaste,
Den „Granseer" je erfaßte
Oder Trank von Buchholz, Birkholz; —
Weh, — im Auge und im Kopf rollt's
Und noch tagelang im Leib grollt's! —"

Von allen den hier genannten Bieren wurde im Laufe der Zeit das Bernauer das beliebteste. Der alte Historiograph Beckmann widmet demselben die folgende Abhandlung:

„In der Mittelmark ist das bernauische Bier wegen seines guten und aromatischen Geschmackes von vielen Jahren her in sonderlicher Achtung gewesen und daher durch die ganze Mark und Pommern häufig verführet und bei großen Ausrichtungen zum Ehrentrunk gebraucht worden. An jedem Brautage ward daselbst in einer Schenkstube folgende Probe dieses Bieres veranstaltet. Es erschienen einige zur Prüfung eingeladene Brauherren in ledernen Beinkleidern mit einer Kanne ihres frisch gebrauten Bieres, von welchem einer dem andern zu trinken gab Fand nun dasselbe gegenseitig Beifall, so war dies noch lange nicht genug. Die Knechte bestrichen die Schemel der Brauherren, welche in einem Kreise standen, mit ihrem Biere, und nur derjenige, welcher mit seinen Beinkleidern an dem Schemel kleben blieb, konnte sein Bier gut

nennen; gelang dies nicht, so wurde es für schlecht erkannt. Es hat nun ein Liebhaber dieses Getränkes zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein besonderes Gedicht darauf gemacht, welches seinem größten Teile nach also lautet:

„Schönster Preiß von allen Säften
Wertestes bernauer Bier,
Welcher Trank kann dir an Kräften
Und an Tugend gehen für?
Keiner, keiner kann dir gleichen,
Aller Nektar muß dir weichen;
Ja, es ist gar nichts auf Erden,
Das dir kann verglichen werden.

Wer dich sieht im Glase stehen
Recht in deiner Majestät
Möchte gleich im Durst vergehen,
Bis er näher zu dir geht.
Da wird Herz und Seel' entzukket,
Wenn man dich so frisch verschlukket,
Ja, du kannst den Geist und Leben
Solchen Schwachen wiedergeben,

Dich muß billig jeder loben,
O du edler Nektarsaft:
Denn durch deine Wunderproben
Wird verdoppelt Geist und Kraft.
Mancher wär' vor zwanzig Jahren
Schon in Robis-Krug gefahren,
Wenn er dich nicht brav gelekket
Und den Tod so abgeschrekket.

Thee, Coffee und Chokolade,
Trinke Wasser, wer da will;
Ros solis und Limonade,
Diese acht' ich auch nicht viel;
Wein ist teuer und zu hitzig,
Brantewein macht aberwitzig;
Alle diese müssen passen
Und Bernau die Ehre lassen.

Zerbster, Kroßner und Ruppiner,
Breihan auch von Halberstadt,
Duchstein, Kotbußer, Berliner,
Was man sonst für Tränke hat,
Alles sind zwar gute Säfte;
Doch Bernauer giebt mehr Kräfte.
Diesem müssen alle weichen
Und vor ihm die Segel streichen.

Summa, allen, Groß und Kleinen,
Jung und Alten ist's gesund.
Wer mir will den Schluß verneinen,
Der hat weder Schmack noch Mund,

Ja wer diesen Nektar siehet
Und nicht gleich den Hut abziehet,
Der soll seinen Frevel büßen
Und nur Wasser trinken müssen.

Doch wer ihn will recht gebrauchen
Und genießen den Geschmack,
Muß vor allen Dingen rauchen
Eine Pfeife gut Tobak.
Denn so wird es erst recht schmekken,
Daß man muß die Finger lekken,
Ja die beiden Medicinen
Werden uns vor allen dienen.

Hiermit sey genug besungen
Der Stadt Bernau schönes Bier;
Ist es nun nicht recht gelungen,
Trete nun ein andrer für.
Niemand kann es besser machen
Als wie er versteht die Sachen.
Doch wer Bernausch Bier verachtet,
Der ist wert, daß er verschmachtet.'

Von diesem Biere wird aber in der Mark folgende Geschichte erzählt, daß nemlich ein gewisser Lehrling in Berlin für seinen Meister habe in einer zinnern Flasche Bernauer Bier holen sollen, derselbe sey aber mit der Entfernung des Ortes von Berlin unbekannt gewesen, habe also gemeint, der Meister schicke ihn direkt dorthin, statt daß derselbe doch ihn eben nur in ein Wirtshaus in Berlin geschickt hatte, um sich dort dasselbe geben zu lassen. Der Knabe sey auch richtig nach Bernau gelaufen, allein als er dort angelangt und das Bier gekauft, war es bereits Abend geworden, und als er nun tief in der Nacht nach Berlin zurückgekehrt war, da fiel ihm erst ein, wie dumm er gewesen; aus Furcht vor der Strafe getraute er sich nicht, nach Hause zurückzukehren, sondern grub die Flasche sammt dem Biere vor dem Thore in die Erde, ging unter die Soldaten und kam soweit, daß er Hauptmann wurde. In dieser Würde wollte er sich doch einst seinem vorigen Meister zeigen, welcher dergleichen große Veränderung von seinem Lehrling nicht glauben wollte, von selbigem aber durch die in seiner Gegenwart ausgegrabene Flasche überzeugt ward, in welcher das Bier so wohl erhalten gewesen, daß es einem Oel ähnlich und so wohl geschmeckt, als wenn es noch frisch gewesen"

Fügen wir hier sogleich auch noch die Namen berühmter Wirtshäuser der damaligen Zeit hinzu! Berlin hatte ums Jahr 1711 etwa 14 Wirtshäuser außer den Stadtkellern, welche in jedem Rathause vorhanden waren; als die besten derselben werden bezeichnet: der „König von Preußen" und „die Stadt Paris" in der Brüderstraße, der „König von England" in der „breiten Straße" und der „Goldene Löwe" in der „Königsstraße". Daneben florierten unterschiedliche „blaue Hechte", „schwarze Bären" und „goldene Arme" fröhlich fort; — das beliebte „deutsche Haus" und die nordischen „drei Kronen" sind gewiß auch schon damals vorhanden gewesen. Die Wirte dieser Gasthöfe durften mit hoher, obrigkeitlicher Erlaubnis „Gäste setzen"; — bloße Kneipen moderner Art aber gab es in Berlin damals noch nicht.

Geschriebene und auch wohl gedruckte Zeitungen lagen in diesen Gasthöfen ohne Zweifel aus: eine Residenz von über 60 000 Einwohnern konnte derselben wohl nicht mehr entraten. Erschien doch 1708 in Berlin bereits ein revue-artiges Journal, dessen Titel also lautete:

„Der von Sr. Königl. Majestät in Preußen allergnädigst privilegierten, curieusen Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Praesenten erster Jahrgang. Durch R. A. zum Nutzen und Ergötzen. Berlin, in der Dorotheenstadt. Druckt's Johann Wessel." —

Neben dem Schmausen und Zechen besaß jedoch für die fröhlichen Tage Friedrichs I. der Naturgenuß bereits seine hohe Bedeutung. Die Vorliebe des Dichters Canitz für sein Blumberg ist in bezug hierauf von symptomatischer Bedeutung. Und nicht er allein, der edle Mann, welchem die Röbelsche Gruft in St. Marien eine Ruhestätte an der Seite seiner teuren Doris gewährt hatte, liebte die märkische Heimat mit ihren bescheidenen Reizen; — nein, auch andere, niedriger geborene Berliner thaten's, und am Sonntage bevölkerten sich die schönen Linden-Alleen in der Nähe der Hauptstadt, welche zu den oben erwähnten kurfürstlichen Lustschlössern hinausführten, mit festlich geschmückten Fußgängern. Wer's konnte, der leistete sich wohl auch eine „Porte-Chaise". Diese „Berliner Sänften" waren auf dem Schloßplatze und bei den Rathäusern Berlins und des Werders „zu haben"; die Sänfte brachte ihren beiden Trägern für die Stunde 4, — für den ganzen Tag 20 Groschen ein. Glückliche, bescheidene Zeit, die du trotzdem wegen deines Aufwandes so geschmäht worden bist! Charlottenburg, wie Lützenburg nunmehr hieß, pflegte man übrigens damals auch „per Treckschuyte" zu besuchen.

Wir rechnen diese Ausflüge gewiß mit Recht zu den edleren Vergnügungen der Berliner jener Tage. Dem Naturgenusse aber stand der Kunstgenuß damals noch gar wenig ebenbürtig an der Seite. Plümicke giebt in seiner außerordentlich tüchtigen, im Jahre 1781 bei Fr. Nicolai erschienenen „Theatergeschichte von Berlin" anziehende Einzelheiten an, welche es deutlich beweisen, auf welch' tiefer Stufe die Bühnenkunst damals noch weilte. Der Komödiant Sebastian di Scio erhielt zwar am 19. Juni 1690 die Konzession zu szenischen Darstellungen; allein „er hätte nicht bestehen können, wenn er nicht zugleich durch Operieren und durch Marktschreien nebenher viel Geld verdienet hätte". Neben di Scio spielte später aber auch der Kursächische Hof-Komödien-Direktor M. Johann Veltheim in Berlin. „Zu seiner Truppe gehörten Schernitzki, der Courtisan oder die lustige Person, — Salzhüter, eigentlich Salzsieder, ein Jenaischer Student, und die Messieurs Geißler, Judenbart, Elendsohn und Huber, — gewiß nicht ganz einwandsfreie Herren mit „Noms de guerre", im übrigen sämtlich Studierte. Auch hier haben wir einen schönen Zug des Königs zu erwähnen. Im Jahre 1692 begehrten Veltheim und Schernitzki in Berlin das h. Abendmahl zu nehmen; in Hamburg und in Leipzig waren die armen, wandernden Komödianten mitleidslos von dem Tische des Herrn zurückgewiesen worden. Man dachte jedoch auch in Berlin nicht christlicher als dort. Da aber trat der edle Hohenzoller Friedrich wieder helfend ein. „Es ist eine Schande, daß ihr denen, welche sich nach der Tröstung des Nachtmahls Christi sehnen, solchen Trost versaget," ließ der König dekretieren. Zugleich behielt er seinen Ministern und sich selbst für alle Zukunft die Entscheidung vor, ob Jemand vom Sakramente des Altares auszuschließen sei. —

Noch führte man damals in Berlin uralte Stücke auf; so z. B. die „Geschichte vom verlorenen Sohne“, in welcher „Hans Wurst“, die Hauptfigur, „mit einem Heiligen und zwei Teufeln sich wacker herumzuprügeln hatte“. Der Hof wohnte zwar selbst diesem Schauspiele bei, verließ dasselbe aber noch vor Schluß des Stückes. Anfänglich scheinen diese Vorstellungen noch auf den Rathäusern stattgefunden zu haben; — später jedoch wollten einige wohlhabende Bürger „einen Schauplatz auf ihre eigenen Kosten errichten“; doch ist es dahin nicht gekommen. Ein kurfürstliches und königliches Theater aber wurde später über dem „Reitstalle in der breiten Straße“ errichtet. Hier wurden öfters italienische Singspiele aufgeführt, z. B. die sehr enthusiastisch aufgenommene „Festa del Hymeneo“, bei welcher Abbate Mauro den Text, Attilio Ariosti, der Kapellmeister der Königin Sophie Charlotte, im Vereine mit dem jüngeren Rieck die Musik, Desnoyers die Tänze und Thomasio Gusti die Maschinerien zu leiten, beziehungsweise zu verfertigen den Auftrag erhalten hatten. Die „Hofkomödie“ blieb dem Berliner Volke jedoch verschlossen; der Bürger durfte ja mit dem Könige Friedrich I. nicht mehr so nah und unbefangen verkehren wie einst mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher sich selbst einem Peuker gegenüber so leutselig und freundlich erwiesen hatte. Es gab nun einmal eine Etikette, welche trotz aller persönlichen Güte des Königs aufrecht erhalten werden mußte. Ein recht volkstümliches Vergnügen aber war dasjenige, welches Christoph Damm von Amsterdam nebst seinen zwei Kindern auf hohe obrigkeitliche Erlaubnis im Jahre 1703 den Berlinern auf dem alten Rathause bereiten konnte: er durfte nebst seinen Taschenspielerfertigkeiten auch seine Sprünge und seine übrigen Künste auf kurze Zeit dort exerzieren.

Der Pietismus aber haßte das Schauspiel, und er war im Recht darin. Von einer erziehlichen Bedeutung, wie sie das nationale Drama einst in Hellas und in England gehabt hatte, ist ja bei uns leider niemals eher etwas zu Tage getreten, als bis die Sonne des Ruhmes die Häupter Goethes und Schillers zu küssen begann. Spener selbst führte bei dem Minister von Fuchs wiederholt Beschwerde gegen die Schauspieler. „Ohne Ärgernisse“, so schrieb er, „ist es bei dergleichen Darstellungen freilich noch niemals abgegangen. Was aber jetzt zuletzt vorgekommen ist, das ist denn doch zu arg. ‚Pickelhäringe‘ und eine ‚reizende Liebesgeschichte‘, — mag's drum sein! — Aber die förmliche Beschwörung der Teufel in Dr. Faustens Tragödie, sowie die lästerliche Abschwörung Gottes an den bösen Feind, — das hat wohl alle Seelen geärgert oder herzlich betrübt.“

Welch ein klassisches Zeugnis für die Kraft und den Wert der dramatischen Kunst im Guten wie im Bösen! —

Spener hatte jener Faustaufführungen halber um Abstellung aller Schauspiele gebeten; es wurde ihm darauf die verständige Antwort: „Nein, — das geht nicht an! Ärgerliches aber soll fortan vermieden werden.“ — Der edle, geistesfrohe Propst scheint sich damit auch zufrieden gegeben zu haben; — nicht aber also Prediger Schade. Wir stellen, wie wir oben erklärt haben, auch Schade sehr hoch; allein sein maßloses Eifern gegen die Komödien war denn doch nicht berechtigt und hat seinem Ansehen nur geschadet. Spaßhaft gradezu aber war's, wenn der Kantor Martin Heinrich Fuhrmann auf dem Werder gegen die Schauspieler das folgende „Traktätlein“ herausgab:

„Die an der Kirchen Gottes gebauete Satans-Kapelle, darinn dem Jehova Zebaoth zu Leid und Verdruß und dem Baal-Zebub zur Freud und Genuß 1) die Operisten und Comödianten mancher Orten ihren Zuschauern eine Theologiam Gentilium aus den griechischen und lateinischen Fabel-Mäzen, und eine Moral aus des verlohrnen Sohnes Catechismo vorbringen; und 2) die Menschliche Welsche Wallachen und Amadis-Sirenen, aus dem hohen Lied Ovidii de arte amandi, liebliche Venus-Lieder dabey singen und 3) die Jubalisten mit Geygen und Pfeiffen nach des alten Adams Lust und Wust darzu klingen; und 4) Sylvester mit seiner Herodias-Schwester und Arlequin in einem französischen Kälber-Tanz herumspringen; in einem Wald-Discours über des Autoris zwey letzte Traktätlein wieder die Hamburgischen Operisten und Herrn D. Mayern betrachtet, von Caspar, Balzer, Melcher, und allen christlichen Seelen zur Anschau und Abscheu vorgestellet von Marco Hilario Frischmuth. Gedruckt zu Cölln am Rhein, und verlegt von der heiligen drey Könige Erben."

Daß grade das Schauspiel für echt christliche Zwecke zu verwenden ist: davon also nicht das mindeste Verständnis! Herr Fuhrmann schilt sogar auf Frisch, welcher der deutschen Sprache doch nur zu ihrem Rechte verhelfen wollte, und das war gewiß sehr unrecht. Recht aber hatte er, wenn er in mehr als derber Weise sagte:

„Die alten Spiele, die biblischen Historien, welche sonst bei Hofe aufgeführt worden sind, haben sich nunmehro in schwärmerische Masqueraden und — sit venia verbo, — in Schwein-Igeleyen verwandelt";

denn die „Wirtschaften" Bessers waren, wie wir wissen, de facto „Schwein-Igeleyen". —

Neben der königlichen Schaubühne im Marstalle entstand gleichzeitig noch ein anderer, dem großen Publikum geöffneter „Schauplatz" in der Poststraße, — in dem Hause des Dichters Canitz, welches der Bürgermeister Johann von Hessig von den Erben des edlen Mannes erkauft und an den Tabaksfabrikanten Douilhac weiter veräußert hatte, — und zwar in einem Seitenbaue, — in einem Hofflügel dieses umfangreichen Gebäudes, welches jetzt die Nummer 5 trägt. Hier spielte in den Jahren 1706 und 1707 der „französische Hofschauspieler" George de Rocher, über welchen Plümicke eine Fülle von interessanten Einzelheiten beizubringen weiß, aus denen am letzten Ende doch nur das Eine klar hervorgeht, daß Rocher mit „pekuniären Schwierigkeiten" arg zu kämpfen hatte. „Schauspielerinnen" freilich verstanden schon damals in Berlin ihr Glück zu machen; — Gold und Edelsteine fielen mühelos in ihren Schooß. Wir erwähnen von den gefeierten Dämchen jener Zeit hier nur die „Mamsell Conradine, eines Balbiers Tochter aus Dresden", welche sich im Jahre 1711 mit einem Grafen Gruczewski vermählte. Das Fräulein war gewiß lebensklug genug, sich nicht weiter darum zu bekümmern, daß man sie trotz- und alledem noch nicht für „ehrlich" hielt; — wird sich doch das Vorurteil gegen Schauspieler und Schauspielerinnen wohl niemals gänzlich unterdrücken lassen! Es ist ja auch nicht völlig grundlos! Sehr hart aber war's, wenn die Geistlichkeit von Berlin einem Komödianten Namens Jakob Scheller, welcher noch dazu ein Berliner Bürgerssohn war und ein wenig Vermögen hinterließ, die Bestattung auf dem St. Nikolai-Kirchhofe absolut versagte. Hier trat der Rat tolerant und menschenfreundlich ins Mittel; er setzte es durch, daß die sterblichen Reste des Schauspielers doch auf geweihter Stätte und zwar hinter den Fleischscharren bei St. Nikolai — wir älteren Berliner kennen sie wohl noch, — bestattet wurden.

Daß wir endlich noch einen andern, für die Beurteilung des Volkslebens ni unwesentlichen Punkt berühren: der Aberglaube behauptete seine Herrschaft üb die Gemüter immer noch, — trotz aller französischen Kultur, welche aus den H kreisen in die bürgerliche Bevölkerung Berlins eingedrungen war. Die alchimistisch Versuche des Königs berührten wir schon oben. Man glaubte sich in diesen Tag bereits mit der bestimmten Hoffnung schmeicheln zu dürfen, die große Kunst gefund zu haben. An der Ecke des Molkenmarktes und der Spandauer Straße befand s damals die Zornsche, später Schradersche Apotheke. Küster bemerkt:

„Diese schöne Offizin ist auch deswegen berühmt, weil der dasige Apothek Gesell Johann Friedrich Böttcher den 9. Juni 1701 in Gegenwart seines Lehrherr des Apothekers Friedrich Zorn, und einiger anderer Männer die Möglichkeit, Go zu machen, erwiesen hat."

Bekanntlich ist Böttcher der Erfinder des deutschen Porzellans. Das Gerü von dem geglückten Experimente drang auch zu König Friedrichs Ohren; er nah Böttcher deshalb in seine Dienste. Da der Adept seine Zusagen indessen nicht erfüllen vermochte, so entfloh er noch in demselben Jahre 1701 aus Berlin und b gab sich nach Dresden. Hier arbeitete er im Laboratorium des Chemikers Tschi haus. Bei dem Versuche, aus einem unweit von Meißen herstammenden Thon brau bare Schmelztiegel für seine Zwecke herzustellen, erzeugte Böttcher im Jahre 1704 e rotes, porzellanartiges Steingut. Da man diese Erfindung als eine Vorstufe d ars magna betrachtete, so wurden dem Adepten nunmehr einige Säle der Albrech burg zu weiteren Versuchen angewiesen. Im Jahre 1709 gelang ihm dann die H stellung des edlen weißen Porzellans. Wo man aber an der Möglichkeit des Ma steriums festhielt, da glaubte man gemeinhin auch an Elementargeister, Kobolde, G spenster und ähnliche Dinge. Auch zu Berlin! Noch im Jahre 1707 verursac ein Gespenst in der h. Geiststraße gewaltiges Aufsehen. Dasselbe verfolgte eine ar Küchenmagd, sprach mit ihr, steckte ihr den Kopf durch die Arme, kniff sie und b gleitete sie sogar ins — Bett. Die Berliner strömten dem „Spukhause" in d h. Geiststraße in hellen Haufen zu. Auch an Prophezeiungen über das Nahen d Endes der Welt fehlte es um 1713 nicht. —

Doch etwas Anderes kam. Friedrich I., welcher sich eigentlich nie einer fest Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte, war leidend. In diesen letzten Lebenstag des Königs trugen sich mehrere düstere Ereignisse zu. Man ahnte Tod und Traue darum erhielt auch das anscheinend Zufällige, ja, auch das sonst Segenverheißende ei Deutung, welche sich auf ein nahendes Verhängnis bezog. Während des Somme von 1712 blühte in dem Schloßgarten zu Köpenick eine majestätische Aloe. I Stamm war über dreißig Fuß hoch; man zählte an demselben 7277 Blüten. V weit und breit, ja, selbst aus fremden Ländern eilte man herbei, um die herrlic Aloe zu sehen; in vielen Schriften, in gebundener und in ungebundener Rede, feier man die Pflanze als ein Weltwunder.

Denn man sagt, eine Aloe blühe innerhalb von hundert Jahren nur einmc Wenn dann aber die Krone in vollster Blüte steht, so heißt es, stirbt die Pflan selber ab. Es mischte sich daher in den Seelen der Menschen, welche die prangen Aloe sahen, Staunen und bange Befürchtung. So stand jetzt auch das preußisc Königtum in schöner Blüte da. Allein, — war ihm auch wirklich ein dauern Bestand beschieden?

Das angebliche Erscheinen der weißen Frau kurz vor dem Tode des Königs, das unglückselige Verhängnis, welches Friedrichs irrsinnige dritte Gemahlin, die unglückliche Herzogin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin, in das Krankenzimmer des Königs trieb, haben wir schon oben berührt. Es wird uns indessen noch eine andere sagenhafte Geschichte aus jenen Februartagen des Jahres 1713 berichtet.

Als der König im Sterben lag, so heißt es in einer alten mystischen Zeitschrift, in den „monatlichen Unterredungen aus dem Reiche der Geister“, hat sich am 27. Februar, einen Tag vor seinem Abscheiden, abends zwischen 8 bis 9 Uhr, in dem sogenannten Juwelen-Kabinet, dem Sterbezimmer gegenüber, in einem versiegelten Raume, durch ein in die Galerie eingebrochenes Fenster dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Oberhofmarschall Grafen Fink von Finkenstein und dem Leibmedikus von Gundelsheim ein wandelndes Licht gezeigt. Bei der sofort vorgenommenen Entsiegelung des Zimmers fand sich indessen keine Spur desselben vor. Als das Juwelen-Kabinet wieder versiegelt war, erschien aber auch das geisterhafte Licht wieder. Nach einigen Stunden wurde der Kronprinz, welcher sich in Geschäften entfernt hatte, zu seinem sterbenden Vater gerufen. Er schlug den nächsten Weg über den kleinen Schloßhof ein; es folgte ihm eine Anzahl von Offizieren und Kavalieren. Da fiel ihnen ein sonst ganz verschlossener Saal hell in die Augen, so daß es ihnen däuchte, als ob derselbe mit vielen Hunderten von brennenden Kerzen erleuchtet wäre. Der Kronprinz stutzte und verlangte von seinen Begleitern Auskunft über diese merkwürdige Erscheinung. Dieselben sahen gleichfalls das Licht, wußten jedoch eine Erklärung desselben nicht zu geben. Auf der Treppe traf Friedrich Wilhelm den Kastellan; — dieser behauptete, jener Saal sei fest verschlossen, und so verhielt es sich auch, als man nachsah. Eine Aufklärung der merkwürdigen Erscheinung hat sich niemals gefunden.

Bald darauf am 25. Februar 1713 verschied der erste „König in Preußen“. Zu seinen letzten Worten gehörte auch der Ausspruch:

„Die Welt ist nur ein Schauspiel, welches schnell vorübergeht. Wer nichts weiter besitzt als das, der ist recht übel daran.“

Gottlob! der König selbst besaß mehr: vor allem ein großes und gütiges Herz und ein ernstes Bemühen, nach dem glänzenden Ruhme seines unvergleichlichen Vaters auch ein Gedächtnis seines Namens den Tafeln der Weltgeschichte zu überliefern. Und das hat ein gnädiges Geschick ihm auch vergönnt. Unsrer Stadt aber ist er ein großer Freund und Wohlthäter gewesen.

10. Die Wiedergeburt des Volkslebens unter König Friedrich Wilhelm I.

Litteratur: König, Versuch, Bd. IV, 1 u. 2. Berlin 1795/6.
Wilken, Lebensbeschreibung Friedr. Wilh. I. im hist. genealog. Kalender von 18
Isaacsohn, Gesch. des Preuß. Beamtent. T. III, Berlin 1884.

Die Regierung König Friedrichs war für Berlin eine überaus segensv gewesen. Der Monarch war der Begründer des Glanzes der Residenz geword sein gesamtes Wirken war von einem niemals wankenden Wohlwollen für s Hauptstadt getragen gewesen. Dennoch hatte das Volksleben Berlins während letzten Zeit des gütigen Fürsten in sittlicher Beziehung, wie wir sahen, manch' Einbuße erlitten. War auch der Kern der Bürgerschaft gesund geblieben, — st auch die Sitte des Berliner Hauses besserer Art noch immer in makelloser Rein da: der Glanz des Hofes, das Treiben gerade der höheren Kreise, diese Intri dies Haschen und Jagen nach nichtiger Lust, diese Mißachtung ernster Arbeit, — Alles hatte auch schwere Gefahren heraufbeschworen. Eine wundersame Füg aber schmückte mit der Königskrone nunmehr den Scheitel eines Fürsten, wel alle reinen Tugenden des deutschen Mannes in sich vereinigend, berufen und au wählt war, seinem Volke ein Arzt von dem seltensten Verdienste zu werden.

Uns geht das Herz auf, wenn wir zu der makellosen Persönlichkeit Fried Wilhelms I. aufschauen. Ein neuer Herrscher, trat er auch mit völlig neuen Gru sätzen auf, welche sich fest auf eine wundersam klare Erkenntnis alles des gründeten, was seinem Volke wirklich not that. Das aber war in erster Stelle sittliche Wiedergeburt.

Gehorsam, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Pünktlichkeit, Sauberkeit und prakti Wirken, vor allem aber Sparsamkeit und Tadellosigkeit des sittlichen Wand ins Leben übersetzte Gewissenhaftigkeit und schlichte Religiosität, — das waren hohen, bürgerlichen Tugenden, welche dieser junge Fürst vor aller Augen schon Kronprinz geübt und gepflegt hatte. Jetzt trug er die Krone und führte das Ze der Macht. In dem vollen Bewußtsein, daß das, was er verlangte, zum W und Heile seines Volkes durchaus unerläßlich sei, forderte der König die Bewähr dieser Tugenden nunmehr auch von einem jeden seiner Unterthanen, — von d höchsten sowohl wie von dem geringsten, — von dem Bürger sowohl wie von d Krieger. Hatte vorher das Vergnügen geherrscht: von nun ab regierte die Pfli

Man hat diesen großen und gewissenhaften Herrscher von reinstem Verdie vornehmlich als einen „Soldatenkönig" bezeichnet, und es ist ja wahr: er hat, n dem er das Hofkleid im Jahre 1725 einmal verbannt hatte, die Uniform preußischen Kriegers, den Rock der Ehre und des Ruhmes, nicht wieder abgel Sein Umgang bestand fast ausschließlich aus seinen höheren Offizieren; er

sich selbst stets viel, viel mehr als Offizier denn als König gefühlt. Der Herr von Loë, ein Reiseschriftsteller jener Zeit, später selbst preußischer Offizier, hat Recht, wenn er sagt:

„Der Berliner Hof ist ein durchaus militärischer. Die Zucht macht Leute, und die preußische Zucht ist herrlich"; — allein das bloße Wort „Soldatenkönig" trifft das innerste Wesen dieses Herrschers, welcher von so bestimmendem Einflusse auf sein Volk gewesen ist und einen Segen um sich her verbreitet hat, wie kaum je ein Fürst vor ihm und nach ihm, noch nicht. Es ist nämlich nicht nur der militärische Dienst allein; — es ist vielmehr der Dienst überhaupt, der Begriff des Beamtentums, — es sind die großen sittlichen Ideen der Pflicht und der Verantwortlichkeit, in welchen die Lebensführung, das Sinnen, Trachten und Thun dieses wahrhaft großen Fürsten aufgingen. In unübertrefflicher Weise ist diese Thatsache jüngst von Dr. Siegfried Isaacsohn klar gelegt worden. Durch treue Pflichterfüllung, durch sein eigen Vorbild und sein Beispiel ist dieser gestrenge Monarch der Erretter seines dem sittlichen Verfalle fast unvermerkt sich nähernden Volkes geworden, — ein Helfer und Erneuerer auch er, wie es einst Friedrich Wilhelm der Große gewesen war.

Es ist bekannt, wie der König seine Regierung begann. „Er ließ sich von dem Hofmarschall von Printzen sogleich, nachdem Friedrich I. verschieden war, die Hofetats einreichen, welche er mit einem Federstriche gänzlich durchzog. Eine beträchtliche Anzahl bisher angesehener und gefürchteter Personen fiel dadurch in ein Nichts zurück; ihr Entsetzen brach in Klagen aus, welche sich durch die ganze Stadt verbreiteten. Demohnerachtet durfte sich bis nach abgehaltenem Leichenbegängnisse niemand vom Hofe entfernen." Am folgenden Tage, dem 26. Februar 1713, begab sich Friedrich Wilhelm zum Gottesdienste in die Schloßkapelle; dann ließ er die Berliner Garnison den Eid der Fahnentreue schwören. Darauf ritt er mit dem Generale Freiherrn von Dörffling dem Jüngeren und mit den Obristen von Löben und von Crummensee nach seinem stillen, weltabgeschiedenen Jagdschlosse Wusterhausen. In Berlin herrschte inzwischen Totenstille, ein ungewöhnlicher Ernst und eine tiefe Niedergeschlagenheit. Daß das prächtige Leben am Hofe nun ein Ende hatte, war in einem Augenblicke all' und jedem klar geworden. „Der Bischof verschwand; der Ober-Zeremonienmeister mußte nach Sachsen gehen; von den 24 Trompetern und den beiden Paukern blieb kein einziger; die Schweizer Garden und die Grands-Mousquetaires wurden aufgehoben; die Hofjüdin Liebmann, welche bei dem hochseligen Könige unbedingten Zutritt gehabt hatte, aber wurde weggejagt." — Bald darauf wurden die edlen Pferde des königlichen Marstalls und ihre kostbaren Geschirre verkauft. Am 2. Mai erfolgte sodann das Leichenbegängnis des verstorbenen Königs, und zum letzten Male wurde bei demselben jene feierliche Pracht entfaltet, welche dem Entschlafenen so teuer gewesen war.

In der Einsamkeit von Wusterhausen waren unterdessen Pläne zur Wiederaufrichtung des zerrütteten Staates gereift, und sofort trat nunmehr der König als das auf, was er sein Leben lang geblieben ist: als ein Organisator von dem eindringendsten Verständnisse und der rücksichtslosesten Thatkraft. Die Militär-, Kirchen-, Lehns-, Finanz-, Justiz- und Verwaltungs-Angelegenheiten wurden an verschiedene „Wirkliche" Geheime Räte als Provinzial-Chefs verteilt; für die Alt-, Ukers- und Mittelmark, also auch für Berlin, wurde auf diese Weise Christian Friedrich von

Bartholdi der höchste Verwaltungsbeamte, Präsident und Geheimer Staats-Minister zugleich. Wie sehr den König aber auch die Neuordnung des Staatswesens in Anspruch nahm, — wie energisch er sich den Angelegenheiten des Heeres auch schon im Jahre 1713 zuwendete, jener Axiome der Kyropädie eingedenk, daß die Wohlfahrt eines Landes am sichersten auf der Kraft des Heeres und der Wirtlichkeit der Unterthanen beruhe: sein Blick und seine Fürsorge umfaßte dennoch auch noch andere und zwar die verschiedenartigsten Dinge. Jetzt wurde der Armen gedacht und das Invalidenwesen neu geordnet; jetzt wurde der Parochialkirche das ursprünglich für den Münzturm bestimmte Glockenspiel übergeben; jetzt wurde ein einheitliches Maß und Gewicht in der Mark eingeführt, und jetzt der Grundzins auf der Dorotheenstadt aufgehoben. Und das alles aus persönlichster Initiative! Wie laut verkündete dies Beispiel, daß dem getreuen Manne auch das Geringste nimmer als unwesentlich erscheinen darf!

Neben solcher, den Zeitgenossen fast als kleinlich erscheinenden Thätigkeit aber zugleich welch' hohe, sittliche Accente! Schon in diesem ersten Jahre stand es dem Könige fest, daß er die Würde und das Wohl seines Staates auf sein Heer als auf einen „rocher de bronce" zu gründen habe, — stand es ihm fest, daß Monarch und Volk nur ein und dasselbe Interesse haben. Das ganze Wesen dieser reinen Seele enthüllt sich uns, wenn wir das Wort vernehmen:

„Die schlimme Justiz schreiet gen Himmel, und wenn ich's nicht verbessere, so lade ich selbsten die Verantwortung auf mich;"

und wie ein Regierungsprogramm erscheint es uns, wenn der König bei der Huldigung der kurmärkischen Ritter und Städte am 24. Mai über Psalm 101, Vers 6 predigen läßt:

„Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, ich habe gern fromme Diener."

Wenn ein Bürger des damaligen Berlin ein solches Auftreten mit Aufmerksamkeit und verständigem Sinne betrachtete, so mußte er sich wohl schon im Jahre 1713 sagen:

„Es steigt nun eine neue Zeit herauf, und dieser jugendliche Monarch ist wohl imstande, das Leben und das Weben seines Volkes umzuschaffen."

Bei diesem alleinbestimmenden Einflusse, welchen der König dann auch in der That auf den Geist des Volkslebens ausgeübt hat, ist es eine Notwendigkeit auch für uns, hier der staatlichen Reformen Friedrich Wilhelms zu gedenken; denn die Umwandlung des Volkscharakters bleibt uns unverständlich, wenn uns die Maßnahmen des Königs nicht im Sinne gegenwärtig sind.

Die oben bereits erwähnten Reformen am Hofe sind die bekanntesten. Das Rang-Reglement Friedrichs I. hatte 142 Würden und Würdenträger aufgewiesen; Friedrich Wilhelm I. behielt kaum den dritten Teil dieser Chargen bei; auch mußten die Inhaber derselben sich mit dem fünften Teile von dem Gehalte ihrer Vorgänger begnügen. Die Lebensweise des Königs selbst war eine überaus einfache und geordnete: Morgens von 4 bis 10 Uhr Erledigung der laufenden Regierungsgeschäfte — ein frugales Frühstück, dann militärische Thätigkeit und das Mittagsmahl, welches der König meist in Gesellschaft von Offizieren, manchmal auch als Gast eines seiner Getreuen einnahm. Nun wieder Arbeit irgend welcher Art. Erst der Abend führte

dann eine gemischte Gesellschaft zu Gesprächen militärischer und staatswirtlicher, ernster wie heiterer Natur zusammen: das „Tabaks-Kollegium."

Bei der hohen Bedeutung, welche die Persönlichkeit des Königs besaß, und bei der entschiedenen Weise, mit welcher er seinen Willen geltend zu machen verstand, mußte zunächst die Wirksamkeit des Staatsrates mehr und mehr zurücktreten. „Der Autokratismus verdrängte den Bureaukratismus." So sehen wir den Geheimen Staatsrat schließlich zu einer bloßen Justiz- und Lehns-Instanz herabsinken, welche auf die allgemeinen Staatsangelegenheiten einen Einfluß überhaupt nicht mehr ausübt. Diese Thatsache ist von hoher Wichtigkeit auch für die Geschichte von Berlin. Auf dem Gebiete des Heerwesens ferner bahnten sich jetzt, nachdem die alte Lehnsmiliz auch in ihren letzten Spuren verschwunden war, völlig neue Institutionen an. Es ist bekannt, daß Friedrich Wilhelm noch an dem Werbesysteme festhielt. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht aber schwebte auch ihm schon vor. Mit Recht sagt der berufenste Darsteller der Regierungsgrundsätze dieses Königs:

„Wie einseitig und beschränkt ist doch jene Auffassung, welche in der Soldatenliebhaberei dieses Königs nur eitel Prunk mit wohldressierten langen Kerls und Spielerei erblickt! Niemand faßte den Soldatenstand so sehr als das auf, was er ist und was er sein soll: als den Teil des Volkes, welcher zur Verteidigung der höchsten Güter des Vaterlandes stets bereit gehalten werden soll, wie gerade Friedrich Wilhelm. Die Rekrutierung erschien ihm als ein Werk, ‚darinnen der allerhöchste Gott ihm gnädig sekundiere'. Schwer klagte er die junge Mannschaft an, welche durch Flucht über die Grenze sich der Aushebung entzog, teils aus Bosheit, teils aus Ungehorsam gegen ihren Souverän, „welchem sie doch nach ihrer natürlichen Geburt und des höchsten Gottes eigener Ordnung und Befehl zu dienen schuldig und verpflichtet sei." — Das ist in der That kaum etwas anderes als die Aufstellung des Prinzips der allgemeinen Wehrpflicht.

Daß wir hier sogleich Angaben über die Berliner Verhältnisse einreihen: Anwerbungen und Rekrutierungen fanden anfangs auch in der Residenz statt. Am 4. Mai 1714 aber beklagten sich bereits die Gewerke, daß ihnen durch die Werbeoffiziere die Gesellen entzogen würden; — so war z. B. die Zahl der Schustergesellen von 430 auf 140 herabgegangen. Nichts jedoch lag dem Könige ferner als eine Schädigung der Gewerbethätigkeit. Er schaffte daher nach Kräften Abhilfe, und am 21. Mai 1733, als Friedrich Wilhelms thätiges und segensreiches Leben sich bereits seinem Schlusse zuneigte, erging endlich sogar eine für die damaligen Berliner hocherfreuliche Kabinets-Ordre an den General von Glasenapp, den damaligen Stadtkommandanten: die Residenz wurde vom Kantone durchaus befreit. Wer es nicht wollte, brauchte nun also nicht zu dienen; viele aber thaten's dennoch. Unmerklich aber übte gerade das Heer, Friedrich Wilhelms Lieblingsschöpfung, einen sehr bedeutsamen Einfluß auf die Bürger der Residenz aus. „Kasernen gab es nur erst in geringer Anzahl. Die Mehrzahl der Soldaten lag daher in Bürgerquartieren, und durch dieses Nebeneinanderleben verpflanzten sich die strengen soldatischen Anschauungen vom Dienste und von der Pflicht, von der Sauberkeit und Treue, mehr und mehr auch in die Kreise des niederen Bürgertumes." So ist dann in der That „des Königs Grenadier" ein Erzieher des Volkes von Berlin geworden und ein Mithelfer des großen sittlichen Zuchtmeisters Friedrich Wilhelm. Auf die höheren Stände wirkte in ganz ähnlicher Weise der Umgang mit den Offizieren ein. Es ist eine wahrhaft

wohlthuende Erscheinung: auch die Söhne der höheren Civilbeamten erkennen jetzt eine Ehre darin, des Königs Rock zu tragen. Auch Bürgerliche gehen ins Heer über; der Adel aber bildet doch weitaus das Gros der Offiziere und lernt erkennen, daß es eine Ehrenpflicht für ihn ist, den Degen zu ergreifen und Gut und Blut für das Vaterland und den König einzusetzen.

Vergegenwärtigen wir uns dem gegenüber, wie im Jahre 1651 selbst noch ein Konrad von Burgsdorf den militärischen Maßnahmen des großen Kurfürsten entgegengetreten war, so zeigt sich uns eine fast überraschende Wandelung. Ja gewiß, der Patriotismus war machtvoll erwacht, und schon gab es eine schneidige, scharfe und begeisterte Auffassung preußischer Ehre und Pflicht. Die Thaten des großen Kurfürsten, die Siege der Truppen Friedrichs I., das Vorbild Friedrich Wilhelms I. hatten dieselbe unvermerkt entstehen lassen.

Dem Könige am nächsten aber standen zwei besonders hochverdiente Militärs, Fürst Leopold von Dessau und der Marschall Friedrich Wilhelm von Grumbkow, „beide dem Könige ähnlich an scharfer Welt- und Menschenkenntnis, an musterhafter Wirtschaftlichkeit und an rücksichtsloser Willenskraft". Die Kerngestalt des alten Dessauers ist eine volkstümliche geblieben bis auf unsere Tage; der Berliner jener Zeit aber mag doch mehr mit banger Furcht als mit innerem Behagen zu dem grotesken und gleichwohl so hochbedeutsamen Manne aufgeblickt haben. Der Magistrat hatte oft Gelegenheit, den Einfluß dieser beiden Militärs kennen zu lernen; denn Friedrich Wilhelm bediente sich ihres Rates auch in fast allen Angelegenheiten der civilen Verwaltung. Am wichtigsten aber für die Gestaltung des bürgerlichen Geistes nach militärischem Muster erwies sich endlich das Eindringen verabschiedeter und versorgungsberechtigter Militärs in die subalternen Civilämter bei der Accise, der gerichtlichen und der polizeilichen Exekutive u. s. w. Es kam dadurch zwar ein barscher Ton in den bürgerlichen Verkehr; die Reisenden z. B. wurden in den Posthäusern und auf den Zollabfertigungsstellen, — die Einheimischen auf den Wachtstuben und in den Bureaux nicht eben aufs Zarteste behandelt. Es fehlte oft selbst nicht an Nörgeleien und Gewaltsamkeiten; der Bürger hatte „Ordre zu parieren, ohne zu räsonnieren". Andrerseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß selbst diese Rauheit das Volk sittlich erzog und dasselbe zu kräftigem, selbständigem Handeln heranbildete. Eine Behandlung mit Glacéhandschuhen hätte wahrscheinlich das Gegenteil bewirkt. Das preußische Volk sollte nun einmal in harter Schule zur Mündigkeit heranreifen; diese Schulung durch Friedrich Wilhelm ist ihm zu überreichem Segen ausgeschlagen. Das niedere Beamtentum Friedrich Wilhelms I. konnte in den Städten allerdings unmöglich beliebt sein; ja, man haßte diese Fabrik-Inspektoren, Accise-Einnehmer und Thorschreiber manchmal aufs Bitterste; gleichwohl ist die Pflichttreue und das ernste Wesen dieser Männer unserm Volke ein heilsames und förderliches Vorbild gewesen. —

Sehr bald ging der neue König dann auch an die Erfüllung seines Versprechens, die Justiz zu bessern. In bezug auf das kombinierte Berliner Stadtgericht änderte er freilich nur weniges. Es hatten sich für die einzelnen Stadtteile allmählich bereits wiederum sogenannte Untergerichte, gewissermaßen Gerichts-Kommissionen, herausgebildet. Auf einer besonderen Gerichtsstube ertheilten ein Einzelrichter und zwei Schöffen den Einwohnern der verschiedenen Stadtteile Recht. Dieser Modus entsprach dem Geiste der königlichen Verordnung vom Jahre 1710 gewiß nicht, ja, er lief

demselben gradezu entgegen. Friedrich Wilhelm suchte darum auch das Stadtgericht wiederum zu zentralisieren und das Verfahren möglichst zu vereinfachen; er hob zunächst die Gerichtsstuben in den Vorstädten wiederum auf, stellte sodann die Einheit des Stadtgerichtes wieder her und veränderte im Jahre 1728 die Gerichtsverfassung endlich dahin, daß in Zukunft im Stadtgerichte nur ein Direktor und drei Stadtrichter sitzen sollten, denen die Rechtspflege in allen Stadtteilen oblag. Nicht anders verhielt sich Friedrich Wilhelm gegenüber den Ober-Gerichten, — d. h. den landesfürstlichen Tribunalen. Auch diese Königlichen Gerichte der Residenz wurden vom Könige unter der Beihülfe seiner ausgezeichneten Justizminister Christian Friedrich von Bartholdi, Christoph von Katsch, Ludwig Otto von Plotho und Samuel von Cocceji wesentlich vereinfacht und in rastloser Thätigkeit vervollkommnet. Neben unbestechlicher Gerechtigkeit forderte der König von seinen Richtern besonders Schnelligkeit der Rechtsprechung. Deshalb Kombinationen und Veränderungen auch hier. Um 1714 befanden sich acht obere und oberste Gerichte in der Residenz; — nach dem vorläufigen Abschlusse der Reformen Friedrich Wilhelms im Jahre 1718 hatte Berlin nur noch das Kammergericht, das von Friedrich I. im Jahre 1703 errichtete Ober-Appellations-Gericht, — letzteres verbunden mit dem für die betreffenden Landesteile geltenden Oranischen Tribunal und dem Ravensbergischen Appellationsgerichte; — diese vier Gerichtshöfe waren im Kammergerichtsgebäude neben der Stechbahn untergebracht; — sodann das militärische Kriegs-, Hof- und Kriminalgericht im Gouvernementsgebäude in der Königstraße und endlich der Geheimen Justizrat, eine Abteilung des Geheimen Staatsrates, im Schlosse.

Ganz musterhaft war ferner die Sorgfalt, mit welcher der König den Richter- und Advokatenstand beaufsichtigte. Die persönliche Kontrole, welche er auszuüben pflegte, hat überhaupt wohl das meiste dazu gethan, das angekränkelte Volksleben der Gesundung wieder entgegenzuführen. Über dem Advokatenstande aber, welchem Friedrich Wilhelm sehr mißtrauisch gegenüberstand, wachten noch besonders sorgsam die „Fiskale“; — „hundert immer offene Augen waren auf die Justizpflege gerichtet“. Es läßt sich leicht ermessen, wie grade dadurch das Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege gemehrt wurde.

In gleicher Weise praktisch, klar und ersprießlich ordnete der rastlos thätige Monarch, welcher „nicht bloß sein eigener Feldmarschall, sondern auch sein eigener Financier“ zu sein bestrebt war, dann die Kammerverwaltung, d. h. das Finanzwesen und den Staatshaushalt, deren Grundlage die Domänen-Wirtschaft bildete. Schon am 27. März 1713 erfolgte die Begründung eines General-Finanz-Direktoriums, von welchem die Verwaltung der Hofkammer. d. h. des Kronbesitzes an liegenden Gründen, der Chatoulle, der sämtlichen Regalien, des Forst-, Post-, Münz- und Hüttenwesens, der Zölle und der Licenten abhängig waren. Allbekannt und oft gerühmt ist es, welch' glänzende Verdienste König Friedrich Wilhelm I. sich grade als Staatswirt erworben hat. In bezug auf Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit ist er ein gradezu unerreichtes Vorbild für seine Zeit gewesen; der vollste Segen dieser seiner Thätigkeit aber ist dem Bürgertume, vor allem dem von Berlin, zugefallen. Hier wirkte ja sein Beispiel am unmittelbarsten und nachhaltigsten, weil hier sein eigen Auge wachte.

Wie aber stand es um das Finanzwesen der Kommunen? — Auf grund eingehender Forschungen hat Professor Schmoller es dargelegt, „wie grenzenlos die

städtische Verwaltung entartet war, weil sie nur allzu lange in der Hand eines eigennützigen, oligarchisch-geschlossenen Patriziates gelegen hatte, welches sein verpflichtendes und belastendes Amt in das grade Gegenteil, in eine einträgliche Sinekure, verwandelt hatte." Um die städtischen Verwaltungen in in ihrer Gesamtheit zu prüfen, pflegte der König nunmehr außerordentliche Kommissare aus der Zahl seiner Räte zu ernennen. Eine solche Kommission unter der Leitung des Ministers Marquard Ludwig von Printzen und des Kriegs-Rates Johann Andreas von Kraut untersuchte schon in den Jahren 1714 bis 1716 das Finanzwesen der Residenz. Im Jahre 1723 wurde zur Revision der Verwaltung von Berlin sodann noch eine zweite Kommission ernannt, an deren Spitze der General von der Marwitz, der Kommandant der Stadt und ein persönlicher Freund des Königs, stand. „Erst nach dreijähriger Thätigkeit gelang es den Kommissaren, Klarheit und Festigkeit in die städtische Verwaltung hinein zu bringen: im Jahre 1726 stellten sie dann einen von dem Könige selbst genehmigten Etat auf, welcher zugleich eine feste Grundlage für die zukünftige Verwaltung abgab." Es ist in der That eine wundersame Thatsache, aber sie ist nicht hinwegzuleugnen: erst das Militär mußte das städtische Finanzwesen ordnen. Es war in der That, wie Schmoller nachgewiesen hat, eine Herkulesarbeit im Augiasstalle, welche auf diesem Gebiete notwendiger Weise jetzt zu verrichten war. Sorgfältig wurde auch sie vollendet. Und nun konnten die Bürgerschaften sich allerdings wie neugeboren fühlen; — der maßlosen Verschuldung und der Insolvenz der Städte war gewehrt worden. Allein die strenge Zucht und Aufsicht, zu welcher die Ortskommissare angewiesen waren, blieb fortan bestehen. Die Ratsmitglieder wurden jetzt *wirklich* gewählt, dem Könige präsentiert und auf Lebenszeit bestätigt; — von „altem und von neuem Rate" findet sich nun keine Spur mehr. —

Der König liebte überall die Zentralisierung. In dem steten Streben nach ihr hielt er es auch für ersprießlich, die Stellung des *ersten Bürgermeisters* seiner Residenz noch nachdrücklicher hervorzuheben. Darum ernannte er am 9. Mai 1726 den Kurmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer-Vize-Präsidenten, Simon Victor Hünicke, zum *Stadtpräsidenten* von Berlin. Als Hünicke dann im Dezember 1733 während der Fahrt zum Dome gestorben war, folgte ihm bis 1752 in gleicher Würde der Geh. Kriegs-Rat Heinrich Adam von Neuendorff. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Beamten Männer ganz nach dem Herzen Friedrich Wilhelms waren, welche im Staatsdienste sich bereits mit Ruhm bedeckt hatten. Das Recht, sein Stadthaupt selbst zu wählen, besaß der Berliner Magistrat also *nicht* mehr. Durch den *Landesherrn* aber wurde auch der *Stadt-Bau-Inspektor* ernannt, welcher diesem ordnungsliebenden Könige nimmer genug thun konnte, um die volle und gleichmäßige Bebauung der Stadt durchzuführen, um die Schindel- und Strohdächer zu entfernen, um die Sauberkeit und Schönheit der Straßen zu befördern. Das General-Kommissariat, an dessen Spitze Johann Moritz von Blaspil und Friedrich Wilhelm von Grumbkow standen, dessen eigentlicher Chef jedoch der König selbst war, sorgte unterdessen für die Steigerung der Erwerbsquellen vermittelst einer durch und durch gesunden Handels- und Gewerbe-Politik, sorgte auch für die prompte Einbringung der Kontribution und der Accise. Die Steuerräte, die Ortskommissare, hatten fast über ihre Kräfte zu arbeiten, wollten sie den Ansprüchen dieses rastlos thätigen Monarchengenügen, welcher alle Dinge so hochgewissenhaft und so tief ernst anfaßte und mit Aufbietung aller Mittel es dahin bringen wollte, daß sein Volk, — daß auch

die Städte gesundeten. Die Einsetzung der General-Rechenkammer am 2. Oktober 1714 vollendete endlich das Reformwerk der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms.

Auf Rechtschaffenheit und auf Lauterkeit der Beamten, auf selbstlose Hingabe in den Dienst, auf ideale Pflichterfüllung und auf Hebung der Volkswohlfahrt zielten lle diese Reformen allein hin. Friedrich Wilhelm griff also direkt auf die Grundsätze des roßen Kurfürsten zurück. Er brach mit dem schwächlichen Wohlwollen seines Vaters. in König muß nicht allein ein gütiger Herr, sondern vor allem ein thätiger, arbeitmer Mann und ein strenger Wächter der Sittlichkeit des ihm anvertrauten Volkes in: Das sind am letzten Ende die beiden moralischen Grundsätze, welche es diesem inen Fürsten ermöglichten, ein Reformator nahezu aller Zustände zu werden. as aber besagen jene beiden Fundamentalsätze anders, als das, was Friedrich der roße in die berühmten Worte gekleidet hat:

„Der König ist des Staates erster Diener!" — —

Allein das in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms Geschaffene trug, so segensich es immer war, dennoch auch das Merkmal alles Irdischen, den Stempel der nzulänglichkeit, an sich. Der hauptsächlichste Mangel der Reformen des großen rganisators war der, daß die beiden großen Zweige der Civil-Verwaltung, — die eneral- und Kriegs-Kommissariate auf der einen, — das General-Finanz-Direktorium id die Domänen-Kammern auf der andern Seite in ihren Gebieten nicht klar genug gen einander abgegrenzt waren. Reibungen zwischen all' diesen Behörden waren iher stets an der Tagesordnung. Es war dem Militäre ferner denn doch ein allzu eiter Spielraum auf bürgerlichem Gebiete eingeräumt worden. Eine wachsende erbitterung zwischen den einzelnen Behörden griff infolgedessen Platz, und die erwaltungs-Maschinerie — sie stockte. Der König beschloß daher, die obengenannten etrennten Behörden einheitlich zu verschmelzen und dann den einzelnen Departements in bestimmtes Gebiet mit klarer Umgrenzung anzuweisen. So entstand in den Jahren 1722 und 1723 endlich das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Direktorium, die eigenste Schöpfung des Königs selbst, zu welcher er den Plan in der Weltabgeschiedenheit des Jagdschlosses Schönebeck entworfen hatte und welche den Abschluß und die Krone all' seiner Reformen bezeichnet.

Uns kommt es hier wesentlich nur darauf an, die Einwirkung der Beamten dieser zentralen Behörde und der gesamten inneren Verwaltung auf die Handels- und die Gewerbethätigkeit der Hauptstadt zu schildern. Es waren vorzüglich zwei Mitglieder des General-Direktoriums, welche sich unter Friedrich Wilhelm I. auf die Dauer einen Ehrenplatz in der Geschichte Berlins errangen: die Brüder Christian Friedrich und Johann Andreas von Kraut, beides Geheime Kriegs-Räte, Finanz-Direktoren u. s. w. Diese sehr verdienten Männer waren aus dem Magdeburgischen ebürtig und „im dortigen Kammerdienste emporgekommen". Im Jahre 1713 wurde ohann Andreas Kraut, welcher sich bereits als Organisator und Fabrikant ausgeichnet hatte, nach Berlin berufen, um hier großartige Wollen-Waaren-Manufakturen nd andere Fabriken zu errichten. Er wurde der Schöpfer des „Lagerhauses", jener roßen, gewerblichen Unternehmung, welche des Königs Unterthanen und Krieger mit ländischen Wollenfabrikaten, Tüchern, Zeugen, Hüten und Strümpfen versorgen llte. Dieser thatkräftige und geistvolle Mann starb jedoch, ehe noch das weitaushende Unternehmen zur Blüte gelangt war, im Jahre 1723. Unter ihm war der eheime Rat Severin Schindler bereits seit 1713 thätig gewesen. Wir werden

dem letztgenannten Beamten noch als einem der verehrungswürdigsten Wohlth…
unsrer Stadt begegnen. Alle drei, die Brüder Kraut und Severin Schindler ru…
zu St. Nikolai in prachtvollen Grabkapellen: in weihevollen Örtlichkeiten, d…
die schönen und großartigen Denkmäler, welche diesen Beamten und Vertrau…
Friedrich Wilhelms I. gesetzt worden sind, erinnern zu gleicher Zeit auch dar…
wie energisch der König auf eine Wiedergeburt seines Volkes in gewerblicher …
ziehung hingearbeitet und gedrungen hat. Selbständigkeit vom Auslande und …
bung jeder produktiven Kraft des eignen Volkes: das waren die große Ziele, we…
ihm in dieser Beziehung vorschwebten; sein Beamtenheer sollte mit der vollsten …
gabe an den Beruf ihm dazu helfen, dieselben wirklich zu erreichen.

Es gehört in unsern Gegenstand noch mit hinein, daß Friedrich Wilhelm auch …
Fleiß seiner Unterthanen so sorgfältig überwachte. Diese Kontrolle traf den Gen…
und den Staatsminister, die Hökerin und den Hirten Es laufen sehr viele A…
boten darüber um, wie der König diese Überwachung ausgeübt hat. Oft hiel…
die Spaziergänger an und fragte sie nach ihrem „Metier"; ja er ließ auch wohl ei…
Tanzmeister zum Beweise seiner Behauptung, daß er wirklich ein Tanzmeister sei, …
offener Straße eine Sarabande tanzen. Im allgemeinen war das Promenieren …
Könige zuwider; er war der Ansicht, daß auch die Arbeit frisch erhalte. Wer …
eine falsche Auskunft gab, der mußte wohl, wie jener andere Tanzmeister, wel…
sich vor dem Gestrengen auf einen Heuboden vor dem Köpenicker Thore geflüc…
hatte und sich für einen Handlungsdiener ausgab, einige Wochen lang die Bauk…
ziehen. Geradezu klassisch ist jenes Wort, welches er einst einem armen Juden zu…
der sich vor ihm geflüchtet und auf die Frage: „Weshalb läufst Du?" geantwortet ha…

„Weil ich mich fürchte, Majestät!" —

Er ließ den Beklagenswerten zunächst sein spanisches Rohr kosten und herrf…
ihn dann ingrimmig an:

„Ihr sollt mich ja nicht fürchten; ihr sollt mich lieben." —

Es ist indessen mehr als thöricht, wenn man sich an dergleichen Derbheiten …
Königs klammert und aus ihnen heraus dann das Bild eines höchst seltsamen Man…
zusammensetzt, welcher zur Hälfte als ein Tyrann, zur Hälfte als ein grote…
Spaßmacher erscheint. Es lassen sich ja gewisse Rauheiten aus diesem sittlich …
hochstehenden und so reich gesegneten Leben gewiß nicht hinwegleugnen; allein es …
nur betrübend, wenn man sieht, wie gewisse Darsteller der Geschichte Berlins …
sogar noch jetzt ausschließlich an diese anekdotenhaften Züge aus Friedrich Wilhel…
arbeitsamem, vielgetreuem Leben halten und dann unverbürgte Schnurren und sehr …
derbe Späße erzählen, anstatt auf die hohe erziehliche Bedeutung dieses Fürs…
daseins hinzuweisen. Solchen Fälschungen der Geschichte gegenüber, welche d…
eine oberflächliche, mit kindischen Histörchen durchsetzte Darstellung den Leser un…
halten und belustigen wollen, betonen wir hier noch einmal laut die Thatsache:

Friedrich Wilhem I. ist darum der sittliche Reformator Preußens gewor…
weil er die nimmer wegzuleugnenden Mängel des Hoflebens beseitigt, sein Volk …
seinem eignen Beispiele aufgerichtet und den Staat auf jene beiden starken Gr…
pfeiler gestellt hat, welche ihn noch heute tragen: auf ein Heer und auf ein Beamten…
voller Zucht und Ehre. Würdigen wir nunmehr im einzelnen seine Thätigkeit …
unsere große Stadt!

---

11. Der königliche Bauherr.

Litteratur: Woltmann, Baugeschichte Berlins. Berlin 1872.
Mila, Geschichte Berlins. Berlin 1829.
Nicolai, Nachrichten. Berlin 1786.

Wie alle thatkräftigen Naturen baute Friedrich Wilhelm viel und gern; nicht im mindesten aber etwa aus Liebe zu der Kunst. Für ihn kam nur der Nutzen in betracht. Nachdem die deutsche Spätrenaissance und der Rokokostil soeben noch so herrliche Blüten auch in Berlin gezeitigt hatten, erhoben sich jetzt daher neue Baulichkeiten in fast unübersehbarer Anzahl hierselbst, welche in ihrer großen Schmucklosigkeit, aber auch in ihrer klar hervortretenden Zweckmäßigkeit den Geist der Zeit in überaus charakteristischer Weise darzustellen geeignet sind: Sie sind eben im „Zopfstile" erbaut.

Noch blieb Berlin zwar eine Zeit lang Festung; man kümmerte sich bei den Bauten in der Stadt und in ihrer Umgebung indessen nicht im mindesten mehr um militärische Rücksichten. „Enger und enger zog sich der Ring der Wallstraßen zusammen; die Festungswerke erschienen nur noch als eine Verkehrsstörung innerhalb der Gesamtstadt." Von 1732 bis 1736 entstand sodann die Friedrichsstadt in jenem Umfange, wie er noch heute durch den Lauf der Königgrätzerstraße bezeichnet wird. Man schloß sie durch eine Mauer ab, welche zugleich die Luisenstadt umfaßte, also bis zum Schlesischen Thore und bis zu der Spree reichte. Hier wurden die folgenden Thore angelegt: das Brandenburger, das Potsdamer, das Hallesche, das Kottbuser und das Schlesische Thor. Diese Thorbauten waren nicht ohne Geschmack; sie bestanden aus starken, mit römischen Trophäen geschmückten Pfeilern, an welchen sich der preußische Adler befand. Im Norden Berlins kam diese Stadtmauer jedoch erst sehr viel später zu Stande. Gebieterisch verlangten nun aber die Interessen der Friedrichs- und der Luisenstadt die Niederlegung jener Werke, welche den Werder und Neu-Kölln von diesen Stadtteilen abschlossen. Infolge dessen ging in den Jahren 1737 und 1738 die Straße durch das Leipziger Thor ein; 1739 konnte das schöne Gebäude selbst abgebrochen werden. Die Jägerbrücke und die Spittelbrücke vermittelten jetzt den Verkehr der Friedrichsstadt mit dem Werder und mit Alt-Kölln. Die Befestigungen des letztgenannten Stadtteils fielen fast gleichzeitig mit denen des Werders. Auch das Köpenicker Thor wurde abgerissen; ein Relief an jenem Hause, welches auf seiner Stelle erstand, — ein Simson, einen der Thorflügel der Stadt Gaza tragend, — verewigte die Stätte, auf welcher es sich einst erhoben hatte. Die Wahrzeichensage sieht in diesem Simson bekanntlich einen armen Mann, welcher das große Los gewonnen hatte; — da sein Söhnlein dasselbe im Spiele jedoch „an die Thür geklebt hatte, so blieb ihm nichts übrig, als die letztere selbst zum Rathause zu tragen." Auch hier war also Licht und Luft geschafft; die Grün- und Roßstraßenbrücke entstanden,

und die Köllnische Vorstadt war somit gleichfalls mit den alten Stadtteilen verbunden. Als Friedrich Wilhelm I. verstarb, war bereits mehr als ein Dritteil der Festungswerke von Berlin zerstört.

Soviel über die Vergrößerung Berlins unter Friedrich Wilhelm I. Führen wir nunmehr die bemerkenswertesten der Berliner Bauten dieser Tage auf.

Liebevoll pflegte der König trotz seiner Wirtschaftlichkeit den Sitz der Ahnen, das „Schloß zu Kölln", dessen Bezeichnung jetzt indessen nur noch das „Schloß" lautete. Friedrich Wilhelm datierte seine Schriftstücke überhaupt zuerst von Berlin aus. Schnell verdrängte nun der Name „Berlin" die örtlichen Sonderzeichnungen. Wir wissen bereits, daß der Hofbaumeister Böhme bis zum Jahre 1716 den äußeren Bau des Schlosses fertig stellte; im Jahre 1728 wurde sodann im Innern der weiße Saal vollendet, und anno 1739 wurde der silberne Chor des Rittersaales, welchen Friedrich der Große in der Kriegesnot nachmals einschmelzen ließ, durch den Goldschmied Christian Lieberkühn aufgerichtet. „Silber behält allezeit seinen Wert!"; — mit dieser Wahrheit rechtfertigte der König die Ausführung dieses glänzenden Werkes, dessen Schönheit auch in der schlichten auf Friedrichs II. Befehl angefertigten Nachbildung noch heute fesselnd zu Tage tritt, sowie die Aufspeicherung seiner großartigen Tafelschätze aus Edelmetallen. Außerordentlich aber veränderten sich unter Friedrich Wilhelm die Umgebungen des Schlosses. Das im Jahre 1661 im Lustgarten erbaute Ballhaus wurde abgerissen; auf der Stätte des heutigen Domes aber erstand das „Café" des „Monsieur Olivier" mit einem Billard für die Herren Offiziere. Die alte „Muschelgrotte" wurde anfangs in eine Tapetenfabrik umgewandelt und sodann, 1738, der Kaufmannschaft zur Abhaltung ihrer Börsenversammlungen überlassen. Auch das halbkreisförmige Pommeranzenhaus ging ein, wenngleich dasselbe auch noch über ein Jahrhundert stehen blieb und industriellen Zwecken zu dienen hatte. Auf dem Lustgarten selbst, welcher nun ein Exerzier-Platz geworden war, erdröhnte fortan der Paradeschritt der preußischen Bataillone.

Blicken wir nunmehr auf die Dorotheenstadt! Auf königliche Veranlassung entstand hier eine große Anzahl von Schiffsbauerwerkstätten, — die Anfänge des Schiffbauerdammes. An der Grenze des Weichbildes aber, am Rande der Spandauer Heide, errichtete der König Friedrich Wilhelm eine nutzenbringende und barmherzige Anstalt zugleich; er verwandelte das im Jahre 1710 von seinem Vater vorsorglich erbaute „Pesthaus" in ein allgemeines Krankenhaus und in eine Anstalt zur Schulung junger Ärzte und Wundärzte, welcher er den Namen der „Charité" beilegte.

Auf der Friedrichsstadt leitete Johann Philipp Gerlach die Bebauung in des Königs Sinne. Dieser verdiente Meister, auf welchen wir bei Besprechung der Kirchenbauten dieser Zeit noch zurückkommen werden, ist es, welchem wir die Anlage der schönen Plätze dieses Stadtteils verdanken; er hat, noch uns zu Nutz und Freude, den Dönhofs-, den Stall-Platz (Gensdarmen-Markt), das „Karree" (Pariser-Platz), das „Achteck" (Leipziger Platz) und das „Rondel" (Belle-Alliance-Platz) mit echt märkischem Geschmacke sorglich ausgespart. Auch die entlegeneren Teile der Friedrichsstadt bebauten sich schnell, als im Jahre 1727 die aus ihrem Vaterlande vertriebenen Bekenner des Evangeliums böhmischer Nationalität, althohenzollernscher Tradition gemäß, in Berlin gastlich aufgenommen wurden; — die zuerst hierhergelangten böhmischen Flüchtlinge wurden in der Krausen- und Schützenstraße, die nachkommenden

n engeren, zwischen der Leipziger Straße und dem Halleschen Thore gelegenen der Wilhelmsstraße angesiedelt. —

Im alten Berlin veränderte sich nicht viel; wir haben hier nur ganz vereinzelte ıchen anzuführen. Der herrliche Palast des Grafen Wartenberg wurde der Post iesen und der Molkenmarkt mit der Statue Friedrichs I. geschmückt. Im Jahre wurde dann bestimmt, daß dieser Markt fortan den Namen des „Königsmarktes" sollte. Allein, wie es so oft zu gehen pflegt: der neue Name wurde nicht imlich, und die Statue stellte sich in ihrer Umgebung von Scharren, Fischbottichen, Löschgeräten und Wachthäusern leider so wenig würdig dar, daß sie bald um hinweggenommen wurde und einen Platz im Zeughause erhielt. —

Man sieht: es ist auch nicht ein einziger Luxusbau in der gesamten welcher auf königlichen Befehl errichtet worden ist. Was die Königin Sophie)ea für ihre Person zu thun vermochte, beschränkt sich gleichfalls nur auf den en und interessanten, aber doch sehr bescheidenen Ausbau des Schlößleins jou. Der weise Staatswirt Friedrich Wilhelm sah es klar und deutlich ein, e Zeit, vorhandenes Kapital in Prachtbauten zinslos, ja, à fonds perdu an- ı, für den preußischen Staat noch nicht gekommen war.

Wohl aber mochte er es ahnen, wie günstig sich dereinst die Verhältnisse für ıigen seiner Unterthanen gestalten würden, die mit einem Hause an dem ısitze angesessen sein würden. Fort und fort ließ er daher die Bürger der tadt durch den Obristen von Derschau dazu veranlassen, sich ein eigen Heim nden. Es ist mehr als thöricht, auch diese Maßregel dem Könige als eine auszulegen. Er wußte es wohl, welch einen bedeutsamen Wert die eigenen ıfähle in sittlicher Beziehung besitzen; er durfte ferner auch hoffen, daß n immerwährenden Zuzuge von Fremden das Anlagekapital sich wohl rentieren Daß Handwerker und niedere Beamte durch den ihnen seitens des Königs gten Bauzwang „sich in großer Anzahl ruinirt hätten", halten wir so lange r eine Phrase, bis uns die Beispiele dafür urkundlich nachgewiesen sind. Auch der König nicht allein auf seine Zeit Rücksicht; mit Scharfblick erkannte er ȷr, daß seine Anordnungen, wenn auch nicht sofort, so doch in Zukunft sich als ı erweisen müßten.

So bedeckte sich nun allmählich die ganze Fläche zwischen dem Unter- und dem hre 1724 angelegten Oberbaume, zwischen dem Halleschen und dem Oranien- Thore mit Wohnhäusern. Freilich, — in den äußeren Teilen der Stadt Berlin dieselben immer noch dünn genug gesäet inmitten wogender Felder, großer : und grünender Triften, deren letzte Spuren vollständig erst in der neuesten ıerschwunden sind; — hier waren die Häuser auch nur ärmlich und klein. che Bauten aber kamen auf der Friedrichsstadt zu stande; wir nennen hier nur :af Truchsessische Palais am Wilhelmsplatz, — später das Palais des Prinzen — sodann das Palais Graf Schulenburg, später Palais Radziwill, — das Palais arschall, später Palais Graf Voß in der Wilhelms-Straße, ersteres von einem schen Künstler, — letzteres von Gerlach entworfen, und endlich das Palais von Vernizobre, später Prinzeß Amalie und jetzt Prinz Albrecht, einen Palast, en Erbauungsgeschichte sich ein heiterer kleiner Roman anschließt. Und nun n wir von der Wilhelmsstraße über den Dönhofs-Platz, auf welchem im 1730 der jetzt wiederum verschwundene Obelisk als Meilenzeiger aufgerichtet

ward, dem stillen Kölln zu. Vorher jedoch einen Blick die Markgrafenstraße hinauf und hinunter! Auf der einen Seite erblicken wir das Kollegien-Haus (Kammergericht) auf der andern das Palais des Markgrafen von Schwedt, beide von Gerlach entworfen. In Kölln aber grüßt uns in der St. Gertrauden-Straße das große Schicklersche Haus, Nr. 16, im Jahre 1734 ebenfalls von Gerlach erbaut und nun dem reichen Bankier Splittgerber von der Firma Splittgerber und Daum gehörig welcher in Neu-Kölln einen wunderschönen Garten besitzt. In der Brüderstraße verweilen wir einen Augenblick lang vor dem stattlichen Hause des Staatsministers von Happe, Nr. 10. Im Volksmunde heißt das Haus „das Galgenhaus“; — „ein vorgeblicher Dieb ist vor ihm gehänget worden, weilen ein silberner Löffel vermißt worden, welcher sich dennoch nachmalen im Spülichte gefunden. Da hat der Herr Minister dieses Haus nicht mehr behalten wollen; auf des Königs Befehl hat daher der Magistrat im Jahre 1737 dasselbe zur Köllnischen Propstei ankaufen müssen.“ Stolzer aber erhebt sich drüben in Berlin das Palais Grumbkow in der Königsstraße — jetzt die Reichspost; der König Friedrich Wilhelm pflegt die Gastfreundschaft des Hausherrn aufzusuchen, wenn er einmal ein wenig besser speisen will, als bei sich im Schlosse. — —

So vermöchten wir noch viele Bauten aufzuführen, welche auf des Königs Veranlassung, zum Teile mit königlichen Baugeldern, zum Teile mit geschenkten Materialien während der Zeit von 1713 bis 1748 aufgeführt worden sind. Doch was helfen Namen; — schildern wir vielmehr die Bauweise dieser Epoche. Das Äußere dieser Paläste ist stets sehr schlicht; die Hand des Künstlers beschränkt sich stets nur darauf, das Mittelrisalit, das Portal mit seiner Säulenstellung, das große Bogenfenster darüber und die aus dem Dache heraustretende Attika mit bildnerischem Schmucke zu versehen. Aber die hohen Innenräume, die noblen, breiten Treppenräume verfehlen gleichwohl nicht, einen charakteristischen Eindruck hervorzubringen. Vom Bürgerhause dieser Zeit läßt sich selbstverständlich nicht soviel sagen wie von den Palästen. Noch aber stehen auf der Friedrichsstadt einige der damals aufgeführten, schlicht bürgerlichen Bauten. An ihnen läßt sich die Weise dieser Zeit studieren. Sehr bescheiden nur sind sie, aber doch freundlich und hell, — klar und licht, wie jener Geist, welchen Friedrich Wilhelm I. in seiner Hauptstadt verbreitete. Wenn's hoch kommt, ein paar zopfig-schnörklige Stuck-Ornamente über und unter den Fenstern, — das ist ihr ganzer Schmuck. —

Friedrich Wilhelm war gewiß ein frommer Christ: die Bethätigung der Furcht Gottes bestand ihm jedoch in der Erfüllung der Pflicht, nicht in der kunstverständigen Ausschmückung von Gotteshäusern. Seine stahlharte, nüchterne und besonnene Natur lehnte alles ab, was einem Schwelgen in dunklen Gefühlen oder in müßiger Andacht nur irgendwie ähnlich sah. Er war daher ein nicht eben glücklich veranlagter Kirchenbauherr. —

Im Jahre 1720, am 12. August, ereignete sich ein furchtbares Unheil, durch welches die von Friedrich I. gegründete Garnisonkirche ihren Untergang fand. Der starke, von der mittelalterlichen Befestigung der Stadt Berlin allein noch gebliebene Rundturm am nordwestlichen Ende der Spandauer Straße flog auf. Die Veranlassung zu dem entsetzlichen Unglücke blieb unaufgeklärt, denn die Arbeiter, welche die in dem Turm lagernden Pulvervorräte nach dem neuerbauten Pulvermagazine in Neu-Kölln überzuführen im Begriffe standen, hatten den strengsten Befehl erhalten, keinen Taba

zu rauchen und die Arbeit nur in Filzsocken zu verrichten. Die Umgebungen des Turms wurden in fürchterlichster Weise verheert; 76 Personen verloren ihr Leben, 42 wurden mehr oder minder schwer beschädigt; der König selbst, welcher die Arbeiter zu beaufsichtigen willens gewesen, war nur dadurch dem sichern Tode entgangen, daß er sich auf der Wachtparade verspätet hatte. In der nahen Garnisonschule waren 36 Kinder getötet worden; nur eins, ein Kind von 6 Jahren, wurde nach 24 Stunden noch lebend unter den Trümmern hervorgezogen. Wie alle benachbarten Häuser, so war uch die Garnisonkirche Friedrichs I. total vernichtet. Solch' ein Unfall war damals loch unerhört in Berlin; selbst der Brand von 1380 konnte soviele Menschenleben nicht ekostet haben. Nach der Aufräumung der Trümmer ließ der tief erschütterte König ofort den Bau einer neuen Garnisonschule und Kirche beginnen, welche im Jahre 1722 uch glücklich vollendet wurden.

Die Garnisonkirche, so prosaisch wie sie erscheint, bildet dennoch den wichtigsten irchenneubau Friedrich Wilhelms; sie ist wiederum ein sprechendes Zeugnis für inen lichten und klaren Geist. Noch unbedeutender sind die anderen Leistungen ner Zeit auf diesem Gebiete; der König hielt sich in ihnen an die schlichtesten, ja ft an die geschmacklosesten Formen. Er erbaute an neuen Kirchen im Jahre 1726 as französische Gotteshaus in der Klosterstraße und von 1735 bis 1739 die böhmische nd die Dreifaltigkeits-Kirche in der Friedrichsstadt. Die letzteren beiden Gebäude sind on dem Maurermeister Naumann, dem Vater, nach Plänen von Dieterichs und Favre usgeführt worden. Glücklicher aber erscheinen zwei Ergänzungsbauten, die Turm-auten der Parochial- und der Sophienkirche, mit ihren wirklich reizvoll-malerischen Silhouetten. Gerlach vollendete den Parochial-, — Grael den Sophienturm. Die eformierte Parochial-Kirche erhielt im Jahre 1715 auch das schöne Glockenspiel, velches einst für den Münzturm bestimmt gewesen war, und aus verdunkelten Erinnerungen an Schlüters Sturz bildeten sich nunmehr jene düsteren Sagen von dem „kunstvollen Meister der Singuhr", der von seinem undankbaren Bauherrn geblendet vorden sei. Auch der schlichtere, nun verschwundene Turm der Jerusalemer Kirche wurde damals, im Jahre 1730, vollendet.

In dem letztgenannten Jahre betraf ein zweites furchtbares Unglück die Residenz. Die Petrikirche war im Jahre 1717 gänzlich erneuert worden; im Jahre 1724 war dann ein Turmbau begonnen worden, welcher anno 1730 bereits bis zu einer Höhe von 302 Fuß aufgestiegen war. Es fehlte zur Vollendung desselben nur noch weniges; auch die Aufsetzung der Helmstange war bereits erfolgt. Da, am 29. Mai 1730, am zweiten Pfingsttage, in einer stürmisch-dunklen Gewitternacht, wurde der Turm dreimal vom Blitze getroffen. Bald loderte derselbe in hellen Flammen auf. Furcht und Schrecken bemächtigten sich aller Gemüter, denn der Wind stand nach Neu-Kölln zu und dort befand sich — das neue Pulvermagazin. Die Glocken stürmten; die Trommeln wirbelten; die gesamte Garnison wurde zur Rettung der Residenz aufgeboten und genügte ihrer Pflicht mit Heldenmut und Todesverachtung. Wohl konnte das Pulvermagazin gerettet werden; aber die Petrikirche und 44 Häuser ihrer Umgebung sanken in Asche. Von den Schätzen und Monumenten der ehrwürdigen Köllner Pfarrkirche konnte fast nichts gerettet werden. Friedrich Wilhelm war während des Brandes nicht in Berlin; er weilte, wie im Sommer fast immer, in seinem lieben Potsdam.

Man wagte dem Könige das furchtbare Unglück anfangs nicht mitzuteilen. Als er es dennoch sehr bald erfuhr, soll er bekanntlich geäußert haben:

„Ich dachte, Wunder was geschehen wäre! — Ich meinte schon, der Flügelmann vom Regimente Glasenapp wäre gestorben."

Lassen wir das dahingestellt sein! Sofort aber bewilligte er 30 000 Thaler zum Neubaue des Gotteshauses, Grael leitete denselben, konnte sich indessen die Zufriedenheit des Königs *nicht* erwerben, weil er allzu langsam arbeitete. Auf Friedrich Wilhelms Befehl setzte Gerlach den Turmbau nun mit größter Schnelligkeit fort; — die Folge war, daß derselbe am 25. August 1734 zusammenstürzte. Im Jahre 1738 griff Friedrich Wilhelm das Werk der Vollendung von St. Peter wiederum mit frischen Kräften an; allein sein Tod und die demselben folgenden Ereignisse unterbrachen die Wiederherstellungsarbeiten dann auf lange, lange Zeit. —

Soviel von den Bauten des Königs zu Berlin. Wichtiger fast als die Herstellung derselben erscheint uns indessen jene Fürsorge für die Reinlichkeit der Straßen und die Gesundheit der Einwohner. Friedrich Wilhelm, der sich mit Recht rühmte, „*ein gut' holländisch' Herz zu haben*", bewies die Wahlverwandtschaft seines Sinnes mit niederländischem Wesen auch in peinlicher Sorgfalt für die Gesundheitsverhältnisse von Berlin. Die Scharfrichterei wurde aus der Heidereuter-Gasse vors Thor hinaus gebracht; das Treiben der Gerber in Berlin wurde einer strengen Kontrolle unterworfen, die Spree nach Kräften gegen Verunreinigungen geschützt. Vergegenwärtigen wir uns nur einmal das übelriechende Berlin der Jahre 1850 bis 1855 mit seiner unendlichen Anzahl von Schmutzwinkeln, und versetzen wir uns dann noch weitere 4 Menschenalter zurück!! — Dennoch erkennen alle Schriftsteller an, daß Friedrich Wilhelm *sehr* viel in dieser Hinsicht gethan hat. Auch eine neue Feuerordnung von 1727, auch ein Edikt über die nächtliche Erleuchtung der Straßen stammen von ihm her; auch Pflasterungsarbeiten, Arbeiten von sehr großem Umfange, wurden auf seinen Befehl hin unternommen. Im Jahre 1739 betrug der Arbeitslohn der namentlich auf der Friedrichsstadt arbeitenden Steinsetzer schon über 83000 Thaler.

Überblicken wir nunmehr die gesamten, nur sehr geringen baukünstlerischen Leistungen der Zeit, so tritt ihr Urheber, der König, uns trotzdem auch hier wiederum als ein Mann aus *einem* Guße, — als der strenge, aber im Grunde genommen doch nur wohlwollende und pflichtgetreue Selbstherrscher, entgegen. Er weiß, was seinem Volke frommt; *seinem* Verständnisse aber vertraut er *allein*; ein Widerstand gegen seinen Willen ist daher nicht denkbar. Nicht, daß er keinen Sinn für Kunst und Pracht besessen hätte, — seine Leidenschaft für kostbare Silberarbeiten spricht laut dagegen; — allein er sagte sich: „Kunst und Luxus bedingen einander, und *mein* Volk darf noch keinen Luxus treiben; in harter Arbeit hat es sich zuvor den Weg zur Größe und zum Wohlstande zu bahnen." — Wie nachdrücklich hat die Geschichte seines Landes und Volkes die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigt! Man kann über jene unglaubliche Naivetät, welche auch in dem Bauherrn Friedrich nur einen Tyrannen und Böotier sieht, nur lächeln. Was hätte wohl werden sollen, wenn er seinen Schatz verbaut und noch obendrein Schulden gemacht hätte? Freilich lastete der von ihm ausgeübte Bauzwang manchmal schwer genug auf dem Einzelnen; allein wo sollte die zunehmende Bevölkerung der Stadt, welche bei des Königs Tode die Ziffer von 90000 bereits überschritten hatte, wohl bleiben, wenn nicht in großem Umfange ge-

baut wurde? — Oder sollte der arme Mann, der kleine Handwerker vielleicht in „Kabachen“, in Winkeln der Unzucht u. dergl. verkommen? — Nein; auch der strenge Bauherr Friedrich Wilhelm war nur ein weiser Fürst. Überdem, — wo er Fleiß und Streben erblickte, da gab er, — nicht kärglich, — nein, mit voller königlicher Hand, mochte die Gabe selbst nur einem Augendiener zufallen, wie jenem „kleinen Beamten“ auf der Friedrichsstadt, welcher sich selbst in die Karre spannte, um recht eifrig und sparsam zu erscheinen. Hüten wir uns endlich vor jener Ungerechtigkeit, welche die Verhältnisse der Vergangenheit nach denjenigen der Gegenwart beurteilt! Die damalige Bevölkerung von Berlin bedurfte des Zwanges, und das Wohl des Vaterlandes ist stets das oberste Gesetz. Wehe endlich dem Könige, welcher die Erkenntnis des Notwendigen, aber nicht den Willen und die Kraft besitzt, dasselbe durchzusetzen. —

12. Geist, Kultur und Sitte der Zopfzeit in Berlin.

Litteratur: Faßmann, Leben und Thaten Friedr. Wilh. I. Hamburg-Breslau 1735.
Morgenstern, Friedr. Wilh. I. O. O. 1793.
Ködenbeck, Beitr. zur Gesch. Fr. Wilh. I. Berlin 1836—38.
Geppert, Chronik v. Berlin, II., Berl. 1840.

Wir haben oben im allgemeinen ausgeführt, wie Friedrich Wilhelm durch den rücksichtslosen Bruch mit der Weise der vergangenen Regierung und durch die Einführung militärischer Zucht in den Beamtenstand der Erneuerer des preußischen Staatswesens geworden ist. Wir haben es nunmehr im besonderen darzustellen, in welcher Weise das bürgerliche Leben in Berlin durch die ernsten, von dem Könige vertretenen Anschauungen und durch die schlichten, von ihm gewählten Lebensformen beeinflußt worden ist. Daß ein solcher Einfluß stattgefunden hat, ist unzweifelhaft. Unter Friedrich I. waren Hof und Volk, wie wir des Näheren auseinandergesetzt haben, zwar durch die Etikette scharf getrennt gewesen; dennoch war das Volk von der Schloßgesellschaft auf verhängnisvolle Pfade hingeleitet worden. Jetzt trat der König, welcher, hätte er nicht den Rock des preußischen Offiziers getragen, sehr wohl für einen energischen Fabrikanten oder für einen vortrefflichen Landwirt, ja selbst für einen verständnisvollen Großkaufmann hätte gelten können, ins Volk zurück, um mit seinem leuchtenden blauen Auge das innerste Empfinden desselben zu prüfen. Es war ihm ein heiliger Ernst damit, die Sünde, alles Übels Ursach', von den Seinen fern zu halten. Der Erfolg mußte ein sichtbarer sein, — zumal in Berlin. Denn, verweilte König Friedrich Wilhelm auch den größeren Teil des Jahres über in Potsdam: er hielt den Blick doch auch zugleich auf seine Hauptstadt gerichtet, und der Faulenzer oder Missethäter mußte in jedem Augenblick erwarten, den gefürchteten Herrn durch die

Barriere am Brandenburger Thore in die Linden einreiten zu sehen. Dann mo auch der gute Bürger zagen, welcher nicht genau die Art des Königs hatte; d Friedrich Wilhelm duldete mit jener Leidenschaftlichkeit, welche jeder Reformator besi muß, nur die seinige.

Es war ein Glück für unser Volk, daß dieser König so rein und tüchtig gea war. Zunächst so innig religiös. Er grübelte nicht; das Dogma kümmerte überhaupt nicht. Mit derselben tiefen Andacht hörte er die Lutheraner Porst Roloff in St. Nikolai, wie die Reformierten Jablonski und Noltenius im D oder in der Parochialkirche allsonntäglich predigen. Er, der mit klarem Versta die reformierte Prädestinations-Lehre mit dem Einwande abwies:

„dann sei ja auch jeder ehrlose Deserteur zum Desertieren vorherbestimn war vorzugsweise befähigt, der dogmatischen Schärfe auf kalvinistischer Seite gegenzutreten und auf diese Weise eine Union zu begründen. Leider scheiterten seine Bemühungen in dieser Hinsicht an dem Starrsinne der Lutheraner. Das ein herber Schmerz für ihn, der seinen Gott so tief im Herzen trug. Indessen es doch immer schon ein die spätere Einigung ermöglichender Erfolg, daß er lutherischer Seite die Abstellung der letzten Reste des katholischen Kultus, auf re mierter aber die Unterlassung der Predigten über die Prädestinationslehre durchzuse vermochte. Die Sektierer haßte der König zwar, aber er verfolgte sie nicht. zeigte sich in dieser Zeit sehr oft. Im Jahre 1718 traten sogenannte „Inspirie in Berlin auf, an deren Spitze ein Studiosus Kunzel aus Halle stand. Sie w sagten Krieg und Türkennot, Hunger und Pestilenz, um die Welt zu bekehren; sich selbst wollten sie freudig Ketten und Bande erdulden. Friedrich Wilhelm l die Schwärmer — über die Grenze bringen Auch die mystische Sekte der Gichtelian an deren Spitze der Hofschuhmacher Schramm stand, ließ er unverfolgt; „denn in ih Schriften ständen nur gewisse dunkle und unschädliche Dinge, von denen man doch nicht abbringen könne, und die kein andrer Mensch verstünde.“ Es mochte ih nur ein Lächeln entlocken, daß die Gichtelianer „Jungfrauschaft“ auch in der E halten und „sich ums Himmelreich beschneiden“ wollten; denn über die hohe Bede tung der Ehe dachte der König gerade so groß und tief, wie einst Luther selbst. Es ein wahrhaft köstlicher Genuß, die religiösen Edikte des Königs zu studieren; atmen durchaus jenes edle, thatkräftige Christentum, wie es unter den neutestamen lichen Schriften sich namentlich im Jakobusbriefe ausspricht. Berühmt ist z. B. d Stelle aus einem Briefe an den Propst Roloff:

„Wird es einst heißen: Bist du lutherisch oder reformiert?“ Nein; es wi heißen: ‚Hast du meine Gebote gehalten oder bist du ein braver Disputator gewese — Ist das letztere der Fall: dann weg mit dir ins Feuer zum Teufel. Hast du ab meine Gebote gehalten, dann komm' in mein Reich zu mir.‘“ Das alles ist so dur sichtig klar, wie es des Königs Weise war.

Wir wiederholen: That war dem Könige sein Christentum. Deshalb a seine stete Fürsorge für die Berliner Armenkasse. Dieselbe hatte z. B. 1715 eine E nahme von 13 002 Thlrn. 2 Gr. 2 Pf. Davon wurden an Heimatlosen, abgedan Soldaten, Haus- und Spital Armen, Abgebrannten, Wahnsinnigen, Altersschwac Gassenbettlern, Findlingen und Waisenkindern insgesamt 3243 Personen unterst zugleich aber mußten hiervon sämtliche Verwaltungskosten bestritten werden. sonst so karge Monarch unterstützte auch die Charitee aufs reichlichste. Bald kon

300 Kranke in ihr verpflegt werden. Er schenkte der Anstalt ferner einen beträchtlichen Landbesitz, auf welchem damals die ersten Kartoffeln in Berlin gewonnen worden sind, und es erfreute ihn sehr, als ein Freiherr von Grappendorf der Charitee ein Legat von 80 000 Thalern überwies. Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1734 von schwerer Krankheit genesen war, schenkte er der Anstalt auf einmal 100 000 Thaler. Zu gleicher Zeit wies er ihr den Verlag der Lehr- und Geburtsbriefe für alle Handwerker in den preußischen Landen zu. Ein solcher Brief aber mußte mit 12 Groschen erkauft werden. —

Wir haben es oben dargestellt, wie werkthätig der Pietismus sich der Armen und Waisen angenommen hatte. Der König, der starke Raucher und sattelfeste Vorsitzende des Tabaks-Kollegiums, war nun zwar gewiß kein Pietist; aber er förderte die Stiftung seines Vaters, das große Friedrichs-Hospital und Waisenhaus, auf das thatkräftigste. In dem soeben erwähnten Jahre 1734 stiftete er, gleichfalls als Dankesopfer für seine Errettung aus schwerer Krankheit, das große Potsdamer Waisenhaus, welches er wahrhaft königlich dotierte und welchem er unter andern auch das Berliner Lagerhaus überwies. Und solch ein Monarch ist nicht allein als ein Tyrann, sondern sogar als ein Knicker und Geizhals dargestellt worden! Nein, wo es galt und sich verlohnte, da trat Friedrich Wilhelm wahrhaft königlich auf; für „Narrenspossen“ aber, und als Narrenspoſſe galt ihm viel, was anderen als Notwendigkeit erschien, „da hatte er kein Geld“.

Das praktische, kerngesunde Christentum dieses Königs regte indessen auch die Bewohner seiner Hauptstadt zu werkthätiger Nachfolge an. Das Ehepaar Joachim Friedrich Kornmesser, Bürgermeister zu Berlin, und Maria de Pedy stiftete, nachdem ihm beide Söhne gestorben waren, mit all' seiner Habe das Kornmessersche Waisenhaus, welches schon 1721 in der Breiten Straße zu Berlin ins Leben treten konnte, und 1737 wurde von dem Geheimen Rate Severin Schindler und von seiner Ehefrau Maria Rosine, geb. Bose, gleichfalls mit dem ganzen Vermögen und mit dem Dorfe Schöneiche, das berühmte Schindlersche Waisenhaus gegründet. Im Jahre 1746 wurde diese Anstalt aus dem Herrenhause von Schöneiche nach Berlin verlegt Beide Stiftungen bestehen in reichem Segen noch heute.

Das Christentum Friedrich Wilhelms war That Wunderlichen Heiligen, wie den Gichtelianern und dem Einsiedler Schneider, welcher sich in der Wildnis der damaligen Hasenhaide am Wege nach Tempelhof, da, wo später der „dustere Keller“ stand, in eine Höhle zurückgezogen hatte, gewährte er freien Spielraum; aber in heiligen Zorn geriet er, wo er freche Sünde sah. Mit dem Hängen war er schnell zur Hand, wie seine zahlreichen Randbemerkungen auf den ihm zugegangenen Berichten über die Defraudanten beweisen. Die Unredlichkeit auch im kleinsten war ihm in der Seele verhaßt. Nicht minder thatkräftig aber ging er gegen die in der Residenz leider unausrottbare Unsittlichkeit vor. Die Kirchenbuße wurde auf drei Sonntage ausgedehnt; die Kindesmörderinnen, deren Zahl sich sehr vermehrt hatte, wurden schon seit 1719 wiederum gesäckt. Er wollte ein entsündigtes und entsühntes Volk um sich schaaren; vermochte indessen trotz aller Strenge dem Laster nicht immer zu gebieten. Gerade unter seiner Regierung ereigneten sich mehrere Kriminalfälle, welche in der Berliner Geschichte eine traurige Berühmtheit erlangt haben.

Im Jahre 1718 beraubten zwei „bis dahin sehr geachtete“ Männer, der Schloßkastellan Runk und der Hofschlossermeister Stief, das königliche Medaillen-

Kabinet. Man schätzte den Schaden auf 100 000 Thaler. Unvorsichtigerweise ve[illegible]räußerten die Diebe einen Teil der Beute an einen Goldschmied, welcher die Medaill[illegible]n dem Aufseher des Kabinets, Herrn de la Croze, zum Kaufe anbot. „Die haben w[illegible]ir schon!" erwiderte der; er sah aber gleichwohl nach und fand die leeren Etuis. Jetzt wur[illegible]de der Hofschlossermeister gefangen gesetzt; er leugnete und bestand selbst die Tort[illegible]r. Er behauptete, jene Münzen gefunden zu haben. Um ihn zu befreien, ließ R[illegible]nk nunmehr einen Zettel am Schlosse ankleben, in welchem die Diebe bekannten, die Münz[illegible]en wirklich verloren zu haben. Allein sein Vertrauter, der Zettelankleber, verriet i[illegible]n. Die Verbrecher wurden mit glühenden Zangen gezwickt und dann gerädert; i[illegible]re Frauen mußten der schauerlichen Exekution beiwohnen; — mitleidig warf der Predi[illegible]er Schmidt von St. Marien seinen Mantel über deren Häupter. Auch sie hatten [illegible]is zu ihrem Tode im Zucht- und Spinnhause von Spandau zu büßen.

Am 18. April 1720 wurden ferner auf dem neuen Markte die politisch[illegible]en Abenteurer Clement und Lehmann mit glühenden Zangen gerissen, enthauptet u[illegible]nd gevierteilt; ihr Mitschuldiger, der Baron von Heidekampf, wurde ins Spanda[illegible]er Zuchthaus verwiesen. Die Darstellung dieses Prozesses gehört indessen zu der po[illegible]litischen Geschichte der Zeit; es genüge hier die Angabe, daß der Ungar Clement [illegible]in Komplott, welches die Höfe von Wien und Dresden zur Entthronung, Gefangennah[illegible]e, vielleicht auch zur Ermordung Friedrich Wilhelms und zur Unterdrückung Preuße[illegible]ns geschlossen haben sollten, erdichtet hatte; er hatte selbst den Fürsten Leopold von An[illegible]lt und den hochangesehenen Marschall von Grumbkow beschuldigt, dem schmachvo[illegible]en Anschlage nahe gestanden zu haben.

Am 26. November 1725 wurde eine noch grauenhaftere Hinrichtung auf d[illegible]em blutgetränkten Boden des neuen Marktes vollstreckt. Der Jude Hirsch hatte v[illegible]erschiedene angesehene Beamte fälschlicher Weise angeschuldigt. Es wurde ihm [illegible]ie Zunge aus dem Halse gerissen und ihm dreimal ins Gesicht geworfen, — Kö[illegible]ig sagt, sie sei ihm dreimal auf das Maul geschlagen worden, — dann wurde er [illegible]ehängt und seine Zunge an seiner linken Schulter befestigt. Im Jahre 1735 end[illegible]ich wurden die Bürger durch einen gräßlichen, dreifachen Mord auf der Friedrichsst[illegible]dt erschreckt. Ein „Materialist" Hakoz war nebst Frau und Kind von seinem Schwa[illegible]er und seiner Schwägerin erschlagen worden; das Kind des Mörders selbst verriet n[illegible]ch einiger Zeit die Schuld seiner Eltern. Dergleichen traurige Vorkommnisse erreg[illegible]en den Zorn und die Betrübnis des Königs immer wieder von neuem; — wir können [illegible]ns daher nicht wundern, wenn die Kriminalgeschichte jener Tage mit Blut geschrie[illegible]en erscheint. Mit unnachsichtiger Strenge wollte der König dem Volke sein Bestes, [illegible]ie Religion, erhalten. Nach einem Zeugnisse Friedrichs des Großen, welches aus de[illegible]en letzten Lebensjahren herstammt, ist ihm dieses Werk im großen und ganzen a[illegible]ch gelungen; die schweren Fälle, welche wir erwähnen mußten, stehen nur verein[illegible]elt da und beweisen nichts für den allgemeinen Zustand der Sittlichkeit in Berlin.

In seiner festen Ergebenheit an die Heilswahrheiten der christlichen Relig[illegible]on vermochte Friedrich Wilhelm es ferner nicht einzusehen, wie es überhaupt noch Ju[illegible]en geben könne; längst hätten sie ja das Trügerische ihrer messianischen Hoffnungen [illegible]nsehen müssen. Er begünstigte daher die Mission unter den Juden; einer gewaltsam[illegible]en Bekehrung derselben wollte er indessen nicht zustimmen. Toleranz also auch ge[illegible]en sie! Wohl aber versuchte er ihre Anzahl, die sich sehr gemehrt hatte, zu verminde[illegible]n; es sollten nicht mehr als 120 Familien mit 953 Häuptern in Berlin verbleiben. [illegible]ie

anderen sollten die Stadt verlassen. Die Steuern, welche der König den Juden auferlegte, waren in der That nicht leicht. So mußten die Israeliten von 1720 an in 7 jährlichen Zahlungen 20,000 Thaler zur Rekrutenkasse entrichten. Allein es ehrt Friedrich Wilhelm, daß er auch dann seinen persönlichen Widerwillen gegen die Juden zu zügeln wußte, als der Münzjude Levi Veit im Jahre 1721 unter Hinterlassung von 100,000 Thaler Schulden an die königliche Münze verstarb. Es verlautete, die Juden hätten das Vermögen des Verblichenen über Seite gebracht. Gleichwohl begnügte sich Friedrich Wilhelm damit, die Judenschaft in der Synagoge durch den Hofprediger Jablonski mit dem Banne belegen zu lassen. Auf Formen hielt der König nur sehr wenig; er erlaubte seinem Hofjuden Moses Levi Gumpertz daher sogar, „einen Degen zu tragen". Daß der König endlich die Juden zwang, das von ihm erlegte Schwarzwild zu kaufen, war zwar nicht sehr zartfühlend, darf jedoch nur als ein Ausfluß seines oft mehr als derben Humors betrachtet werden.

Am schönsten aber bewährte sich der tolerante, tiefreligiöse und thatkräftig helfende Sinn, welcher den König beseelte, in seiner eifrigen und opferfreudigen Fürsorge für Diejenigen, welche um des Evangeliums willen zu leiden hatten.

Erzbischof Firmian von Salzburg wollte lieber ein verödetes, rechtgläubiges Land als ein wohlbestelltes, von „muffigen Ketzern" mitbewohntes Fürstentum sein eigen nennen: Die Vertreibung der evangelischen Salzburger begann, und König Friedrich Wilhelm beschloß, Littauen durch die altbajuvarische Kraft der Exilierten kolonisieren zu lassen. Die königlichen Kassen wendeten 6 Millionen Thaler für die Ansiedelung der Salzburger auf.

Am 30. April 1732, Nachmittags gegen vier Uhr, zogen die ersten der Salzburger Auswanderer in Berlin ein. Eine fast unzählbare Schar mildherziger Einwohner der Stadt war ihnen entgegengewandert; in schönster, wahrhaft erquickender Weise bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit wiederum das gute Herz und die offene Hand der Bürgerschaft. Mit Freude verweilt der Blick auf jenen rührenden Bildern, welche sich damals am Leipziger Thore und im Schlosse Monbijou entrollten. In dem letzteren empfing und bewirtete die Königin Sophia Dorothea die Auswanderer; nach der Mahlzeit beschenkte sie dieselben mit Bibeln und mit Geld. Am nächsten Tage wurde dann in der Klosterkirche Vor- und Nachmittags gepredigt. So kam nun Zug auf Zug. Es waren schöne, segensvolle Tage. Doch noch war erst des Weges eine Hälfte zurückgelegt. Wiederum ertönte das „Auswandererlied"; ein letzter heißer Dank noch an die Berliner und an ihren edlen König, und nun mit frohem, hoffendem Herzem dem fernen, fernen Osten zu! —

Daß auch aus Böhmen Einwanderer evangelischen Glaubens nach Berlin kamen, erwähnten wir bereits. Und sie blieben hier. Die böhmische Einwanderung umfaßt die ganze Zeit von 1727 bis zum Tode des Königs. Diese stillen und fleißigen Leute wurden sämtlich auf der Friedrichsstadt angesiedelt. Gern gestattete der König der böhmischen Gemeinde, im h. Abendmahle wirkliches Brot statt der Oblaten zu verwenden. Seinem Minister von Brand aber und dem Geheimenrate von Reichenbach, welche das Werk der Ansiedelung zu leiten hatten, antwortete er auf ihre Vorschläge, die Böhmen unterzubringen, wie König sagt, „so fromm und gut", daß diese Zeilen als ein Denkmal für ihn verewigt zu werden verdienen:

„Gut; ihr (Brand und Reichenbach) sollet Gott vor Augen haben und diese

Arbeiten um Gotteswillen ohne zeitliche Absichten übernehmen, so wird alles gut von statten gehen."

Seine tiefe Religiösität befähigte den König indessen nicht allein zu dieser edlen Duldsamkeit und zu großartiger Wohlthätigkeit: nein, sie gab ihm auch die Kraft, sein Volk von der Macht des Aberglaubens zu befreien. Ein Edikt vom 13. Dezember 1714 verbot die Hexenprozesse und befahl, die noch vorhandenen Brandpfähle hinwegzunehmen. Der König glaubte nicht mehr an die Möglichkeit geheimer Künste. Im Volke aber hieß es freilich, der alte Dessauer fange die „blauen Bohnen" mit dem Ärmel auf, und der Minister von Ilgen vermöge einem Jeden sein Schicksal vorauszusagen. Friedrich Wilhelm geriet stets in heftigen Zorn, wenn er dergleichen vernahm. Auszurotten ist jedoch der Aberglaube überhaupt nicht. — Friedrich Wilhelm aber hat gethan, was er zu thun vermochte: er hat ihn für die Öffentlichkeit und für das Gerichtsverfahren unschädlich gemacht und auch hierdurch die wahre Religiosität gefördert. —

Nachdem wir im Voranstehenden die religiösen und sittlichen Zustände unter dieser Regierung in großen Zügen dargestellt haben, fragen wir jetzt: „Wie stand es damals in Berlin um die Wissenschaft und Kunst?" — Hier muß die Antwort leider anders lauten.

Friedrich Wilhelm war ein Mann der Praxis durch und durch. Sein ganzes Dasein für reale Zwecke auskaufend, hatte er auch nicht die mindeste Zeit, um sich mit Idealen zu beschäftigen.

Kaum, daß er überhaupt deren Vorhandensein ahnte. Es gab in der That keinen geistigen oder künstlerischen Genuß für diesen arbeitsamen Herrn. Das war Natur bei ihm, und zu dieser Veranlagung kam dann noch die Thatsache, daß es Notwendigkeit, — daß es eine „verdammte" Pflicht und Schuldigkeit für ihn war, rastlos thätig zu sein bis zum letzten Atemzuge. Von vornherein stand er daher der Wissenschaft kühl gegenüber, und diese Indifferenz steigerte sich allmählich, als er die Schwächen der gelehrten Welt mit scharfem Blicke immer klarer erkannte, zur Geringschätzung, ja bis zur Verachtung, endlich sogar bis zu bitterem Hasse.

So anziehend es für gewisse Kreise ist, die mehr als derben Späße, welche das Tabaks-Kollegium belustigten, und die Geschichte der Hofnarren Gundling, Faßmann, Rossig, Graben zum Stein und Morgenstern immer und immer wieder zu vernehmen: in eine ernsthafte „Geschichte der Stadt Berlin" gehören diese grotesken Dinge nicht hinein. Sie sind lediglich ein Bestandteil der Hofgeschichte. Wir haben es hier nur darzustellen, welchen Einfluß diese Feindseligkeit des Königs gegen die Wissenschaften auf das kaum erst erwachte geistige Leben der Stadt Berlin thatsächlich ausgeübt hat.

Unleugbar ist von einer eigentlichen geistigen Arbeit in Berlin unter Friedrich Wilhelm I. kaum zu reden. Die junge Akademie der Wissenschaften hatte schlimme Tage. Der König wollte sie anfänglich ganz aufheben; zuletzt aber begnügte er sich damit, die Stiftung seines Vaters zu verhöhnen und ihre Einkünfte zu schmälern. Es war ja noch erträglich, daß Gundling in seinen besseren Tagen zu ihrem Präsidenten ernannt wurde, denn er besaß unzweifelhafte Verdienste um die vaterländische Geschichtsforschung; als aber der Hofnarr Graben zum Stein sein Nachfolger wurde, wäre es die Ehrenpflicht der anderen Akademiker gewesen, ihre Ämter samt und sonders niederzulegen. Höchst verwunderlich war es ferner, daß diese vornehmste wissenschaftliche Anstalt des preußischen Staates nunmehr die Aufgabe zugewiesen erhielt, die

theoretische Ausbildung der Ärzte und Wundärzte mit ihren Mitteln zu fördern. Allein die Bedingungen, welche der König stellte, mußten erfüllt werden, um nur das Fortbestehen des Institutes zu sichern. So mußte im Jahre 1716 die Sozietät von ihren geringen Mitteln noch 1000 Thaler zugeben, damit der Hofrat Stahl ein Theatrum anatomicum, ein anatomisches Museum, errichten konnte. Für die ärztliche Kunst interessierte sich der König sehr lebhaft; denn sie gewährte ja in der That praktischen Nutzen. Er errichtete darum noch ein Collegium Medico-Chirurgicum zur Ausbildung der Chirurgen, deren er für sein Heer bedurfte. Unter solchen Umständen ist es klar, daß die Musen das ungastliche Berlin verlassen mußten. Auch die Universität Frankfurt sank tiefer und tiefer. Wie konnte auch eine Hochschule auf Besuch rechnen, deren Professoren mit dem lustigen Rate Morgenstern darüber zu disputieren gezwungen worden waren, daß alle Gelehrten Salbader und Narren seien? Glänzender und immer glänzender, trotz aller Ungunst des Königs und selbst trotz der Vertreibung des Philosophen Wolf, erhob sich dagegen der Stern der Universität Halle.

Indessen, so ganz und gar erstarben die Wissenschaften trotz der schweren Verschuldung, welche der König durch die rauhe Verwüstung dieses Kulturgebietes auf sich lud, in Berlin denn doch nicht. Noch lebte und wirkte der unermüdliche Leibnitzianer Jablonski, und die Wolfsche Philosophie fand regsame Vertreter an den Pröpsten Roloff von St. Nikolai und Reinbeck von St. Petri. Im Jahre 1736 stiftete der Graf Ernst Christoph von Manteuffel zur Verbreitung der Wolfschen Philosophie und zur Abwehr des von dem Hallenser Theologen Lange von neuem gegen dieselbe erhobenen Vorwurfs des Atheismus die Gesellschaft der Alethophilen oder der Freunde der Wahrheit zu Berlin. In seiner klaren Verständigkeit entsprach das öde, prosaische System Wolfs dem Geiste dieses Zeitalters auch am Besten, oder vielmehr: es war nur der notwendige, geistige Niederschlag desselben.

Daß es um die Berliner Litteratur, welche der Zensur des Königs unterlag, bei dessen beklagenswerter Nichtachtung der Wissenschaft nur traurig bestellt sein konnte, ist ohne Weiteres klar. Im Grunde genommen verachtete der König Alles, was die „Blackſch . . . . r“, d. h. die Gelehrten und Skribenten, hervorbrachten, mit alleiniger Ausnahme der Erbauungsschriften. Selbst die ganz unschuldige Rüdigersche Zeitung, welche schon unter Friedrich I. in Oktavformat erschienen war, wurde für die Jahre 1713 und 1714 unterdrückt, „weil sie Staatsgeheimnisse verriet“. In Folge der pommerschen Feldzüge wurde sie zwar wiederum freigegeben; denn auch der König sah ein, daß der Berliner wohl ein Recht habe, zu wissen, wie's im Felde stände; allein sie blieb doch nur ein klägliches Blatt. Von 1722 an erschien diese Zeitung gegen eine jährliche Abgabe von 200 Thalern zwar wöchentlich dreimal, — die einzige in einer so großen Stadt; — allein sie brachte auch jetzt nur Beschreibungen von Hoffesten, — von Mordthaten und Hinrichtungen. Als Lieblingslektüre der Berliner aus dieser Zeit nennt König uns einige wenige Werke, deren Titel ihren Wert bereits deutlich genug verkündigen: den „reisenden Chineser“, den „Staatssekretär“, Graben zum Stein's „Gespräche im Reiche der Geister“, die „asiatische Banise“, die „redenden Tiere“, „Tausend und eine Nacht“ und den „Deutsch-Franzosen“. Allein so arg wird's doch wohl nicht gewesen sein; bei den mannigfachen Verbindungen, welche zwischen Berlin und Sachsen bestanden, müssen auch andere Werke zu uns gedrungen sein. Berlin hatte überdies in dem Prediger Daniel Schönemann von St. Georgen damals einen gar schnurrigen Lokalpoeten. Er schüttelte die Verse nur so aus dem Ärmel;

allein — sie waren auch danach. Hofmannswaldau geißelte ihn mit dem Epigramme:

„Beglückt ist Schönemann, der große Schönemann,
Der ganze Predigten in Versen halten kann.
Dies Wunderwerk der Welt wird noch zuletzt die Gassen
Des prächtigen Berlin mit Reimen pflastern lassen.
Das Reden fällt ihm zwar in Prosa ziemlich schwer,
Doch stürzt er sein Gedicht in ganzen Strömen her
Und weiß ein länger Lied im Husten vorzubringen,
Als man in Jahr und Tag vermögend ist zu singen." —

So wenig Friedrich Wilhelm aber auch für die Wissenschaft und Litteratur gethan hat, so eifrig zeigte er sich da, wo es galt, die Schule zu fördern Das berlinische Gymnasium erlebte in diesen Tagen unter seinem rühmlich fleißigen Rektor Johann Leonhard Frisch eine Zeit schöner Blüte; auch den vier anderen Gymnasien der Residenz fehlte es durchaus nicht an tüchtigen Lehrern. Vornehmlich aber ging Friedrich Wilhelms Absicht dahin, die niederen Schulen zu heben, um der armen Jugend dereinst das Fortkommen im Leben zu erleichtern. „Christentum, Lesen, Schreiben und Rechnen, das ist genug," so pflegte er zu sagen, „alles Übrige ist Alfanzerei." Er ließ daher auch seinen Unteroffizieren im großen Friedrichs-Hospitale mit den Waisenkindern gemeinschaftlich Unterricht erteilen. „Es war ein komischer Anblick," schreibt König, „erwachsene und bärtige Kerls unter denen jungen Knaben sitzen und lernen zu sehen; allein die gute Absicht verminderte das Lächerliche des ersten Eindrucks."

Begeben wir uns nunmehr auf das Gebiet der bildenden Kunst. Wie der König die Baukunst betrieb, haben wir bereits gesehen. Ein selbständiges Werk der Skulptur ist unter ihm überhaupt nicht erstanden; — man müßte denn die Statue des langen Jonas dahin rechnen, jenes Flügelmannes vom Leibregimente, welche der König in voller Naturtreue herzustellen befahl, als Jonas 1727 verstorben war. Dies Kunstwerk ist, Gott Lob! verschollen. In der dekorativen Skulptur rührt das Beste dieser Epoche von den Bildhauern Alfanz, Koch und Blume her. Die Malerei übte Friedrich Wilhelm bekanntlich selbst, aber nur in tormentis, — dann, wenn die Gicht ihn quälte. Darum beließ er von den Mitgliedern der Akademie der Künste wenigstens dem Direktor, dem Maler Weidemann, sein Gehalt von 600 Thalern. Dennoch wäre auch dieses Institut wahrscheinlich zu Grunde gegangen, wenn Weideman, übrigens ein sehr mäßiger Künstler, nicht ein so ganz vortrefflicher Mensch und opferfreudiger Kunstfreund gewesen wäre. „Es war in der That," so schreibt nach König[illegible] „Versuch" der alte Geppert, welchem wir weitaus die beste und eingehendste Schilderung Berlins während der Jahre 1713 bis 1740 verdanken, „ein rührender Anblick, we[illegible]n der Direktor alljährlich den Stiftungstag der Akademie feierte, die Mitglieder bewir[illegible]ete und Prämien austeilte, und dies alles auf eigene Kosten und nur in der Absi[illegible]cht die Ehre der Akademie vor dem Publikum aufrecht zu erhalten."

Gleichwohl wird die Berliner Malerei dieser Epoche durch einen glänzen[illegible] Namen repräsentiert: es ist der des bereits oben erwähnten Antoine du Pesne. V[illegible] ständig entsprach es den königlichen Neigungen, wenn die Generale Friedrichs, ja se[illegible] die langen Grenadiere Mann für Mann, sowie die erlegten Kapitalhirsche und Sau[illegible] ja auch die Pferde und Hunde „abgebildet" wurden. Das bürgerliche Berliner Ha[illegible] pflegte die Malerei überhaupt noch nicht; nur in vornehmen Beamtenkreisen wur[illegible]

es Sitte, Familienporträts in den Schmuckzimmern aufzuhängen. „In den allerersten Häusern," sagt König, „deren Zimmer mit Hautelisse ausgeschlagen waren, fand man damals zwar nicht, wie zu unseren Zeiten, Kupferstiche von Wert unter Glas und Rahmen; wohl aber erblickte man in ihnen die Bildnisse des Königs und seiner Gemahlin, was zugleich auch ein Zeichen der Anhänglichkeit an das regierende Haus abgab." —

Um das Kulturbild der Epoche zu vollenden, haben wir schließlich noch die bürgerliche Sitte darzustellen. Im allgemeinen war dieselbe eine sehr strenge; — waren doch der König und seine Beamten schnell genug dabei, harte Strafen selbst über kleinere Ausschreitungen zu verhängen! „Sehr häufig war damals das Reiten auf hölzernen Eseln, deren mehrere in verschiedenen Gegenden der Stadt, besonders aber bei den Wachen vorhanden waren, das Stehen auf Pfählen, das Tragen der Fideln und spanischer Mäntel." Strafthaten, welche derartig gesühnt werden mußten, kamen zu jener Zeit leider um so zahlreicher vor, als Berlin mit Soldaten überfüllt war und zwischen diesen und den Bürgern nicht immer rechte Eintracht herrschte. In der That mag das Vertrauen auf den obersten Kriegsherrn nicht selten den Übermut des Militärs zu argen Verhöhnungen des Spießbürgertumes von Berlin veranlaßt haben. Die Gerechtigkeit des Königs strafte indessen auch seine lieben blauen Jungen oft sehr hart. Der bessere Bürgerstand aber bewahrte stets und unter allen Umständen das, was wir Sittsamkeit, Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit nennen. Stets wurde die Ehrfurcht vor den Eltern und vor dem Alter sorgfältig beobachtet. In dem Verkehre herrschte Treue und Glauben; — „eine Zusage," schreibt König, „war zu dieser Zeit mehr wert als gegenwärtig eine mit allen Formalitäten versehene Handschrift, und der aufrichtige, derbe Handschlag eines damaligen biederen Berliners galt soviel als heute Brief und Siegel. Ein mutwilliger Schuldner stand in keiner Achtung mehr und wurde als ein Betrüger verabscheut."

Im Bürgerhause selbst herrschte Mäßigkeit und eine löbliche Frugalität. Seltenheiten des Auslandes kamen freilich nicht auf den Tisch, und Leckereien blieben ihm gänzlich fern; wohl aber fand man ihn mit gutem Fleische, mit Gemüsen aller Art, mit vortrefflichen Fischen, mit vorzüglichen Würsten und Schinken besetzt; das Brot war nahrhaft, Butter und Käse wohl zubereitet. Diese einfache, schmackhafte und sättigende Kost übte wiederum auf den Gesundheitszustand der Bürgerschaft den wohlthuendsten Einfluß aus; ein starkes Geschlecht wuchs heran, die Männer von festem und dauerhaftem Körper, die Frauen blühend und frisch.

Gebieter des Lebens aber war der Fleiß. Auch bei den Frauen. Selten erblickte man eine Hausfrau, welche sich nicht in Gesellschaft ihrer Töchter und Mägde entweder bei dem Spinnrocken oder in der Küche befand; und es war eine unbedingte Pflicht jeder Bürgerin, Linnen und Tischzeug für ihre Wirtschaft selbst zu verfertigen. Linnenzeug war die wertvollste Mitgabe in den Ehestand, und die meisten Bräute besaßen davon so viel, daß sie während ihres Ehestandes auch nicht einen Groschen dafür auszugeben brauchten. Und wie gebieterisch wurden erst die Männer jener Tage zu rastloser Arbeit gezwungen! Die Beamten mußten alle Kräfte dem Berufe weihen; sonst waren sie von ihren leistungsfähigeren Mitbewerbern bald überholt; der König ließ nicht Gunst und Gnade walten; Fleiß, Tüchtigkeit und Ausdauer entschieden bei ihm allein. Auch der kaufmännische und der industrielle Beruf stellte damals die höchsten Anforderungen an seinen Mann; denn schon war auch die Konkurrenz erwacht.

Ein Blick auf den Handel und die Gewerbethätigkeit jener Tage wird uns davon überzeugen.

Wie eifrig Friedrich Wilhelm die Wollen-Industrie zu fördern suchte, wissen wir bereits. Der Hauptbetrieb auf diesem Gebiete der Industrie aber war ein königlicher und ging die Bürger schließlich nur wenig an. Doch legte im Jahre 1720 auch schon ein gewisser Peter van Itter eine „feine Tuchmanufaktur“ und eine Walkmühle an, wozu er sich vom Könige die an dem Mühlendamme liegende, für den Schloßbau angelegte Marmorschneidemühle ausbat und erhielt.

Ja, es herrschte Wettbetrieb in allen Zweigen industrieller Thätigkeit! Um seine Berliner nachhaltig anzuspornen, lud der König durch ein Edikt vom 3. August 1734 auch fremde Manufakturisten und Fabrikanten ein, sich auf der Friedrichsstadt anzubauen. Er versprach ihnen freies Meisterrecht für die Meister, fünfjährige Befreiung von der Einquartierung und den bürgerlichen Lasten, 15 Thaler für zwei Jahre zur Hausmiete, Transportkosten auf die Meile 8 Groschen, freies Meisterrecht auch für die Gesellen und, falls sich jemand anbauen wollte, freies Baumaterial, außerdem auch noch volle Erstattung der Reisezehrungskosten. Es war ihm besonders darum zu thun, Verfertiger von geblümten Wollenstoffen, Gerber, welche Juchtenleder zu machen verständen, und Kunsttöpfer nach Berlin zu ziehen. General von Blankensee, der „biedere Pommer“, wurde zum Präses der Ansiedelungskommission für die Friedrichsstadt ernannt, welche sich nun mit fleißigen und rührigen Leuten bevölkerte. Die Einwohnerschaft dieses Stadtteils war anfangs nur eine ärmliche; allein sie hob sich bald. Unternehmungsgeist und Wohlstand kehrten nun auch hier ein.

Denn da, wo der König Fleiß und Betriebsamkeit erblickte, — wo er sich von der Begünstigung des Einzelnen wohlthätige Folgen für die Allgemeinheit versprach, da half er großmütig, durchgreifend und echt königlich. Es kam nur darauf an, Friedrich Wilhelms Vertrauen zu gewinnen, so war der Weg zu Reichtum und zu sicherm Glück geebnet. Die Berliner Handelsgeschichte dieses Zeitraums ist voll von Beispielen von echt königlicher Förderung bürgerlicher Thätigkeit.

Schon 1669 hatten die Gebrüder Bose ein Privilegium zur Anlage einer Gold- und Silber-Manufaktur in Berlin erhalten. Der Geheime Rat Severin Schindler heiratete in die Familie Bose hinein; das Privilegium wurde auch auf ihn übertragen, und das Unternehmen gelangte zu erfreulicher Blüte. Schon die großartig dotierte Stiftung des Schindlerschen Waisenhauses und das bloße Vorhandensein der monumental geschmückten Schindlerschen Grabkapelle in St. Nikolai sprechen für den Erfolg dieser Manufaktur, welche nach dem unbeerbten Tode der Schindlerschen Gatten wiederum an den König zurückfiel und von diesem dem Potsdamer Waisenhause überwiesen wurde.

Auf dem Gebiete des Tabakshandels und der Schnupftabaks-Fabrikation aber hatten die Vettern Gompertz, — Ober-Hof- und Kriegs-Faktoren trotz ihrer mosaischen Konfession, — vom Jahre 1720 ab auf 12 Jahre ein Monopol erhalten. Nach drei Jahren machten sie dem Könige den Vorschlag, gegen Erstattung ihrer Unkosten die Handlung selbst zu übernehmen; sie werde für die Rekrutenkasse gewiß einen Jahresgewinn von 20 000 Thalern abwerfen. Infolge dessen befahl Friedrich Wilhelm dem General-Direktorium, eine Enquete über das Unternehmen anzustellen. Dieses wies indessen die Unreellität der Gompertzschen Geschäftsführung nach, und das Gompertzsche Monopol wurde wiederum aufgehoben. Bald darauf erhob sich eine blühende

Tabaks-Industrie auch in Berlin und in der Mark. Um den inländischen Tabak in Aufnahme zu bringen, erlaubte es der König, daß eine Sorte desselben, welche der von ihm selbst gebrauchten ein wenig ähnelte, mit seinem Bildnisse geschmückt verkauft wurde. Man sieht also: der spätere „Zieten-Knaster" war nichts neues.

Wie schnell ehrliche, fleißige und einsichtsvolle Männer unter Friedrich Wilhelm I. ihr Glück zu begründen vermochten, davon hier noch ein Beispiel! Dasselbe ist der Geschichte der berühmten Firma Splittgerber und Daum entnommen. Splittgerber stammte aus Jakobshagen in Pommern und war anfänglich Buchhalter in der Gregoryschen Handlung in Berlin; Daum war aus Großenhain gebürtig und hatte als Unteroffizier in dem Leibregimente gedient; durch Fleiß und Regsamkeit hatte der letztere die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen. Friedrich Wilhelm gab ihm die Mittel, ein Handlungshaus zu begründen; er betraute dasselbe mit beträchtlichen Aufträgen; er übergab demselben ferner sehr bedeutende Summen eigenen Geldes bester Währung (sog. „Franzgeld") zum Geschäftsbetriebe. Das Handlungshaus Splittgerber und Daum erhielt durch diese wahrhaft königliche Munifizenz bald eine solche Ausdehnung, daß es Gewehrfabriken, Klingenschmieden, Eisenspaltereien, Kupfer- und Messinghämmer zu Neustadt-Eberswalde und selbst eine Spiegel-Manufaktur zu Neustadt an der Dosse anzulegen vermochte. Man hat den König Friedrich Wilhelm I. wohl mit recht den „Soldatenkönig" genannt; indes: auch die Bezeichnung des „Bürgerkönigs" wäre eine wohlverdiente.

Als solchen feiert ihn auch die bekannte Sage vom „Neidkopfe", welcher sich noch heute an dem Hause Heilige Geiststraße 38 befindet. Sie erzählt, wie der König einst einen armen Goldschmied gegenüber einem reichen Konkurrenten und den neidischen Töchtern desselben geschützt und gefördert hat. Der „Neidkopf" war in der That indessen nur das Wahrzeichen des Lieberkühnschen Hauses. Allerdings mochte Lieberkühn, der Meister des silbernen Chores im Rittersaale des Schlosses, stark angefeindet werden; er konnte indessen im Besitze der unveränderten Gnade des Königs sich wohl trösten:

„Laß Neider neiden, — laß' Hasser hassen:
Was Gott mir giebt, das müssen sie mir lassen!" —

Daß das rückhaltslose Vertrauen des Königs leider auch häufig gemißbraucht wurde, darf dabei nicht verwundern. So erhob die Gnade Friedrich Wilhelms jenen ehemaligen Fasanenwärter Eckart, welcher nachmals Marktschreier und Blaufärber gewesen war, anfänglich zum „Kaminrate", weil er im Hause des Grafen Truchseß zu Berlin und im Schlosse zu Cossenblatt die Schlote in Ordnung gebracht hatte. Eckart wurde sodann ein Brau-Unternehmer zu Potsdam und auch hier „prosperierte" er. Nunmehr aber legte er sich mit vieler Schlauheit auf die Überwachung der Kämmerei-Verwaltungen in der Mark und trieb es in seinem Denunziantentume soweit, daß selbst der redlichste städtische Beamte beständig für seine Freiheit und Sicherheit zu fürchten hatte. Gleichwohl hielt des Königs starke Hand den Emporkömmling mit der schmachvollen Gesinnung selbst einem Grumbkow gegenüber aufrecht; Eckart erhielt auch den Adelstand und ein überaus drolliges Wappen, wie es der König stets zu erteilen pflegte, wenn er die Heraldik verhöhnen wollte, — außerdem ein schönes Haus an dem Gensdarmen-Markte; ja, er wurde sogar Geheimer Kriegs- und Domänenrat, und erst die folgende Regierung stürzte ihn. Es bringt

uns das auf ein Übel der Zeit, welches noch weiter unten zu besprechen sein wird: das Denunziantentum.

Das Angeführte wird genügen, um klärlich darzuthun, wie nachhaltig der Fleiß des Bürgers durch die Aussicht auf Förderung seitens des Königs angefeuert wurde. Das aber galt für jedes Gebiet bürgerlicher Thätigkeit, auch für das Handwerk. Selbstverständlich wurde auch das letztere aufs strengste beaufsichtigt. Alles, was noch an fröhliche, mittelalterliche Ungebundenheit erinnerte, wurde jetzt schonungslos abgeschafft. Die Gewerksfahnen z. B. wurden eingefordert, die „Willkommen-Becher“ mit den alten Gedenkmünzen mußten zu Gunsten der Kassen verkauft werden; die Laden wurden untersucht; der „blaue oder gute Montag“ sollte verschwinden; er verschwand indessen leider nicht. Auch die verbotenen Meisterstücke und die krausen, so anziehenden Handwerkssprüchlein erhielten sich trotz alledem. Was aber gelang, das war eine strenge Regelung des Paß- und Zeugniswesens, sowie eine Beschränkung des übermäßigen Zechens und der rohen Zunftgebräuche auf den Herbergen. Küster giebt uns ein sehr lehrreiches und interessantes, aber auch überaus umfangreiches Material zur Geschichte der Berliner Gewerke unter Friedrich Wilhelm I. Wir können demselben hier nur einen Gegenstand entnehmen. Es war damals noch allgemeine Sitte, daß auf jeder Gesellen-Herberge im deutschen Reiche eine „schwarze Tafel“ hing, auf welcher die Namen all derjenigen Zunftgenossen aufgezeichnet wurden, welche irgendwo etwas verbrochen, z. B. Schulden gemacht hatten, ohne Abschied davon gegangen waren oder das ehrbare Handwerk sonstwie entehrt hatten. Der Magistrat und im Einverständnis mit ihm der König wollten diese „schwarzen Bücher“ nun durchaus gänzlich abgeschafft wissen, weil sie „diffamierten“ und die Aufgezeichneten um ihre Zukunft brächten, auch der Mißgunst und der Verleumdung Thür und Thor eröffneten. Bescheidentlichst aber stellten die Gewerke, voran die Schlosser, welche allerdings des öffentlichen Vertrauens bedürfen, dem Könige vor, das ginge nie und nimmer an, ein ehrbares Handwerk müsse auch mit Ernst auf Ehre und Reputation halten. Schließlich einigte man sich dahin, daß die schwarzen Bücher bestehen blieben; doch sollten die Zünfte fortan niemanden ohne Vorwissen des Magistrates einschreiben und verfemen. Die Gewerbe-Gesetzgebung Friedrich Wilhelms hat, wie wir schon oben bemerkten, in Dr. Meyer kürzlich einen ausgezeichneten Darsteller gefunden. Es ist geradezu erstaunlich, welche Sorgfalt Friedrich Wilhelm diesem Gegenstande gewidmet hat. Auch das Kleinste ist dem Blicke dieses pflichtgetreuen und erleuchteten Herrschers nicht entgangen.

Der Geist dieser Handels- und Gewerbe-Gesetzgebung des Königs konnte seinem [illegible] ganzen Wesen nach indessen kein anderer sein als ein streng schutzzöllnerischer [illegible] „Mein Land soll auf eigenen Füßen stehen“! — „Was die draußen können, da[illegible]as können wir auch!“ — „Das ist der wahre lapis philosophorum, daß unser Geld i[illegible]im Lande bleibt!“: dies ungefähr waren die Grundsätze des Monarchen, und der Erfo[illegible]lg hat sie glänzend gerechtfertigt. Darum auch das Verbot, ausländische Ware, in[illegible]ianische, bemalte und bedruckte Zitze, Kattune und Gingange zu tragen, welches a[illegible]no 1721 erfolgte. Manchem schönen Auge erpreßte dasselbe freilich eine Thräne; [illegible]e-folgt aber mußte es schon werden: denn die Strafe betrug 100 Thaler, und [illegible]der Eifer des Fiskales wachte stets. Bald aber stand es auf diesem Gebiete, wie [illegible]uf allen anderen; und wie der Soldat sich bald nicht mehr schämte, ein Soldat zu s[illegible]in, so gewöhnte sich auch das schmucke Bürgertöchterlein sehr schnell daran, Zeug[illegible] zu

tragen, welches im Lande verfertigt worden war, und dann fand sie wohl, daß dasselbe ihr auch durchaus nicht schlechter stünde, als der ausländische Tand. In seinen schutzzöllnerischen Tendenzen ging der König sogar so weit, daß er eine Schranke errichtete selbst zwischen Mecklenburg und Preußen: die mecklenburgische Wolle durfte nicht eingeführt, die preußische nicht ausgeführt werden. Nie, auch bei dieser Maßregel nicht, verlor Friedrich Wilhelm sein hohes Ziel aus dem Auge, seinem Lande wirtschaftlich aufzuhelfen.

Von solch einem Herrscher läßt es sich von vornherein vermuten, daß er auch den Volksbelustigungen seine höchste Aufmerksamkeit zugewendet haben wird. Friedrich Wilhelm I. hat dies in der That gethan; er hat auch auf diesem Gebiete die höchste Einfachheit mit Erfolg zu verbreiten gesucht. „Konzerte, Pickenicks, Bälle u. dergl. kannte man damals nicht; der Tabagien gab es nur wenige, und diese wurden wieder nur von den angesehensten Bürgern besucht, welche unverdorbene Getränke genossen und das Dekorum streng beobachteten." Selbst jene Kaffeehäuser, in welchen des Königs Offiziere verkehrten, standen unter strengster Aufsicht; so z. B. durfte den ganzen Sonntag über bei hoher Strafe kein Billard gespielt werden. Wie wir oben ausgeführt haben, bildeten die Schützenfeste damals noch immer das vornehmste bürgerliche Vergnügen. In dem Stadtteile Kölln, in der Lindenstraße, der heutigen Schützenstraße gegenüber, auf der „Mecklingswiese", standen in jenen Tagen zwei der Köllner Schützengilde — sie bestand noch immer gesondert fort, — gehörige Häuser, in denen sich Tabagien befanden. Hier sowohl, wie auf dem Berliner Schützenplatze in der alten Schützenstraße, fand man grüne Lauben, rohgezimmerte Tische und Bänke. Am Pfingstfeste entfaltete sich an beiden Orten das fröhlichste Treiben; Musik nicht eben feinster Art ertönte; Marktschreier und Pickelhäringe trieben ihr Wesen; die Gläser erklangen. Dort wurde um Zinn-Krüge, Kämme, Spiegel und dergl. Dinge gewürfelt; hier aber drehte sich ein frohes Paar im Tanze. Wir brauchen nur die Fröhlichen von heut' mit anderer Tracht zu bekleiden; — dann ist das Bild das gleiche. Am 18. Mai 1727 aber erging die königliche Kabinets-Ordre:

„Se. Majestät wollen, daß dieses Jahr nicht geschossen, nicht getanzet, nicht gespielt, auch keine Musica geduldet werde. Alles liederliche und üppige Wesen soll fortan gänzlich abgestellt werden, und der Magistrat davor responsabel sein."

Das war leider ein hartes Dekret, welches vom grünen Tische ausgegangen war. Von der Nützlichkeit der Schützengilden zur Heranbildung eines festen, wehrhaften, männlichen Charakters dachte dieser Monarch also völlig anders als der große Kurfürst, und wir glauben: für seine Zeit wenigstens hatte er wohl Recht. Allein es war dennoch hart, daß er das alte Vergnügen gänzlich aufhob. Gern sah er es dagegen, wenn seine guten Berliner, von welchen er nur im Scherze zu sagen pflegte, daß sie nichts taugten, sich zu seinen Paraden, Revuen und Jagden einfanden; dergleichen Anblicke mußten, so dachte er, auch den Bürger zu mannhafterer Gesinnung erziehen.

Am 30. Juni 1728 erfolgte ferner eine Ordre an den Obristen von Kleist, „wie es in der Residenz bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen gehalten werden solle". Selbstverständlich verlangte dieselbe eine mehr als einfache Form der Begehung all dieser Familienereignisse. Und diese Ordnung drang endlich durch. Der Grund für diese noch nicht dagewesene Erscheinung lag eben darin, daß derjenige, der die Ordnung erließ, ihr auch selbst nachlebte. Friedrich Wilhelm wußte, wenn die Ehre des Staates es ihm gebot, so gut wie irgend jemand „Depensen zu machen". Er

that's z. B., als ihn im Winter 1716/17 der Zar Peter in Berlin besuchte, und kümmerte sich nicht darum, daß das Schloß Monbijou durch die russische Hofgesellschaft in einen sehr eigentümlichen Zustand versetzt wurde. Er that's ferner, als im Jahre 1728 König August von Polen nach Berlin kam und ein Freundschaftsbündnis mit ihm schloß, an welches eine Tafel in der Jungfernheide, worauf ein weißer Adler und eine aus den Wolken hervorragende, eine Krone tragende Hand, gemalt waren, noch lange Zeit erinnerte. Sonst blieb der König den Gesetzen selbst gehorsam.

Daß das Theater unter solch' einer Regierung verkümmern mußte, liegt auf der Hand. Plümicke fertigt die Geschichte desselben unter Friedrich Wilhelm auf 12 Seiten ab. Streng sollte der damalige Oberschenk von Schlippenbach darauf sehen, daß nichts Skandalöses oder Ärgerliches auf der Bühne geschehe; allein man war doch ziemlich tolerant darin. So war es z. B. möglich, daß in der „verkehrten Welt" von König das folgende „Liedgen" gesungen werden konnte:

„Ich sehne mich nach einem Mädgen,
Das hübsch ist und nicht extra geht,
So werd' ich, wenn ihr Liebes-Lädgen
Mir einzig immer offen steht,
Mit allen Schwägern Possen treiben
Und Hahn allein im Korbe bleiben."

Die Opern enthielten dergleichen Zoten zwar nicht; allein sie krankten in ihren Librettis bereits an demselben Unsinn, welchen sie noch heut aufweisen. So sang z. B. in dem 1730 aufgeführten musikalischen Zwischenspiele Argippo, „die Zanaide", nachdem sie zuvor mit ihrem Vater, dem Tisiforo, folgende herzbrechende Unterredung gehalten:

„Tisif. Wie so? entdecke . .
Zan. Vater, laß mich gehn.
Tisif. Wohin?
Zan. Zum Sterben.
Tisif. Warum das?
Zan. Die Ehre . . .
Tisif. Fahre fort;
Zan. Ist . .
Tisif. Was? Was?
Zan. So da macht . . .
Tisif. Was denn? (O! mein verwirrter Sinn!)
Zan. Daß ich verzweifelt bin!

die nachstehende liebliche Aria:

„Strafft nicht bald des Donners Knallen
Meinen Schimpff mit Blitz und Glut.
So soll der Boßhaffte fallen
Als ein Opfer meiner Wut.
Aber nein, nein, nein, nein!
Sollt ich seine Braut nicht seyn?
Ich verzeyh' dir, kehre wieder;
Senkt indeß, ihr Augen-Lieder,
Senkt in bittre Thränen ein
Der verratnen Liebe Peyn."

Diesen Blödsinn fand man nicht allein schön und sang ihn nach, nein, es entstanden sogar aus dergleichen Opern auch Volksgesänge, zu welchen unter andern der Chor aus der Oper Lukrezia gehörte, in welchem diese Heldin der Keuschheit mit ihren Mägden beim Spinnrocken sang: „Spinnt ihr Mädgen spinnt, ach spinnt, denn die Zeit vergeht geschwind," ein Lied, welches sich bei den Berlinern noch lange nachher in Andenken erhalten hat. Da war's wirklich noch ein Genuß, Fechterspielen zuzuschauen, wie sie z. B. 1729 von Christoph Martinus, Kais. Königl. privil. Meister des Schwertes von San Marco aus Löwenberg, und Franz Wagner, genannt dem Greiffenfelder von der Feder, abgehalten wurden.

Die berühmteste theatralische Erscheinung in dem Berlin dieser Zeiten aber war Johann Karl von Eckenberg, der „starke Mann", angeblich ein Sproß des berühmten österreichischen Geschlechtes derer von Eggenberg. Im Jahre 1717 trat er als Athlet zuerst vor den königlichen Herrschaften im Garten zu Charlottenburg, dann vor den Berliner Bürgern in einer Bude auf dem Neuen Markte auf. Erst 1732 erhielt er ein General-Privilegium als Hofkomödiant; allein es scheint, als habe er nur ein Marionetten-Theater besessen; denn es heißt, daß „die ausnehmende Geschwindigkeit seiner Frau" ihm zahlreichen Zuspruch verschafft habe. Im Jahre 1733 erhielt er ferner die Erlaubnis, im „Fürstenhause" Assembléen der Hofgesellschaft zu veranstalten, d. h. ein Adels-Kasino zu halten; erst später spielte er wirklich Komödie. Über die dargestellten Stoffe äußert König die denkwürdigen Worte:

„Noch immer wurde der Dr. Faust vom Teufel geholt, nachdem er Gott und seine Heiligen abgeschworen hatte; noch immer wurde Störtebecker öffentlich gerädert und Haman unter dem größten Beifall gehangen, während der Hanswurst die stete Zugabe bildete." Charakteristisch schildert den Geschmack jener Tage besonders der folgende Anschlagezettel:

„Mit Königlicher Allergnädigster Erlaubnis werden die anwesenden u. s. w. Hochfürstlich Baaden-Durlachischen Hofkomödianten auf einem ganz neuen Theatro bey angenehmer Instrumental-Musik vorstellen: eine sehenswürdige, ganz neu elaborirte Haupt-Aktion, genannt: die remarquable Glücks- und Unglücks-Probe des Alexanders Danielowitz, Fürsten von Mentzikoff, eines grossen favorisierten Cabinetsministers und Generalen Petri I., Czaaren von Moscau, Glorwürdigsten Andenkens, nunmehro aber von den höchsten Stuffen seiner erlangten Hoheit bis in den tieffsten Abgrund des Unglücks gestürzt, veritablen Belisary, mit Hannswurst, einem lustigen Pasteten-Jungen, auch Schnirfax und kurzweiligen Wildschützen in Siberien u. s. w. Die Person giebt auf dem 1sten Platz 4 Gr., auf dem andern 3 Gr. und auf der Treppe zu stehen 2 Gr." —

Es erübrigt, noch einen Blick auf die Tracht jener Tage zu werfen.

„Die Allongeperrücken, sagt König, waren gänzlich verschwunden, und selbst bei Ministern, Räten, Doktoren und andern vornehmen Leuten hatten sie einen beträchtlichen Teil ihrer Höhe eingebüßt. Dagegen kamen die kleinen sogenannten Muffer oder Mirletons in Gebrauch, welche der König selbst in den ersten Jahren seiner Regierung zu tragen pflegte. Späterhin wurden die Soldatenfrisuren allgemein. Das Haar wurde in einen Zopf zusammengeschlagen und an den Seiten bis zu einer gewissen Länge verschnitten, so daß es über den Ohren lag. Diese Frisur wurde auch bei Künstlern, Kaufleuten und Bürgern gewöhnlich. Minister, Generäle, Geheimeräte und Männer von Bedeutung trugen nur bei feierlichen Gelegenheiten

gestickte Kleider. andere Leute aber schmale Borten oder Schnüre von Gold, Silber und Seide. Der Schnitt der Kleidungen war sehr plump, die Westen hatten lange Schöße, die mit denen der Röcke korrespondierten. Auch große Aufschläge wurden getragen, die bei dem Ellenbogen anfingen und bis zum Handgelenke gingen, wobei man feine und sehr weiße Wäsche, die bei vornehmen Personen mit Kanten und Verzierungen versehen war, zur Schau stellte. Im Bürgerstande war die blaue Farbe die gewöhnlichste, und der Anzug näherte sich dem militärischen. Jeder, der nur irgend Bedeutung hatte, trug einen Degen, Räte, Ärzte, Gelehrte und andere ausgezeichnete Personen auch einen roten Mantel und Schuhe oder Stiefel mit Schnauzen oder stumpfen Spitzen. Die Manschetten und Chabots kamen zwar später in Gebrauch, doch waren sie noch so bescheiden zugeschnitten und wurden mit so vieler Behutsamkeit getragen, daß ein Paar oft Monate lang vorhielt, ohne der Wäsche zu bedürfen.

Trotzdem, daß die Kleidung nichts weniger als kostbar war, so war man dennoch wohl darauf bedacht, sie wohl zu erhalten. Nach dem Beispiele des Königs trugen die meisten Civilbedienten bei ihren Arbeiten Vorsteckärmel und eine Schürze. Einige gingen sogar so weit, sich bei dem Eintritt in ihr Geschäftslokal auch Pantoffeln anzuziehen und eine weiße Mütze statt der Perrücke aufzusetzen.

Der französischen Mode war der König äußerst abhold und, als der französische Gesandte mit seinem Begleiter in grünen Röcken mit gelbem Futter, eben solchen Beschlägen, Westen und Strümpfen und namentlich mit sehr großen Hüten erschien, so ließ der König für die Regimentsprofoße eben solche Kleidung anfertigen, um die Franzosen dadurch lächerlich zu machen. Den Advokaten, die er nicht leiden konnte, befahl der Monarch auf das Strengste, sich nie anders als schwarz zu kleiden und einen kleinen schwarzen Mantel zu tragen. Sie bekamen dadurch ein so „verschiedenes“ Ansehen, daß die Berliner Drechsler nach ihrem Muster allerhand Puppen verfertigten, und als die Advokaten sich beim Könige beschwerten, so ließ derselbe von einem Drechsler sein eigenes Bild holen, um ihnen zu zeigen, daß es ihm selbst nicht besser erginge."

Es ist also vieles Gute, was wir über die Zeit Friedrich Wilhelms I. zu sagen vermocht haben; allein wir haben auch die Schwächen derselben in unparteiischer Weise zu schildern.

Die Rauheit, ja die Roheit des Umgangstons, die Geringschätzung aller idealen Gebiete der Kultur und Ähnliches schadeten im Grunde genommen nur wenig; dergleichen läßt sich ja in jedem Augenblicke bessern. Allein es war nicht zu verkennen, daß die strenge Kontrole des Königs vielfach auch Augendienerei und Heuchelei erzeugte. Angebereien waren an der Tagesordnung, und da kein Mensch imstande ist, die Herzen und die Nieren zu prüfen, so drangen leider auch Scheinheiligkeit und ein rücksichtsloses Strebertum in viele Stände ein, vor allem in den Beamtenstand. Wohl hielt der König mit größter Strenge auf Lauterkeit und Reinheit seines Beamtentums; aber er selbst machte es zugleich wiederum unmöglich, daß dieselbe eine allgemeine werden konnte. Denn einerseits zahlte er allzu niedrige Gehälter: die Familienväter unter den Angestellten vermochten oft selbst beim besten Willen nicht zu bestehen; Veruntreuungen im Amte kamen daher nur allzu häufig vor. Andererseits verwies er seine Beamten darauf, sich an die Sporteln zu halten, und bald zeigte sich, daß damit der ganze, hochehrenwerte Stand auf eine schiefe Bahn gedrängt worden war, die über kurz oder lang zum Verderben führen mußte. Denn nun war leider nur zu oft die Unparteilichkeit und die Gerechtigkeit der Mitglieder

des Beamtenstandes infrage gestellt. Sehr zu beklagen war endlich, daß Friedrich Wilhelm, um sein Volk mit Steuern zur Erhaltung des stehenden Heeres nicht allzu schwer zu belasten, den Ämterverkauf zu gunsten der Rekruten-Kasse einführte. Wer das höchste Gebot that, der erlangte das vakante Amt, und es war natürlich nun sein eifrigstes Bestreben, die geopferte Summe baldmöglichst wiederum herauszuschlagen. Ohne den Scharfblick des Königs und seine unsäglich sorgfältige Kontrolle hätten sich diese Schäden bereits von vornherein als verhängnisvolle erweisen müssen.

Die gewaltthätige, oft voreilige, wenngleich stets auf der festen, sittlichen Überzeugung von der absoluten Notwendigkeit seines Thuns beruhende Art des Königs, die Forderung striktesten Gehorsams, — jener berühmte und berüchtigte Befehl: „Nicht raisonnieren!" konnten ferner oft gleichfalls nichts anderes als Ingrimm und tiefste Erbitterung erzeugen. Es hat manch' Einer unschuldig unter Friedrich Wilhelm gelitten. Bei jener Härte, mit welcher der König jedweden Widerspruch gegen seinen Willen niederzuschlagen pflegte, mußte es daher in der That geschehen, daß schon bei seinen Lebzeiten sich viele seiner Beamten der „aufgehenden Sonne" zuwendeten.

Und endlich, — daß wir das Gebiet der Sittlichkeit noch einmal berühren, — war es dem lauteren, ehrlichen Streben Friedrich Wilhelms denn wirklich gelungen, die Sünde zu verbannen und sein Volk zu entsühnen? — Hatte er auch nur in den ihm so nahe stehenden Hofkreisen Zucht und Ordnung zur Herrschaft zu bringen vermocht? — Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Wort, welches die Witwe des Staatsministers von Knyphausen einst äußerte, — eine reiche und schöne Dame, welche zu dem berühmten Generale Kurt Christoph von Schwerin in nähere Beziehungen getreten war. In seltenem Cynismus lautete dasselbe: „Der König hat mir zwar eine Strafe von 12 000 Thalern aufgelegt, weil ich ein Kind außerhalb der Ehe geboren habe, und — ich habe sie bezahlt. Allein ich habe ihn dennoch um 12 000 Thaler betrogen, denn ich bin zweimal niedergekommen." Das Andenken des Königs muß allerdings auch hier wieder verteidigt werden; er stand dem großen Schwerin nur sehr kühl gegenüber, weil er von dessen freien Lebensanschauungen erfahren hatte. Das Laster war also nicht unterdrückt; es versteckte sich nur hinter der Maske der Heuchelei. Das gilt indessen nur für die Hofkreise, nicht für die Bürgerschaft.

Tiefbeklagenswert aber erscheint uns dieser so hochverdiente und so unermüdlich thätige Fürst, wenn wir auf sein Familienleben blicken. Es gilt hier nichts zu beschönigen, sondern die volle Schuld seiner Umgebung, seiner Gemahlin und der Mehrzahl seiner Kinder offen einzugestehen. Das Verhalten der Königin und des Thronerben war ein pflichtvergessenes; der Gatte und Vater wurde schmählich von ihnen verraten. Wieviel der Berliner Hof auch seit den Tagen Joachims II. an Intrigen und Kabalen gesehen hatte: so skandalöse Vorgänge wie jetzt hatten sich denn doch an ihm noch nicht ereignet. Und es ist ganz unzweifelhaft: das Volk nahm Partei für die Schuldigen, weil der Jähzorn des bis auf den Tod gekränkten Monarchen das gute Recht seiner Sache leider etwas verdunkelte. Man hat oft behauptet, daß die Wunden, welche das Jahr 1730 dem Könige geschlagen habe, verharscht seien: wir glauben daran nicht.

Wie unheilvoll aber pflegen solche Dinge auf ein Volk zu wirken, welches gewohnt ist, alle Anregungen von oben her zu empfangen! Jener widerwärtige Klatsch, welcher uns in den „Memoiren" der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth entgegentritt, muß in noch ärgerlicherer Form damals die Stadt Berlin beschäftigt

haben. Vergessen wir's indessen nicht: es ist eine Prinzessin, welche dergleichen Dinge in dieser Form aufzeichnet; die Tochter eines ehrbaren Bürgers von Berlin wäre solcher Bosheiten und Lascivitäten wahrscheinlicherweise nicht fähig gewesen. —

So wenig umfangreich unsere Darstellung der Entwickelung Berlins unter Friedrich Wilhelm I. sich auch gestaltet hat, weil wir es verschmäht haben, dem Leser all' jene bis zum Überdrusse immer und immer wieder erzählten Hofgeschichten von neuem aufzutischen, so glauben wir dennoch, die Gestaltung namentlich des bürgerlichen Geistes unter dem erziehenden Einflusse dieses großen Fürsten in ihren wesentlichsten Zügen dargestellt zu haben. Und diese Züge waren zum weitaus größeren Teile von erfreulicher Art. Eilen wir nunmehr zum Schlusse!

Es war im Herbste 1739. Der König kehrte todkrank von einer Reise nach Preußen zurück. Er suchte Erholung in seinem lieben Wusterhausen, aber er fand sie dort nicht. Die Gicht war bereits zu unheilbarer Brustwassersucht ausgeartet. Im Schlosse zu Berlin stand sein Schmerzenslager. Er fühlte es, daß sein Ende nahe sei, und ließ seinen Beichtvater, den Propst Roloff von St. Nikolai, herbeiholen. Unerschrocken erinnerte ihn dieser Geistliche an die zahlreichen Härten und Willkürlichkeiten seiner Regierung. Friedrich Wilhelm versuchte sich zu entschuldigen. „All' diese Gründe," sprach Roloff jedoch tiefernst, „sind allenfalls vor Menschen befriedigend; — vor Gott genügen sie nicht!" Demütig beugte da der einst so starke Monarch sein Haupt und gestand es ein, daß auch er nichts weiter als ein armer Sünder sei.

So kam der 27. April 1740. Der König hatte beschlossen, Berlin zu verlassen. „Lebe wohl, Berlin," so rief er, „in Potsdam will ich sterben!" Allein, nur wie ein echter König schied er von seiner Residenz: er ließ 100000 Thaler für die von dem harten Winter sehr schwer geschädigten Armen der Stadt zurück. Nun weilte er in dem Stadtschlosse zu Potsdam. Am 31. Mai 1740, in der Morgenfrühe, fühlte er das Nahen des Todes, — nahm er Abschied von seiner Familie und von seinen Offizieren, von den Hofbeamten und den Ministern. Seinen Vertrauten, dem Fürsten Leopold von Dessau, und dem General-Adjutanten von Haacke, schenkte er dann je eines seiner schönen Leibrosse. Noch einmal aber erwachte der alte Friedrich Wilhelm. Als er es vom Fenster aus erblickte, wie ungeschickt die Stallknechte dem Pferde des Fürsten von Dessau den Sattel und die Schabracke auflegten, sprach er zu seinem Adjutanten: „Haacke, gehen Sie doch mal hinunter, und prügeln Sie die Schurken ab." Mittags, zwischen 1 und 2 Uhr, verschied er in dem festen Glauben, der ihm eine Lebenskraft gewesen war: in dem Glauben an einen lebendigen Gott.

Der Stadt Berlin ist er freilich nur das Gegenteil eines Mäcens gewesen. Wenn wir uns jetzt aber dessen erfreuen, daß schlichte Sitte, daß Familiensinn und rastlose Thätigkeit auch heute noch ein Erbteil der besseren bürgerlichen Kreise unserer Stadt sind: wir wollen es dann nicht vergessen, daß dies Erbteil uns von dem ersten der beiden großen Toten hinterlassen worden ist, welche in der Garnisonkirche zu Potsdam ruhen: von Friedrich Wilhelm, dem kerndeutschen Manne.

---

13. „Non soli cedit!“
Berlin während der drei schlesischen Kriege.

Litteratur: Preuß, Friedr. des Großen Jugend und Thronbesteigung. Berl. 1840.
Freih. v. Bielfeld, Friedr. der Große u. sein Hof. Breslau 1838.
Buchholz, Zur Gesch. v. Berl. u. Potsd. unter König Friedrich II. (Hist. geneal. Kalender von 1825—1828.)
(Gotzkowsky) Geschichte eines patriot. Kaufmannes. o. O. 1768.

Der harte Kampf des Königs war ausgekämpft; Friedrich II. führte seine Mutter von der Triumphstätte des Todes nach ihrem Zimmer; dann suchte er das seinige auf. Der Kammerherr von Pöllnitz erhielt den Befehl, vor dem neuen Herrscher zu erscheinen. Es handelte sich um die Feststellung der Formen des Leichenbegängnisses. Friedrich Wilhelm hatte angeordnet, ihn schlicht wie einen seiner Obristen zu bestatten. Mit Recht fürchtete der Sohn, daß diese Weise der Beisetzung Mißdeutungen erfahren könnte; — auch drängte ihn sein Herz, dem Vater, dessen ganze Bedeutung sich ihm in den letzten Jahren klar enthüllt hatte, vor allem Volke ernst zu huldigen. Pöllnitz riet taktvoll, die Wünsche des Heimgegangenen zu befolgen, die Leiche aber trotz des Verbotes Friedrich Wilhelms auszustellen und einige Tage nach der Bestattung eine pomphafte Totenfeierlichkeit abzuhalten, wie sie eines preußischen Königs würdig sei.

Dann wurde Fürst Leopold von Dessau gemeldet. Tieferschüttert bat er, welcher dem Entschlafenen wohl am nächsten gestanden hatte, ihm seine Ämter zu belassen. Friedrich willfahrte dieser Bitte, indem er die Hoffnung aussprach, daß der Fürst ihm dieselbe Treue wie dem Heimgegangenen bewähren werde. „Einfluß aber,“ so fügte der junge König hinzu, „wird unter meiner Regierung niemand haben als ich allein.“

Bald darauf verließ Friedrich Potsdam und fuhr nach Berlin; — sein Hoflager schlug er jedoch hier nicht auf; er begab sich vielmehr sogleich nach dem verödeten, von Friedrich Wilhelm I. wegen der „Leibniztage“ und der übermütigen Feste Sophie Charlottens wohl mit Absicht vernachlässigten Schlosse von Charlottenburg. Ohne Zweifel: die Berliner waren enttäuscht und verletzt; sie konnten es nicht ahnen, daß der junge König tiefernst vorerst nur die Einsamkeit aufsuchen wollte.

Wenn Friedrich sie suchte: er fand dieselbe auch in Charlottenburg nicht. Von allen Ecken und Enden strömten sie herbei, die Dichter, die Künstler, die Abenteurer, — vor allem aber die Freunde der vergangenen, scheinbar nur dem Genusse der flüchtigen Stunde geweihten Jahre. Bald waren selbst die elendesten Schenken mit Fremden überfüllt; bald gab es kein Stücklein Schwarzbrot und keinen Tropfen schlechten Bieres in dem Städtchen mehr. Waren es doch ganze Karren von Glückwunschgedichten, welche in dem Schlosse anlangten!

Allein es waren nun einmal Tage der Täuschungen, ‚des journées des dup[illegible]s,
wie der spätere Legationsrat von Bielfeld schreibt. Friedrich zeigte sich sehr er[illegible]st.
Dem soeben genannten Herrn entgegnete er auf seinen Glückwunsch kalt und gemes[illegible]n:
„Sie wissen überhaupt nicht, was ich an meinem Vater verloren habe." Der Graf [illegible]on
der Schulenburg, ein intimer Freund von Rheinsberg her, hatte es gewagt, sich o[illegible]ne
Urlaub von seinem Regimente in Landsberg an der Warthe zu entfernen und [illegible]at
unangemeldet in das Zimmer des Monarchen, um ihn zu beglückwünschen. Es w[illegible]rd
ihm ein Verweis zu teil. Der Markgraf Heinrich von Schwedt versuchte es, [illegible]en
Ton der Rheinsberger Unterhaltungen wiederum anzuschlagen. Da blickte Friedrich i[illegible]hn
mit den großen, wunderbaren Augen erstaunt eine Sekunde lang an und sprach d[illegible]n
kalt: „Mein Herr, — jetzt bin ich König!" Am unzweideutigsten aber wurde [illegible]er
unverschämte Kammerdiener Fredersdorf mit dem Worte zurechtgewiesen: „Die Po[illegible]en
haben nun ein Ende!"

Und in dieser Weise hatten sie sich alle getäuscht, die einen in ihren Hoffnung[illegible]n,
die andern in ihren Befürchtungen. Keinem der alten Freunde wurde eine au[illegible]er-
ordentliche Gnade zu teil; keiner der „Friedrich-Wilhelms-Männer" wurde entfe[illegible]t,
außer dem Denunzianten Eckart allein. Jordan, der „unübertreffliche, geistsprühe[illegible]de
Jordan" erhielt die Aufsicht über das — Berliner Armenwesen, und Boden, einer der
vertrautesten Räte Friedrich Wilhelms, wurde mit dem kostbaren Hause des Kam[illegible]-
rates Eckart beschenkt. Ja, die Possen hatten ein Ende; es galt ernste Arbeit; und
jeder, der zu ihr befähigt war, war dem Könige willkommen. Am 27. Juni schrieb
Friedrich aus Charlottenburg an Voltaire:

„Ich habe die Streitkräfte des Staates durch 16 Bataillons, 5 Eskadrons
Husaren und eine Eskadron Gardes du Corps vermehrt. Ich habe den Grund zu
einer neuen Akademie gelegt und Wolf, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti schon
gewonnen. Ich habe ein neues Kollegium für Handel und Manufakturen gegründet;
ich nehme Maler und Bildhauer in meine Dienste und gehe nun zur Empfangnahme
der Huldigung nach Preußen." Fügen wir hinzu, daß der Professor Formay schon
am zweiten Tage nach der Thronbesteigung durch Jordan von dem Könige au[illegible]ge-
fordert wurde, eine „Gazette" in französischer Sprache herauszugeben, um litterari[illegible]che
und politische Aufsätze zugleich zu veröffentlichen, — daß der Buchhändler Haude [illegible]auf
Friedrichs Veranlassung am 30. Juni 1740 das erste Blatt der nachmaligen Ha[illegible]de-
und Spenerschen Zeitung erscheinen ließ, und daß die Zensur gemildert wurde, [illegible]da
Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, nicht genieret werden dürften," so z[illegible]eigt
es sich uns klar:

Friedrichs des Großen innerstes Wesen trat schon in diesen Tagen in sei[illegible]ner
vollen Eigenart hervor; der König ist Zeit seines Lebens kein anderer geworden, [illegible]als
welcher er sich jetzt erwies.

In Berlin erstaunte man. Aber bei den Vaterlandsfreunden wenigstens [illegible]war
es ein freudiges Erstaunen. Ja, der alte König, dessen feierliches Leichenbegängn[illegible]nis
am 22. Juni zu Potsdam unter höchster Prachtentfaltung stattgefunden hatte, [illegible]er
hatte doch Recht gehabt, als er in seiner frommen Weise die schönen Worte aus[illegible]ge-
rufen hatte: „Ich danke Gott, daß er mir einen so würdigen Sohn geschenkt hat[illegible]t!"
Der Sohn wandelte in den Fußstapfen des Vaters. Auch Berlins und seiner Arm[illegible]nen
vergaß er nicht. Der Winter von 1740 war, wie wir schon oben andeuteten, ein besonde[illegible]ers
harter gewesen: „die Postillions waren steif gefroren und tot auf den Pferden in d[illegible]en

Stationen angekommen; der Wein in den Kellern, die Tinte in der Feder war erstarrt; die Vögel waren aus der Luft gefallen.“ Die Armen litten entsetzlich: Friedrich eröffnete ihnen zunächst die wohlgefüllten Magazine seines Vaters. Er that später dann noch mehr. Da herrschte lauter Jubel in Berlin trotz aller Landestrauer.

Auch das wußte man gar bald in der Hauptstadt: der junge König arbeitete mit der gleichen Emsigkeit und Sorgfalt wie sein Vater. Früh um 4 Uhr schon wach, gab er sich bis 5 Uhr Nachmittags seiner Pflicht ununterbrochen hin. Allein was war's, was seine Thätigkeit gleich im Anfange seiner Regierung so gebieterisch in Anspruch nahm? — Niemand wußte es. Die alten, wohlbewährten Minister waren zwar da, ihm sein königlich' Amt zu erleichtern; auch die Minister aber zuckten mit den Achseln. Bald jedoch sah man's: der König that alles selbst; die Beamten hatten in Wirklichkeit nicht den mindesten Einfluß. Die Grundsätze des jungen Herrschers nun vollends, — wer konnte sich wohl rühmen, etwas genaueres von ihnen zu wissen? Nur dann und wann kam vereinzeltes über sie in die Öffentlichkeit, und das paßte zum Teile zu einander, widersprach sich aber auch zum Teile. „Wahrheit und Freiheit!“, die Devise der Haudeschen „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ und das Wort:

„Die Religionen müssen alle tolerieret werden, und muß der Fiskal nur darauf das Auge haben, daß keine der anderen Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden,“ —

gewiß das Beides ließ sich sehr wohl vereinigen. Wie aber, wenn Friedrich sagte:

„Es ist um einen Staat geschehen, sobald die Geburt vor Verdiensten den Vorzug hat,“ —

und trotzdem den Adel allenthalben begünstigte, nicht allein im Heere, sondern auch im Justizwesen und in der Diplomatie? — Gestehen wir es nur ein: Der König Friedrich blieb fast allen seiner Unterthanen vor der Hand ein Rätsel.

Am 2. August 1740 fand in Berlin die Huldigung statt, dann trat der Monarch eine Reise nach Westfalen an. Die etwas abenteuerlichen Erlebnisse Friedrichs in Straßburg, mit welchen diese romantische und viel weiter als anfänglich geplant war, ausgedehnte Fahrt verknüpft ward, — das Zusammentreffen mit dem Herrn von Voltaire im Schlosse Moyland bei Kleve u. s. w. liegen uns hier fern; wir erwähnen nur die sich drängenden Ereignisse dieser Monate: des Königs Rückkehr, — seinen Aufenthalt in Rheinsberg, — das heftige Fieber, welches ihn ergriff, — die Kunde von dem Tode Kaiser Karls VI., den festen Entschluß, jetzt endlich mit dem Hause Österreich abzurechnen, — die langwierigen diplomatischen Verhandlungen, — den Maskenball vom 13. Dezember 1740, welcher die glänzenden Räume des Berliner Schlosses rauschend durchwogte, und endlich die plötzliche, noch während dieses Festes erfolgte Abreise des Königs zu seinem Heere nach Krossen.

Der Tag von Mollwitz brachte freilich weder dem jungen Monarchen noch seiner Reiterei irgendwelchen Heldenruhm; auch nicht die Knospe eines Lorbeerblattes wurde hier errungen. Friedrich auf der Flucht, — bedeckt vom Staube der Mühle, welche ihm endlich ein Obdach geboten hatte: es waren Dinge, welche den Monarchen unter anderen Umständen hätten vernichten können. Allein das Glück hat nun einmal seine Lieblinge. Schwerin erkämpfte mit den Grenadieren Friedrich Wilhelms I. den Sieg und rettete Preußens Ehre.

Der große Friedrich, welcher über sein erstes Auftreten als Feldherr sp
selbst so absprechend geurteilt, hat das selber zugestanden und sein Auftreten bei Moll
gegeißelt. Doch gleichviel, — die Postillione ritten durch das Kottbuser Thor
Berlin ein und bliesen „Viktoria“. Die Einzelheiten der Schlacht wurden nur we
bekannt. Genug, daß das schöne Schlesien so leicht erobert wurde! Mit noch nimmer
lebtem Jubel wurde Friedrich daher empfangen, als er nach Abschluß der Bresla
Festlichkeiten Berlin besuchte, um am 7. Januar 1742 der glanzvollen Vermähl
seines Bruders, des Prinzen August Wilhelm von Preußen, mit der Prinzessin L
Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel beizuwohnen.

Und wieder erschienen auch im Jahre 1742 Siegeskuriere in Berlin; wie
wurde auf den Wällen der Nordseite der Stadt Viktoria geschossen; diesmal
Czaslau und für Chotusitz! Am 30. Juni konnte dann der Friede von Bres
ausgerufen werden; am 12. Juli zog der König unter nicht enden wollenden H
rufen wieder in seine Hauptstadt ein. —

Übergehen wir zwei Jahre, während welcher die Siegessonne hell und w
die Stadt Berlin beschien. Am 15. August 1744 begann Friedrich II. durch sei
Einmarsch in Sachsen den zweiten schlesischen Krieg. Erst am 8. November 1745
finden wir ihn wieder in Berlin; von seinen prächtigen Regimentern, den Gardes
Corps und den Gensd'armes, geleitet, zog er in die Stadt ein, um die dem Fei
bei Hohenfriedberg und Soor abgenommenen Kanonen, Fahnen und Standarten se
ins Zeughaus und in die Garnisonkirche einzubringen. Allein schon nach zwei Ta
verließ er wiederum das Schloß, um sich zu seiner Armee zurückzubegeben. Er wußte
daß die Österreicher unter dem Generale von Grünne einen Handstreich gegen Be
im Sinne hatten: es galt, ihnen zuvorzukommen. Friedrich trug vor dem Volke z
die größte Sorglosigkeit zur Schau; — daß er jedoch auf alles gefaßt war, ze
die Hinterlassung des Befehles, 500 Pferde bereit zu halten, um die königliche Fam
den Kronschatz und das Archiv erforderlichen Falles nach Stettin zu bringen.

Sofort nach der Abreise des Königs wurde dieser Befehl, — wurde die Gef
in welcher Preußens Hauptstadt schwebte, bekannt. Eine furchtbare Aufregung
mächtigte sich Berlins. Die Besatzung bestand nur aus 4 Bataillonen und 2000
kruten, aus welchen man sogleich zwei weitere Bataillone „Obrist von Creytzen“
„Major von Jarriges“ bildete. Dazu kamen noch ein Bataillon Landmiliz, ei
Eskadrons Reiter, wenige Jäger und das Kadettenkorps, sowie einige Kanoniere,
Bataillon Garde aus Potsdam und etwa 500 dort in Garnison stehende „Unrangier
Mit diesen Streitkräften ließ sich die Stadt, welche zwar halb offen, halb aber noch
Festung war, allerdings nicht halten; der Kommandant Graf Haacke beschloß da
16000 Bürger zu bewaffnen und in Kompagnien zu verteilen, welche von den zur
gebliebenen Offizieren, dem Marschalle von Schmettau, dem Markgrafen Heinrich,
Obristen von Reisewitz u. a. einexerziert wurden. Der Herr von Bielfeld beschr
es in sehr lebendiger Weise, wie nun alle Welt in Berlin 14 Tage lang übte
schanzte. „Ja, fürwahr! Das waren die unmännlichen Bürger aus den Tagen
30 jährigen Krieges nicht mehr; — in voller Hingebung leistete jetzt vielmehr
jeder, was in seinen Kräften stand, für den König und für das Vaterland! Frei
— auch an Verzagten fehlte es nicht ganz: Der Reichtum ist ja nicht nur
Hindernis zur Seligkeit, sondern auch zur Männlichkeit! Eine Menge wohlhaber
Feiglinge verließ die von dem Feind bedrohte Stadt.“

Allein bald wurde der Alp wiederum von den Gemütern der Berliner genommen. Ein Herr von Podewils kam als Kurier und brachte den ängstlich Harrenden die Kunde von dem Siege bei Katholisch-Hennersdorf; zwei Tage später wurde die Einnahme von Bautzen gemeldet. Und nun Siegesnachrichten Tag für Tag! Doch lassen wir den Herrn von Bielfeld selbst aus diesen Wintertagen 1745 uns die Stimmung und die Ereignisse in unsrer Stadt erzählen:

„Ich war zum Abendessen zu einer mir bekannten Dame gegangen, welche auf der Neustadt wohnte, und fuhr frühe wieder nach Hause. Auf dem Rückwege nach dem Schlosse passierte ich die Linden. Mein Wagen war schon bis zur Hälfte der Allee, als ich von ferne den Schein von etwa 50 Fackeln bemerkte, die über die Kavalierbrücke und mir entgegen zu kommen schienen. Ich glaubte, es wäre ein Leichenzug, aber die Fackeln liefen mit Blitzesschnelle und flackerten wie die Irrlichter. Ich befahl dem Kutscher, noch mal so rasch zu fahren. Sobald ich mich näherte, hörte ich den Ton einer großen Menge von Posthörnern; bald darauf sah ich, daß der Zug vor dem Palais des Markgrafen Heinrich Halt machte; ich stieg aus und ging hinein, um mich nach dem Grunde einer so seltsamen Erscheinung zu erkundigen. Ich fand den ganzen Palast in Aufruhr und erfuhr, daß der König den Marquis von Descouville, einen Kammerherrn der Königin, der den Feldzug als Volontär mitgemacht hatte, als Kurier nach Berlin gesendet hatte, um die Nachricht eines Sieges zu überbringen, welchen die Truppen des Prinzen von Anhalt-Dessau über die sächsische Armee bei Kesselsdorf erfochten hatten. Der Marquis hatte erst um 8 Uhr abends die Stadt erreichen können, und da es schon dunkel war, so schickte er hinein, um vierzig Postillione und eben so viele Wachsfackeln zu fordern. Das General-Postbüreau sendete ihm augenblicklich, was er verlangte, und nachdem alles angelangt war, setzte er sich zu Pferde und hielt seinen Einzug in die Stadt, geleitet von den Postillionen, welche ihre Wachsfackeln in den Händen trugen. Inzwischen hatte sich das Gerücht von seiner Ankunft schon in der Stadt verbreitet, und die Bewohner der Gassen, welche er passieren mußte, um sich zum Schlosse zu begeben, hatten Freudenfeuer vor ihre Thüren und Lichter an ihre Fenster gesetzt, was eine glänzende Illumination abgab. Nachdem er von seiner Kommission den beiden Königinnen, den Prinzen und Prinzessinnen mitgeteilt hatte, glaubte er, daß es seine Pflicht erforderte, diese große Nachricht mit seinem ganzen Gefolge auch dem Markgrafen Heinrich und seiner Gemahlin mitteilen zu müssen, und hier war es, wo ich ihn traf und aus seinem Munde die Details dieses Ereignisses vernahm. Ich lief sogleich nach dem Schlosse, um den beiden Majestäten den Prinzen und Prinzessinnen meinen Glückwunsch zu machen, und ich fand den ganzen Hof, noch in den Ausbrüchen der ersten Freude, versammelt.

Am folgenden Tage brachte uns ein Kurier die Bestätigung dieser Nachricht mit dem umständlichen Detail der Schlacht und der Liste der Toten und Gefangenen. Am folgenden Tage erfuhren wir die Einnahme von Dresden, welches der König von Polen verlassen hatte, um sich nach Prag zu begeben. Kurze Zeit nachher hörten wir, daß der König selbst nach Dresden gegangen war, um sich dort zu erholen, und daß er dort das Te Deum und einige Opern aufführen ließe. Endlich erhielt der Graf von Podewils den Befehl, dorthin zu kommen. Wir vermuteten, daß es sich um den Frieden handelte. In der That waren unsere Hoffnungen auch gegründet, und dieser Friede, der so ersehnt und so nötig war, wurde in der Hauptstadt Sachsens geschlossen.

Sobald man nun in Berlin erfahren hatte, auf welchen Tag der König seine

Rückkehr festgesetzt hatte, begann man, Anstalten zu seinem Empfange zu machen. Sämtliche Einwohner richteten sich darauf ein, ihre Häuser zu illuminieren, und viele eifrige Bürger machten Anstalt, ihrem Herrn entgegen zu gehen, der in seine Hauptstadt zurückkehrte, mit unvergänglichen Lorbeeren bedeckt. Beim Anbruche des festlichen Tages hörte man vom frühen Morgen an das Geläut sämtlicher Glocken. Gegen Mittag versammelten sich die Bürger-Kompagnien vor den Häusern ihrer Hauptleute und marschierten darauf an die ihnen angewiesenen Posten, wo sie sich in doppelte Reihen aufstellten, vom Stadtthore an bis zum Portale des Schlosses. Sämtliche Bürger hatten ihre schönsten Kleider angezogen. Ihre Hüte und ihre Waffen waren gleichförmig, ihre Offiziere waren blau gekleidet; sie marschierten unter dem Schall der Trommeln und mit fliegenden Fahnen. Ganz nahe beim Schlosse befand sich eine Frei-Kompagnie von jungen Kaufleuten, welche den Buchhändler Fromery zu ihrem Anführer gewählt hatten. Ihre Fahne war weiß. Man sah auf derselben ein brennendes Herz mit der Inschrift: „Sic ardet pro rege"! — „So brennt es für den König"! Diese Reihen der Bürgermiliz gewährten einen sehr schönen Anblick. Der Prinz Heinrich aber hatte schon am frühen Morgen die Stadt verlassen, um den König an dem Orte zu treffen, wo er zu Mittag essen wollte. Er fand ihn vollkommen wohl und in der besten Laune von der Welt. Das Mittagessen währete nicht lange, der König warf sich gegen 3 Uhr in den Wagen und fuhr langsam zur Stadt. Inzwischen begaben sich die Damen und die vornehmsten Bürger in Masse in die Häuser, welche der König passieren mußte, und das Volk lief in den Straßen zusammen. Sämtliche Fenster waren vom Giebel bis zum Keller von Leuten angefüllt; man hatte die Dachziegel abgenommen und die Dächer mit Zuschauern angefüllt; in den Straßen konnte man sehr leicht ersticken.

Sobald der König zwei Meilen weit von Berlin gekommen war, traf er auf eine Anzahl von treuen Unterthanen, welche die Zeit nicht hatten erwarten können, um ihn möglichst bald zu sehen. Etwas weiterhin waren sämtliche Korps aufgestellt, welche zu Pferde gekommen waren, um ihn nach dem Schlosse zu geleiten. Der König nahm ihren Eifer mit den rührendsten Zeichen seiner Zufriedenheit und Güte auf. Er befand sich mit seinen beiden Brüdern, dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Heinrich, in einem offenen Phaeton. Die ungeheure Menschenmenge, welche ihn umgab, nötigte ihn, Schritt vor Schritt zu fahren, und dies machte den Triumphzug noch schöner und pomphafter. Die Ordnung des Zuges aber war folgende: Zuerst sah man den Postmeister des Hofes erscheinen, dem einige hundert Postillione folgten, sämtlich in Blau gekleidet, ihre Posthörner in der Hand, auf welchen sie unablässig bliesen und die an orangefarbenen Bändern hingen. Nach ihnen kamen die Schlächter der Stadt und der Umgegend zu Pferde. Sie hatten eine Eskadron gebildet, sich in Braun und mit Hüten gekleidet, welche goldne Borten und blaue Kokarden hatten; ihre Pferde waren prächtig aufgezäumt; sie waren allzumal sehr gut beritten. Ihnen folgten, den Großmeister der Forsten an der Spitze, sämtliche Jagdbedienten und Jäger aus der Umgegend von Berlin. Ihre Anzüge waren grün. Nach ihnen kam ein Detachement des Regiments der königlichen Jäger, und eine zahlreiche Eskadron von Freiwilligen, welche aus den vornehmsten Bürgern Berlins zusammengesetzt war, alle in die blaue Uniform des Königs gekleidet und auf vortrefflichen Pferden. Sie umgaben den prächtigen Wagen des Königs. Mehrere Pagen desselben und des Prinzen folgten zu Pferde, und eine Abteilung der Gardes du Corps beendigte den Zug, nicht gerechnet

eine lange Reihe von Wagen, deren Eigentümer dem Könige entgegengefahren waren und ihm folgten. Während er nun die Bürger passierte, die sich in Reihen aufgestellt hatten, präsentierten diese das Gewehr; die Offiziere salutierten, die Fahnen neigten sich, die Trommelschläger schlugen ihren Marsch, das Volk aber rief: „Es lebe der König; es lebe Friedrich der Große!" Die Frauen und die jungen Mädchen kamen, um Blumen auf seinen Weg zu streuen; von den Dächern der Häuser und von den Fenstern sah man in jedem Augenblicke Lorbeerkränze niederfliegen, welche die Bürger der Stadt und die Damen auf den Wagen des Königs hinabwarfen. Ich habe nie ein schöneres noch ein rührenderes Schauspiel gesehen. Der Glanz des Hofes, die pomphaften Zeremonien, welche auf Befehl des Souveräns angestellt werden, machen oft einen Eindruck, der durch seinen Glanz blendet; hier aber hatte man nichts befohlen. Es war die Bewunderung, der Eifer und die Liebe der Unterthanen, welche alles angeordnet, alles vorbereitet hatten. Der freie Wille handelte hier in einer Weise, welche der menschlichen Natur Ehre macht. Die Haltung des Königs bei einer so feierlichen Gelegenheit, so geeignet, um große Bewegungen im Herzen eines Monarchen hervorzurufen, trug dazu bei, mich tief zu rühren. Die Zufriedenheit, die Güte, das Gefühl seiner Größe und die Liebe zu seinem Volke sprachen aus seinem Antlitz. Er grüßte rechts und links; er sagte zu dem Volke, welches ihn umstand: „Meine Kinder! Erdrückt Euch nicht! Nehmt Euch in Acht, daß Euch die Pferde nicht verletzen, — daß Euch kein Leid geschieht!" Er lächelte die einen an; den anderen schenkte er einige gnädige Worte; — genug: er vollendete die allgemeine Freude.

Sobald der König aus dem Wagen gestiegen war, umarmte er seinen Bruder zärtlich, und grüßte uns alle sehr gnädig. Wir hatten die Genugthuung, ihn bis in sein Zimmer zu geleiten. In diesem Augenblick gaben die Bürger-Kompagnien eine dreifache Lösung aus ihren Gewehren und defilierten darauf unter dem Lärm der Trommeln und mit fliegenden Fahnen unter den Fenstern des Königs vorbei. Kaum hatte sich dieser aber einen Augenblick zur Ruhe gesetzt, als man ihm anzeigte, daß sein ehemaliger Lehrer, Herr Duhan de Jandun, im Sterben läge.

Gegen 6 Uhr abends war die ganze Stadt erleuchtet. Der König setzte sich in Begleitung des Prinzen von Preußen und des Prinzen Heinrich in seinen Wagen. Der Prinz Ferdinand folgte ihm auf dem Fuße. Indem der König das Schloß verließ, befahl er den Pagen, ihn zu Duhan zu fahren. Dieser wohnte auf dem Werder in einer Art von Sackgasse*), und diese war so stark mit Lampen erleuchtet, daß man die Kammerfenster bei dem Kranken hatte öffnen müssen, um zu verhindern, daß er vor Dampf erstickte. Es war ein rührender Anblick, einen Sterbenden inmitten einer so glänzenden Illumination zu sehen, umgeben von den Prinzen und einem siegreichen Könige, der unter dem freudigen Zuruf seines Volkes den Sterbenden tröstete, seine Leiden mitfühlte und sich der Nichtigkeit der menschlichen Größe erinnerte. Nachdem der König von dem armen Duhan den zärtlichsten Abschied genommen hatte, der in der That am andern Morgen seinen Geist aufgab, warf er sich in seine Karosse und machte die Tour durch die Stadt. Hier sah man eine Menge von ergötzlichen Emblemen und sehr sinnreichen Inschriften, in welchen man mit der kraftvollen Kürze des Altertums die Anmut der neueren Zeit verbunden hatte; aber auch eine Menge von Witzen, bald gut, bald schlecht, wie es denn nicht anders sein kann, wenn aus

*) In der Adlerstraße.

solcher Masse jeder Einzelne seine Stimme erhebt. So hatte ein Bürger den Gener
Grünne mit mehreren österreichischen Husaren auf Krebsen reitend abbilden lassen, t
Stadt Berlin im Hintergrunde, und darunter die Devise: „Der General Grün w
so nach Berlin!“ — ein Anderer hatte auf einem großen Bilde mehrere Karossen n
6, 4 und 2 Pferden bespannt, Kaleschen, Karren u. s. w. malen lassen, die in all
Hast aus Berlin entflohen; in der Mitte derselben aber einen großen Hasen, der n
ihnen floh, und darunter die Worte: „Zur Gesellschaft!“

Der König kehrte gegen 10 Uhr mit dem Hofe in das Schloß zurück. T
ganze Nacht verging in Festlichkeiten, welche die Bürger auf ihre eigene Hand gabe
man hörte mit den Freudenschüssen nicht vor dem hellen Tage auf. Drei Tage nachl
veranstaltete der König zur Feier des Friedens ein schönes Fest im Opernhause, ein
großen Maskenball, zu welchem jeder Zutritt hatte. Der Hof und der Adel wurd
dort an sechs großen Tafeln bewirtet; die Bürger fanden auf der Bühne selbst u
hinter den Kulissen Pyramiden und Buffets, welche mit Pasteten, kalter Küche, Ba
werk, Konfitüren, Weinen und Likören besetzt waren. Dieses sehr schöne Gebäu
war von innen mit weißen Wachskerzen und von außen mit Öllampen erleucht
Der großen Fassade gegenüber aber sah man ein Gebäude, welches den Tempel t
Janus darstellte, dessen Pforten ein bewaffneter Römer schloß, und hinter dies
Tempel brannte man schließlich ein großes Feuerwerk ab.“ —

Elf Jahre nun in Glück und Glanz! Es wird später unsere Aufgabe sein,
darzustellen, in welcher Weise der allbewunderte König, der jetzt auf der Sonnenhö
seiner Lebensbahn stand, diese Zeit zum Heile seiner Hauptstadt ausgekauft h
Allein der siegreiche Herrscher sollte mehr werden, als ein glänzender Liebling t
Glückes; er sollte jener echten Unsterblichkeit entgegenreifen, für welche es nur ein
Preis giebt: schwerer Leiden Krone.

„Der siebenjährige Krieg hatte begonnen; sein erstes Jahr war bereits v
strichen, und der Feldzug von 1757 beschäftigte die Gemüter. Am 6. Mai war !
Schlacht bei Prag geliefert worden, eine der blutigsten des ganzen Krieges. T
Todesverachtung, welche die Prinzen des Königlichen Hauses in ihr gezeigt hatt
schwellte das Herz der Patrioten, und der Enthusiasmus über den glücklichen A
gang derselben steigerte sich noch mehr, als eine Menge feindlicher Fahnen u
Standarten in das Berliner Zeughaus abgeliefert wurde. Man glaubte allgeme
daß der Krieg bereits entschieden wäre, und eine Menge von Festen verherrlic
bei Hofe und in der Stadt die allgemeine Freude, welche man über dieses glückli
Ereignis empfand, dessen Nachwehen man aus der Ferne vorauszusehen nicht
stande war. Man wurde ihrer indessen bald auf eine sehr schmerzliche Weise inne,
der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Kollin alle Hoffnungen, denen man
überlassen hatte, auf das grausamste niederschlug. Der Unfall, welcher den Prin
von Preußen in Schlesien betroffen hatte, die Rückkehr des Gekränkten in
Residenz, der Tod der Königin-Mutter, der Verlust der Schlacht bei Großjäge
dorf, der Abschluß des Traktates von Kloster Seven, alle diese Schläge, die so r
und unerwartet aufeinander folgten, versetzten das Publikum in eine dum
Betäubung, und die Mutlosigkeit stieg auf das Höchste, als endlich feindliche Trup
am 16. Oktober 1757 vor Berlin erschienen und die Stadt zur Übergabe aufforder

Die Garnison von Berlin bestand damals aus dem größeren Teile des f
Bataillone starken Langenschen Garnisonregimentes, von dem sich ein Batail

in Dresden und das andere in Breslau befand, aus dem ebenfalls unvollständigen von Loëschen Infanterieregiment, das aus lauter geborenen Sachsen bestand und deshalb fast nur unzuverlässige Leute hatte, aus dem Landregimente von Lüderitz und aus den Mannschaften verschiedener Feldregimenter, welche teils Rekruten, teils Überläufer waren. Der Kommandant der Stadt, der Generalleutnant von Rochow, hatte von der Annäherung der Österreicher, welche von der Lausitz her kamen, durch die Menge von Flüchtigen, die sie vor sich hertrieben, fast täglich Nachricht erhalten, versäumte es indessen gänzlich, Gegenanstalten zu treffen. Er ließ die Königin unter einer schwachen Bedeckung nach Spandau in Sicherheit bringen, stellte eine Lärmkanone im Lustgarten auf und versah das Schlesische, das Kottbuser und das Hallesche Thor mit Pikettwachen, indem er fortwährend sich anstellte, als ob er den Berichten, die man ihm machte, keinen Glauben schenkte. Es war ein Sonntag. Der vormittägige Gottesdienst war ungeachtet der beunruhigenden Nachrichten, welche das Volk aufregten, in aller Ordnung vorübergegangen, als man plötzlich erfuhr, daß die Österreicher vor der Stadt ständen. Sie hatten sich in und hinter dem Busche vor dem Schlesischen Thore gelagert, so daß man ihre Stärke, welche sich etwa auf 7000 Mann belief, nicht recht beurteilen konnte. Das Gefecht begann auf zwei Seiten, vor dem Schlesischen und vor dem Halleschen Thore. Auf beiden Punkten wurden die aufgestellten Wachen nach tapferem Widerstande zurückgeworfen und genötigt, sich in die Stadt zurückzuziehen. Am Schlesischen Thore schoß der Feind darauf die Palissaden ein; auch die Brücke am Oberbaume, die aufgezogen war, fiel nach einigen Schüssen herunter und brach entzwei. Dann wendete er sich nach dem Felde, welches innerhalb der Mauer zwischen dem Schlesischen und Kottbuser Thore liegt, wo er seine Kavallerie vorteilhaft gebrauchen konnte. Hier stand die österreichische Reiterei mit den Kroaten, welche sich an der Mauer entlang zogen, und der General Haddik, der Befehlshaber dieses fliegenden Korps, ließ die Stadt zur Übergabe auffordern. Die Antwort brachten ihm die wenigen Kompagnien des Langenschen Regimentes, welche indessen, ohne Reiterei und ohne Kanonen, einer überlegenen Anzahl gegenüber, ohne allen Nutzen waren. Auch war ihre Aufstellung höchst ungünstig. Der rechte Flügel lehnte sich an die Mauer, der linke stand nach den Gärten und nach der Stadt zu. Zur Reserve diente ihnen das Loënsche Regiment, welches sich eine gute Strecke hinter ihnen befand und jene Allee vor sich hatte, welche nach dem Kottbuser Thore führt. Der österreichische General Baboczai, der die Nutzlosigkeit eines solchen Widerstandes einsah, ritt heran und sagte zum Kommandeur, es sei schade um die jungen Leute; sie möchten sich, da eine Gegenwehr unmöglich sei, lieber gleich gefangen geben. Der Kommandant erwiderte indessen, dazu habe er keinen Auftrag; er ließ einige Mann vortreten und Feuer geben, worauf Baboczai schwer verwundet vom Pferde sank Darauf gab das Langensche Regiment noch eine Generalsalve, wurde aber von der Österreichischen Reiterei umzingelt und zum großen Teile niedergehauen. Die Reserve aber wartete nicht ab, bis die Reihe an sie kam, sondern flüchtete sich eilends in die Stadt. Der Feind drang nun weiter vor. Als der erste Trompeter in die Jakobstraße kam, schoß ein Bürger aus übel verstandenem Patriotismus eine Pistole nach ihm ab, traf ihn indessen glücklicherweise nicht, wennschon die Bürgerschaft deshalb in der Folge großen Verdruß auszustehen hatte. Der nächste Widerstand, den der Feind fand, war an der Brücke der Roßstraße, wo der Husarenobrist Krumnow mit einem Kommando von der Garnison und einer Kanone stand, nachdem er die Brücke über die Spree hatte

aufziehen lassen. Man machte ihm in dieser Stellung den Antrag, sich zu ergeben Er gab dem österreichischen Offizier, der ihn aufforderte, eine Prise Tabak und rie seinen Truppen zu: „Kanoniere, habt Ihr noch Pulver und Kugeln?“ Diese bejahte das. „Wollt Ihr Euch wehren?“ Die Antwort war: „Bis auf den letzten Mann!“ — „Nun, Herr Kamerad,“ sagte er darauf zu dem Offizier, „bringen Sie dies Antwort Ihrem General!“ Die Österreicher wußten indessen, daß sie Eile hatten und hielten sich deshalb bei diesen Umschweifen nicht länger auf. Ein Rittmeiste und ein Wachtmeister kamen in die Stadt, begaben sich ohne Verzug auf das Rat haus und gingen nicht eher wieder fort, als bis man 200 000 Thaler, teils bar teils in Wechseln als Kontribution zusammengebracht hatte. Dann zogen sie sich noc in der folgenden Nacht vom 16. auf den 17. Oktober in der größten Eile wiede zurück. Sie hatten dazu allerdings auch die gegründetste Ursache, denn der König, vo diesen Vorfällen benachrichtigt, hatte dem Fürsten Moritz von Anhalt Befehl gegeben der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu kommen Am 18. Oktober sahen die Berline dann die grünen Husaren seines Regiments einziehen, und nun wandte sich der erbitterte Pöbel gegen den Herrn von Rochow, welchen man auf das gröblichste insultierte. I der That konnte man ihm mit Recht den Vorwurf machen, daß er sich einer Besatzun von beinahe 7000 Mann wohl mit mehr Geschick hätte bedienen können. Da Einzige, was die Husaren des Fürsten den Österreichern noch abjagten, waren einig sechzig Mann Gefangene und einen mit Geld beladenen Wagen. Graf Haddi aber konnte seiner hochsinnigen Monarchin 24 Paar feine Damenhandschuhe au Berlin nach Wien senden; der Berliner Volkswitz behauptete jedoch, es seien sam und sonders nur linke Handschuhe gewesen.“ —

Man atmete auf; aber doch nur mit leidvollem Herzen. Denn nun kannt man die Schrecken des Krieges bereits aus eigener Erfahrung: in der Köpenicke Vorstadt hatten die Österreicher 12 Stunden lang geplündert Auch Tote hatte ma zu beklagen; so z B. war der alte, reiche Geheimrat von Stosch ermordet worden. Bal aber kam die hellste Siegesfreude! Glänzend trat der Stern Friedrichs wiederum aus de Wolken hervor: am 7. Dezember 1757 zogen 30 Postillione, Fanfaren blasend un brennende Fackeln tragend, in Berlin ein, um des Königs herrlichsten Sieg, den Triumph von Leuthen, zu verkündigen. Da flammte Berlin im hellsten Lichterglanz auf, und die Bürgerschaft schmückte sich mit sogenannten „Vivatbändern“, d. h. mi breiten, seidenen Rideaux, welche die Bildnisse der gefeiertsten Kriegshelden und Vers zu König Friedrichs Ruhme trugen.

Und weiter tobte der furchtbare Kampf; — Berlin jedoch genoß drei Jahre lang de Ruhe. Der Einfluß des heldenmütigen Ringens Friedrichs um den Bestand und di Ehre des Staates mußte die Stadt gleichwohl in mannigfacher Weise berühren Wie grundverschieden aber waren doch die Einwirkungen des siebenjährigen Kriege auf die Bürgerschaft! Die Großindustriellen und die Kaufleute verdienten, wenn sie an den Lieferungen für das Heer beteiligt waren, allein die Handwerker hatten keinen Absatz, und der Wert der Häuser sank in erschreckender Weise.

So kam das Jahr 1760 heran. An dem 3. Oktober desselben erschien, durchaus unerwartet und plötzlich, der russische General von Tottleben an der Spitze von 5000 Russen vor dem schlesischen Thore. Man hatte noch den Mut, sich zu verteidigen Da ließ Tottleben das schwere Geschütz anrücken und begann die Stadt Nachmittags um 2 Uhr mit 6 Kanonen und einigen Haubitzen zu beschießen. Die Berliner,

ermutigt durch die Anwesenheit des General-Feldmarschalls von Lehwaldt, des kühnen, bei Kunersdorf verwundeten General-Leutnants von Seidlitz und eines General-Majors von Knoblauch, erwiderten trotz der nur geringen Besatzung von etwa 1500 Mann das Feuer mit Lebhaftigkeit; der Stückgießer Fuchs schoß, da Kanoniere nicht zur Stelle waren, selbst. Eine Zeit lang schwieg nun der Feind. Er hatte eine Schwenkung nach links gemacht und beschoß die Friedrichsstadt vom Tempelhofer Felde aus. Trotz des Schreckens aber hielt sich die Stadt; — hoffte man doch auf Hülfe! Denn man hatte inzwischen Boten an den Prinzen von Württemberg abgesendet, welcher mit seinem Korps bei Zehdenick an der Havel stand.

Während der Kanonade schritt der Feind gegen Abend zum Sturme. Allein er wurde dreimal abgewiesen und verlor gegen 200 Mann, während die Berliner nur einen Verlust von 80 Toten und Verwundeten zu beklagen hatten. Tottleben wurde es müde, seine Truppen zu opfern; er glaubte, mit Sicherheit auf den Fall der Stadt rechnen zu dürfen, und bezog ein Lager bei Tempelhof.

Am 4. Oktober mittags langte bereits die Reiterei des Prinzen von Württemberg in der Stadt an; am Abend folgte ihr die Infanterie, im Ganzen etwa 8000 Mann. Die Berliner verpflegten diese Truppen aufs Sorglichste und Reichlichste. Wie jauchzte man hellfreudig auf, als man am 5. früh vernahm, daß das Korps des Herrn von Tottleben soeben nach Köpenick abgezogen sei!

Allein dieser Jubel war ein voreiliger. Am Abend des 5. Oktober sprengte der Besitzer von Weißensee, der Landrat von Nüßler, plötzlich in das Bernauer (Neue Königs-) Thor hinein und meldete, daß ein starkes russisches Korps unter dem General Tschernitscheff von der Oder heranrücke und die Stadt Alt-Landsberg bereits passiert habe. Dem Nieder-Barnimer Kreise sei bereits eine Lieferung von 6000 Scheffeln Mehl und 4000 Broten auferlegt worden. Der Stadtpräsident Karl David von Kircheysen riet dem Landrate, diese Lieferung nicht zu leisten; man glaubte dem Feinde vollkommen gewachsen zu sein. Wirklich traf der Prinz von Württemberg auch die besten Maßregeln, um die Stadt zu halten. Er stellte zwei Heeresabteilungen vor Berlin auf, die eine vor dem Halleschen, die andere vor dem Frankfurter Thore. Jene trieb am 6. Oktober auch wirklich die Avant-Garde Tottlebens zurück; diese aber hatte einen harten Stand gegen Tschernitscheffs linken Flügel, welcher Friedrichsfelde bereits besetzt und verwüstet hatte und nun auch Lichtenberg erstürmen wollte. Es kam zum Kampfe, welchem nur der Einbruch einer dunklen Regennacht ein Ende machte.

Wie bange, — geteilt zwischen Furcht und Hoffnung, — schlugen die Herzen jetzt in Berlin! Am 7. früh aber traf eine Freudenbotschaft ein. Der General von Hülsen war mit 20 Bataillons und 30 Eskadrons bei Zehlendorf eingetroffen; nun hatte die Stadt, da der Weg nach Südwesten für Hülsen noch frei war, etwa 16 000 Mann kriegerischer Verteidiger. Schon in der Morgenfrühe kam es nun zum Kampfe.

Wiederum wurde Tottleben zurückgeschlagen. Auch Tschernitscheff errang gegen den Prinzen von Württemberg keine Erfolge, zumal da dieser um die Mittagszeit Verstärkungen von Hülsen erhielt. Schon hoffte man auf den Abzug der Russen. Da erschien plötzlich auch ein österreichischer Offizier vor dem Halleschen Thore! Es war ein Fürst von Liechtenstein, und er forderte, nachdem er mit verbundenen Augen vor den Prinzen von Württemberg geführt worden war, die Übergabe der Stadt an den österreichischen General-Feldmarschall von Lascy.

Der Prinz hielt Kriegsrat; der Magistrat seinerseits war auf dem Ratha versammelt. Wie im Kriegsrate die Entscheidung fallen mußte, war freilich vora zusehen. Eine halb offene Stadt mit 16 000 gegen 45 000 Mann halten zu woll wäre eine Thorheit gewesen und hätte alle Schrecken des Krieges über Berlin bracht. Mit schwerem Herzen zog deshalb der edle Prinz noch während der Nacht n Spandau ab. Der Generalleutnant von Rochow blieb als Kommandant zur — er hatte das Unglück, wie 1757, so auch jetzt, 1760, die Hauptstadt wieder übergeben zu müssen.

Wir lassen nun einen der meistbeteiligten Augenzeugen erzählen: es ist Joha Ernst Gotzkowsky, der berühmte „patriotische Kaufmann“:

„Den 8. Oktober d. J. um 2 Uhr des angehenden Morgens wurde ich meiner Behausung auf das berlinische Rathaus gerufen; ich traf daselbst die mehr Glieder des versammelten Magistrates in der größten Bestürzung über den inzwisch erfolgten Abzug der kleinen preußischen Besatzung an. Man legte mir die Fr vor, ob die Stadt an die Russen oder an die Österreicher zu übergeben sei. Me Meinung ging nun dahin, daß es besser sein würde, die Kapitulation mit den Ruf zu schließen, und selbst der damalige Gouverneur, der Generalleutnant von Roch pflichtete derselben bei. Um 5 Uhr des gedachten Morgens wurde ich abermals das Rathaus gerufen. Der kommandierende russische General von Tottleben h verlangt, daß die Mitglieder des Magistrates und der Kaufmannschaft sich sofort Kottbuser Thore einfinden sollten, und man hatte mich zu dieser Deputation m einigen anderen erwählt. Von diesen nächtlichen Vorgängen wußte aber die St nichts; — ein jeder lag in tiefstem Schlafe. Ich hatte nun zwar bereits die ga Nacht in Allarm zugebracht, gleichwohl aber ließ ich mir gefallen, zu dem vorhaben wichtigen Geschäfte das meinige beizutragen. Wir kamen an das Thor, da die Ruf eben im Begriff waren, in dasselbe hereinzumarschieren, so daß wir uns kaum dem Thorschreiber zu placieren vermögend waren. Sobald nun der erste Offizier, d die Truppen folgeten, in das Thor hereinkam, ritte er an die Deputation heran fragte, wer sie wären. Auf die Antwort, daß sie Deputierte vom Rate und Bürgerschaft wären, erwiderte der nämliche Offizier, ob einer, der Gotzkowsky hie sich unter denen Kaufleuten befände. Voll von Verwunderung dieses unerhoff Zufalls halber trat ich also hervor und sagte demselben, daß ich es selbst wä und unterließ nicht, denselben mit einer anständigen Dreustigkeit zu fragen, was seinem Befehl stünde. „Ich habe,“ versetzte erwähneter Offizier, „an Ihnen, m Herr, ein Kompliment von dem ehemaligen Brigadier, gegenwärtigem Generale Sievers, auszurichten; dieser hat mir aufgetragen und mich gebeten, Ihnen möglichen Gefälligkeiten zu erweisen. Ich heiße Bachmann und bin während mei Hierseins zum Kommandanten dieser Stadt ernannt. Kann ich Ihnen nun worin nützlich sein, so befehlen Sie über mich.“ Der Herr von Sievers war nämlich Gefangener in Berlin gewesen und hatte in dem Gotzkowskyschen Hause alle nur m lichen Erleichterungen genossen. „Diese Begebenheit,“ fährt unser vortrefflicher Pat fort, „versetzte mich in eine unbeschreibliche Freude, an welcher ich meine Mitbür gern teilnehmen lassen wollte. Ich eilete also unter Verlassung der Deputation n der Stadt, machte das mir Widerfahrene bekannt und sprach meinen erschrocke Mitbürgern Mut und Trost zu. Die Anforderung indes, welche der General G von Tottleben an die Stadt machte, war sehr groß, denn sie belief sich auf 4 Millio

Thaler altes (gutes) Geld. Über diese enorme Summe war der greise Stadt-Präsident, Herr Kircheysen, außer aller Fassung gebracht und hatte vor Schrecken und Alteration fast die Sprache verloren, was auch kein Wunder war, wenn er, mit dem alles traktieret wurde, bei solchen Anmutungen sich gedankenlos befande. Die russische Generalität, die dieses für keine Folgen der gehabten, heftigen Alteration ansehen wollte, sondern solches für Verstellung oder Betrunkenheit hielte, war so aufgebracht, daß sie schon Ordre erteilte, den Herrn Präsidenten abzuholen und auf die Hauptwache zu bringen. Ich trat ins Mittel und versicherte dem Kommandanten eidlich, daß der Herr Präsident mit Schwindel behaftet und daß das gegenwärtige Betragen bei der gehabten großen Alteration also weder eine Verstellung noch Trunkenheit wäre. Da nun die Feinde in der Stadt waren, überfielen sie sogleich die Fourage-Magazine des Oberkommissarius Stein und räumten alles rein auf, so daß dadurch ein Schaden von 57 583 Thaler erwuchs. Dieses dauerte bis des Nachmittages um 5 Uhr.

Ich hatte nun, wie vorher erwähnt, zwar einen Freund an dem russischen Kommandanten. Allein den General von Tottleben, der doch die Hauptperson war, kennete ich noch nicht. Dieses war gleichwohl von größter Notwendigkeit, wenn ich für die Stadt etwas Nützliches ausrichten wollte. Ich erkundigte mich daher mit großer Mühewaltung nach dem Namen und Charakter des Adjutanten vom Grafen von Tottleben.

Dieser Mann hieß Brink; er diente als Kapitän bei der russischen Armee und war von dem Grafen von Tottleben, der sein Quartier im Vincentischen Hause in der Brüderstraße aufgeschlagen hatte, grade über in das Palysche Haus logieret worden. Ich bat also den Kommandanten von Bachmann auf das inständigste, diesen Kapitän von Brink um und in mein Haus einzuquartieren, ja ich ließ nicht nach, den Kapitän selbst so lange zu bitten, bis er sich entschloß, sein Quartier in meinem Hause zu nehmen. Sobald dieses bewerkstelliget war, so suchte ich mir dieses Adjutanten Freundschaft zu erwerben. Ich brachte alles vor, um demselben Vergnügung zu schaffen, und fand dabei auch gar bald, daß ich mich an den rechten Mann addressieret hatte, weil dieser, so zu sagen, die andere Hand des Grafen von Tottleben konnte genennet werden. Allein der Graf war in seinen Forderungen anfangs unbeweglich und bezog sich auf seine Ordres, von welchen er in keinerlei Weise abweichen zu können erklärte. In dieser allgemeinen Not und Verlegenheit ging ich selbst mit dem Hauptmann von Brink zu dem Grafen von Tottleben, der mir, wie gesagt, ganz unbekannt war. Ich stellete demselben aus innerem Gefühl und mit der Sprache des Herzens, die immer die richtigste ist, die Unmöglichkeit seiner gemachten Forderungen vor: ich ließ nicht nach, ihn mit Bitten und Flehen ohne Unterlaß anzugehen, bis derselbe anfing, von den 40 Tonnen Goldes abzulassen und sich mit mir auf 15 Tonnen Goldes Kontribution und 200 000 Thaler Douceurgelder und zwar nicht in altem Gelde (100 : 166⅔) sondern in damaligem kursierenden Silbergelde oder in Dukaten, das Stück zu 4 Thalern gerechnet, verglichen hatte.

In diesem Augenblicke floge ich, so zu sagen, nach dem Rathause und verkündete dem in Sorgen stehenden Magistrate, was ich zu Stande gebracht.

Am 9. Oktober wurde die Anstalt zur Herbeischaffung der Gelder gemacht und wurde beschlossen, daß alles in mein Haus gebracht, gesammlet und von da aus in Empfang genommen werden müßte. Hierdurch wurde meine Arbeit um so mehr verdoppelt. Mein Haus war Tag und Nacht voll feindlicher Truppen, welches ohnedies

schon überflüssig mit geflüchteten Personen und einer unbeschreiblichen Menge fremder Effekten und Gelder beschweret war. Ich selbst war, so lange die Feinde die Stadt beherrschten, noch in kein Bett gekommen. Tag und Nacht in der allerelendesten Witterung mußte ich auf der Straße zubringen, teils denen Österreichern und Russen Vergnügung zu verschaffen, teils denen überfallenen und gemißhandelten Einwohnern selbst Genugthuung zu verschaffen und ihnen hinwiederum zu dem Ihrigen zu verhelfen. Alles wandte sich in der damaligen Zeit an mich, und ich ließ mich auch jederzeit bereit finden, einem jeden Menschen möglichst gefällig zu werden. Der General von Tottleben hatte solche Achtung gegen mich gefasset, daß denen Wachten ein- für allemal geschärfte Ordre gegeben wurde, mich ungehindert zu aller Zeit bei ihm aus- und einzulassen. Dieses hatte dann auch zugleich die Wirkung, daß eine so gute Ordnung und Manneszucht von den Russischen Truppen zur Zeit ihres Hierseins beobachtet worden, weilen ich nichts verabsäumet, dem Generale von Tottleben die vorgefallenen Desordres zu hinterbringen, wohingegen dieser auch nicht säumete, an die Übertreter nachdrückliche Strafen austeilen zu lassen.

Auf den 10. Oktober sollten nach der Instruktion, welche der russische General von Fermor dem Grafen von Tottleben mitgeteilt hatte, alle königlichen Fabriken in der Stadt geplündert, ruinieret und zum weiteren Betriebe unfähig gemachet, auch aller Kriegsvorrat vor die preußische Armee preisgegeben werden. Das Lagerhaus (Tuchfabrik) und die Gold- und Silbermanufaktur befanden sich auch mit auf der Liste der zu verwüstenden Fabriken. Ich ging daher noch denselben Abend, da ich die böse Zeitung genau erfahren hatte, sogleich zum Grafen von Tottleben und versicherte ihm, daß der Ertrag dieser Manufakturen in keine der Königlichen Kassen flösse, sondern nur zur Unterhaltung des großen potsdamischen Waisenhauses und vieler hundert armer Waisenkinder verwendet würde. Diese letztere Versicherung mußte ich ihm schriftlich aufsetzen und mit einem Eide vergewissern. Hierauf wurden genannte Häuser aus der Plünderungsliste ausgestrichen. Kaum aber war ich nach Hause gekommen, so erfuhr ich, daß die beiden hiesigen Zeitungsschreiber Krause und Kretschmar von der Vossischen und Spenerschen Zeitung nach der Hauptwache gebracht worden waren, damit sie den folgenden Morgen Spießruten laufen sollten.*) Es jammerte mich der elende Zustand, in welchen sich diese beiden Männer versetzet sahen; ich ging also nochmals, des Abends nach 9 Uhr, zu dem Grafen von Tottleben, eben, als derselbe zu Bette gehen wollte, entschuldigte meine öftere Beschwerung und bat recht ängstiglich, diese Leute nicht zu prostituieren. An dem, was in der Zeitung gestanden hätte, hätten sie selbst keinen Anteil; auch möchte die begangene Grausamkeit dermaleinst an russische Unterthanen gestrafet werden. Da sahe mich der Graf von Tottleben starr an, versetzte aber endlich, er werde sich die Sache noch beschlafen und mich des andern Morgens seine Entschließung vernehmen lassen. Schon um 4 Uhr früh verfügte ich mich deshalb in sein Quartier, machte ihm meine Aufwartung und fragte ihn, ob nach einer gehaltenen sanften Ruhe ihm ein guter Engel nicht andere als die am vorhergehenden Tage gehegte Gesinnungen gegen die armen, unschuldigen Arrestanten

*) Dieselben hatten von einem „bekannten Aventurier“ Tottleben gesprochen und sogenannte „Bauerngespräche“ veröffentlicht, in welchen die Muhme Liese (die Kaiserin von Rußland), die Muhme Tillatsche (Maria Theresia) und der Naber Flink (der König von Preußen) sich allerdings sehr sonderbare Dinge sagten.

eingeflößet hätte. Er erwiderte mir darauf, nach reiflichem Nachdenken wolle er die Sache also moderieren, daß die Zeitungsschreiber zwar vor die Gasse, welche zum Spießrutenlaufen bestimmet, geführet, sie aber von dem Laufen selbst pardonnieret und bloß einen Verweis ihrer anzüglichen Schreibart wegen erhalten sollten.

Es war ferner der Befehl bekannt gegeben worden, daß sämtliches Schießgewehr aus der Stadt abgeliefert werden sollte, wodurch eine neue Betrübnis bei denen Einwohnern entstand. Ich begab mich also eiligst zu dem Herrn Grafen und führte ihm zu Gemüte, daß die meisten Bürger, die wirklich Gewehr besäßen, sich solches bloß zu ihrem Vergnügen angeschaffet hätten, und bat den Herrn General, hierin eine Erlassung zu treffen. Abermals entschuldigte derselbe dies Verfahren mit der aufhabenden ernstlichen Instruktion des Herrn Grafen von Fermor; jedoch veranstalteten Sie, daß nur einige hundert alte unbrauchbare Gewehre auf den bestimmten Platz geworfen wurden, woselbst die Kosacken solche zerschlugen und in das Wasser warfen." — Gotzkowsky giebt dem General von Tottleben also das rühmlichste Zeugnis wahrer Humanität. „Wie würde es uns erst ergangen sein, wenn wir unter die Herrschaft derer Österreicher gefallen wären, unter welche selbst der Graf von Tottleben Feuer geben lassen mußte, um sie in der Stadt im Respekt zu erhalten?"

Der Graf von Tottleben war ferner beordert worden, „in Sonderheit die Judenschaft von Berlin nicht aus der Schlinge zu lassen" und sich womöglich der Juden Ephraim und Itzig als Geißeln zu versichern. „Es kostete mir," sagt Gotzkowsky, „große Mühe, dem General beizubringen, daß die Juden mit unter dem Namen der Bürgerschaft begriffen wären und daß sie zu der accordierten Summe schon das Ihrige beitragen müßten; ich behauptete aber meinen Satz, und die in russischem Quartier drei Tage lang gehaltenen Judenältesten wurden ihrer Drangsale entlassen.

Endlich bekam der Graf von Tottleben Ordre, eiligst von Berlin aufzubrechen. Da noch viele Sachen zu arrangieren waren, so wurden die Herren Wegely, Schütze und Schickler zum Grafen von Tottleben gefordert. Diese merkten bald, daß es darauf abgesehen wäre, sie als Geißeln mit sich zu nehmen. Der Herr Schütze war nicht hier. Die Herren Wegely und Schickler kamen so zu sagen in Todesangst zu mir und baten mich, sie hiervon frei zu machen. Ich unternahm es, den Graf zu fragen, was die geforderten Leute bei ihm sollten. Er sagte: die hier in Empfang genommenen Gelder nachzählen. Ich fing ihn bei dieser Rede und sagte, daß die Kassierer dieser Herren solches weit eher als sie selbst ausrichten können, und so mußte er die drei Kassierer annehmen, welche auch nach Preußen gesendet und noch lange Zeit daselbst in Arrest gehalten worden.

Den 12. Oktober des Abends nahm der Graf von Tottleben mit seinen Truppen endlich den Abzug, und mein Haus, welches eher einem Viehstalle als einer Wohnung ähnlich sahe, weil solches zeithero Tag und Nacht von den Russen angefüllet gewesen, wurde der Last entledigt. Die ganze Zeit über, da der Feind in der Stadt war, mußte ich alles, was sich nur meldete, im Essen und Trinken unterhalten. Was mir dieses, ingleichen die anderen Präsente, die ich austeilete, gekostet, um das auszurichten, was ich ausgerichtet habe, bleibe im Buche der Vergessenheit eingetragen. Man kann es aber an den Fingern abzählen, daß sich in dergleichen Fällen mit nichts — nichts ausrichten läßt. Vierzehn Tage gingen damals dahin, daß ich von allen Orten und Enden mit den größten Lobeserhebungen, davon ich die Originalien noch aufzuweisen

habe, überhäufet ward, worinnen man mich als einen Erretter der Stadt und vieler tausend Menschen ausschrye."

Zum Glücke für Berlin näherte sich der Krieg der Stadt nun nicht mehr. Am 15. Februar 1763 wurde der Friede von Hubertusburg geschlossen, und am folgenden Tage kehrte die Königin aus Magdeburg nach Berlin zurück, von der Bürgerschaft auf das Feierlichste empfangen. Am 25. zogen die ersten Truppen wieder ein: es war das Regiment von Forcade. Wohl jubelten die Berliner; aber es traten ihnen doch auch die hellen Thränen in die Augen: denn von denen, die vor sieben Jahren ausgezogen waren, kehrte nicht ein Mann zurück.

Am 5. März erfolgte sodann die öffentliche Verkündigung des Friedens. „Man sah ein Detachement Husaren in neuer Montierung, zwei Pauker, vier Trompeter, einen Offizier mit 16 Husaren, ein Detachement Gensd'armes, in deren Mitte sich der Friedensherold befand, die Straßen der Stadt durchziehen. Jener saß auf einem Schimmel, welcher durch zwei Bediente des königlichen Marstalls geführt wurde, denen zwei andere zu Fuße folgten. Seine Kleidung war von dunkelblauem Sammet, reich mit Gold gestickt und mit breiten goldenen Tressen und Franzen besetzt. Auf dem silbernen Küraß sah man das königliche Wappen, den schwarzen Adler mit Gold und Silber gestickt, nebst Zepter und Reichsapfel. Der Mantel aber bestand aus einer Tigerhaut mit ponceaurotem Bande. Er trug ein römisches Kasket mit weißen Strauß- und schwarzen Reiherfedern und einen mit Juwelen durchflochtenen Lorbeerkranz. Die Handschuhe waren mit breiten goldenen Franzen und die weißen Strümpfe mit ponceau Bande nach römischer Art umwunden. In der rechten Hand führte er einen mit blauem Sammet überzogenen Heroldsstab, auf welchem man goldene Adler mit Kronen erblickte. Das Pferd war mit einer dunkelblauen, sammtnen Decke von der kostbarsten Stickerei und mit goldnen Tressen bedeckt; im übrigen hatte man seinen ganzen Anzug möglichst nach römischem Geschmacke eingerichtet. Ihm folgte ein Detachement Gensd'armes in ganz neuer Uniform und ein Kommando Husaren, die an ihren Mützen Kränze von Lorbeeren und Myrten trugen. Der feierliche Ausruf geschah vor dem Schlosse, vor den Palästen der hier anwesenden Mitglieder der königlichen Familie und auf den Hauptplätzen der Stadt. Er endete mit einem donnernden: „Vivat der König!" welches von allen Seiten der Residenz widerhallte. An demselben Tage prangte der Hof in prächtiger Galla. Am Abende war Cour bei der Königin, Konzert und Souper.

Am folgenden Tage, als am 6. März, wurde das große Dankfest öffentlich begangen. Der Hof wohnte dem Gottesdienste in der Domkirche bei, nach dessen Beendigung der Ambrosianische Lobgesang unter einer dreimaligen Kanonensalve angestimmt wurde. Am Abende war wiederum eine Cour bei Hofe, und am folgenden Tage gab der Prinz Heinrich einen großen Maskenball. Der übrige Teil des Monats verging unter Freudenfesten, welche sämtlich die Spannung für den großen Tag steigerten, an welchem der König, nach sechs langen Jahren einer kummervollen Abwesenheit, als Sieger in seine Residenz wiederkehren sollte. Man wußte, daß er am 30. März auf dem Wege von Krossen über Frankfurt nach Berlin kommen würde, und obwohl man ihn erst am Abende dieses Tages erwarten durfte, so war doch schon vom frühen Morgen an die Gegend des Frankfurter Thores mit unruhig wogenden Volksmassen erfüllt. Man ordnete die Menge der Entgegenkommenden zu einem großen Zuge, der an Pracht und Anzahl der Teilnehmer alles übertraf, was bis dahin

hier gesehen worden war. An der Spitze desselben stand ein Polizei-Kommissarius zu Pferde, dem sechs Postillione mit ebenso vielen Feldpostkuriers, der königl. Feldpostmeister mit 9 Feldpostsekretärs und 72 Postillionen folgte, von denen die ersteren in blauer Kleidung mit goldnen Tressenhüten und orangefarbenen Kokarden, mit seidenen Leibbinden, goldenen Franzen und silbernen Posthörnern geziert waren, die letzteren dagegen in ihre Postlivrey gekleidet und mit orangefarbenen Bandschleifen an den Hüten geschmückt waren. Ihnen folgten die anderen königlichen Postbeamten Dann kam das Schlächtergewerk, in braunen Kleidern mit silbernen Knöpfen, ihre Pferde mit grünen Schabracken und Bändern geschmückt, die Schützengilde in blauen Röcken, roten Westen und goldbetreßten Hüten, die Kompagnie der französischen Freiwilligen in blauen Röcken, karmoisinroten Westen, Hüten mit goldnen Tressen und einem Myrtenstrauße, die französische Dragonerkompagnie in blauen Röcken mit goldnen Achselbändern, Westen von weißem Atlas und Bandelieren von Goldstoff, die sämtlichen Bedienten des königlichen Marstalls, die Kompagnien der Kaufmannschaft in blauen Röcken mit reich bordierten Atlaswesten von gleicher Farbe, endlich ein Korps von jungen Kaufleuten in blauen Röcken mit goldnen Knöpfen, ponceaufarbenen Westen mit breiten goldenen Tressen und weißen Kokarden. Wir erwähnen dabei nicht der Menge von sogenannten Vivatbändern, Fahnen, Inschriften und jeder Art von Emblemen, in denen man sich erschöpft hatte. Sämtliche von uns angegebene Züge waren bereits Vormittags, nachdem sie die Hauptstraßen der Stadt passiert hatten, aus dem Frankfurter Thore hinaus gerückt, um den König einzuholen.

Hier hatte der Magistrat eine Ehrenpforte errichten lassen, auf welcher ein Musikkorps aufgestellt war. Von dem Thore bis an das Schloß hatten sich zu beiden Seiten 25 Bürgerkompagnien zu Fuß nebst mehreren Zünften aufgestellt; sie waren schon am Vormittage mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen bereit. Unter ihnen fielen besonders die französischen Grenadiere und Kadetten durch ihre geschmackvollen Uniformen auf.

Alle diese Massen, die noch durch den ungeheuren Zulauf des Volkes verstärkt wurden, verharrten in sehnsüchtiger Erwartung den Tag über. Der Mittag war schon vorbei, als man noch keine Vorboten von der Ankunft des Königs erhielt. Der Abend nahte heran, und erst mit einbrechender Dunkelheit erfuhr man, daß Friedrich sich seiner Hauptstadt näherte. Die Nacht brach indessen herein, und drohte dem festlichen Zuge den größeren Teil seines Glanzes zu rauben. Die Ungeduld hatte ihren höchsten Grad erreicht, oftmals durch falschen Lärm getäuscht, glaubte man endlich der Ankunft des Königs, welcher der Stadt schon ganz nahe war, entgegensehen zu dürfen, als sich ein dumpfes Gerücht verbreitete, Friedrich sei bereits im Schlosse. Man wollte ihm anfänglich keinen Glauben schenken; denn man wußte, daß der König von allen Anstalten unterrichtet war, die man zu seinem Empfange getroffen hatte; man konnte daher nicht glauben, daß er imstande wäre, all' die Huldigungen zu verschmähen, welche ihm eine wahrhaft patriotische Begeisterung darbrachte; und dennoch war dem so. Der König hatte, nachdem er in die Nähe der Stadt gekommen war, die große Straße verlassen, er wollte die Ehrenpforte und die Reihen der Bürger nicht passieren; er fuhr statt dessen beinahe unbemerkt durch das Spandauer Thor, stieg auf dem Schloßhofe aus und nahm sein Souper bei der Königin ein."

Wenige Tage darauf stattete der ruhmgekrönte Held auf eine stille und doch so großartig würdige Weise Gott dem Herrn, der ihn so wunderbar geführt hatte, seinen

Dank ab. Er befahl die Sänger und Musiker des Hofes in die Schloßkapelle zu Charlottenburg, um das Graunsche „Te deum“ aufzuführen. Man hatte auf das Erscheinen des gesamten Hofes gerechnet; aber der König trat allein in seine Loge, ein Anderer, als er vor sieben Jahren ausgezogen, — körperlich gebrochen, die Haltung gebeugt, das sorgendurchfurchte Antlitz verwettert, nur die großen, wundersamen Augen leuchtend und doch dabei so traurig blickend. „Per aspera ad astra!“ — Er gab das Zeichen zum Beginne und — setzte sich. Als jetzt der Lobgesang jubelnd anhub, da senkte er sein Haupt und bedeckte das Antlitz mit der Hand, um den Thränen freien Lauf zu lassen. Wohl mochte ihm da anstatt der stolzen Devise: „Nec soli cedit!“ ein anderes, frommeres Wort durch die Seele ziehen, — das Wort:

„Sie haben mich gedrängt von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht.“

Erst bei der großen Illumination am 4. April zeigte sich Friedrich der Große auf einem der Balkone des Schlosses seinen Berlinern. Wie sie ihm zujauchzten! Thränen flossen aber auch jetzt. War das der König, der 1740 in jugendlicher Schönheit den Thron bestiegen hatte? — War das der stolze, jugendliche und siegprangende Held der beiden ersten schlesischen Kriege? — Nein, es war ein Größerer, — es war der alte Fritz!

---

14. Die Stadt Friedrichs des Großen.

Litteratur: Woltmann, Baugeschichte Berlins. Berlin 1872.
Gute Übersicht bei Mila, Berlin. Berlin 1829.
Nicolai, Beschreibung. Berlin 1786.

Es war einer der Genossen des frohen Rheinsberger Kreises gewesen, welcher, nachdem Friedrich der Große die Zügel der Herrschaft ergriffen hatte, eine bestimmende Bedeutung für die Gestaltung der Hauptstadt des preußischen Staates gewonnen hatte. Hans Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, geboren am 17. Februar 1697 auf dem Hause Kuckädel bei Krossen, hatte sich anfangs der kriegerischen Laufbahn gewidmet, hatte aber schon 1729 als Kapitän seinen Abschied erbeten und hatte dann bei du Pesne die Malerei, bei dem jüngeren Kemmeter und bei Wangenheim die Grundsätze der Architektur erlernt. Zum Bau-Intendanten des Rheinsberger Schlosses ernannt, erschuf er mit hohem Talente den reizenden Landsitz „Friderico tranquillitatem colenti.“ Er war's auch, der Friedrich Wilhelm I. den prächtigen Katafalk in der Potsdamer Garnisonkirche errichtete. Reisen in Italien hatten den vortrefflichen und sehr gewissenhaften Künstler zunächst auf die Renaissance und von dieser sowohl zur römischen wie zu der hellenischen Baukunst hingeführt, deren eigentümliches, verschiedenartiges Wesen sein scharfer Verstand klar erkannte.

„Le gros Knobelsdorff“ mit der klaren Stirn und dem ruhigen Auge war aber wohlbewandert auch in der Weise des französischen Rokoko; er war ferner ein vortrefflicher Gartenkünstler, welcher es selbst mit den Leistungen eines Le Nôtre aufzunehmen wagte. Das bewies er sogleich nach seines königlichen Freundes Thronbesteigung an dem Schlößchen Monbijou und an dem pomphaften Königspalaste zu Charlottenburg. Wir Berliner verdanken ihm ferner die heutige Gestaltung des Tiergartens in ihren wesentlichsten Zügen. Doch davon später! Von 1741 bis 1743 erschuf er dann das Opernhaus in seiner noch jetzt ziemlich wohlerhaltenen Gestalt. Friedrich selbst nannte den Bau „einen Zauberpalast“. Knobelsdorffs höchstes Verdienst aber war, daß er als erster Baumeister in ganz Europa bei diesem Werke die ganz verderbten Formen des Rokoko und des Zopfstils verließ und auf die reinen Linien der Antike zurückgriff. Dies wurde für die Hauptstadt von der höchsten Bedeutung. Der ursprüngliche Entwurf Knobelsdorffs zum Opernhause erscheint fast noch vornehmer als die heutige Ausführung desselben.

Dem Opernhause gegenüber erbaute dann Johann Boumann, der Vater, ein geborener Holländer, das Palais des Prinzen Heinrich. Mit Recht vermutet Woltmann indessen, daß Knobelsdorffsche Risse auch diesem Baue zu grunde gelegen haben. In der That sollte sich nach Knobelsdorffs Plänen am Eingange der Linden ein Forum Fridericianum erheben. Das Opernhaus und das genannte Palais, letzteres erst 1764 vollendet, sind jedoch allein zu stande gekommen. Der Herr von Knobelsdorff starb, leider in Unfrieden mit seinem königlichen Freunde, am 16. September 1753; Friedrich aber widmete ihm einen hoch anerkennenden Nachruf in den Schriften der Berliner Akademie.

Daß wir bei unsrer Darstellung den Zusammenhang der Örtlichkeiten wahren: Boumann, der Vater, hat auch die Akademie der Künste erbaut; er hat ferner auch den neuen Dom im Lustgarten aufgeführt. Mit Recht beschloß Friedrich schon im Anfange seiner Regierung, die alte Domkirche im Süden des Schlosses, welche dem Königssitze Licht und Luft benahm, abzubrechen; — wir Freunde der alten Geschichte Berlins haben dadurch freilich einen schweren Verlust erlitten. Die neue Domkirche aber wurde, nachdem in der alten am 16. Juli 1747 der letzte Gottesdienst gehalten worden war, im Norden des Fürstensitzes errichtet. In seinen Hauptzügen ist der Friederizianische Dom auch noch heute erhalten; nur daß Boumanns Bau ein wenig mehr von Schmuck aufwies und eine sehr viel imposantere Kuppel trug. Friedrich Christian Glume hatte überdies das Äußere dieses Gotteshauses mit vielen Sandsteinbildnereien geziert Im Januar 1750 konnten bereits die Särge der Hohenzollerngruft in das neue Gewölbe übergeführt werden. Die Reste der ersten in der Mark bestatteten Hohenzollern sind dabei jedoch nicht wieder aufgefunden worden, und die Sarkophage Friedrich Wilhelms des Großen, seiner zweiten Gemahlin Dorothea, Friedrichs I. und der Königin Sophie Charlotte waren zu umfangreich, um in der Gruft selbst aufgestellt zu werden. Sie fanden schon damals jene Stätten, welche sie noch heute inne haben: die vier Eckwinkel des Kirchenschiffes. Bei dieser Veranlassung war's, daß Friedrich der Große sich den Sarkophag seines großen Vorfahren Friedrich Wilhelm öffnen ließ, die noch wohlerkennbaren Züge des ruhmreichen Toten sinnend betrachtete und dann tiefbewegt die ernsten Worte sprach: „Messieurs, — der hat gar viel gethan!“ —

Doch kehren wir zu unsrer Darstellung zurück! Derjenige Teil der Stadt, welcher

westlich des Schlosses belegen ist, erhielt wenigstens für die Friederizianische Zeit seinen Abschluß durch noch drei weitere Bauten, die Bibliothek, die Akademie und die St. Hedwigskirche. Die Bibliothek wurde 1775 auf jener Stätte begründet, auf welcher sich damals ein Seitenflügel des markgräflich Schwedtschen Palastes befand. Die äußere Gestalt dieses Gebäudes hatte der König selbst bestimmt und zwar auf grund einer Zeichnung des Baumeisters Fischer von Erlach zu Wien, welche für eine der Fronten der dortigen Hofburg, — für den Eingang zur Reitbahn nach dem Kohlmarkte zu, — entworfen worden war. Daß Friedrich als Vorbild der Bibliothek seinen Architekten eine Rokoko-Kommode gezeigt habe, ist selbstverständlich nur eine Sage, welche indessen, um mit Woltmann zu reden, „den Nagel auf den Kopf trifft“. — Was die Ornamentik dieser Zeit zu leisten vermochte, gipfelt in jener Gruppe, welche den Mittelbau der Bibliothek krönt und allerlei gelehrten Apparat nebst einer Krone in malerischem Durcheinander, dazu aber die Inschrift „Nutrimentum spiritus“ mit ihrem berüchtigten Latein enthält. Boumann der Sohn und Unger stellten den Bibliotheksbau dann fertig. Nach des Königs eigenen Rissen, welche sich freilich wiederum fast ganz an die „Santa Maria Rotonda“ zu Rom anlehnen, war ferner schon 1747 die St. Hedwigskirche begonnen worden. Ehedem hatten die römischen Katholiken nur in einem Privathause, — später aber in einer kleinen Kapelle, in der Krausenstraße 47, ihren Gottesdienst abzuhalten vermocht. Die hochinteressante Baugeschichte dieses schönen Gotteshauses zu St. Hedwig bildet ein überaus rühmliches Zeugnis von der hohen Opferfreudigkeit der katholischen Gemeinde zu Berlin. Zu den größten Wohlthätern von St. Hedwig aber gehört der Kardinal Quirini, welcher den Portalbau nach dem Opernplatze zu und die Gruppe „Christus der Gärtner und Maria Magdalena“ — eine vortreffliche Arbeit von Merchiori, — für den Hochaltar gestiftet hat. Die anderen Bildhauer-Arbeiten an St. Hedwig sind, wie alle ähnlichen Werke der Zeit Friedrichs des Großen, nur sehr flüchtig gearbeitet, ja, nur auf den theatralischen Effekt berechnet. Das Giebelfeld, vermutlich von Meier dem älteren herstammend, ist auch heute noch nicht überarbeitet. St. Hedwig durch Aufsetzung der Laterne prangend zu vollenden, war erst unseren Tagen aufbehalten. Die Akademie der Künste endlich erhielt, wie auch St. Hedwig, den Abschluß in ihrer heutigen Gestalt durch Boumann den Vater. —

Wenden wir uns jetzt zur Friedrichsstadt! Neben unzählbaren Häusern, welche teils Boumann dem Vater, teils Legeay u. a. ihre Fassadenbildung verdanken, nun aber bis auf wenige schöne Repräsentanten jener Tage modernen Prachtbauten haben weichen müssen, wurde dieser Stadtteil unter Friedrich dem Großen vorzugsweise durch den außerordentlich wirkungsvollen und wahrhaft malerischen Ausbau zweier Plätze, des Friedrichstädtischen oder des Gensd'armen-Marktes und des Wilhelmsplatzes, verschönert.

Es ist Karl von Gontard gewesen, der uns den wunderprächtigen Schmuck der hohen „Gensd'armentürme“ geschenkt hat. Allerdings hatte Friedrich selbst den begabten Meister auf das hohe Vorbild der beiden Kirchen auf der Piazza del Popolo zu Rom verwiesen. Gontard, 1738 zu Mannheim geboren und im Jahre 1791, nach anderer Angabe erst 1802 zu Breslau verstorben, war ein Schüler des obenerwähnten großen französischen Meisters Blondel. Vielleicht hat kein Berliner Architekt je wieder einen so hohen Sinn für das Malerische gehabt wie grade Gontard. Unter seiner Leitung sind z. B. auch die herrlichen Dekorationen des neuen und des

Marmor-Palais bei Potsdam entstanden. Gontards edelste Schöpfungen aber besitzt doch Berlin. Es sind freilich allzumal nur Kunstdenkmäler, bei welchen äußerlich-dekorative Wirkungen das Ziel bilden, in denen dieser Zweck jedoch auf das glücklichste erreicht wird. Das gilt vorzüglich von den beiden Türmen auf dem Gensd'armen-Markte. Wohl kann man sagen, sie seien bloße Theaterdekorationen mit Säulen, Statuen und Kuppeln; sie ständen nur des Prunkes halber da und hätten in Wirklichkeit keine Bestimmung, wie sie denn auch mit den hinter ihnen liegenden Kirchen organisch nicht verbunden worden sind. Allein als Schmuckstücke wirken sie dennoch außerordentlich schön. Überraschend ist die Silhouette dieser Bauwerke namentlich dann, wenn sie in der Abenddämmerung als dunkle Massen sich vom Firmamente abheben. Begonnen wurde ihr Bau erst im Jahre 1780. Infolge der Hast, mit welcher auf den Befehl des Königs gearbeitet werden mußte, stürzte der deutsche Dom in der Nacht des 28. Juli 1781 zusammen. Gontard wurde zwar verhaftet, aber als schuldlos wiederum entlassen. Während Georg Christian Unger, 1743 in Bayreuth geboren, dann die Türme des deutschen und des französischen Domes vollendete, hatte Gontard bereits wiederum neue Werke in Angriff zu nehmen. Es sind dies die drei Kolonnaden, welche Berlin besitzt: die an der Spittel-, Jäger- und Königsbrücke. „In der letzteren," sagt Woltmann treffend, „lebt und webt eine an den besten Quellen der Zeit genährte Einbildungskraft, welche in der Gruppierung der Säulen und Bögen, in der Anordnung der Ornamente und der Krönungen, in dem Wechsel von Licht und Schatten fast bis zum Zauberhaften malerisch ist. Wenn diese Hallen, anstatt mitten in dem rauschenden Geschäftsverkehre der Großstadt zu stehen, zwischen grünen Gebüschen und Laubwänden auftauchten! — Wenn statt des Putzes Marmor oder wenigstens Sandstein verwendet worden wäre! Ein Maler, welcher für Gesellschaftsbilder aus der Rokokowelt einen architektonischen Hintergrund sucht, vermag keine besseren Motive als die hier verwendeten aufzufinden!" —

Kommen wir jedoch noch einmal auf den Zusammensturz des deutschen Domes zurück! Es ist bezeichnend, daß der König in seinen späteren Jahren noch sparsamer ward, als es sein Vater einst gewesen war. Er ließ mit dem schlechtesten Materiale, ja oft nur mit Putz, Stuck und Gips bauen. Auf die Vorstellung, daß solche Bauten gewiß nicht dauern könnten, pflegte er wohl dann zu erwidern: „I was! Ich will nicht wie die Römer bauen; — es soll nur dauern, so lange wie ich lebe!" — Friedrich ärgerte sich gewöhnlich über die Höhe der Bau-Anschläge aufs schwerste und nannte die Baumeister sogar „impertinente, gottlose Erzkanaillen, welche man von rechtswegen zum Teufel jagen müsse". Als nun das Unglück auf dem Gensd'armen-Markte geschehen war, und die Berliner sich an einem Pasquille: „Bardauz, da liegt er!" erlustigten, welches die höhnende Bemerkung machte: „Die Franzosen bauen mit Pfefferkuchen," da fuhr Friedrich freilich nicht auf; er freute sich vielmehr, daß kein Menschenleben bei dem Unglücke zu Grunde gegangen sei. Er sah es also selbst ein, welches der eigentliche Grund des Unheils war. Aber wenn er auch gewollt hätte: er hätte es doch nicht vermocht, solider zu bauen; denn er hatte die Mittel dazu nicht. Gleichwohl wollte er der Stadt Berlin die Zeichen seines Geistes und seines Geschmackes aufprägen. Es liegt für die Nachwelt etwas überaus Rührendes in diesem Mißverhältnisse zwischen dem Wollen und dem Vermögen des großen Monarchen. Wie oft mußte er resigniert sich sagen: „Dazu hat Buchholz,

der wackere Hofstaats-Rentmeister, kein Geld!" Wie anders darf dagegen die Nachwelt wirtschaften und bauen!

Der Gensd'armen-Markt sollte indessen außer seinen beiden Türmen noch eine andere Zierde erhalten. Im Jahre 1773 wurden die Ställe des Regimentes Gensd'armes weggebrochen, und im folgenden Jahre wurde auf königliche Kosten in der Mitte des Platzes das französische Schauspielhaus erbaut. Dasselbe nahm genau die Stelle des heutigen Baues ein. Es war immerhin ein imposantes Gebäude; Unger hatte das säulengetragene Portal und das Atrium desselben vortrefflich gezeichnet. „Ridentur et corriguntur mores," — so war unter dem Frontispize zu lesen.

Einen noch bedeutsameren, echt vaterländischen Schmuck aber erhielt der Wilhelmsplatz, welcher bereits von trefflichen Baulichkeiten, größtenteils von Palästen, umgeben war und einigen Regimentern der Garnison als Paradeplatz diente. Im Jahre 1771 wurde hier die von C. B. Adam angefangene und von S. Michel vollendete Statue des ruhmreichsten Helden jener Tage, des Grafen von Schwerin, aufgestellt. Sechs Jahre darauf wurde Winterfelds, von den Gebrüdern Ränz gefertigtes Marmorstandbild vollendet. Beide Werke hielten noch an der überlieferten Mischung des Modernen und des Antiken fest, während die beiden demnächst aufgestellten Denkmäler des Generals von Seidlitz und des Feldmarschalls von Keith, beide von Tassaert gearbeitet, bereits den vollsten künstlerischen Realismus in der Kunst zum Ausdrucke brachten und wirkliche Porträtstatuen waren.

Einen Blick nun noch auf den Tiergarten, welcher gleich einem grünen Gürtel die Friedrichs- und die Dorotheenstadt nach Westen zu abschloß! Knobelsdorff hatte in den ersten Regierungsjahren Friedrichs II. hier nicht allein eine Fasanerie, sondern auch zahlreiche Alleen, Irrgänge, Bassins und Baumgruppen angelegt. Um der ihm aufgetragenen Arbeit immer nahe zu sein, hatte er im Jahre 1743 für sich selbst ein kleines, aber im Innern höchst zierlich eingerichtetes Landhaus erbaut, welches später, 1785, in den Komplex des neuen Schlosses Bellevue mit hineingezogen wurde und jetzt den Schloßflügel am Ufer der Spree bildet. „Eine seiner ausgezeichnetsten Anlagen als Gartenkünstler aber ist die Herstellung des „großen Sterns"; er besetzte diesen Schneidepunkt der Alleen mit Statuen, und der Berliner Volksmund, welcher unter Friedrich dem Großen zum erstenmale herzhaft zu plaudern wagte, nannte den Stern darum: „die Puppen." Die Redewendung „bis in die Puppen" als Bezeichnung irgend einer Hyperbel ist uns bis heute erhalten geblieben.

Überschreiten wir nunmehr auf der einzigen Brücke, welche es damals hier gab, auf dem „Unterbaume", die Spree, so zeigt sich uns zur Linken ein Pulverschuppen. — An ihm vorüber führt der Weg nach „Moabit". Woher jedoch dieser seltsame Name? — Man sagt also: „Die Ländereien an der sandigen, damals bis hierher sich erstreckenden „Jungfernheide" und bei den durch die Holländer Brouer und van Zee schon 1717 bis 1719 angelegten Pulvermühlen zeichneten sich durch absolute Unfruchtbarkeit aus. Schon Friedrich I. siedelte deshalb französische Gärtner und Landleute hier an; da dieselben aber selbst durch eisernen Fleiß dem Boden kaum etwas abzuringen vermochten, so hätten sie das Land eine ‚terre maudite' genannt, und daraus sei später „Moabit" entstanden." Dem ist jedoch nicht so: die merkwürdige Bezeichnung fußt auf einer alttestamentlichen Stelle, in welcher den Israeliten reines Herzens verheißen wird, daß das Land der Moabiter ihnen dereinst zum Erbe gegeben werden solle. Friedrich Wilhelm I. hatte einst Maulbeerplantagen in großem Maßstabe hier

angelegt; Friedrich II. aber ließ einigen westfälischen Landleuten, welche er hierher berufen hatte, in Moabit Äcker zuerteilen, welche sie nach altväterlicher Sitte mit lebendigen Hecken einfriedigten. Neben ihren Ackerwirtschaften betrieben diese Westfalen auch den Ausschank von Getränken. Allmählich fanden nun die Berliner Geschmack an gutem Pumpernickel, und so hob „Moabit" sich zusehends. Vergebens suchen wir heut' in diesem reichbevölkerten Teile der Residenz selbst nach der kleinsten Spur, welche noch an die Anfänge Moabits erinnerte. — Über Moabit hinaus aber führte die Straße am nördlichen Ufer der Spree damals nach der Ackerwirtschaft „Martinickenfelde", welche also von ihrem Besitzer, dem kleinen Martini, benannt worden war, und nach dem „Rhabarberhofe", auf welchem Friedrich der Große von Zeit zu Zeit seine Rosse — purgieren ließ.

Jetzt aber wenden wir uns rechts nach Nordosten! — Wir überschreiten einen Arm der nordwärts bei einem „Jägerhause" sich gabelnden Panke und stehen nun auf einem Inselterrain, welches außer einer Schleifmühle eine der edelsten Stiftungen des großen Königs trägt: das Invalidenhaus.

„Laeso et invicto militi!" So verkündet die Inschrift des schlichten Baues uns seine Bestimmung. Kümmern wir uns um das Latein jener Zeit nicht, welches auch hier nicht grade klassisch ist; — freuen wir uns vielmehr jener schönen Pietät, welche den Eroberern Schlesiens, den von Friedrichs Genius einst so hoch begeisterten, nun aber der Hülfe und der frommen Dankbarkeit so sehr bedürftigen Kriegern, eine Stätte der Ruhe bereitet hat! — Nach den Angaben des Ingenieur-Kapitäns Petri ist der umfangreiche Bau des Invalidenhauses innerhalb der Jahre 1745 bis 1748 vollendet worden. An den beiden Enden des Hauptgebäudes stehen zwei Kirchen, eine protestantische und eine katholische. Noch atmet alles hier den tiefsten, weltabgeschiedensten Frieden. Der westliche Arm der Panke, der sogenannte „Schönhauser Graben", fließt lautlos zu unserer Linken dahin. Würden wir dem langsam rinnenden Wasser entgegengehen: wir würden dann zuerst zu einem Försterhause, sodann zu dem Vorwerke Wedding und endlich zu einer Papiermühle kommen, welche durch das Panke-Fließ von dem „Gesundbrunnen" getrennt ist. Wie aber, — ein Gesundbrunnen auch bei Berlin? — Gewiß, — König Friedrich I. hatte im Jahre 1701 bei einer Jagdpartie vom Schlosse Rosenthal aus hier eine Quelle entdeckt, welche sich als eine „mineralische" erwies. Sie wurde gefaßt und zu Heilzwecken verwendet. Friedrich der Große erteilte dann einem Doktor Böhm die Erlaubnis, eine Heilanstalt bei dieser Quelle anzulegen. Von 1760 bis 1780 befand sich das Kurhaus beim „Friedrichsbrunnen" in der That in seiner Blüteperiode und auf der Höhe der Situation.

Gedenken wir hier sogleich alles dessen, was außer dem Invalidenhause hier im Nordwesten von Berlin noch erwähnenswert ist! Dem Kriegerasyle in einiger Entfernung gegenüber, grade nach Osten zu, liegt an einem Feldwege die Scharfrichterei; ein Fußsteg führt von ihr nach Nordosten dann dem „Hochgerichte" zu. Schweigende Felder ringsum; Heide und Wald sind längst schon zurückgedrängt. Im Süden des Invalidenhauses aber erhebt sich die Charité; Unger vollendete sie im Jahre 1785 durch den Anbau noch eines zweiten Flügels. Dichtbewachsene Gärten verhüllen mitleidsvoll das tiefe Elend, welches sich hier geborgen hat. Zwischen dem Hamburger und Rosenthaler Thore aber erblicken wir eine ganz eigenartige Kolonie; „Neu-Vogtland" heißt dieselbe. Sie umfaßt vier lange Reihen von Häusern und viele, viele zwischen denselben gelegene Gärten. Diese Häuser sind im Jahre 1752 auf

königliche Kosten erbaut und jenen Maurern und Zimmerleuten eingeräumt worden, welche aus Sachsen und aus Reuß, dem Lande der Vogte von Plauen, nach Berlin zu kommen pflegen, um sich hier den Sommer über Arbeit zu suchen Es kann uns freilich nicht Wunder nehmen, daß sich in breiten Schichten hier auch das Proletariat der Stadt Berlin seßhaft gemacht hat. Wandern wir nun weiter nach Osten, so erblicken wir den Weinberg vor dem Rosenthaler Thore, ehemals ein gräflich Sparrsches Eigentum, dann die „Mollardsche Meierei"; — überschreiten wir aber vor dem Schönhauser Thore die prächtige Linden-Allee, welche nach Pankow und nach dem Nachbardorfe mit dem lieblichen Namen Schönhausen hinausführt, so bleibt uns rechts, am Schönhauser Thore, noch eine andere, große königliche Meierei liegen. Eine hohe Mauer umgiebt dieselbe; Amoretten halten auf ihren Pfeilern die Wacht. Zwischen dem Schönhauser- und dem Prenzlauer Thore aber steigt in ziemlicher Steilheit der „Windmühlenberg" auf; sodann bildet am „Neuen Königsthore", wie jetzt das alte „Bernauer Thor" schon fast allgemein genannt wird, die Stadtbefestigung eine fast bastionförmige Ausbiegung, welche den neuen Schützenplatz, sowie verschiedene Weinberge und Gärten umfaßt. Außerhalb der Palissaden haben wir im Norden der Stadt nun eigentlich nichts mehr zu sehen als die Voigtsche Maulbeerplantage „nebst einem großen Obst- und Küchengarten, sowie einer Auftrift für fremde, — namentlich für moldauische Schweine" dicht am Landsberger Thore.

Doch woher diese Palissaden, — woher diese neue Stadtbefestigung, welche weit, weit über den Gürtel der alten Werke Friedrich Wilhelms des Großen und Friedrichs I. hinausreicht? — Um diese Fragen zu beantworten, sind wir gezwungen, wiederum zur Geschichte der Festung Berlin, welche, wie wir wissen, von Friedrich Wilhelm I. nur noch in ihrer Nordseite aufrecht erhalten worden war, zurückzukehren.

Sogleich, nachdem der zweite schlesische Krieg sein Ende erreicht hatte, ging Friedrich II. an den Abbruch auch des nördlichen Restes der Festungswerke von Berlin. „Er gewann dadurch nahezu an 30000 Quadratruten Areals zur Bebauung." Mit unübertrefflicher Sorgfalt hat der Professor Holtze alle einschlägigen Arbeiten verzeichnet; — uns kommt es hier jedoch nur darauf an, das abschließende Werk der „Entfestung" Berlins in großen Zügen darzustellen. Jetzt erst bildete sich völlig die „Neue Friedrichsstraße" heraus, deren einzelne Teile früher die Namen: „Wallstraße", „Pomeranzenstraße", „In den Baracken", „Hinter dem Kommandantur-Hause", „Am Walle" und „Am Stralauer Thore" getragen hatten. In Bastion 10 wurde die Wegelysche Porzellan-Manufaktur errichtet, deren Fortführer unser Freund Gotzkowsky war; — in Bastion 9 aber wurde auf Grund und Boden des alten „Hetzgartens" durch Meier das spätere Hauptgebäude des Kadetten-Korps und nachmals ein „spanisches Weberhaus" errichtet. Das Königsthor wurde schon 1746 abgerissen: das Spandauer Thor verschwand jedoch erst im Jahre 1750. In letzterem Jahre wurde auch die Herkules-Brücke errichtet, welche dann anno 1787 ihre spätere Gestalt erhielt. Im großen und ganzen war, als Friedrich der Große seiner Tage Ziel erreicht hatte, die Festung Berlin auch auf der Nordseite verschwunden, wenn auch noch einzelne Spuren, z. B. die revêtierten Facen fast aller Bastionen, sich bis auf die Neuzeit hinüberretteten. Nur der Festungs- oder Königsgraben blieb bis auf die jüngste Zeit, in welcher er zugeschüttet wurde, noch ansehnlich genug, um das Gedächtnis der Hauptstadt und Feste Berlin in der Erinnerung der Nachkommen zu erhalten. Über die Bebauung des gewonnenen Terrains aber schreibt Holtze das Folgende:

„Das gesamte Glacis und der ‚bedeckte Weg‘ vom Spandauer Thore bis zum späteren Alexanderplatze wurden geebnet. Sodann begann der Anbau der ‚Contrescarpe‘; allein er ging nur sehr allmählich vor sich. Es entstanden die Präsidenten- und die Kommandantenstraße, — hier wohnten der Stadt-Präsident Kircheysen und der Kommandant Graf Haacke, — mit ihren Baumreihen, und der Haackesche Markt mit seinen Linden, die Neue Schönhauserstraße, die Münzstraße, die Contrescarpe am Stelzenkruge und die Esplanade vor dem Königsthore, der spätere, erst 1805 so benannte Alexanderplatz. An der Contrescarpe (Alexander-Straße) gründete das Haus Splittgerber im Jahre 1754 seine dritte Zuckersiederei; der König selbst erbaute hier von 1756—1758 nach Feldmanns Rissen das Arbeitshaus, sodann, 1767, eine Kaserne und 1784/5 noch eine zweite.“ Zum Teile stehen diese Baulichkeiten noch heute. Nur das Arbeitshaus, der „Ochsenkopf“, ist nun verschwunden.

Friedrich der Große hatte mit pekuniären Schwierigkeiten stets auf das Härteste zu kämpfen. Die Bebauung auch dieses Terrains konnte daher nicht planmäßig, nicht in großem Stile erfolgen. Selbst die Brückenverbindungen dieser neuen Teile der ehemaligen Spandauer Vorstadt und der Königsvorstadt mit dem alten Berlin waren im höchsten Grade ungenügende. Mochte die Spandauer Brücke auch mit rohen Sandsteinstatuen von Meyer, Bettkober und Schulze geziert werden: es war das gewiß kein Ersatz dafür, daß man hier erst am Stralauer Thore die Spree überschreiten konnte. Später half die im Jahre 1825 angelegte Kunowsky-(Roch-)Brücke diesem Mangel wenigstens einigermaßen ab, obwohl in mittelalterlicher Weise ein „Brückenzoll“ auf ihr erhoben wurde. Wollen wir mit einem Worte die bauliche Thätigkeit Friedrichs auch hier in der Spandauer Vorstadt und in der Königsvorstadt schildern, — wir können wiederum nur sagen: Die klare Erkenntnis dessen, was not that, war bei Friedrich und bei den Männern seines Vertrauens ganz entschieden vorhanden; es fehlte aber leider an den Mitteln, um das Notwendige auch nur in bescheidenster Weise auszuführen.

Sehen wir uns nunmehr in den beiden genannten Stadtteilen ein wenig sorgfältiger um, wie wir dies in der Friedrichsstadt bereits gethan haben.

Die heutige Friedrichsbrücke hieß damals die große Pomeranzen-Brücke; die heutige Herkulesbrücke wurde in jenen Tagen dagegen die neue Friedrichsbrücke genannt. Am Haackeschen Markte hatte Unger auf königliche Kosten einige vortreffliche, palastartige Häuser errichtet; eins derselben ist auch jetzt noch vorhanden. Am späteren Zwirngraben befand sich eine 1786 angelegte Seidenmoulinier-Anstalt, auf dem Platze bei dem Schlosse Monbijou, neben dem königlichen Holzmarkte, aber stand eine Manchester-Manufaktur. „Monbijou“ selbst mit seinen heiteren Lauben, seinen zierlichen Pavillons und seinem niedlichen Theater stand seit dem Tode der Königin Sophie Dorothea, welcher im Jahre 1757 erfolgt war, verwaist da. Schön, klar und breit eröffnet sich jetzt aber vor uns die Oranienburger Straße, in welcher gleich vorn an, noch vor der großen Hamburger Straße, der Begräbnisplatz der jüdischen Gemeinde von Berlin sich befindet; allein diese stattliche Straße wäre öde und einsam, wenn der Posthof ihr nicht ein wenig Leben brächte. In der Kirchhof-, der jetzigen Johannesstraße, welche bei den „Kasernen des zweiten Artillerie-Regimentes“ (jetzt des 2. Garde-Regimentes zu Fuß) vorüberführt, laden uns freundliche Gärten zum Eintritte ein; wir nennen nur den Korsikaschen und den Fickertschen Garten; in der Linienstraße aber finden wir noch immer den stillen Frieden von Begräbnisplätzen, und nicht allein

die Armen und die Heimatlosen schlafen hier, — nein, auch die treuen Kämpfer Friedrichs, welche die stolze Devise: „Nec soli cedit!“ mit Manneskraft trotz Blut und Todeswunden aufrecht erhalten haben.

Jetzt aber begeben wir uns nach der Königs-, der alten St. Georgen-Vorstadt. Der Kolonnaden Gontards, welche an die Stelle des alten Thores getreten waren, erwähnten wir schon oben. Vor ihnen führt die Königsbrücke über den Festungsgraben; sie trägt Gruppen pausbäckiger Kinder, welche Meier der Jüngere gefertigt hat. Links von ihr erblicken wir die Wohnungs- und Werkstätte des berühmten Bildhauers Tassaert, eines geborenen Antwerpners, dessen Geschmack die Arbeiten dieser Tage souverän beherrscht, wie er denn auch das Amt eines Oberaufsehers über sämtliche Skulpturen der Residenz bekleidet. Rechter Hand aber liegt uns, wenn wir von der Königsbrücke kommen, die große Hessische Wollenmanufaktur, und, blicken wir über den Paradeplatz der Regimenter von Thüna und von Bornstädt hin, so tritt uns das schon erwähnte Arbeitshaus entgegen, welches anfangs auf der Stätte einer alten Schlächterherberge am „Rondele“ belegen war, dann aber auf diesem Platze neu erbaut und nach dem alten Gewerkszeichen der Schlächter noch immer der „Ochsenkopf“ genannt wird. Der weite Platz und die in ihn einmündenden Straßen, vor allem die nördliche Fassade der Münzstraße erscheinen bereits mit stattlichen Häusern geziert. Dort grüßt uns der prächtige Bau des Hauses „zum Hirschen“. Der Berliner Volkswitz, für welchen unter Friedrich dem Großen eine Zeit üppiger Blüte herangekommen ist, hat bereits an die Widderköpfe angeknüpft, welche ‚more Romano‘ das Dachgebälk des Hauses tragen. Man erzählt von einem eitlen Manne, welcher sich vom Könige eine Auszeichnung für sein Haus erbeten hatte. „Neun und neunzig Schafköpfe“, soll Friedrich der Große dekretiert haben, „und wenn Er dann selber den Kopf zum Fenster hinaussteckt, so seind es 100“. Allein das schöne Haus ist thatsächlich im Jahre 1752 als Seiden-Manufakturgebäude für den Kaufmann Treitschke errichtet worden, — nach Ungerschen Rissen, — wie fast alle größeren Bauten bürgerlicher Art und Bestimmung in diesen Tagen. In der weiteren Flucht der Münzstraße erblicken wir dann die Kaserne für das dritte Regiment Artillerie, — daher die brennenden Granaten an der adlergeschmückten Front, — ein überaus zierliches Haus an der langen Scheunen-Straßen-Ecke, ein wahres Juwel der Baukunst dieser Tage, und das prächtige Palais des edlen Unterrichtsministers von Zedlitz mit seinem herrlichen Garten (Viktoria-Theater). Ein Gang durch die Bernauer Straße bis zu den Palissaden, welche die Stelle der künftigen Mauer vertreten, würde uns zu dem Schröderschen und zu dem Leßmannschen, ehemals Dörfflingschen Weinberg hinführen, welch' letzterer bestimmt ist, in späteren Tagen dereinst eine zierliche gotische Kirche zu tragen. Wie man aber zur Zeit des alten Fritz „auf gotische Weise“ zu bauen pflegt, das zeigt uns jenes höchst eigentümliche Exerzierhaus der Regimenter Bornstädt und Thüna in der alten Schützenstraße.

Einen Blick noch auf die St. Georgen-Kirche, welche in den Jahren 1779/80 vom Oberbaudirektor Naumann geschmacklos umgebaut und vergrößert worden ist. Auch ihren stillosen Stil bezeichnet man jetzt als „die modern-gotische Art“. Nun aber schreiten wir der Stralauer Vorstadt zu. Wir erblicken in ihr die stattlichen Kasernen der oftgenannten Regimenter Bornstädt und Thüna, große Magazinbauten, anmutige Bier- und Kaffeegärten in reicher Anzahl und weit ausgedehnte Holzmärkte am Ufer des Spreeflusses. In der Krautsgasse liegt das Schlößchen und der Garten „Vaux-

hall“; hier finden vielbesuchte Konzerte, Illuminationen, Bälle und „Gastirungen vor Geld“ statt. Noch schöner ist der gräflich Haackesche Garten, welcher weiter südlich zwischen der Krauts- und der Koppen-Gasse liegt. In der Mühlenstraße sind zwar die großen, von Peter Zeemann aus Sardamm unter Friedrich I. angelegten Mühlenetablissements größtenteils schon wieder eingegangen; noch aber ist die große Branntweinbrennerei dieses Holländers hier in Betrieb. Sie versorgt viele der Destillateurläden Berlins, welche darum auch eine Windmühle als Zeichen tragen. In der Nähe der hier besonders weit, bis zum Oberbaume hinausgerückten Palissaden erblicken wir freilich nur Felder, Wiesen und Kohlgärten; freundlich aber winken uns von Norden her die Frankfurter Linden, welche in der Nähe des ehemaligen Hochgerichtes beginnen und im Jahre 1701 von dem Markgrafen Albrecht Friedrich, dem Besitzer von Friedrichsfelde, angepflanzt worden sind. Dieser fröhliche Herr hat auch das „Schlößchen“ vor dem Frankfurter Thore erbaut, um auf den Fahrten zu seinem Landsitze hierorts — frühstücken zu können. Diesem Schlößchen schräg gegenüber liegt an der lindenbeschatteten Kunststraße dann das vielbesuchte Wirtshaus „zu der neuen Welt“.

Indem wir, uns zurückwendend, den Oberbaum, die längste aller Brücken Berlins, überschreiten, gelangen wir in die Köllnische oder Köpenicker Vorstadt und zwar zu dem Schlesischen Thore, vor welchem sich zu rechter Hand die ehemalige Rats- oder Bartholdische Meierei befindet, welche jetzt dem angesehenen Israeliten Daniel Itzig angehört. Der Gang längs der Mauer zur Linken würde uns an freien Feldern vorüber nach dem Kottbuser Thore hinführen; — wir ziehen es deshalb vor, die gleichfalls noch fast unbebaute, breite Köpenicker Straße hinaufzuwandern. Links bleibt uns der schöne Garten des soeben erwähnten Bankiers Itzig liegen, ein Juwel der Hortikultur, welcher einst von dem Geheimen Finanzrate von Herold angelegt worden ist; rechts aber erblicken wir ein Montierungs-Depot und die Kasernen für das von Pfuelsche Regiment. Ungehindert durch Bauten vermag unser Blick nun bis nach Neu-Kölln im Norden und nach der Friedrichsstadt im Westen hinzuschweifen. Alles ist noch ländlich hier. Dort in der Schäfergasse liegt die große Schäferei des Geheimen Rates von Blücher, hier in der Stallschreibergasse der ehemalige reichsgräflich Schaffgotschische Garten, jetzt die Katschische Kaffeewirtschaft. Um die Kirche dieser Vorstadt, um welche sich der Kirchenvorsteher Sebastian Nathe das höchste Verdienst erworben hat, rauschen Linden und Akazien; die helltönende Glocke ist von einem Herrn von Palmar dem kleinen Gotteshause geschenkt worden. Stattlichere Bauten finden wir hier nur in der neuen Kommandantenstraße, welche ihren Namen nach dem Grafen von Wylich und Lottum erhalten hat, vor. Gegenüber der sogenannten französischen „Melonen-Kirche“ erheben sich hier die Kasernen für das von Braunsche Regiment. —

Wir sind bereits wieder in die Nähe der Friedrichsstadt gelangt, von welcher wir ausgegangen sind. Es hat sich in Neu-Kölln während der Regierung Friedrichs des Großen überhaupt nur wenig verändert; noch liegen hier die Salzfaktoreien und die Eisencomptoire; noch erhebt sich in der Grünstraße, dem Krankenhause des Regimentes von Woldegk gegenüber, der Grünebergsche Weinberg, welcher zur Zeit des großen Kurfürsten einst der „neue Berg“ genannt worden ist. Nur das St. Gertrauden-Kirchlein ist anno 1734 und 1777 repariert worden. Die schönste Zierde dieses Stadtteils ist immer noch der Splittgerbersche Garten. Wesentlich jedoch haben sich der Friedrichswerder und das alte Kölln verschönert. Besonders stattlich blicken uns die Häuser in der Brüder- und in der Breitenstraße entgegen. Hier, in der Brüderstraße, be-

finden sich die ersten Gasthöfe Berlins, der „König von England" und die „Stadt Paris"; — hier hat auch Georg Jakob Decker sich niedergelassen, der 1763, nach dem Hubertusburger Frieden, zum Hofbuchdrucker ernannt worden ist; hier liegt die berühmte Weinhandlung von Baumann; hier wohnt auch er, in dessem gastlichen Hause das litterarische Leben und das geistige Streben dieser Zeit sich gesammelt hat, der große Verlagsbuchhändler Friedrich Nicolai, der verdienstvollste aller Erforscher der Geschichte Berlins. Hier steht endlich auch Gotzkowsky's Haus; hier — haben wir daher ein wenig länger zu verweilen. —

Ja, die Brüderstraße des Friedericianischen Zeitalters, von welcher das Stücklein an der Petrikirche sich noch bis vor kurzem wohl erhalten hatte, — dort, wo die Kugelakazien vor dem alten Hause mit dem weit ausladenden Kellerhalse standen und über der Hausthür in matter Vergoldung der mächtige Bau eines stolzen, hohen Kauffahrteischiffes erglänzte, — diese fashionable Straße der Zeit des großen Königs zählt jetzt drei Männer von großer, ja von größester Bedeutung für die Kulturentwickelung Berlins zu ihren Bewohnern. Hier Nr. 28, das alte Freihaus der Saldern, besaß jener Mann, welcher, wie wir sahen, sich zur Zeit der russischen Invasion durch seinen unverzagten Mut und seine Geschicklichkeit im Verhandeln mit dem Generale Tottleben das höchste Verdienst um die Hauptstadt erworben hat. „Der patriotische Kaufmann", — so hat Gotzkowsky sich selbst genannt! Lassen wir ihm diesen Namen, welchen er sich durch seine Unerschrockenheit so wohl verdient hat. Was etwa Eitles und Unüberlegtes sich in seinem Charakter gefunden hat, das hat der Retter Berlins vor der Plünderung durch die Kosacken später ja schwer genug büßen müssen! Auf den Dank der Mitwelt hatte er gewiß gegründeten Anspruch. Der aber ist ihm nicht geworden; die Nachwelt hat jedoch ihre Pflicht gegen den mutigen Bürger besser zu erfüllen verstanden, und vergessen sind heut all' die Schwächen und Mißgriffe dieses thätigen und unternehmenden Bürgers.

Völlig anders geartete Erinnerungen bewahrte bis auf unsere Zeit die oben erwähnte Weinhandlung dort nahe der Petrikirche, — das spätere Haus Maurer und Bracht. Noch fanden wir dort das „simple" Ameublement jener fernen Tage, in welchen durch königliche Gnade dem Küfer Baumann einst erlaubt worden war, „Gäste zu setzen", das heißt: Wein zu verzapfen. Noch standen die alten Holzbänke und der „Großvaterstuhl", welcher in einem ehrsamen Berliner Hause damals nicht fehlen durfte, unversehrt in dem alten Keller da, in dessen Hintergrunde noch 1874 wie zu Lessings Tagen der edle Rebensaft in hohen Fässern lagerte.

Und so steiget denn herauf, ihr Bilder alter Tage, — Bilder aus dem Leben eines Unsterblichen! Wir Berliner dürfen Lessing ja den unsern nennen! Wohl hatte er auch hier mit schweren Sorgen zu kämpfen; er konnte nun einmal nicht glück lich sein, wie die andern. Da mag Gott Bacchus ihm oft wahrhaft ein Lyäus, ei Sorgenbrecher, gewesen sein! Gewiß, oft wird im Keller von Baumann das frohe Li erklungen sein:

„Gestern Brüder, — könnt ihr's glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben, —
Stellt euch mein Entsetzen für! —
Gestern kam der Tod zu mir!"

Oft aber treffen wir Lessing bei Baumann auch einsam an. Dann starrt auc er in „seines Römers goldenes Blinken", — lange, lange; — plötzlich aber beleb sic

sein Auge, — ein Strahl des Genius leuchtet uns entgegen: das Bild einer Szene aus „Minna von Barnhelm“ hat sich im Geiste des Meisters vollendet. Wie oft mag wohl die Gesundheit Friedrichs des Großen in diesem Keller ausgebracht worden sein! Und doch, — wie bange wiederum werden auch hier die Herzen das Geschick des Helden verfolgt haben! Es ist beklagenswert, daß auch solche Stätten, die von den Musen wahrhaft geweiht sind, nicht für immer bleiben können; aber die Lebenden haben ja wohl das Recht, sich ihr Haus nach ihrem Wohlgefallen auszubauen.

Drüben endlich die Nicolaische Buchhandlung! — Wohl ist der Schreiber dieser Zeilen alles andere eher als ein Verehrer Nicolaischer Kritik und Weltweisheit, — Nicolaischer Kunstprinzipien gänzlich zu geschweigen. Das alles aber beeinträchtigt jene freudige Anerkennung nicht, welche die unleugbaren Verdienste Nicolais sich erzwingen. Nicolai ist ein Fackelträger der Aufklärung gewesen; er ist um die vaterländische Geschichtsschreibung hoch verdient; er ist eine feste, in sich geschlossene, echt sittliche und männliche Persönlichkeit. Fern sei es daher von uns, in jene Fülle von Spott einzustimmen, welche sich über den wackern Mann ergossen hat. Nicolai war kein kleiner, sondern ein sich selbst weise beschränkender Mann, eine tageshelle, bürgerliche Natur; der beste Repräsentant des Berlinertums von 1780, und, das wird man ihm wohl lassen müssen, — ein guter, zur Hülfe stets bereiter Mann. Unter den „Unsterblichen“ Berlins ist auch ihm sein Platz gewiß. Gern vergegenwärtigen wir uns den Buchhändler mit dem großen, lichten Auge bei Baumann an Tisches Bord. Dem Guten und Edlen schlug dort feuriger sein sonst so kritisches Herz. An jenem Abende, da Moses Mendelssohn hier vor der Tafelrunde seinen „Phaidon“ vorlas, war auch Friedrich Nicolai tief ergriffen. Friede seiner Asche, die dort draußen vor dem alten Kölln, auf dem nun geebneten Gottesacker bei dem Gotteshause der Luisenstadt, beigesetzt worden ist. Über seine Verdienste unten mehr!

Ja, das Friedericianische Berlin war eine lichte, sonnenhelle Stadt! Und dennoch entstanden selbst in ihm noch Sagen, — Sagen selbst in der Brüderstraße. Es stand um 1780 ein Haus in derselben, welches den Namen „Aux quatre Philémons“ führte. Das sollte trotz der gräcisierenden Schreibweise nichts anderes bedeuten als:

„Zu den vier Haimonskindern“.

Die bekannten Helden der flandrischen Sage waren über der Thür dieses Gebäudes dargestellt, wie sie allzumal auf ihrem Rosse Bayard ritten. An dieses Bildwerk aber hatte die Sage angeknüpft; „von diesen vier Brüdern, so hieß es, „führt die Brüderstraße ihren Namen;“ auch die alten Dominikaner brachte man mit ihnen in Verbindung. Sage man nicht, daß das Volk von Berlin nicht zu dichten verstand; dasselbe hatte sich von den „vier Brüdern“ eine nicht unschöne Legende gebildet. In alten Tagen, so wurde erzählt, ehe noch das Kloster zu Kölln erbaut ward, lebten hier vier Brüder auf einem ländlichen Hofe. Allüberall in der Mark wurde die Eintracht dieser vier Brüder gerühmt. Das ärgerte den Teufel baß, und um die Brüder zu entzweien, trat er ihnen selbst als eine schöne Magd entgegen, Liebe bietend, Liebe heischend. Wirklich wankte die Eintracht der vier Brüder, und schon glaubte der Teufel das Spiel gewonnen zu haben. Um seinem ersten Erfolge sofort den entscheidenden Sieg anzureihen, beschloß er daher, in den Dienst der Männer zu treten. Die wunderholde Magd begab sich also zu dem Hause der vier und trat in dasselbe ein. Allein wie

täuschte sie sich! Schon hatten sich die vier mit einander versöhnt; sie gaben sich den Friedenskuß und gelobten, ein Kloster zu gründen und selbst in dasselbe einzutreten, um einer dem andern um Christi willen zu dienen. Da mußte der Böse wohl von dannen weichen! Also, schließt unsere Sage, entstand das Haus der frommen Brüder zu Berlin, an welche noch spät jenes Wahrzeichen „Aux quatre Philémons" erinnerte. Selbstverständlich war indessen nur die alte, wallonische Tradition von den vier Haimonskindern von irgend wem auch nach der Mark und nach der Stadt Berlin getragen worden.

Dies die Reminiscenzen der Brüderstraße zu Alt-Kölln bei Berlin! —

Die Petrikirche war damals noch nicht vollendet; am Ende der Straße, an der Stechbahn, aber erblicken wir hohe Häuser mit Bogengängen, unter welchen sich einige wohl renommierte Geschäfte befinden. Auf dem Schloßplatze halten die öffentlichen Mietskutschen und Sänften. Die Fiaker waren schon im Jahre 1779 eingeführt worden. Sehr elegant erscheinen uns die Häuser und Läden an der Schloßfreiheit; hier befindet sich die Theehandlung von Fromery und Sohn, das Seidengeschäft von Talandier und Bourguignon, sowie der Wollenwarenladen von Cornelius und Hesse. In dem Palmiéschen Hause wiederum eine „berühmte" Weinhandlung, und hier: die Haude und Spenersche Buchhandlung, der Ausgabeort der für 2 Reichsthaler jährlich erhältlichen gleichnamigen Zeitung!

An den klappernden Werderschen Mühlen vorbei begeben wir uns nunmehr nach dem Friedrichs-Werder. Der mit Linden besetzte Markt zeigt uns noch völlig das alte Bild; neu entstanden sind nur die königliche Bank, die niedere Hausvogtei und auf der westlichen Seite der Oberwallstraße nahe den Linden die Häuser oder vielmehr die Paläste des Grafen Schimmelmann, des Malers du Pesne und des Markgrafen Heinrich von Schwedt, das spätere Prinzessinnen-Palais. Große Veränderungen aber hat der nördliche Teil des Werders erlitten. Neben dem Schwedtschen Palaste führt eine von Meier dem Älteren mit Statuen geschmückte Brücke zu den Linden hin; der alte, neben dem Palais des Prinzen Heinrich sich hinziehende Festungsgraben aber ist auf beiden Seiten mit schönen Baumreihen geschmückt. Hinter dem Zeughause liegt an der Spree, unfern der Kupfergraben-Brücke das wohlbeleumundete Gasthaus von Korsika. Eigentümlich romantisch, fast burgartig, erscheint uns das alte Gießhaus Johann Jakobi's; auf seinem bemoosten Dache grünen schon jetzt junge Birken, die wie ein grüngoldener Helmbusch herniedergrüßen. Am alten Packhofe aber bemerken wir das Accise- und Zollhaus, eine Wage, ein Wacht- und ein sehr geräumiges Güterhaus. Hier konzentriert sich der Speditionsverkehr Berlins. Drüben im Lustgarten, hinter dem halbkreisförmigen alten Pommeranzenhause, aber befindet sich der neue Packhof, und dort in der alten Grotte, aus welcher die Barrabandsche Tapetenmanufaktur wieder ausgezogen ist, wird nun die Börse gehalten. Wie schlicht aber ist doch der Anblick, welcher sich uns von hier, vom Kupfergraben aus, gegen Südwesten auf den Dom und das Schloß eröffnet! —

Es kostet uns nur einen Schritt, und wir sind in der Dorotheenstadt. Hinter dem Palaste des Prinzen Heinrich befindet sich ein schöner, wohlgepflegter Garten; schon rauschen Kastanienwipfel über den zierlichen Beeten desselben. Unter den Linden aber hat sich die preußische Aristokratie bereits einige hochvornehme Sitze gegründet; — wir treffen hier ein von der Osten-Rochowsches, ein Borcksches, ein gräflich Podewils'sches und ein Kameckesches Haus an. Auch gute Gasthöfe befinden sich hier, — rechter

Hand die „Stadt Rom" an der Ecke der Stallgasse, noch heute bestehend, und links „die Sonne" und „der Hirsch". Über den „Katzenstieg" aber und das „Moderloch" an der Weidendammer Brücke hinaus ist alles noch Sumpf und Wiese. Ein Spaziergang am Weidendamme entlang ist jedoch erfreulich und lohnend. Von drüben her winken die Baumgruppen des Parkes von Monbijou; hier aber, uns zur Rechten, liegen die Ställe der „Gensd'armen"- und die Kasernen des vierten Artillerie-Regimentes. Hinter dem „Pommeranzen-Hause" vorbei gelangen wir dann an die „große Pommeranzen-Brücke", die Friedrichs-Brücke; wir überschreiten dieselbe und befinden uns nun in der neuen Friedrichsstraße von Berlin. —

In bezug auf den alten Zug der Straßen hat die Zeit Friedrichs des Großen in Berlin so gut wie nichts geändert. Wohl aber entstand damals eine sehr große Anzahl neuer Häuser; — in der Königstraße z. B. wurden allein von 1771 bis 1777 vierzehn äußerst stattliche Gebäude auf königliche Kosten aufgeführt. An ihrem eigentümlichen Fassaden-Schmuck sind einige dieser Häuser noch heute sofort zu erkennen; — sehr vornehm stellt sich namentlich ihre gewöhnlich sehr hohe „Beletage" dar. Das Muster- und Meisterstück der bürgerlichen Baukunst dieser Tage aber dürfte wohl in dem großen Hause der Gebrüder Ephraim an der Ecke der Poststraße und des Mühlendammes zu suchen sein Das Portal, der Balkon und namentlich die Treppe mit ihrem herrlichen schmiedeeisernen Geländer sind von überraschender Eleganz und solidester Tüchtigkeit. Vortreffliche Bauten ähnlicher Art finden sich mehrfach auch noch in der Spandauer- und in der Klosterstraße. Wir erwähnen hier nur noch das gräfliche Podewilssche Palais an der Ecke der heutigen Parochial- und Kloster-Straße mit seinen kostbaren Stuckaturarbeiten. —

Wir haben die Stadt Friedrichs des Großen im Fluge durchwandert. Wollen wir den Eindruck dieser Wanderung in allgemeinen Zügen schildern, so müssen wir wohl sagen: „Ja, das alte Berlin war fröhlich im Scheine des Ruhmes dieses gewaltigen Kriegs- und Geisteshelden aufgeblüht; allein es fehlte außer den wenigen Baulichkeiten des Schlosses, des Zeughauses, des Opernhauses und einiger Kirchen und Paläste doch eigentlich immer noch alles, was den Begriff einer Großstadt ausmacht." Wohl war die Einwohnerzahl stattlich angewachsen. Friedrich II. fand etwa 98 000 Seelen in Berlin vor; diese Zahl ging während der Kriegsjahre etwas herab und hob sich erst nach dem Abschlusse des Friedens wieder, — nun aber in unerwarteter Weise. Im Jahre 1764 befanden sich in Berlin 99 700 Personen vom Civil und 19 500 vom Militär. Diese 119 200 Seelen mehrten sich bis zum Tode Friedrichs etwa auf 147 000 Einwohner. Die Garnison bestand in den letzten Tagen des großen Königs aus einer Schwadron Gardes du Corps, 5 Schwadronen Leibhusaren, 5 Schwadronen Gensdarmes, 7 Regimentern Infanterie und 4 Regimentern Artillerie nebst einem Ersatze von drei Kompagnien noch nicht eingestellter Mannschaft. Alles in Allem genommen, d. h. Soldaten-Frauen und Kinder mitgerechnet, mag die Militärbevölkerung um 1785 etwa 40 000 Seelen umfaßt haben. Allein trotz dieser starken Einwohnerziffer war Berlin noch keine schöne oder verkehrsreiche Stadt. Noch immer war es überall zu bemerken, daß die Hauptstadt Friedrichs des Großen auf kargem, märkischem Boden erwachsen war. Das Pflaster war überaus schlecht; — Zierplätze fehlten gänzlich. War doch der Opernplatz und selbst der Lustgarten noch nichts denn eine „Sandschelle"! Hier und dort zeigte sich in den Straßen wohl manchmal ein dürftiger Baum; üppiges Grün aber war

nur auf den Friedhöfen zu finden. Wie überschätzte man darum die Linden! Die wenigen Werke monumentaler Kunst, welche bereits vorhanden waren, haben wir schon oben angeführt; gärtnerische Anlagen aber waren bei ihnen noch nicht zu finden. Auf den freien Plätzen der Stadt exerzierten entweder die Soldaten, oder es standen, falls sie als Märkte benutzt wurden, „Fischlegel" dort und überaus häßliche „Scharren". Verunreinigungen der Straßen waren beständig an der Tagesordnung. Die alten „Gaten" zwischen den Häusern verschwanden freilich mehr und mehr; die Ansammlungen von Unrat auf den Gassen aber blieben liegen, so zahlreiche Verordnungen auch gegen sie ergingen. Welch ein verderblicher, übelriechender Brodem entquoll den Gossen, entstieg den Rinnen oder, daß wir berlinisch reden, den „Rinnsteinen"! Wohl war die Residenz der Polizei halber schon im Jahre 1742 in 18 Quartiere geteilt worden, denen eben soviel Quartier-Kommissarien vorstanden; aber diese Exekutiv-Organe leisteten nur sehr wenig, weil ihnen selbst die rechten Begriffe von Reinlichkeit und Ordnung abgingen. Köstlich ist jene „poetische Bittschrift eines Dr... hausens" an die hohe Polizei, welche König noch bei dem Jahre 1785 anführt:

„Ich armes Häuflein D...
Lieg' hier, wie Du's befohlen,
Seit Montag wie auf Kohlen
Und niemand holt mich weg.
O Mutter Polizei,
Sei flehentlich gebeten:
Laß' mich nicht ganz zertreten!
Ich fließe schon wie Brei;
Kaum bin ich noch ein Hauf!
Soll ich auf Deinen Karren
Hier noch acht Tage harren,
Löst sich mein Wesen auf."

Was überhaupt geschah, das kam ausschließlich von Seiten des Königs. In den letzten Jahren seiner Regierung verwendete Friedrich pro anno nicht weniger denn 6500 Thaler darauf, durch 36 zweispännige Karren den Kehricht und den Schmutz von den Hausthüren der Bürger abholen zu lassen.

Gewiß, — bei tieferem Eindringen in die Zustände der Zeit Friedrichs des Großen entschwindet jenes glänzende Bild seiner Hauptstadt, welches man sich zu machen so leicht versucht ist, vollständig. Die der Stadtmauer, beziehungsweise den Palissaden benachbarten Stadtteile Berlins waren sogar nur äußerst ärmliche; die Kolonie Neu-Voigtland z. B. glich einem Barackenlager, und wie traurig sah es erst in jenem Umgange aus, welcher sich innerhalb der Mauer um die Stadt herumzog und von den „Rähmen" der hier in aller Gemütlichkeit arbeitenden Tuchmacher den nicht eben wohlklingenden Namen „der Rähm'" erhalten hatte! Dergleichen Übelstände zu beseitigen, hatte Friedrich der Große, — hatte auch der Berliner Magistrat wohl entschieden den Willen, aber nicht im Entferntesten die Mittel.

Nein, der Glanz Berlins stammt aus anderen Tagen als aus denen Friedrichs des Großen her. Der Kampf um die Existenz des Vaterlandes hatte die besten Kräfte des Volkes und den größten Teil des staatlichen Vermögens verschlungen. Berlin war in seiner äußeren Erscheinung noch immer eine arme Stadt. Um so kraftvoller aber hatte sich bereits im Innern der Hauptstadt jener edle, echt preußische Geist entfaltet, welchen wir nicht treffender als mit dem Worte des friederizianischen zu bezeichnen vermögen. —

15. Das Zeitalter der Aufklärung.

Litteratur: Preuß, Friedrich d. Große. Berlin 1832—1834.
Biester, Monatsschrift. Berlin 1786.

Jener rationalisierende Eklektizismus, welchem Friedrich der Große in der Philosophie sich von Jugend auf hingegeben hatte, leugnete die Möglichkeit der Offenbarung überhaupt und verwarf damit jedwede positive Religion. Die Toleranz des großen Königs entsprang daher keineswegs jener hochherzigen Geistesrichtung, welche z. B. der große Kurfürst mit der strengsten Gläubigkeit zu verbinden gewußt hatte, sondern vielmehr der Indifferenz, ja sogar der Geringschätzung des religiösen Elementes. Es ist vergeblich und ein sehr thörichtes Bemühen, Zeugnisse christlichen Sinnes aus Friedrichs Leben zu sammeln, um auf solche Weise den Philosophen von Sanssouci für die Kirche zu reklamieren: nein, so wehe es uns thut, — wir müssen es um der Wahrheit willen bestätigen: Friedrich besaß auch nicht das mindeste Verständnis, auch nicht die mindeste Empfänglichkeit für jenes „Sursum corda"!, in welchem das Empfinden, Glauben und Handeln des Christen wurzeln und erblühen soll. Er erkannte nur ein beherrschendes Prinzip des Lebens an, die Pflicht, und traf hierin allerdings mit seinem Vater zusammen. Während diesem aber die Pflichterfüllung die Frucht eines lebendigen Glaubens und der Grund eines fröhlichen Hoffens gewesen war, — während Friedrich Wilhelms Thätigkeit auf dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor Gott gefußt hatte, erblickte Friedrich einerseits in fast stoischem Sinne in der Pflicht nur ein herrisches Prinzip, — machte er im Geiste des althellenischen Sophismus andrerseits das eigene Erkennen zum alleinigen Maßstabe aller Dinge. In diesem Verhalten liegt vielleicht der letzte Grund jener ergreifenden Vereinsamung, in welcher wir den König dastehen sehen, nachdem er unter einer Mühsal ohne Gleichen die Krone der Unsterblichkeit gewonnen hatte.

Wundersam aber! — Was ihm selbst zu so tiefem Leide ausgeschlagen ist, jenes Prinzip voller geistiger Willkür, welches schließlich jede Liebe in der Brust dieser hochtragischen Gestalt erkältete, — die Liebe zum Vaterlande, ja die Leidenschaft für dasselbe einzig und allein ausgenommen —, das sollte seinem Volke zu hohem Segen gereichen! Der Grund hierfür liegt wohl in der folgenden Thatsache. Für sich selbst zog Friedrich rücksichtslos die letzten Konsequenzen seiner trostlosen Lebensauffassung, welche jenes: „Stirb und werde!" Goethe's leider nicht gefunden hatte; seinen Unterthanen aber erlaubte er nicht, extreme Schlüsse zu bilden. Friedrich der Große war viel zu sehr ein Mann der Praxis, um schon damals an die Möglichkeit einer allgemeinen Bethätigung freier Sittlichkeit zu glauben. Der Zwang des Gesetzes erschien ihm zeit seines Lebens als der beste Zuchtmeister seines Volkes. Gleichwohl versuchte er auf seine Weise, namentlich durch Volksaufklärung, das Bewußtsein der Pflicht zu vertiefen. Wohl lohnte ihm im allgemeinen ein

schöner Erfolg, bis gerade am Schlusse seines Lebens die Vernachlässigung des religiösen Elementes durch das Überwuchern materialistischer Lebensanschauungen sich bitter genug rächte. So mußte gerade jener König, welcher die vollste geistige Freiheit auf sein Panier geschrieben hatte, am Ende seiner Tage jenes zornige Wort ausstoßen, daß er es müde sei, über Sklaven zu herrschen. Auch hier enthüllt sich eine wahrhaft erschütternde Tragik.

Nicht aber, daß sein Volk, — nicht daß die Berliner dieses Heldenleben voll blutsaurer Arbeit in dieser Weise aufgefaßt hätten! In die Tiefe des Herzens und der Seele Friedrichs hat kein Zeitgenoß geblickt; dem Könige selbst sind befreiende Enthüllungen über sein Empfinden vielleicht nur in dem Briefwechsel mit der Frau von Camas entflossen. Wie jeder aristokratische Geist — und ein solcher war Friedrich im höchsten Grade, — zog der Monarch im Laufe der Jahre sich immer mehr und mehr auf sich selbst zurück. Dennoch genügte sein öffentliches Auftreten vollkommen, um in seinem Volke einen eigenartigen neuen Geist zu begründen. Wir nennen diesen Geist den Geist der Aufklärung. Denn auf geistigem Gebiete kennt er nur ein Prinzip: das ist dasjenige des Verstandes. Dieser Verstand erkennt es klar, daß nach realer Seite hin das Glück des Lebens nur darauf beruht, daß man seine Pflicht thue. Ganz plane und nüchterne Lebensanschauungen also. Allein sie werden doch durch ein Höheres verklärt: das ist jene soeben erwähnte Leidenschaft fürs Vaterland, die da spricht: „An mir liegt nichts; aber mein Preußen muß bestehen.“ So entwickelt sich ein eigentümlicher Zeitgeist, welcher im eigentlichsten Sinne der „Geist des Herrn dieser Zeit“ gewesen ist. Nennen wir ihn den altpreußischen Geist. Aufklärung, Vaterlandsliebe, Pflichterfüllung, — das sind seine drei Palladien, welche den drei Gebieten des Erkennens, des Empfindens und des Wollens entsprechen. Allüberall finden wir nun auch in der Berliner Geschichte dieser Zeit die Wirksamkeit dieser drei großen Impulse wieder auf. —

Schon oben sahen wir's wie Friedrich es sich angelegen sein ließ, religiöse Duldsamkeit allgemein zu verbreiten. Am 22. November 1746 gestattete er durch eine Kabinets-Ordre den Bau der katholischen Kirche zu St. Hedwig. Religiöse Freiheit wurde auch den Juden vollauf gelassen; — wie hätte ein Friedrich II. auf den Gedanken kommen können, die Juden bekehren zu wollen! Dennoch genossen die Israeliten das Wohlwollen des Königs in andrer Beziehung keineswegs, denn Friedrich erblickte in dem Überwuchern des Judentums eine große soziale Gefahr für sein Volk. Schon 1743 hatten die Juden sich wiederum erstaunlich vermehrt; statt 120 Familien fand man deren nicht weniger als 333. Nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse der Juden wurde dann am 17. April 1750 ein „Revidiertes General-Privilegium und Reglement vor die Judenschaft im Königreiche Preußen“ erlassen, welches den Israeliten zwar ihre religiöse Freiheit vollkommen gewährleistete, im übrigen aber der jüdischen Regsamkeit ziemlich enge Schranken setzte. Die Rechtsangelegenheiten der Juden wurden den städtischen Gerichten überwiesen; ihre Ansetzung aber fiel unter die Kompetenz des General-Direktoriums. Die Zahl der Juden wurde ferner auf 150 ordentliche und 63 außerordentliche Schutzjuden beschränkt. Zu ihrer Verheiratung hatten die Juden einen Konsens dieser Behörde einzuholen; auch die Zahl ihrer Häuser wurden auf nur 40, später auf 70 bemessen. Alle zünftigen Gewerbe einschließlich des Wollhandels wurden ihnen streng untersagt. Friedrich hielt von den Juden also nicht viel; aber er gebrauchte sie, so oft er ihrer bedurfte. Gleichwohl waren es

eben jene Prinzipien der Aufklärung, zu welchen der König sich bekannte, auf Grund deren sich jetzt eine **geistige** Erhebung der Judenschaft vollzog, — eine sittliche, eine allgemeine Erneuerung des Mosaismus freilich noch nicht. Gern verfolgen wir dieselbe; denn es freut den Deutschen, wenn er an dem Fremden lobenswerte Züge zu erwähnen findet.

Schon Gellert hatte jene Voreingenommenheit getadelt, welche bei den Juden nur Schlimmes sehen wollte; Lessing imputierte in seinem Lustspiele „die Juden" einem Israeliten dann wahrhaft edle Seelenregungen, wie dies im weiteren Verlaufe der Toleranzbewegung allerdings auch mit den Huronen und Südsee-Insulanern geschehen ist. In „Nathan dem Weisen", dem Tendenzdrama im eigentlichsten Sinne des Wortes, that der große Aufklärer, seinen Zeitgenossen voran, noch zwei weitere Schritte vorwärts: in der Ringfabel setzte er mit wahrhaft erstaunlicher Kühnheit, welche die Geschichte vollständig ignoriert, das Judentum und selbst den Islam dem Christentume **gleich** und in der Person des Juden Nathan verherrlichte er die kühle Aufklärung jener Tage, verherrlichte er einen Sinn, mit welchem sich das deutsche Gemüt nimmer zu befreunden vermag, weil diesem weisen Manne alle Wärme fehlt, — verherrlichte er, um es mit einem Worte zu sagen, die Gestalt seines Freundes Moses Mendelssohn. Leider ist Lessing im „Nathan" sehr ungerecht gewesen, — ungerecht im höchsten Grade gegen jene reine Religion der Menschenliebe, welcher wir die höchsten Ideale zu verdanken haben. Sage man nicht, daß die Theologie jener Zeit ihn provoziert hätte; — im großen und ganzen kannte dieselbe die Verfolgungssucht **nicht**. Wie man Nathan den Weisen auch betrachten mag: er bildet stets nur eine Verherrlichung des Judentums; denn er geißelt nicht allein die sittlichen Schwächen einzelner Bekenner des Christentums; nein, er weiß überhaupt nichts Gutes und nichts Erhebendes von dieser Religion zu sagen. Der große Gelehrte und Kritiker hat in begeistertem Eifer für die Sache der Duldung das rechte Maß bei weitem überschritten. Und doch begrüßen wir die Abfassung dieses Dramas als eine hocherfreuliche That; doch verzeichnen wir es mit Genugthuung, daß Nathan der Weise nirgends so großen und so nachhaltigen Beifall gefunden hat wie in Berlin. Das unsterbliche Verdienst des Dramas besteht eben darin, daß es dem intoleranten Konfessionalismus für alle Zeit den Todesstoß versetzt hat und daß es die Bethätigung der Sittlichkeit nur in der Lebensführung zu erblicken mahnt. Man darf daher wohl sagen: Lessing ist im Nathan der getreueste Interpret der Friederizianischen Aufklärung geworden, welche dem Dogma die absoluteste Indifferenz entgegenbrachte.

Hätte Lessing in der jüdischen Gemeinde von Berlin näher nachgeforscht: er würde freilich nicht viele Männer gefunden haben, welche dem Bilde seines Nathan entsprochen hätten. Die Rabbiner derselben waren im höchsten Grade unduldsam; von sittlicher Erhebung zeigten sich erst hier und dort vereinzelte Spuren. Wir erinnern nur an jene schmutzigen Geschäfte, zu welchen der Herr von Voltaire und die Berliner Juden sich die Hände reichten, und welche weiter unten des Näheren darzustellen sein werden. Mit Recht sagt selbst Herr Dr. Geiger, der Apologet des Berliner Judentums:

„Durch eine seichte Gleichgültigkeit, welche man mit dem Namen der Toleranz schmückte, glaubte man, bereits große Thaten verrichtet zu haben; man nahm neue Lebensprinzipien **nicht** an, schüttelte aber gleichwohl die ‚beengenden Grundsätze' der früheren Zeit ohne weiteres ab."

Trotzdem wird die Berliner Judenschaft der Tage Friedrichs des Großen in populär gehaltenen Schriften noch immer als die eigentliche Trägerin der Aufklärung jener Zeit verherrlicht. Die Geschichte des deutschen Geistes weiß indessen nichts von Verdiensten der damaligen Berliner Juden um die Förderung wahrer, echter Wissenschaftlichkeit. Es ist nur eine Anmaßung, wenn Rahel Levin die Juden Berlins „les juifs de Frédéric le Grand" genannt hat; — der große König hat das jüdische Wesen vielmehr stets auf das Allerentschiedenste perhorresziert. Gotzkowsky ist ein klassischer Zeuge dafür, wie wenig patriotisch und männlich sich das Berliner Judentum in der Stunde der Gefahr bewiesen hat. Ein Jude der damaligen Zeit wies indessen gleichwohl jenes edlere, wenn auch sehr prosaische, jeder höheren germanischen Begeisterung entratende Charakterbild auf, welches Lessing, der Verherrlicher des Weltbürgertumes, in „Nathan dem Weisen" uns in so scharfer Plastik vor Augen geführt hat. Das war, wie wir bereits erwähnten, der wackere Moses Mendelssohn. Die Persönlichkeit dieses Mannes ist für die Entwickelung des öffentlichen Geistes in Berlin von so entschiedener Bedeutung selbst noch bis auf unsere Tage geblieben, daß wir ein wenig länger bei derselben zu verweilen haben.

Das Haus No. 68 in der Spandauerstraße trägt seit einiger Zeit eine weiße, mit goldener Inschrift gezierte Marmortafel. Wir lesen auf ihr die Inschrift:

„In diesem Hause lebte und wirkte Unsterbliches Moses Mendelssohn, geb. in Dessau 1729, gest. in Berlin 1786".

Ernst, verständig, klar, sinnend und forschend, ehrenwert durch und durch, hat Mendelssohn hier einst gewaltet, einer der besten Bürger der Stadt Berlin; Unsterbliches aber hat er nicht geleistet. Solche Hyperbel vermag nur der Mann zu gebrauchen, der nicht imstande ist, den Mendelssohnschen „Phädon" mit dem platonischen, tief ergreifenden Originale zu vergleichen. Wohl aber darf Moses, der Freund des großen Lessing, als der getreueste Repräsentant jenes Geistes duldsamer, nüchterner Aufklärung angesehen werden, welcher den Kern der Berliner Bevölkerung bis zu der großen Zeit der Freiheitskriege und selbst noch über sie hinaus beherrscht hat und welcher innerlich fest davon überzeugt war, wohlthätig zu wirken, indem er die Begriffe des Weltbürgertums und der religiösen sowie der nationalen Indifferenz zu verbreiten bemüht war. Es haben sich in unsern Tagen freilich die besten Söhne Deutschlands, die Hohenzollern Wilhelm I. und Wilhelm II. voran, dazu gezwungen gesehen, von jenen Wegen abzugehen, auf welchen man in der Zeit des großen Königs einst das Glück der Gesamtheit zu begründen versucht hat. Die klare Überzeugung, daß die Periode der religiösen und wissenschaftlichen Aufklärung in ihren Zielen und in den Mitteln zur Erreichung derselben in einer verhängnisvollen Täuschung begriffen gewesen ist, darf uns jedoch keinen Augenblick davon abhalten, es voll und ganz zuzugestehen, daß die Vertreter derselben in aufrichtigstem Streben nur das Beste ihrer „Brüder" herbeizuführen versucht haben. „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt"! Wie die Geschichte der Philosophie immer wieder nur die eine Thatsache zu verzeichnen hat, daß von all' den Systemen unserer edelsten Denker nur je ein schwaches Fünklein Wahrheit für die Folgezeit als wirksam übrig bleibt, so hat auch die Geschichte der menschlichen Kultur es klar zu erkennen und offen auszusprechen, daß selbst geistig so eminent rührige Epochen, wie dieses Zeitalter der Aufklärung gewißlich eine war, uns gewöhnlich nur ein dauerndes Erbe hinterlassen. Nennen wir dasselbe in dem vorliegenden Falle die Hochachtung vor der religiösen

und philosophischen Überzeugung und vor der sittlichen Bewährung des Gegners. Diese Toleranz im edelsten Sinne des Wortes aber steht auch uns unendlich hoch.

Doch kommen wir zunächst auf Moses Mendelssohn zurück! Sein Lebensbild ist in der That ein fesselndes. Welche Strebsamkeit, welche ernste Thätigkeit und welche Ausdauer in den Anfängen dieses armen Thorahrollenabschreibers! Welch' ein Heißhunger nach Bildung und nach wissenschaftlicher Erkenntnis, welche Bescheidenheit der Lebensgewohnheiten, bis er im Hause des Seidenfabrikanten Bernard endlich ein Unterkommen gefunden! Welch' rastlose Thätigkeit dann, als er in Lessing einen Herzensfreund und durch das Verdienst des großen Kritikers auch einen Namen sich errungen hatte! —

Lassen wir hier zunächst einem begeisterten Verehrer Mendelssohns das Wort. Was wir zu sagen haben, wird sich später finden.

„Wohl mochte der arme Jude Mendelssohn bis zu jenem Zeitpunkte, in welchem er als Erzieher und Buchhalter zugleich in das Bernardsche Haus aufgenommen wurde, die Trostlosigkeit seiner Lage bitter genug empfinden. Bernard war ein Mann von nur beschränkten Fähigkeiten; ihm galten Kenntnisse und Geistesgaben als die geringste aller ‚Waren'. Mendelssohn selbst äußerte sich einmal gegen eine hochgestellte Persönlichkeit, in deren Gegenwart Bernard ihn wegen einer Kleinigkeit hart anfuhr, auf die Verwunderung des Fremden, daß die Vorsehung einen solchen Geist in die Abhängigkeit eines so alltäglichen Menschen gegeben habe: „Eben das beweiset mir die Güte der Vorsehung; sie wollte für meinen Herrn und zugleich auch für mich sorgen, und deshalb mußte sie ihn reich, mich aber arm werden lassen. Wäre es umgekehrt gekommen, so würde er sich gewiß in großer Not befinden, da ich ihn sicher nicht zu dem Geschäfte brauchen könnte, zu welchem er mich gebraucht."

In dieser seiner Stellung sah man ihn schon um vier, spätestens um fünf Uhr des Morgens an seinem Schreibtische; dann begab er sich in das Komptoir, in welchem er bis zur vierten Nachmittagsstunde den Handelsgeschäften oblag.

Eine hochwichtige Rolle in der geistigen Entwickelung Berlins spielte Lessing aber schon bei seinem ersten Erscheinen in Berlin am Schlusse des Jahres 1748. Etwas später, um 1750, bildete sich dann jene wunderbare Gegenseitigkeit der Geister, die in der innigsten Freundschaft des Herzens, in dem gemeinschaftlichen Ringen nach der Wahrheit und nach freimütiger Denkungsart zündende Funken in das aufstrebende Kulturleben unsrer Stadt warf. So kam es, daß sich in Berlin, dem Tummelplatze der Freigeister, ein Kreis von Männern zusammenfand, wie er zum zweiten Male schwerlich wieder in der Hauptstadt Deutschlands zusammentreten wird. Zu ihm zählte auch Moses Mendelssohn.

Wir haben in bezug auf die spätere Wohnstätte desselben, welche auch diejenige Lessings während seines ersten Aufenthalts hierselbst war, auf eine Note Nicolais zu dem Briefe Mendelssohns an Lessing vom 27. Februar 1758 zu verweisen. Dort heißt es: „Ich wohnte ganz in der Nachbarschaft mit Moses, in einem Hause, welches wir unser Haus zu nennen pflegten. Es hatten darin nach einander Ramler, Mylius, Lessing und ich gewohnt; zuletzt kaufte es Moses und bewohnte es dann bis zu seinem Ende." —

Kurz vor Neujahr 1752 begab sich Lessing wiederum nach Wittenberg; er wurde Magister daselbst und kehrte dann erst gegen das Ende desselben Jahres

wieder nach Berlin zurück. Jetzt knüpfte sich der Freundschaftsbund mit Mendelssohn, welchem dann auch Nicolai beitrat.

Mendelssohn war Lessing als Schachspieler empfohlen worden; schon nach einer halbjährigen Bekanntschaft schrieb Letzterer den auswärtigen Freunden: „Ich habe einen zweiten Spinoza gefunden, — Herr Moses wird dereinst die Ehre seines Volkes sein.“

Beide standen damals ungefähr in gleichem Alter, waren in der äußeren Erscheinung aber vollkommene Gegensätze: **Lessing** ein schlanker, kräftiger Jüngling mit regelmäßigen Zügen, geistvollen, lachenden Augen und einem Munde voll kecker, frischer Lebenslust, um welchen Anmut und Schalkhaftigkeit spielten; — **Mendelssohn** dagegen klein, hager und verwachsen, seine Gesichtsfarbe gelb und kränklich, sein Haar schwarz und kraus, die Nase ungeheuer groß. Aber unter der gewölbten Stirn blitzte ein feuriges Auge hervor, — wachte ein durchdringender Blick; während der Mund, sanft lächelnd und halb geöffnet, Bescheidenheit, Güte und Wohlwollen verkündete, — den Mann von hellem Kopf und edlem Herzen bezeichnend.

Der früh geschlossene Bund, begründet in dem Gefühle des **Bedürfnisses** gegenseitiger Ergänzung, bestand für das ganze Leben Beider, ja über den Tod des Einen hinaus, in lebendiger und in segensreicher Wechselwirkung fort.

Schon die ‚Berlinische Monatsschrift‘ (herausgegeben von Gedicke und Biester) verbreitete sich im März 1786 in einem dem Andenken Moses Mendelssohns gewidmeten Nachrufe über jenes Verhältnis: ‚Daß er und Lessing so vertraute Freunde wurden, war in mehrerem Betracht eine gütige Veranstaltung der Vorsicht. Lessing — die denkende Menschheit wird immer seinen Namen mit Ehrfurcht nennen, — scheint fast in einigem Betracht zu **früh für sein Zeitalter** gekommen zu sein. Sensation mußten die mächtigen Schritte, die dieses große Genie in so vielen Fächern that, allemal hervorbringen; aber daß diese Sensation bei so vielen, und selbst bei sonst gutdenkenden Menschen, bald ängstliche Furcht für Religion und Tugend, bald verfolgender Haß gegen den großen Mann wurde, zeigt offenbar, wie ungewohnt und unvorbereitet zu dem von ihm angezündeten Lichte man noch war. . . . Hingegen mußte es natürlich auch Manche erschrecken, daß Lessing, seiner guten Sache und seiner Kräfte gewiß, oft stürmend und ohne Schonung zu Werke ging, und daß sein unerreichbares Genie zuweilen bei den ernsthaftesten Betrachtungen die feurigsten Schwünge der Phantasie und des Witzes blicken ließ, so wie er hingegen in den mutwilligsten Ergießungen seiner Laune zugleich die hellsten Funken des reinsten Verstandes aussprühte.

Sein Gegenbild, ihm in so vielem gleich und in so vielem doch auch ungleich, war sein philosophischer Zeitgenosse, sein Mitforscher nach der Wahrheit, sein Freund **Mendelssohn**. Wir möchten sagen, er machte manches unschädlich, was sonst für Leser Lessings hätte schädlich werden können. Er zeigte, daß, was Lessing that, im Grunde jeder denkende Mann thue, Jeder zu thun das Recht habe, ja Jeder thun **müsse** — obgleich Jeder anders, — nach Maßgabe seines Geistes und Temperaments. Er zeigte dies auch durch sein eigenes Beispiel, indem er selbst freimütig untersuchte und freimütig das Resultat seiner Untersuchungen bekannt machte, sollte es auch gegen lange gehegte Meinungen verstoßen; — freimütig zwar, aber dennoch auch so liebenswürdig bescheiden, so ruhig belehrend, daß man seiner sanften Weisheit nicht widerstehen konnte, und also es recht finden mußte, daß Lessing dasselbe, nur auf

seine Weise, gethan habe. Mendelssohn zeigte, wie sehr Verstand und Wahrheit dadurch gewannen, daß Lessing so geneigt war, sich jeder verfolgten Lehre anzunehmen, jeden schlecht bestrittenen Irrtum zu vernichten, jede mit seichten Gründen behauptete Wahrheit anzugreifen, um die Trägheit im Geiste nicht aufkommen zu lassen, welche am Ende allen Untersuchungsgeist tötet. Er zeigte, daß eine jede spekulative Meinung, wie ungeheuer und abenteuerlich sie auch anfangs scheinen mag, doch auch Seiten haben kann, wodurch sie sich dem Denker empfiehlt, und daß sie leicht einer Verfeinerung fähig ist, wodurch ihr aller nachteilige Einfluß auf das Praktische der Religion und Sittenlehre benommen wird. — So belehrte er uns, indem er seinen Freund Lessing verteidigte; so verteidigte er ihn, indem er zeigte, wie unschädlich nicht nur, sondern wie gerecht auch und zugleich wie wohlthätig dessen Verfahren für die wahre Religion und Tugend sei.

Nur ihm, in Verbindung mit Lessing und Nicolai, verdankt Deutschland den Anfang einer freimütigen, unparteiischen Kritik, die ohne Rücksicht auf die Person, nur die Sachen, — ohne Rücksicht auf Namen und Anhang nur den Schriftsteller beurteilte. Wie kühn dieser Schritt damals war, bewies zur genüge das freilich jetzt so ganz vergessene Geschrei so vieler Menschen aller Stände dagegen.'

Also die Berliner Monatsschrift. —

Über jenen ersten Verkehr mit den Freunden giebt uns Nicolai in einer Note zu dem Briefe Mendelssohns an Lessing vom 27. Dezember 1755 Aufschluß: „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen sehr angenehmer Stunden mit Naumann und mit Professor Kies, dem Astronomen, einem sehr lebhaften und witzigen Manne, auf einer sehr kleinen Stube, welche Lessing in einem sehr kleinen Hause auf dem Nikolai-Kirchhofe damals bewohnte. Ich gehe nie vor diesem kleinen Hause vorbei, ohne mich der ehemaligen glücklichen Stunden zu erinnern." Und in seiner Streitschrift: „Über meine gelehrte Bildung und meine Kenntnis der kritischen Philosophie" berichtet er, daß er Lessing zwar erst gegen das Ende des Jahres 1754 kennen gelernt habe, bald aber sein intimer Freund geworden und durch ihn auch Moses Mendelssohn nahe getreten sei.

Jene nur aus Stube und Kammer bestehende, in dem nunmehr umgebauten Hause am Nikolai-Kirchhofe Nr. 10. zwei Treppen hoch belegene Wohnung teilte Lessing auch mit seinem Jugendfreunde, dem ebenso unruhigen als originellen Litteraten Naumann. Hier fand jetzt der lebhafte Verkehr mit den Freunden statt, zu welchen Mylius, Gumpertz und von Breitenbach, der Schweizer Sulzer, welcher dem wissenschaftlichen Verständnisse der schönen Künste so erfolgreich Bahn gebrochen hat, und zuletzt auch Ramler gehörten.

Dem lebhaften Kreise in dem so beschränkten Raume entzog Lessing sich plötzlich im Januar 1755. Er ging nach Potsdam, um in völliger Einsamkeit, „verschlossen in ein Gartenhaus", seine „Miß Sara Sampson" zu vollenden.

Drei Wochen später schrieb ihm Moses Mendelssohn in einem ersten uns aufbewahrt gebliebenen Briefe das Folgende: „Wenn Ihnen diese Schrift zu ungelegener Zeit kommt, so bedenken Sie, daß ich in drei Wochen nicht auf Ihrer Stube war, daß ich unmöglich Ihren Umgang so lange Zeit entbehren kann, als Sie sich vorgenommen haben, abwesend zu bleiben. . . . Werden Sie nicht bald wiederkommen, mein teuerster Freund? — Wenn Sie es zu lange machen sollten, so weiß ich nicht,

ob ich der Versuchung werde widerstehen können, mit der Journalière auf einige Stunden zu Ihnen zu kommen. Länger will ich Sie gewiß nicht stören."

Einen Tag später antwortete ihm Lessing: „Ich würde mir das größte Vergnügen daraus machen, ein paar Stunden mit Ihnen hier verplaudern zu können, allein ich mag kein Vergnügen, das Sie mir nicht anders, als mit Ihrer Inkommodität zu bereiten vermöchten."

So war die in Berlin geschlossene Freundschaft eine dauernd feste und der Briefwechsel zum Bedürfnisse beider Männer geworden.

Hatte Mendelssohn, trotz wiederholter Aufmunterung durch Lessing und Nicolai, aus angeborener Schüchternheit sich nicht dazu verstehen können, eine wissenschaftliche Abhandlung niederzuschreiben, so sollte dieses aus der nachfolgenden Veranlassung geschehen. Lessing hatte ihm den Aufsatz eines auswärtigen Gelehrten zur Beurteilung übergeben, und bei Zurückstellung desselben äußerte Mendelssohn, daß er sich allenfalls etwas darüber aufzusetzen getraue. Lessing unterließ nicht, einen leisen Zweifel auszusprechen, und erhielt auf diese Weise bald ein Manuskript eingehändigt. Mehrere Wochen waren verstrichen, ohne daß Mendelssohn dasselbe zurückerhielt, bis er bei einem Besuche auf Lessings Zimmer sich darnach erkundigte. „Nehmen Sie dort das kleine Bändchen!" entgegnete ihm Lessing. Es war ein Druckexemplar jenes Manuskriptes: das erste der „philosophischen Gespräche".

So war der schüchterne Mendelssohn wider seinen Willen als ein allgemein beachteter Schriftsteller aufgetreten. Mit Gründlichkeit und Bestimmtheit im Denken wußte er die lebhafteste Empfindung und den feinsten Geschmack zu verbinden; das Graziengewand der Schönheit umhüllt bei ihm selbst die trockensten, abstraktesten Wahrheiten, wie aus der Sprache seines belehrenden Ernstes eine gewinnende Herzlichkeit hervorleuchtet, und die tiefsinnigsten Untersuchungen an die Wahrheiten des gewöhnlichen Lebens sich anschließen.

Es verkündet sich in seinem „Phädon, über die Unsterblichkeit der Seele" — durch welches Werk er in gebildeten und denkenden Kreisen der Mann des Tages wurde, — so in Allem, was er in seinen „Morgenstunden" von dem Dasein Gottes, in den „Briefen über die Empfindungen" von der Entstehung und der Entwickelung unserer Begriffe vom Schönen sagt, ein durchdringender Verstand, eine lebhafte Phantasie und ein für alles Gute und Schöne empfängliches, edles Herz. Er zuerst unter den Deutschen ahmte im philosophischen Dialoge Platon und Xenophon erfolgreich nach. Als ein Denkmal echt philosophischer Freundschaft dürfen die zwischen ihm, Abbt und Nicolai gewechselten Briefe denen der Philosophen des Altertums würdig an die Seite gestellt werden. Noch ist zu erwähnen, daß der in Lessings Werken befindliche Aufsatz: „Pope ein Metaphysiker", in Gemeinschaft mit Mendelssohn entstanden ist.

Ein Blick in die Häuslichkeit des Philosophen zeigt uns die Freunde desselben in vertraulicher Unterhaltung um ihn versammelt, ihre Gedanken ohne Rückhalt sich mitteilend, ihre Werke gegenseitig der schärfsten Kritik unterwerfend. Und so ist denn die hohe Korrektheit, welche wir in seinen und in Lessings Werken bewundern, wohl mit eine Folge jener gemeinschaftlichen Besprechungen. Dabei fehlte es nicht an heiteren Stunden, in denen man beispielsweise einst auf den Einfall geriet, daß ein Jeder von ihnen — Sulzer und Ramler und Lessing &c. waren zugegen — aus dem Stegreife ein Spottgedicht auf sich selbst machen sollte. Mendelssohn rezitierte dabei die folgenden Verse:

„Groß nennet Ihr den Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen;
Aesop, der Höck'rige, gilt Euch für weise. –
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreise
Gedoppelt groß und weise sein,
Der glücklich ich in mir verein',
Was man, getrennt, im Demosthen
Und im Aesop gehöret und geseh'n."

Während Lessing ein leidenschaftlicher Schachspieler war, wollte Mendelssohn, obwohl er meisterhaft im Brette zu spielen wußte, sich doch nur ungern dazu verstehen. „Schach ist für den Verstand zu viel Spiel, und als Spiel erfordert es zu viel Verstand." So pflegte er zu sagen.

Mendelssohn besaß ferner das seltene Talent, sich mit dem Theologen wie mit dem Litteraten, mit dem Staatsmanne, dem Kaufmann und Künstler, je nach ihrem Berufe, über denselben zu unterhalten, als wäre er ihr Standesgenosse gewesen. Er sprach, wie einer seiner Freunde sich ausdrückte, so leicht, klar und deutlich über das Dasein Gottes wie über ein neues Muster zum Seidenstoff. — Man vermißte in seinen Reden nie sein großes Vorbild Sokrates. Er hatte eine starke Anlage zur Satire, die der Ironie des griechischen Weisen sehr nahe kam und denjenigen, welchem er sie bei nötiger Gelegenheit empfinden ließ, wie ein scharfer Bienenstachel verwunden mußte.

So glaubte einst ein junger Offizier, welcher eine Thorwache befehligte, den ihm unbekannten Mendelssohn mit der Frage, womit er handle, zu verspotten; er wolle ihm auch etwas abkaufen. „Womit ich handle, das kaufen Sie doch nicht." — „Nun, womit handelst Du denn?" — „Mit Verstand!" Und einem Begleiter, einem jungen Gelehrten, welcher bei anderer Gelegenheit seinen Unwillen darüber äußerte, daß ein gemeiner Soldat den unansehnlichen Juden auf der Straße insultierte, erwiderte er: „Mein Gott, was bleibt denn einem solchen Menschen weiter übrig, wenn er nicht einmal einen Juden kujonieren darf!"

Der Verkehr der Freunde war auch während der Sommerzeit ein reger; man brachte, wie dies damals in Berlin üblich geworden die frühen Morgen- und Abendstunden in einem Gartenhause zu. Nicolai hielt sich oftmals in dem Garten Blumenstraße Nr. 17 und 18 auf, und auch Mendelssohn folgte diesem Beispiel. So schreibt letzterer am 2. August 1756 einmal an Lessing: „Ich besuche Herrn Nicolai recht oft in seinem Garten. Wir lesen Gedichte; Herr Nicolai liest mir seine eigenen Ausarbeitungen vor, und ich sitze auf meinem kritischen Richterstuhl, bewundere, lache, billige und tadle, bis der Abend hereinbricht. Dann denken wir noch einmal an Sie, und gehen, mit unserer heutigen Verrichtung zufrieden, still von einander."

Ferner in einem undatierten Briefe desselben Jahres: „Kommen Sie zu uns, wir wollen in unserem einsamen Gartenhause vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten." Und dann unterm 4. August 1757: „Ich muß jetzt aufhören. Es ist halb Zwei in der Nacht, und morgen früh um 6 Uhr muß ich Herrn Nicolai in seinem Garten besuchen."

Nachdem Lessing im Jahre 1760 von Berlin aus als Gouvernements-Sekretär des Generals von Tauenzien sich nach Breslau begeben, schien er seine Freunde in Berlin vergessen zu haben. Er schrieb nur selten, und auch dann nur um irgend

einer Kleinigkeit willen, nicht aber, um seine gelehrte Unterhaltung mit ihnen fortzusetzen. Mendelssohn konnte diese Veränderung nicht begreifen. Nachdem er aber vernommen, daß Lessing sich ganz den Vergnügungen und besonders dem Spiele überlassen, suchte er ihn auf die folgende Art zurechtzuweisen. Er ließ für seine Freunde und auch für Lessing einige Exemplare der eben im Druck vollendeten zweiten Auflage seiner „Philosophischen Schriften“ mit der nachstehenden, auf die bekannte Lichtwersche Fabel anspielende Dedikation versehen:

„Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen. Die Schriftsteller, welche das Publikum anbeten, beklagen sich, es sei eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen, man rufe vom Morgen bis an den Mittag: aber da sei keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen nieder, welcher den Eigensinn hat, ebenso harthörig zu sein. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht. Jetzt verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publikum, das sehr oft gerechte Urteile fällt, ohne zu hören. Die Spötter sagen: „Rufe laut; er dichtet oder hat zu schaffen, — ist über Feld oder schläft vielleicht — daß er erwache!“ — O nein! Dichten kann er; aber leider will er nicht! Reisen möchte er; aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter und zu Geschäften zu lässig. Sonst war sein Geist das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Rute auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel Anderen übergeben, aber sie streichen zu sanft; denn sie fürchten, Blut zu sehen. Und Er —

„Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht, — was thut er denn? — er spielt!“

Lessing erschrak bei dem Empfange des Buches, weil er der Meinung war, daß die Zueignung allen Exemplaren vorgedruckt sei, bis der Scherz sich aufklärte. Im übrigen beziehen sich die Worte: „Er hat seine Geißel anderen übergeben,“ auf die Litteraturbriefe, für welche Lessing seitdem nichts geliefert hatte. Der Plan zu diesen Briefen — unstreitig der wichtigsten und folgenreichsten Erscheinung der deutschen Journalistik des 18. Jahrhunderts — war von beiden im Verein mit Weiße, dem Herausgeber des Leipziger Journals, der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, gefaßt worden. Die erwähnten Briefe bilden den Schriftwechsel mit einem im Felde verwundeten, befreundeten Offizier, wobei Lessing an Ewald von Kleist, den Sänger des Frühlings gedacht hat, mit welchem er in Leipzig, einige Jahre vor der Schlacht bei Kunersdorf, verkehrt hatte.

Inzwischen war Mendelssohn durch Nicolai auch mit dem Marquis d'Argens und dieser wiederum durch den Philosophen mit einem Sprachlehrer, namens Raphael, bekannt geworden. Letzterer hatte durch freimütige Äußerungen sich das Mißfallen der Rabbiner und Ältesten der hiesigen Judenschaft zugezogen, welche ihn gegen Ende des siebenjährigen Krieges aus Berlin zu vertreiben suchten. Der Marquis hatte ihn liebgewonnen und ließ sich im Hebräischen von ihm unterrichten. In einem Gespräche über die ihn bedrohende Ausweisung äußerte Raphael gegen seinen Gönner, daß die Ältesten der Judenschaft durch die Gesetze nicht allein berechtigt, sondern sogar verpflichtet seien, jeden ihrer Glaubensgenossen, welcher entweder ohne Schutz-Privilegium sich in Berlin aufhalte, oder im Dienste eines Schutzjuden stehe, nach ihrem Befinden und ohne weitere Rechtsform durch die Polizei aus der Stadt bringen zu lassen. „Auch Mendelssohn,“ fuhr Raphael auf die Frage des Marquis fort,

„wird hier nur geduldet, weil er in Diensten der Witwe Bernard steht. Wenn dieselbe ihn zur Stunde entließe und er keinen andern Schutzjuden finden würde, so müßte er auf Verlangen der Ältesten sofort die Stadt verlassen.“ —

Mendelssohn, bereits verheiratet, bekräftigte bald darauf diese Angabe gegen den Marquis, welcher eine solche Intoleranz in den Staaten Friedrichs des Großen sich nicht zu erklären vermochte. Gelassen fügte er dann hinzu: „Sokrates bewies es einst seinem Freunde Kriton, daß der Weise schuldig sei, zu sterben, wenn es die Gesetze seines Staates fordern. Ich muß also die Gesetze des Staates, worin ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich nur austreiben, falls mich, in Ermangelung eines anderen Schutzjuden, nicht einer von den Trödeljuden in der Reezengasse für seinen Diener erklären will.“

Der Marquis forderte Mendelssohn auf, eine Bittschrift an den König zu richten, welche er ausnahmsweise dem Monarchen selbst übergeben wolle. Moses erwiderte, daß es ihm wehe thue, um das Recht der Existenz zu bitten, welches das Recht eines jeden Menschen sei, der als ruhiger Bürger lebe. „Wenn aber,“ fuhr er fort, „der Staat überwiegende Ursachen hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl zu dulden: welches Vorrecht kann ich dann vor meinen übrigen Mitbürgern haben, um eine Ausnahme zu verlangen?“

Gleichwohl entschloß er sich auf Zureden seiner Freunde und im Interesse seiner Familie zu diesem Schritte. „Ich habe,“ heißt es in dem Immediatgesuche, „von meiner Kindheit an beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt und wünsche, mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber ein Ausländer bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich allerunterthänigst zu bitten: Ew. Königl. Majestät wollen Allergnädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero Allerhöchsten Schutz nebst denen Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen — in Betrachtung, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Majestät Protektion vorzüglicherweise zu erfreuen haben.“

Im April 1763 übergab d'Argens die Supplik dem König — Mendelssohn blieb jedoch ohne Bescheid. Als der Marquis im Juli mit einem Freunde des Philosophen von diesem, wie er voraussetzte, bereits erhaltenen Schutzprivilegium sprach, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß Friedrich der Große auf die Bittschrift nicht einmal geantwortet habe. Noch an demselben Abend begab er sich zu seinem königlichen Freunde. „Sire, Sie sind doch sonst gewohnt, Ihr Wort zu halten! Sie wissen, daß ich nur selten Etwas von Ihnen erbitte. Nun habe ich es einmal gethan, — nicht für mich, sondern für den rechtschaffensten, würdigsten Mann, und Sie versprachen mir auch die Gewährung, um es hernach doch nicht zu thun.“

Friedrich versicherte, Mendelssohn habe das Privilegium bereits erhalten, — der Marquis behauptete das Gegenteil. So blieb denn nur noch anzunehmen, daß das Gesuch mit anderen Papieren verlegt und in Vergessenheit geraten war. Auf Verlangen des Marquis wiederholte Mendelssohn dasselbe unter dem 19. Juli, und jener setzte in französischer Sprache hinzu: „Ein nicht sehr katholischer Philosoph bittet einen nicht sehr protestantischen Philosophen, einem nicht sehr jüdischen Philosophen das Schutzprivilegium zu geben. Es ist so viel Philosophie dabei, daß es die Vernunft gewißlich billigt.“

Mendelssohn erhielt nunmehr unter dem 26. Oktober das Patent, und der König

erließ ihm die Gebühren von Eintausend Reichsthalern, welche verordnungsgemäß an die Chargenkasse hätten gezahlt werden müssen. —

Friedrich der Große hatte durch d'Argens von den Einsichten und der redlichen Denkungsart Mendelssohns einen so vorteilhaften Begriff erhalten, daß er ihm, bald nach Erteilung des Privilegiums, den Vorschlag machen ließ, in Potsdam eine Seiden-Manufaktur anzulegen, wozu ihm 20 000 Thaler überwiesen werden sollten. Mendelssohn mochte indessen Veranlassung haben, diese Gnade nicht anzunehmen, ohne daß er dem Könige seine Gründe dafür mitteilen konnte. Er führte nur an, daß er von Jugend auf im Bernardschen Hause gewesen, und sich daher nicht entschließen könne, dasselbe zu verlassen. Außerdem habe Bernard bereits eine derartige Manufaktur in Potsdam eingerichtet; er würde deshalb leicht mit ihm in Kollision geraten.

Friedrich betrachtete dieses Argument als einen Beweis von Dankbarkeit und philosophischem Edelmut; gleichwohl aber behielt er eine persönliche Abneigung gegen Mendelssohn. — Dies dokumentierte sich bei verschiedenen Gelegenheiten. So wurde Mendelssohn noch im Laufe des Jahres 1863 durch die Beantwortung der Preisaufgabe „Über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften" von der Berliner Akademie einstimmig zum Mitgliede derselben vorgeschlagen. Allein der König strich seinen Namen in der ihm eingereichten Liste.

„Ich gräme mich nicht darüber," äußerte Mendelssohn; „nur dann würde es mich schmerzen, mit würdigen Männern in einer solchen Verbrüderung nicht stehen zu dürfen, wenn mich die Akademie und nicht der König davon ausgeschlossen hätte."

Eine andere Veranlassung hierzu mochte auch die scharfe Kritik Mendelssohns in den bereits erwähnten Litteraturbriefen über ein Gedicht Friedrich des Großen „Von der Unsterblichkeit der Seele" gewesen sein. Der General-Fiskal hatte infolge dessen den Verkauf der „Litteraturbriefe" bis nach ausgemachter Sache verboten und den Kritiker zur Verantwortung gezogen. Dieser verteidigte sich erfolgreich mit den später oftmals zitierten Worten: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei auch, wer er wolle, König oder Bauer, muß es sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge ausruft, wie er schiebt." —

Auch während des letzten längeren Aufenthalts Lessings in Berlin, von der Mitte Mai 1765 bis April 1767, dauerte der Verkehr zwischen Mendelssohn, Ramler und Nicolai fort und übte den alten Zauber auf die Freunde aus. Noch acht Jahre später rief Nicolai in seinem Briefe vom 17. Juni 1775 an Lessing die Erinnerung an jene Tage wach, in welchen sie einst im Lustgarten seinen Laokoon besprochen hatten.

Oft sehen wir jetzt in Mendelssohns Wohnung die Freunde und Schüler schon in den Nachmittagsstunden versammelt, mit welchen er dann die verschiedenartigsten Gegenstände behandelte, den bedrängten Gemütern in Gewissenssachen, den Bekennern aller Religionsrichtungen seinen Rat und seine Ansichten mit einer Bescheidenheit, Offenherzigkeit und Freundseligkeit erteilte, welche nach seinem Tode unvergessen blieben.

Gleichwohl hatte er viel von seinen orthodoxen Glaubensgenossen zu dulden. Wenn man den Überlieferungen Glauben beimessen darf, so kamen polnische Juden zu ihm, blieben auf der Schwelle seines Zimmers stehen und grinsten ihn verächtlich an. Als er ihnen dann freundlich nahte, spieen sie vor ihm aus und eilten wieder von dannen. Die Fremden dagegen, welche Berlin besuchten — und ihrer waren jetzt viele, — wollten nicht nur den „Philosophen von Sanssouci", den Helden

des Jahrhunderts, und seine Wachtparaden, sie wollten auch den „deutschen Philosophen" sehen, welcher merkwürdigerweise ein Jude war.

Zu diesen Fremden gehörte auch der christliche Theologe Lavater, jener reichbegabte, aber leider zum Mystizismus und Abenteuerlichen hinneigende Mann Der sokratische Geist des jüdischen Philosophen entflammte ihn, den leicht Erregbaren, bis zur enthusiastischen Bewunderung, und er gab derselben in seinen Briefen sowohl, war auch in den „physiognomischen Fragmenten" vielfachen Ausdruck.

So schilderte er ihn dem Kanonikus Breitinger in Zürich: „Den Juden Moses, den Verfasser der philosophischen Briefe über die Empfindungen, fanden wir in seinem Komtoir mit — Seide beschäftigt. Eine leutselige, leuchtende Seele im durchdringenden Auge und in einer äsopischen Hülle; schnell in der Aussprache, doch plötzlich — durch ein Band der Natur im Laufe gehemmt. Ein Mann von scharfen Einsichten, feinem Geschmacke und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und selbst ein metaphysischer Kopf; ein unparteiischer Beurteiler der Werke des Geistes und Geschmacks; vertraulich und offenherzig im Umgange, bescheidener noch in seinen Reden als in seinen Schriften, und beim Lobe unverändert; ungezwungen in seinen Geberden; entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen niederträchtiger Seelen; freigebig und dienstfertig."

Lavater suchte, gestützt auf eine Äußerung Mendelssohns während einer Unterredung über religiöse Dinge, daß er (Mendelssohn) dem Stifter des Christentums seine Hochachtung zu zollen nicht umhin könne, ihn zum christlichen Glauben zu bekehren. Er hatte Bonnets „Beweise für das Christentum" übersetzt und im Jahre 1769, während seines damaligen Aufenthalts in Berlin, mit einer Zueignung und mit der Aufforderung an Mendelssohn gerichtet, diese „Beweise" entweder zu widerlegen oder der Wahrheit die Ehre zu geben und sich taufen zu lassen.

Es kamen schwere, bittere Stunden und Tage für Mendelssohn. Als Israelit festverwachsen mit dem Schicksale seines Volkes, leidend und harrend mit demselben, konnte und durfte er die Schriften Bonnets nicht widerlegen, ohne das Christentum selbst anzugreifen.

In dieser peinlichen Situation gingen ihm zahlreiche Beweise der Teilnahme von seiten der ‚Aufgeklärten' zu. Lessing schrieb ihm sogleich: „Was ist das für ein neuer Angriff, der in der Jenaischen Zeitung von Lavater auf Sie geschehen ist? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz eines abscheulichen Gebäudes nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können. Ich sende Ihnen hierbei Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Narr ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm erlernen möchte."

Mendelssohn entschloß sich zu einer Antwort an Lavater in Zürich, welche von der zarten Feinheit seiner wahrhaft humanen Bildung, von seinem Verstande und von seinem Herzen ein gleich ehrenvolles Zeugnis ablegt. Er blieb dem Bekenntnisse seiner Väter getreu, ohne das Christentum anzugreifen.

Während des nur kurzen Aufenthaltes Lessings in Berlin im Jahre 1775,

zu welcher Zeit derselbe in dem Hause Alte Leipzigerstraße Nr. 1. wohnte, fand ebenfalls ein reger Verkehr des Dichters mit Mendelssohn und Nicolai statt. Wir erfahren unter Anderm, daß die Unterhaltung sich mit dem Charakter der Orsina und mit theologischen Streitfragen beschäftigte, welchen Lessing damals ein großes Interesse widmete.

Als dann die Beziehungen zu den alten Freunden fünfundzwanzig Jahre lang hindurch in steter Treue angedauert, schrieb Lessing wenige Wochen vor seinem Tode, am 19. Dezember 1780, an Mendelssohn: ... „Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! Die Szene ist aus! Gern möchte ich Sie nur noch einmal sprechen!"

Dieser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Wohl aber blieb es Mendelssohn vorbehalten, zwei Jahre nach Lessings Tode, dem Dichter gegen fanatische Verketzerungen ein schönes Ehrendenkmal in seiner letzten Schrift „An die Freunde Lessings" zu errichten. Schon schwer leidend, hatte er dieselbe in fieberhafter Hast geschrieben. Als er dann mit dem Manuskripte zum Buchhändler eilte, überfiel ihn die eisige Winterluft tötlich. Bald darauf, am 4. Januar 1786, schied er aus dem Leben, um drei Tage später zur Erde bestattet zu werden. Es war ihm ja gelungen, gegen die bis dahin herrschende Sitte der sofortigen Beerdigung seiner Glaubensgenossen so erfolgreich anzukämpfen, daß Friedrich der Große mittelst Kabinetsordre diese ‚Usance' aufhob, wodurch den schrecklichen Folgen eines Scheintodes vorgebeugt wurde. „Zwar weiß ich wohl," so schloß Mendelssohn seine Abhandlung über diesen Gegenstand, „daß sie mir nicht folgen werden, denn die Macht der Gewohnheit ist stark; ja vielleicht werde ich gar als ein Irrlehrer erscheinen. Immerhin habe ich doch mein Gewissen von einer Schuld befreit!"

Ramler gedenkt dieses Umstandes in seiner Cantate auf Mendelssohns Tod, indem er sagt:

„Begrabt ihn spät, damit er noch erwache!"
So ruft man durch die Stadt."

Die Bahre des Verewigten umstanden seine Gattin und Tochter (die spätere Gemahlin W. v. Schlegels), Engel und Friedländer, Markus Herz und Moritz; — die Büste Lessings blickte auf seine Reste herab.

Dann wurde ein Mann hinausgetragen nach dem jüdischen Friedhof in der Oranienburgerstraße, welcher aus verachteten Menschen geachtete, aus schachernden Hausierern nützliche Staatsbürger zu machen bestrebt war, — der Mann, welcher Lessing durch seinen sokratischen Geist entzückte und von ihm als der Typus der religiösen Toleranz in seinem „Nathan" verherrlicht wurde."

Also die gleichzeitigen Aufzeichnungen.

Die „Berlinische Monatsschrift" widmete Mendelssohns Andenken dann den folgenden Nachruf: ... „Der Verlust ist groß — fast unersetzlich! Er war der Stolz und die Zierde unserer Stadt. Jedem aufgeklärten und edlen Fremden ward sein Name genannt und seine Bekanntschaft zu suchen anempfohlen. Wer patriotisch dachte, freute sich, diesen wahren Weisen unseren Mitbürger nennen zu können — ihn, der durch Lehren und Beispiel so viel zur Beförderung der Religion, der Tugend und der sanfteren Menschlichkeit, so viel zur Verbreitung wichtiger Kenntnisse beigetragen! Die Welt kennt seine Werke und wird sie, so lange gründliches und freies Denken geachtet wird, verehren!"

In Würdigung dessen und eingedenk der schlichten, von allem Prunk entfernten Lebens- und Sinnesrichtung des Verewigten, setzten ihm seine Nachkommen an Stelle der kleinen, zerfallenen Grabtafel zu Häupten des epheuumschlungenen Hügels nahe der südlichen Mauer des Friedhofes in der Oranienburger Straße einen einfachen Gedenkstein. Unter der hebräischen befindet sich in goldenen Lettern die deutsche Inschrift:

„Moses Mendelssohn, geb. zu Dessau, den 6. September 1729,
gest. zu Berlin, den 4. Januar 1786.“ —

Es ist demnach ein wahrhaft harmonisches Bild, welches uns hier zum erstenmale aus den jüdischen Kreisen der Hauptstadt entgegentritt; Männer aber wie Mendelssohn fanden sich doch nur sehr wenige innerhalb der Judenschaft von Berlin, oder vielmehr: Moses, der Aufklärer, stand einsam auch inmitten seiner Gemeinde da Ehre jener Gesinnung, welche er in den „Morgenstunden oder den Vorlesungen über das Dasein Gottes“ ausgesprochen hat; — wissenschaftlichen Wert aber hat nun einmal kein einziger „Beweis“ für das Dasein Gottes, und es war wiederum nur eine Übertreibung, wenn man Moses Mendelssohn als den größten Philosophen seines Jahrhunderts bezeichnete. —

Wir sagten oben, daß Friedrichs Toleranz gegen die Juden nur eine sehr bedingte war. Erst nach zehnjährigen Bitten erlangten die Juden das „General-Privilegium“ vom 17. April 1750, welches, wie bereits erwähnt wurde, die Zahl der ordentlichen Schutzjudenfamilien in Berlin auf 150 festsetzte und die Judenschaft auch sonst noch vielfach beschränkte. Um eben diese Zeit ereignete sich jener oben angedeutete schmutzige Handel, in welchem Voltaire im Vereine mit dem Juden Heine Veitel Ephraim den andern Juden Abraham Hirsch zu überlisten versucht hatte. Der König schrieb über diese Angelegenheit eigenhändig die Spottschrift „Tantalus im Prozesse“; — Voltaire wurde als „Angouletout“ von dem fürstlichen Schriftsteller als der eigentliche Urheber der Schmutzgeschichte zwar aufs Empfindlichste gegeißelt; andererseits aber gab auch das Verhalten der reichen, bei der Angelegenheit beteiligten Israeliten keinen Grund dafür ab, die Fremdlinge besonders liebzugewinnen. Der König wußte es ferner sehr wohl, wie beträchtlich die Juden während seiner Kriege an den Militärlieferungen zu verdienen verstanden hatten: er drückte die reicheren Mitglieder der Gemeinde daher nach — Kräften. Nicht allein, daß er die Schutzgelder der Juden im gesamten Lande Preußen von 15,000 auf 25,000 Thaler jährlich erhöhte, — nicht allein, daß noch eine „neue Auflage“ unter dem Namen der „Silberlieferung“ entstand: er zwang die Juden bekanntlich auch, sobald dieselben irgend eine neue Konzession nachsuchten, der von ihm begründeten Porzellan-Manufaktur eine nicht unbedeutende Menge von Porzellanwaren abzunehmen, welche sie dann auf ihre Gefahr hin im Auslande zu verkaufen gezwungen waren. Der große Monarch, welcher seine eigenen Landeskinder aufs Härteste zu besteuern angewiesen war, zeigte sich also nur sehr wenig geneigt, den Fremden ein großmütiger Beschützer zu sein. Bald mußten sie ihm einen Perlenschmuck, bald kostbare Möbel abkaufen, sobald es ihm an barem Gelde mangelte; auch als „Mitgift-, Nachlaß- und Häusersteuer“ trieb er immer wieder neue Abgaben auf das unbarmherzigste von ihnen ein. Die Ältesten der Gemeinde blieben für etwaige Vergehungen der Mitglieder derselben noch immer solidarisch haftbar; die harten und herab-

würdigenden Formen des Judeneides wurden gleichfalls noch beibehalten. Man sieht also klar: der König, dessen Leben nur ein unausgesetztes Ringen und Arbeiten das Vaterland gewesen ist, konnte sich mit der selbstsüchtigen Art des Judentum wie sie ihm z. B. in seinem jüdischen Hofjuwelier und Münzfaktor Veitel He Ephraim, dem Erbauer des kostbaren Hauses an der Poststraßen- und Mühlendamme entgegentrat, gewiß nicht befreunden. Eine so sündhafte Habsucht mußte ihn widern, und wenn die Sage auch erzählt, Friedrich habe dem Juden Ephraim acht, den Balkon jenes Hauses tragenden Monolithen aus den Resten des zerstör Gräflich Brühlschen Schlosses Pförten überwiesen, so weiß sie auch davon zu richten, daß der Monarch, als ihm die Pracht des Ephraimschen Hauses namentlich das „chinesische Zimmer" im zweiten Stockwerke desselben gezeigt wur geäußert haben soll:

„Nun fehlt nichts mehr vor Ephraim, als nur — ein Galgen vor dem Hau denn der Cujon hat mich aufs Schändlichste betrogen."

Allzugroße Toleranz gegen die Juden war demnach des großen Königs Sa gewiß nicht. Er gebrauchte die Juden lediglich, wo ihre Findigkeit ihm helfen konn Jenes Sprüchlein auf das schlechte Geld, welches er eine Zeit lang prägen lassen muß

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim!" —

war ihm gar wohl bekannt. Was Ludwig Geiger auch immer für seine Glauber genossen vorbringen mag: es ist unleugbar, daß die Juden von Berlin in ih allgemeinen Beschaffenheit eine Emanzipation jetzt noch nicht verdienten. Auch die rei Fülle der wohlthätigen Stiftungen, welche damals aus der Mitte der Berli Judenschaft heraus entstanden, beweist, so gern wir ihr Verdienst auch anerkenn immerhin noch nichts für den sittlichen Wert ihrer Stifter; — auch Ephraim erricht im Vereine mit Daniel Itzig ein Armenkinderhaus. Dennoch aber soll es h erwähnt sein, daß Dr. Geppert, der ausgezeichnete, ausführlich gerade die G schichte dieses Zeitraumes darstellende Bearbeiter der Berliner Lokalhistorie, ni weniger als vierzehn wohlthätige Stiftungen und Vereine aufzuzählen weiß, wel während jener Tage aus dem Schoße der jüdischen Gemeinde Berlins entstan sind. Nachdem das Prinzip der Toleranz aber einmal verkündet worden war, mu es befreiend über kurz und lang wirken auch für die Juden unsrer Stadt. D Publizistik, welche für die Juden thätig war, betrachten wir unten im Z sammenhange.

Blicken wir nunmehr auf das Gebiet der evangelischen Kirche hin. Es ist, w wir bereits ausführten, tief beklagenswert, daß Friedrich der Große so wenig H für sie besessen hat. Allein sie selbst bewies der Kraft genug, um des Königs Gn entbehren zu können; ja, auch der Spott des vereinsamten Monarchen vermoc nicht, ihr zu schaden. Mochte er auch immer dekretieren: „Mag die Gemeinde einen ‚Fasen' wählen, welchen sie wil; ich kenne die ‚Chekers' nicht;" — mochte selbst das hehre „Gottesgnadentum" aus dem königlichen Titel hinweglassen, — moc er endlich sogar die Edelsteine in dem goldenen Geschmeide des deutschen Kirchenlie nur für „dummes und thörichtes Zeug" erachten: Friedrich der Große hat ein nachteiligen Einfluß auf das kirchliche Volksleben in Berlin selbst dennoch ni ausgeübt. Mit Recht sagt ein hellsehender Geschichtsschreiber Berlins:

„Die Verachtung, welche der König dem geistlichen Stande gegenüber bewies, erweckte naturgemäß eine Art von Opposition gegen die Anschauungen des Monarchen, und es fehlte nicht an Leuten, welche sich deshalb an die überlieferten Glaubenssätze nur um so fester anschlossen, als sie dieselben bekämpft erblickten. Sodann geschah es auch, daß einige sehr achtbare und zum Teile berühmte Prediger, wie Spalding, Teller, Sack und Erman, entweder durch ein kluges Nachgeben ihre Würde behaupteten oder den neuen Überzeugungen sich zu nähern suchten. Trotz des allgemeinen Wechsels der Meinungen erhielt sich der kirchliche Sinn in vielen Familien Berlins daher auch in den Tagen Friedrichs auf eine beinahe überraschende Weise."

Gewiß, — das that er! Nur, daß der Pietismus mit seinem heiß dem Ewigen entgegenschlagenden Herzen fast all' sein Terrain jetzt an den Rationalismus, — an eine kühle, das Wunder leugnende Auffassung der Dinge, verlor. „Gott, Tugend und Unsterblichkeit," — dies dreies aber ließ man dennoch immer gelten. Auch die Moral, welche der Rationalismus praktisch befolgte, war in bürgerlichen Kreisen keineswegs etwa eine laxe; im Gegenteil, es fand sich sehr viel ernstes Streben, sehr viel wahrhaft fromme Lebensführung und hilfreiches Christentum gerade bei den entschiedensten Rationalisten vor. Die Verbreitung der „böhmischen Brüder" und der „Herrenhuter" auch nach Berlin hatte indessen auch die schöne Folge, daß das Feuer frommer Andacht in der Residenz wenigstens nicht ganz und gar verlosch. Davon legte auch der bekannte „Berliner Gesangbuchsstreit" von 1765—1781 ein sehr beredtes Zeugnis ab. Spalding, Dietrich, Teller hatten in ihrer Neubearbeitung dem guten alten „Porst" allerdings ein wenig übel mitgespielt Köstliche Texte, wie der des ergreifenden: „O Lamm Gottes, unschuldig" und das erhebende „Befiehl' du deine Wege" waren bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und verwässert worden; — allein das Volk von Berlin ließ sich diesen edlen Schatz der alten Lieder, an welchem sich die Herzen einst erhoben hatten, nicht entreißen, und es erfolgte nunmehr auf die Petition vom 18. Januar 1781 jene obenerwähnte berühmte Antwort von den „ruhenden Wäldern", die „eitel dummes und thörichtes Zeug" seien. Es schmerzt, den König so sprechen zu hören; allein — ist es nicht geradezu unbillig, ein Verständnis für altkirchliche Poesie bei ihm überhaupt vorauszusetzen? — In Ruhe ließ er sie daher gewähren, die Männer von der kirchlichen Rechten, wie die von der kirchlichen Linken, die Entscheidung über religiöse Dinge nur ihrem Gewissen überlassend. Nicht der Glaube, sondern die That und die Erfüllung der Pflicht, — nicht das Gefühl, sondern die Einsicht und die Verbreitung derselben waren ihm die Leuchtsterne seines Lebens geworden. Daß ein Volk ohne Religion indessen nicht zu bestehen vermag, das erschloß sich ihm leider erst am Ende seines Lebens, als er es schmerzlich erkannte, wie mit dem alten frommen Glauben zugleich auch die alte gute Sitte aus der Welt verschwunden war. Da aber war's zu spät. —

Nachdem wir in dem Vorstehenden die religiösen Strömungen der Epoche Friedrichs des Großen dargestellt haben, ist es nunmehr unsere Aufgabe, die wissenschaftlichen Leistungen jener Tage zu würdigen. Wir beginnen mit einer Darstellung des Berliner Schulwesens während der Regierungszeit Friedrichs des Zweiten.

Mit Recht darf man sagen, „daß die Berliner Schulen erst unter Friedrich II. das geworden sind, was sie stiftungsmäßig sein sollen": Vorbereitungsanstalten für das Leben, Bildnerinnen guter Bürger, Erzieherinnen für den Staat. Still und geräuschlos, ja fast unmerklich, vollzog sich jetzt ein Vorgang von der höchsten

Wichtigkeit: die Emanzipation der Schule von der Kirche. Es ist kein Zweifel, daß diese Thatsache als eine segensvolle zu begrüßen war, denn die evangelische Geistlichkeit hatte sich als Gesamtstand der hohen Aufgabe, auch den Volksunterricht zu leiten, leider nicht im Entferntesten gewachsen gezeigt. Vornehmlich hatte sie die schwere Schuld auf sich geladen, den Unterricht der Kinder der Armen, — der Kinder also, welche der Erziehung am meisten bedürfen, — aufs Sträflichste vernachlässigt zu haben. Der Pietismus hatte, wie seine großen, volksrettenden Thaten beweisen, diese Verschuldung der Kirche auch völlig klar erkannt; er war indessen, da ihm stets etwas von dem weltfremden Geiste des Sektierertumes anhaften blieb, keineswegs dazu befähigt, für die Gesamtheit des Volkes in dieser Beziehung wirkliche Abhülfe zu schaffen.

Für die armen Kinder Berlins hatte in erziehlicher Hinsicht zuerst jene obenerwähnte Frau Generalfeldmarschall von Spaën gesorgt, welche ein Kapital von 4000 Thalern zur Anlage von Armenschulen legiert hatte. Es konnten davon 12 Anstalten errichtet werden; — da aber so großmütige Wohlthäter für die edle Sache sich vorerst nicht weiter fanden, so ging die Anzahl dieser Schulen von 1699 bis zum Jahre 1715 von zwölf bis auf drei zurück. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. stieg die Zahl dieser Schulen zwar wieder bis auf sieben; größere Legate aber wurden für den edlen Zweck, den Kindern der Armen die Zukunft zu erleichtern, erst wieder unter Friedrich dem Großen dargebracht. Ein ungenannter Wohlthäter z. B. übersendete im Jahre 1773 dem Armen-Direktorium eine Gabe von 5000 Thalern für die Freischulen; eine Witwe Lehmann spendete 2000 Thaler, — vieler anderen milden Geber und Gaben zu geschweigen. So konnte nun das Armen-Direktorium endlich eine „Haupt-Freischule" errichten. Mit den dargebotenen Mitteln wurden ferner sogenannte „Nebenschulen" angelegt. Sie und vier lutherische, sowie zwölf reformierte „Freischulen" sorgten fortan für den Volksunterricht. In musterhafter Weise wurde auch an der alten, schon durch Friedrich I. angelegten „Garnisonschule" geändert und gebessert. Man sieht, diese Reformen oder vielmehr diese Neubildungen gingen nicht direkt von Friedrich dem Großen selbst aus; gleichwohl waren sie dennoch Erzeugnisse jenes neuen Geistes der Aufklärung, welcher durch Friedrichs Sinnesweise und Friedrichs Thaten wachgerufen und verbreitet worden war. Seien wir stets des hohen Wortes eingedenk: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Wir sehen es dann klärlich ein, wieviel wir der Periode der Aufklärung verdanken, so kühl uns auch ihr Odem anweht. Trotz aller Indifferenz gegen das Dogma entfaltete sich die christliche Liebesthätigkeit während dieser Zeit in erfreulicher Weise; Legaten-, Armen-, Witwenkassen und Hospitäler wurden in reicher Anzahl gegründet, erneuert und besser dotiert; vor allem aber lag es dem Geiste der Aufklärer nahe, der Schule mit liebevoller Sorgfalt zu gedenken. Es versteht sich, daß die Mitglieder der französischen Kolonie, welche so gütig namentlich für die „Pauvres honteux", für die verschämten Armen in ihrer Mitte, sorgten, und deren Wohlthätigkeitsanstalten geradezu als musterhaft bezeichnet werden können, hinter den Mitgliedern anderer Gemeinden nicht zurückgeblieben sind. Sie richteten in ihren nunmehrigen fünf Parochien, der Dorotheenstadt, dem Werder, der Friedrichstadt, in Berlin und in der Luisenstadt je eine Freischule ein; ja, selbst die armen Böhmen besoldeten einen Schulhalter für die „Weberkinder" auf der Friedrichstadt, und die Katholiken erbauten sich im Jahre 1778 gleichfalls ein neues Schulhaus. —

Bedeutsamer noch war, was auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens geschah. Am grauen Kloster folgten sich in dieser Periode die hochverdienten Rektoren Joachim Christoph Bodenburg, Johann Jakob Wippel und Anton Friedrich Büsching von 1743 bis 1793. Am 17. Mai 1765 erschien ein königliches Reskript, welches eine Hebung des gesamten Berliner Gymnasialwesens in Aussicht nahm und eine Untersuchungskommission für das gelehrte Schulwesen einsetzte. Diese Kommission verordnete die Kombinierung des Köllnischen mit dem Berliner Gymnasium und berief zum Rektor dieser vereinigten Anstalten einen Dr. Büsching, welcher sich damals in Altona aufhielt, nachdem er sich durch die Einrichtung der St. Petrischule zu Petersburg bereits den Ruf eines ausgezeichneten Pädagogen erworben hatte. Mit glücklichster Hand führte Büsching nunmehr eine Reorganisation jener Anstalten durch, welche mit den Resten des mittelalterlichen Schulwesens völlig aufräumte und das vereinigte berlinisch-köllnische Gymnasium innerlich wie äußerlich veredelte. Aus den traurigsten Verhältnissen stieg unter der weisen und besonnenen Leitung Büschings die Schule zu nun neuem Glück und Glanz empor. Nicht allein, daß der große Gelehrte und Schulmann jenem Gymnasium einen neuen Lehrplan und neue, wohnlichere Räume verlieh: er erwarb ihm durch das hohe persönliche Ansehen, dessen er sich zu erfreuen hatte, auch zahlreiche Förderer und Freunde in den weitesten Kreisen, Prinzen, Prinzessinnen, Staatsminister u. s. w. — Der größte Wohlthäter erwuchs dieser Anstalt indessen in einem ihrer ehemaligen Schüler, in Sigismund Streit.

Der soeben genannte wackere Bierbrauer- und Hufschmiedssohn aus Alt-Berlin hatte im Jahre 1701 das Gymnasium zum grauen Kloster verlassen; er hatte den Wanderstab heitern Sinnes ergriffen und war nach Altona gegangen, ein Kaufmann dort zu werden. Das Glück aber hatte ihn freundlich geleitet; er hatte im Jahre 1715 eine Handlung zu Venedig gegründet, welche derart prosperierte, daß er bei seinem Tode (in der Nacht vom 19. zum 20. Dezember 1775) ein beträchtliches Vermögen hinterließ, welches er zum Teile schon vorher dem grauen Kloster, der Stätte seiner Jugendbildung, vermacht hatte. Die Stiftungskapitalien, über welche das graue Kloster infolge der verschiedenen Streitischen Schenkungen verfügt, sind so bedeutende, wie sie keine ähnliche Berliner Anstalt besitzt: wohl über 400,000 Mk. Zum Andenken an den edlen Wohlthäter, welcher auf dem einsamen protestantischen Kirchhofe am Lido von Venedig ruht, mahnen aber nicht allein seine segenspendenden Stiftungen, — nein, mahnen auch die schönen Werke italienischer Maler, welche die Räume des grauen Klosters schmücken, — Canalettos und Amiconis, — Venetianer Ansichten und mythologisch-allegorische Darstellungen.

In ganz ähnlicher Weise wie die berlinisch-köllnische Schule wurde vom Jahre 1767 ab auch das Joachimsthalsche Gymnasium durch seinen Visitator, den berühmten Ästhetiker Sulzer, und durch seinen Rektor Meierotto umgestaltet. Das Friedrich-Werdersche Gymnasium erfuhr eine ähnliche Umwandlung, nachdem der berühmte Schulmann Friedrich Gedicke im Jahre 1779 zum Rektor desselben ernannt worden war. Allein es kommt hier weder auf die Namen, noch auf die Daten an, sondern vielmehr auf jenen Geist, welcher von dem leuchtenden Dreigestirne Büsching-Gedicke-Meierotto ausgegangen ist und kräftig auch auf das „Collége français“ und die Friedrichstädtische Schule eingewirkt hat. Vielleicht darf man denselben also bezeichnen: strenge Zucht und feste Gebundenheit im Äußern, — im Innern aber Befreiung von scholastischem Wuste und Anerkennung des Grundsatzes, daß es nicht

Zweck der Schule sei, das einseitige Erlernen irgend einer Sprache oder Wissenschaft zu fördern, geschweige denn für ein sogenanntes „Brotstudium" vorzubereiten, — sondern den Schüler mit einer harmonischen Ausbildung seines Geistes zu versehen. Griechischer Geist also, — begeistertes Hellenen- und Humanistentum einerseits, — Frömmigkeit des Gemütes und preußische Disziplin andrerseits. Das ist auch wohl das Rechte.

Neben den Gymnasien aber kamen jetzt auch noch andere höhere Schulen in der Hauptstadt auf. Am 19. Sonntage nach Trin. 1738 hatte einst der Prediger Johann Julius Hecker zu Wusterhausen vor dem alten Könige gepredigt; er hatte sich das besondere Wohlgefallen des hohen Herrn errungen, und letzterer hatte ihm auf dem Schloßplatze zugerufen:

„Recht so! Er soll bei der neuerbauten Dreifaltigkeitskirche in Berlin Prediger werden! Er muß, wie er es heute hier gethan, den Leuten auf der Friedrichsstadt den Herrn Jesum predigen und sich der Jugend recht annehmen; denn daran ist doch am meisten gelegen." —

Dies Wort ist auf den fruchtbarsten Boden gefallen; — es ließ Hecker nun nicht mehr ruhen, so oft er die verkümmerten Schulverhältnisse erblickte, unter welchen die nicht eben für die gelehrten Studien bestimmte Jugend heranwuchs. Im Jahre 1747 gründete er daher auf der Friedrichsstadt, Kochstraße 66, eine Schule, welche für den Geist des Zeitalters der Aufklärung in besonderer Weise charakteristisch ist. Er nannte seine Anstalt eine „ökonomisch-mathematische Realschule, in welcher junge Leute zur Handlung, zum Bauwesen, zu Künsten und Gewerben, desgleichen zur Haushaltung (Ökonomie) in den Städten und auf dem platten Lande erzogen und vorbereitet werden sollten." Hecker, welchen die gleiche, heiße Liebe zur Jugend trieb wie einst die Pietisten, gewann mit seinem wahrhaft praktischen Programme, welches er im Monate Mai des Jahres 1747 veröffentlichte, sofort die Gunst der Bevölkerung Berlins, sowie das Wohlgefallen und die Unterstützung des Königs. Bald überflügelten daher die drei Fachschulen an der Dreifaltigkeitskirche, wie wir sie wohl zu nennen vermögen, alle anderen Bildungsanstalten der Stadt. Es ist wiederum ein Sieg des Gottvertrauens; denn Hecker lebte der festesten Überzeugung, daß Gott sich seiner als eines geringen Werkzeuges zur Erreichung seiner eigenen hohen Ziele bediene. Er verstarb am 24. Juni 1768. Obwohl er mit seiner felsenfesten Gläubigkeit fast wie ein Fremdling inmitten seiner ungläubigen Zeit erscheint, gehört er dennoch zu den Männern, welche auf das Nachhaltigste im Sinne edelster Aufklärung gewirkt haben.

Auch der König, der ungläubige König, — er verehrte diesen hohen, reinen Mann als einen Wohlthäter seiner Hauptstadt. Heckers gleichfalls hochverdienter Nachfolger, der Pastor Silberschlag, förderte das Werk durchaus im Sinne des Stifters, nur, daß er die lateinische Schule auf der Friedrichsstadt in ein Pädagogium, die Real- in eine Kunstschule, die deutsche Schule aber in eine Handwerkerschule umwandelte. Reicher Segen hat auch seiner Wirksamkeit gelohnt. —

Schon unter Friedrich I. begegneten wir einer Kadettenschule in Berlin; sie befand sich in der Klosterstraße No. 36, also auf dem Terrain, dem „Lagerhause" gegenüber, ist demnach nicht mit der im Lagerhause selbst belegenen Ritter-Akademie zu verwechseln. Dieses Kadettenhaus siedelte im Jahre 1720 nach dem Hetzgarten über. Im Jahre 1765 stiftete der König Friedrich II. indessen außerdem noch eine

académie militaire des nobles, eine Kriegsschule für Edelleute. Es ist bezeichnend, daß im Unterrichtsplane derselben auch die Erklärung von Lockes ‚essay on human understanding', — ja selbst diejenige der juristischen Litteratur jener Tage, besonders des „Codex Friedericianus“, eine Stelle gefunden hatte. Wohin wir also auch blicken: Aufklärung und Licht allüberall! —

Wir sahen ferner bereits, wie der große König, sogleich nach dem Antritte seiner Regierung, Maßregeln traf, um die kläglich zu grunde gegangene Akademie der Wissenschaften, den Gegenstand des Hasses und der Verachtung seines Vaters, wiederherzustellen. Friedrich mußte es vorläufig jedoch bei einer Société Litéraire bewenden lassen, deren Mitglieder sich entweder bei dem Feldmarschalle Grafen von Schmettau oder bei dem Staatsminister von Borck versammelten und einen gelehrten Briefwechsel mit einander unterhielten. Erst am Ende des Jahres 1743 konnte ein weiterer Schritt zur Wiederaufrichtung dieses berühmten Institutes geschehen; es wurde zunächst eine Kommission zur Organisation desselben niedergesetzt. Der König wollte nach den Vorschlägen der Kommissionsmitglieder das Protektorat über die Akademie übernehmen; die Aufsicht über das Institut aber sollten vier Staatsminister führen: damals die Herren: Graf von Schmettau, von Gotter, von Borck und von Viereck. Die Mitglieder der Akademie aber wurden in vier Klassen verteilt, von welchen letzteren jede wiederum sechs Gelehrte umfaßte. Als Arbeitsfelder wurden diesen vier Klassen zugewiesen: der ersten die Physik, der zweiten die Mathematik, der dritten die Philosophie, der vierten die Geschichte und die Philologie. Für Ehrenmitglieder wurden sechzehn Plätze freigehalten. Am 23. Januar 1744, am Tage also vor dem Geburtstage des Königs, hielt die neue Akademie ihre erste Sitzung im königlichen Schlosse ab; der altersgraue Hohenzollernsitz blieb die Heimat dieser gelehrten Gesellschaft auch so lange, bis ihr altes Versammlungslokal, der königliche Marstall auf der Dorotheenstadt, welcher im August 1742 mit all' seinen kostbaren Sammlungen den Flammen zum Raube gefallen war, sich wiederum aus dem Brandschutte erhoben hatte; erst am 1. Juni 1752 konnte hier, unter den Linden, die erste Sitzung der „Académie des sciences et des belles lettres“ abgehalten werden.

Es lag im Geiste jener Zeit, — es lag vor allem im Geiste Friedrichs, daß der Zuschnitt des neuen Institutes ein durchaus französischer ward. Der erste Präsident, der Mathematiker Pierre Louis Moreau de Maupertuis, hatte die Reorganisation der Akademie übernommen; all' ihre Einrichtungen fußten daher auf französischen Vorbildern. Jordan ward Vizepräsident, de Jarriges beständiger Sekretär. Die Veröffentlichung selbst der deutsch-gelesenen Abhandlungen erfolgte in französischer Sprache; wir sehen also: die Akademie war die Trägerin einer fremdländischen Kultur inmitten unseres Volkes. Unvergänglich aber sind dennoch ihre Verdienste. Erinnern wir uns nur daran, in welcher Mißachtung die Wissenschaft in den Tagen König Friedrich Wilhelms I. gestanden hatte. Jetzt aber erblicken wir den sieggekrönten Sohn des Heimgegangenen, den allbewunderten Helden des Schwertes, selbst an der Spitze einer gelehrten Gesellschaft. Und nicht allein, daß er sie schützt, — nicht allein, daß er ihren Mitgliedern Lorbeern und goldenen Sold in Fülle darreicht; nein, er ist zugleich selbst einer ihrer thätigsten Mitarbeiter; er feiert die Erneuerung der Akademie durch eine Ode; er läßt in ihren Sitzungen seine eigenen historischen und philosophischen Abhandlungen vortragen; er stiftet für den Versammlungssaal derselben die berühmte Houdonsche Büste Voltaires. Er bewegt selbst eine Katharina von

Rußland dazu, als Ehrenmitglied dieser seiner geliebten Akademie anzugehören. Auf solche wahrhaft edle Weise zeigt er es dem verwunderten Europa, daß auch ein deutscher Fürst es vermochte, Institute von rein wissenschaftlichem Charakter als die Zierden seines Landes anzusehen. Wie mußten solche Maßnahmen des Königs die Aufklärung im edelsten Sinne des Wortes, d. h. das wissenschaftliche Leben inmitten seines Volkes befördern! —

Zur Akademie gehörte ferner die Sternwarte in der Dorotheenstraße, welche mit den vorzüglichsten Instrumenten versehen wurde, gehörte auch ein chemisches Laboratorium, welches dieser Sternwarte gegenüber belegen war, — gehörte sodann der große botanische Garten außerhalb der Stadt unweit von Schöneberg, gehörte endlich auch — eine Quelle reicher Einnahmen, — der ausschließliche „Debit der Kalender". Losgetrennt aber wurden von ihr nunmehr jene ärztlichen Anstalten, welche sie auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. so lange hatte erhalten müssen: das „Theatrum anatomicum" und das „Collegium medicochirurgicum". Aus dem letzteren entstand durch das neue Reglement vom Jahre 1754 die berühmte „Pepinière" in der großen Friedrichsstraße, welche ihr Statut indessen erst später erhielt.

Bald zeigte sich auch jener hohe Segen, welcher einer solchen That des Königs, wie die Wiederaufrichtung der Akademie sie war, lohnen mußte. „Die Stadt Berlin, in welcher man unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. nur hier und da ein paar Schulschriften, fliegende Blätter und Predigten erscheinen sah, wurde jetzt der Geburtsort der bedeutendsten litterarischen Unternehmungen und der Stapelplatz für die gesamte geistige Produktion Europas. Hier befand sich das Forum für die Beurteilung des Wertes der neuen litterarischen Erscheinungen; hier das Asyl für alle verfolgten Autoren." — Was leistete Friedrich nicht selbst als geschichtlicher, als philosophischer, als schönwissenschaftlicher Schriftsteller! Wie mußte dieses gewaltige Vorbild, — das eines Kriegers, Staatsmannes, unermüdlich thätigen Monarchen, Philosophen, Geschichtsschreibers und Dichters zugleich — alle diejenigen beschämen, deren Lebenszweck es war, für die Wissenschaft zu arbeiten, und die gleichwohl bis dahin nur erst so wenig zu leisten verstanden hatten! —

Versuchen wir es nunmehr, nachdem wir im Vorangegangenen bereits die überaus charakteristische Gestalt des Philosophen Moses Mendelssohn auf dem Grunde des Bodens, auf welchem sie erwachsen ist, dargestellt haben, ein Bild des wissenschaftlichen Lebens in Berlin während des Zeitalters der Aufklärung wenigstens in seinen bezeichnendsten Zügen zu entwerfen.

Auf dem Gebiete der Theologie stockte die Forschung. Auch der berühmte Sack, † 1786, obwohl Mitglied der Akademie, war kein wissenschaftlicher Theologe. Hochgefeiert aber wurde jene moralisch-praktische Lehrthätigkeit, wie sie der Berliner Propst Johann Joachim Spalding, † 1804, in seiner Schrift von der „Bestimmung des Menschen" ausübte, welche letztere nicht weniger als dreizehn Auflagen erlebte. Tellers „Lehrbuch des christlichen Glaubens" ist eine ganz wertlose Dogmatik; hoch anzuerkennen aber ist jener Mut, mit welchem dieser Geistliche, † 1804, unter der nachfolgenden Regierung die Prinzipien der friederizianischen Gewissensfreiheit vertrat. Von den oben genannten drei großen Pädagogen Büsching, Meierotto und Gedicke sind Büschings hohe Verdienste um die Geographie noch heute unvergessen. Mit Recht trug der Grabstein des im Jahre 1793 verstorbenen Direktors vom grauen Kloster die Inschrift: „Hier schlummert im Schoße der Erde ihr Beschreiber."

Friedrich Gedicke ferner, † 1805, ist der Stifter des philologischen Seminars am Köllnischen Gymnasium und der Begründer der „Berlinischen Monatsschrift“, auf welche wir weiter unten noch zu sprechen kommen. Aus der großen Anzahl jener Männer, welche sich in dem damaligen Berlin den philosophischen Wissenschaften zuwendeten, nennen wir hier nur den großen Schweizer Sulzer, den talentvollen und hochgebildeten Schüler Geßners, Bodmers und Breitingers Das hervorragendste Werk, welches der leider schon so früh, im Jahre 1772, von uns geschiedene Ästhetiker uns hinterlassen hat, ist seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste“. Ein reiner Charakter durch und durch, wie Moses Mendelssohn es war, erfreut uns Sulzer vorzüglich durch seine Wertschätzung der deutschen Litteratur. Vergeblich aber nur versuchte auch er es, dem Monarchen die „Messiade“ nahezubringen. „Der König liest nun einmal Deutsches nicht,“ entgegnete ihm der Herr von Maupertuis. Alle übrigen Berliner Philosophen aus der Zeit Friedrichs des Großen sind heut' jedoch mit Recht vergessen. Wer erinnert sich jetzt noch des jüdischen Gelehrten Salomon Maimon und jenes Johann Bernard Merian, † 1807, welcher aus der stillen Inspektoratswohnung des Collége français heraus das Wolffsche System umzustürzen versuchte? — So lebhaft also der Eifer war, mit welchem die Berliner jener Tage sich um das Banner der Aufklärung scharten, so gering waren im Grunde genommen die philosophischen Leistungen der hier ansässigen Gelehrten; — Leistungen von Einheimischen sind überhaupt nicht zu verzeichnen. Mit vollem Recht ist diese Erscheinung folgendermaßen erklärt worden:

„Der Strom, welcher plötzlich so viel an Breite und an Klarheit gewonnen hatte, — er hatte an Tiefe verloren und war an manchen Stellen bedenklich seicht geworden. Der Hang jener Zeit ging entschieden mehr auf das Zerstören als auf das Aufbauen.“ Und das ist unbestreitbar.

Das Wort „Aufklärung“ selbst, welches einst eine so hohe Berechtigung gehabt hatte, — das setzen wir hinzu, — wurde leider nur allzu bald zu einer leeren Phrase, zu einem Schiboleth, unter welchem dann gegen alle berechtigten, persönlichen Eigentümlichkeiten sowie gegen jedwede Herzens- und Geistestiefe angekämpft wurde. Lesen wir z. B. heut' einmal eine philosophische Abhandlung des gefeierten Akademikers Erman, — es ist wahrhaft erstaunlich, wie wenig positiven Gehalt sie besitzt; — Phrase ist fast alles. Das trifft auch bei den historischen Schriften dieses sonst so verdienten Mannes zu.

Unendlich weit höher steht, was das Zeitalter der Aufklärung auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften, auf dem der Naturwissenschaft einschließlich der Medizin, auf dem Felde der Staatswissenschaften und auf dem der Geschichte an Früchten hervorgebracht hat. Hier galt es eben, positives zu leisten; hier ließ sich mit der Phrase niemand täuschen. Wir nennen hier nur die Namen: Generalstabs-Medikus Cothenius, Professor Markus Herz, Dr. Kurella, Selle, — wir erinnern nur an die hochverdienten Doktoren Meckel und Walter, an Lieberkühn und Mursinna; — wir gedenken ferner der Zoologiker, Botaniker und Mineralogiker Gerhard und Gleditsch, Bloch, Herbst, Martini und Otto, — des Astronomen Bode, der Chemiker Achard, Hermbstädt, Marggraf und des berühmten Klaproth. Welch' reiche Fülle klangvoller Namen auf dem Gebiete der Medizin und der Naturwissenschaften tönt uns dann entgegen! Unvergänglich ist der Ruhm des Mathematikers Euler. Auf dem Gebiete der mehr politischen Staatswissenschaften schließen sich ihnen an: der Statistiker Süß-

milch, der Technologe Jacobson, der große Ökonomie-Encyklopädiker Krünitz, der Forstwissenschaftslehrer von Burgsdorf, die Topographen Beckmann, Borgstede, Fischbach und Buchholtz. Hennert, von Pfau und von Tempelhof aber traten als sehr berufene Militärschriftsteller auf.

Und das führt uns auf etwas Anderes. Ein Volk, welchem ein König wie Friedrich der Große gegeben war, ein Mann des Schwertes und ein Geschichtsschreiber zugleich, wie es ein Thukydides und Cäsar gewesen, — ein solches Volk mußte sich auch zu den Thaten der Ahnen zurückwenden. Daher diese plötzlich erwachende Vorliebe für die vaterländische Geschichte. Küster, König, Fischbach, Lenz, Ölrichs, vor allem Möhsen, Jakob und Philipp Jakob Schmidt, Gerken und Nicolai, Johann und Bernhard Ludwig Beckmann, — dies sind die Namen der hervorragendsten Gelehrten jener Zeit, welche sich mit der Vergangenheit unsrer Heimat beschäftigt haben. Die Geschichte der Stadt Berlin darf an den hervorragendsten dieser Männer nicht stillschweigend vorübergehen.

Aus alter Zeit waren außer den Urkunden und den zerstreuten Berichten märkischer Chronisten an Chroniken der Residenz allein vorhanden: die Aufzeichnungen der Stadtschreiber von Kölln, die Wendlandsche Chronik und das Chronicon Berolinense des Bürgers Pusthius. Darauf verfaßte der Krossener Archidiakonus Möller eine bis jetzt noch ungedruckte Chronik im Stile seiner Zeit. Nunmehr erschienen 1727 bis 1729 die Memorabilia Coloniensia des Rektors Georg Gottfried Küster, welche 1731 fortgesetzt wurden. Ihnen folgten drei Schriften des Predigers Jakob Schmidt, die Memorabilia Berolinensia, Coloniensia und die Annales Berolinenses, 1729, 1733 und 1736. Eine Geschichte Berlins aus der Feder des älteren Beckmann gelangte leider nicht zum Drucke. Sie ist handschriftlich auf der Magistrats-Bibliothek vorhanden. Nun aber, nachdem der Stern Friedrichs des Großen aufgegangen war, regte sich das Interesse an der Geschichte der Hauptstadt in lebendigerer Weise. Küster konnte sein im Jahre 1737 in Gemeinschaft mit dem Kammer-Gerichts-Advokaten Müller begonnenes Werk, „das Alte und Neue Berlin", in 4 Teilen bis zum Jahre 1769 weiterführen. All' diese Arbeiten sind trotz ihrer großen Mängel hochverdienstlich. Weit aber wurden dieselben noch von nachfolgenden Werken übertroffen.

Die Liebe zum Vaterlande war erwacht, — erwacht unter dem Kusse der Siegessonne Friedrichs. Eine zuvor nie gekannte Begeisterung gab sich aller Orten kund. Goethe schrieb 1757: „Wie sich auch die Siege und Unglücksfälle verschlangen: immer schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm in kurzem wieder oben! Wir konnten dieses Jahr nur in großer Gemütsbewegung verleben." — Im Jahre 1761 erschien bei Friedrich Nicolai in Berlin die nur wenig umfangreiche Abhandlung Thomas Abbts, eines Ulmer Bürgersohnes, vom „Tode für das Vaterland"; — sie ist ein rührendes Vermächtnis dieses glänzenden Geistes an das deutsche Volk. Friedrichs Genius allein hatte dem jungen Frankfurter Professor diese Funken feuriger Rede entlockt. Es ist wohl einmal bildlich dargestellt worden, wie ein invalider Soldat Friedrichs an der Thür eines schlicht-bürgerlichen Hauses eine Geschichte aus seinen Kriegsfahrten erzählt; — vielleicht rühmt er sich, daß der große König auch ihn bei Hochkirch angesehen, auch mit ihm einige Worte gesprochen hat — Wie blitzen da die Augen der Zuhörer; — wie rollen da die Thränen, — nicht über Frauenwangen allein, sondern auch in Mannes Bart! Vorzügliche Verse Matthisons in den „Kinderjahren" erinnern ferner an den „Steintisch":

„Wo der Krieger,
Ein Held bei Sorr und Prag,
Von Roßbachs großem Sieger,
Von Kleist und Zieten sprach,"

und in unübertrefflicher Weise hat Wilibald Alexis es beschrieben, wie das Berliner Bürgertum insonderheit durch jede Siegesnachricht von des Königs Heer erregt wurde. Er schreibt: „Das war ein Tag, wo auch in einem Spießbürger sich das Unterste zu oberst kehren durfte! Einen äußerst nüchternen Mann sah ich in einem Weinladen ein Gläschen auf das andere leeren, bis er auf den Knieen schwach wurde. Mein Vater trällerte ein Lied; — ich kannte den ernsten Mann nicht wieder; so stattlich ging er einher, so geputzt sah er aus, so freundlich drückte er jedem die Hand. Er ließ die Verwandten zu Mittag laden: es wurde ein Gastgebot, wie es in unserm stillen Hause noch nicht vorgekommen war!" —

Dieser Enthusiasmus für Friedrich und das Vaterland, — der edelsten Züge einer im Bilde des Zeitalters der Aufklärung, — befruchtete indessen nicht allein das Volksleben: er kam auch den Wissenschaften zu gute. Den höheren Staatswissenschaften und der Historie vor allen anderen. Auf jenem Gebiete begegnen uns neben den bereits oben genannten Männern noch die leuchtenden Namen Cocceji, Carmer, Svarez, Heinitz, Struensee, Dohm, Steck, Randel und vor allem der des Grafen von Hertzberg. Derselbe Graf Ewald Friedrich von Hertzberg, welcher den Teschener Frieden zustande brachte und sich dadurch den Stern vom schwarzen Adler erwarb, derselbe erste „Friedensgeneral" des Königs ist es aber auch gewesen, welcher durch sein eigenes Beispiel und die großmütigste Förderung die Geschichte der Mark Brandenburg und der Stadt Berlin in ein neues Stadium ihrer Entwickelung hinübergeführt hat.

Von den eigenen Arbeiten des großen Grafen seien hier nur genannt: die Herausgabe des Landbuches Kaiser Karls IV. und die Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg. Nun aber keimte es verheißungsvoll an vielen Stellen. Von 1792 bis 1799 erschien Königs „Versuch". Unsere Zitate aus diesem Werke werden es dem Leser wohl bewiesen haben, wie erfolgreich König in die innere Geschichte der Stadt, in die Gebiete der Religion und Sitte, kurz: in den Geist der Zeiten einzudringen verstanden hat. Über alles Lob erhaben sind, von dem damaligen Stande der Wissenschaft aus betrachtet, Möhsens oft von uns angeführte „Geschichte der Wissenschaften in der Mark" und das „Leben Thurneyssers". Ein Werk von ganz vorzüglichem Werte endlich ist Nicolais „Beschreibung von Berlin und Potsdam", deren dritte Auflage vom Jahre 1786 in drei Bänden vor uns liegt.

Und so sind wir endlich auf ihn gekommen, der nächst Mendelssohn als der eigentliche Vertreter der Aufklärung in Berlin zu betrachten ist, auf Friedrich Nicolai, dessen wir bereits oben mit einigen Worten gedacht haben.

Christoph Friedrich Nicolai wurde am 18. März 1733 zu Berlin geboren; — sein Geburtshaus ist das Gebäude Poststraße No. 4, in welchem Kurfürst Johann Sigismund einst verschieden war. Sein Vater war Buchhändler; er wählte gleichfalls diesen Beruf. Gegen das Ende des Jahres 1754 trat er in die später zu besprechenden Kreise Ramlers und Lessings ein; schriftstellerisch thätig erscheint er jedoch erst im Jahre 1756, als er die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" verfaßte. Im nächsten Jahre folgte die „Bibliothek der schönen Wissen-

schaften und der freien Künste". — „Ich habe den Sommer im Garten" — in der Blumenstraße 17/18, — „mit gelehrten Neuigkeiten nach Frankreich, mit der ‚Bibliothek', mit Herrn Moses, mit Musik, mit Freiheit und mit, — wer weiß, was? — zugebracht," so schrieb er am 31. August dieses Jahres seinem Freunde Lessing. Großes Interesse erregten auch die demnächst geschriebenen „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", welche in dem Jahre 1765 mit dem 24sten Bande abschlossen. Noch in derselben Zeit aber trat die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" ins Leben, — das reifste Werk der Aufklärung, — wenn wir so sagen dürfen, — welches merkwürdigerweise in eben demselben Jahre beendet wurde, in welchem diese ganze Geistesrichtung ihren Todesstoß erhielt: in dem Jahre 1806. Die sehr bedeutsame Stellung, welche Friedrich Nicolai durch die Herausgabe dieser Werke in der Litteratur des deutschen Volkes sich errungen hat, ist allbekannt und braucht des Näheren hier nicht erörtert zu werden. Wir haben hier nur, so entschieden wir sonst gegen Nicolais litterarische Grundsätze Front machen, mit freudigster Anerkennung von jenem überaus hohen Verdienste zu reden, welches der vielgeschmähte Mann durch seine Veröffentlichungen über Gegenstände der Geschichte Berlins sich erworben hat. Er ist ein meisterhafter Topograph; — das zeigt jene oben erwähnte „Beschreibung", deren erste Auflage 1769 erschien und an welcher der Verfasser dann bis 1786 unausgesetzt gebessert hat. Seine „Nachrichten von Künstlern u. s. w." sind für die damalige Zeit das Muster- und Kabinetsstück einer archivalischen Publikation; das kleine Büchlein mit seinem überreichen Inhalte bildet auch noch heut' das Fundament der Kunstgeschichte von Berlin

Ein solcher Mann hat ein so trauriges, verlassenes Alter, wie er es durchlebt hat, wahrhaftig nicht verdient. Nicolai war ein Patriot und Bewunderer Friedrichs durch und durch. Er hatte den Schmerz, auch noch den Zusammenbruch des preußischen Staates zu erleben, und kein Vorbote schönerer Zukunft machte ihm das Scheiden leicht. Halb erblindet und ganz vereinsamt, starb Nicolai am 8. Januar 1811. Er wurde auf dem Luisenstädtischen Kirchhofe in der alten Jakobsstraße bestattet. Längst ist nunmehr sein Grabhügel geebnet worden; an der Außenwand des Gotteshauses aber ist eine Gedenktafel zu Ehren des „großen Buchhändlers" befestigt, dessen echt bürgerliche Gestalt den Geist des Zeitalters der Aufklärung fast ebenso plastisch darstellt wie die des weisen Mendelssohn. Ein wenig fremd sind sie uns freilich geworden, diese Männer einer andern Zeit; stolz sind wir aber auch auf ihren Besitz. Denn gute Preußen waren sie alle, — edle Bürger und begeisterte Verehrer Friedrichs. Man kann vor jener schlichten eisernen Tafel Nicolais nicht stehen, ohne daß man das Wehen des edelsten Geistes der Aufklärung verspürt, das Wehen auch des Geistes Friedrichs des Großen und des Geistes Lessings. Achtung vor solchen Aufklärern, wie Nicolai einer war! Wie fest und entschieden spricht sein Patriotismus sich in dem „Ehrendenkmale Kleists" und in den „Anekdoten aus dem Leben Friedrichs II." aus! — Sein Berliner Werk aber ist mit Recht ein „zweites Stadtbuch" genannt worden; „ein solches Buch besaß damals noch keine Stadt in Deutschland; dasselbe wird stets eins der wertvollsten Denkmäler der glorreichen Regierung Friedrichs II. bilden." — Und hatte er etwa mit der Kirche gebrochen? — Nicht im Entferntesten! Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er regelmäßig; oft und gern ging er, das h. Abendmahl zu nehmen. Sein Familienleben blieb von dem kalten Hauche der Aufklärung gleichfalls verschont. Wie traulich, wie gastfreundlich, wie gesegnet von allen guten Geistern war dieses echt-

bürgerliche Haus, in welchem Frau Macaria Schaarschmidt, Nicolais Gattin, so emsig waltete und in welchem acht, zum Teile hochbegabte Kinder vielverheißend aufwuchsen! Doch Nicolai sah die Lieben alle, alle durch den unerbittlichen Tod von seiner Seite gerissen; nichts sollte ihm verbleiben als das unglückliche Vaterland und die bangende Vaterstadt. Da half der vereinsamte Mann der Kommunalkasse gern mit oft sehr reichlichen Darlehen auf, — froh, daß er überhaupt noch helfen konnte. Und welch' ein schönes Testament:

„Meine kostbaren Bücher hinterlasse ich dem grauen Kloster und der königlichen Bibliothek; — ihr auch eine Sammlung von Büchern deutscher Gelehrten und ein Medaillon Alexanders von Humboldt; — die Abgüsse der Schädel von Raphael, Newton und Lessing schenke ich der Akademie der Künste, — der Akademie der Wissenschaften aber Leibnitzens großes Bild, — meine Musikalien der Singakademie, — mein bares Vermögen endlich den anbei bezeichneten Stiftungen und Personen." Mit den Aufklärern von heute hat ein Nicolai wahrhaftig nichts gemein. Und mochte im Laufe der Zeit die litterarische Produktion über einen „Sebaldus Nothanker" und über „Werthers Freuden" auch längst hinweggeschritten sein: mochte man dergleichen Büchlein im Hochgefühle des Besitzes klassischer Werke von unvergänglicher Schönheit im Jahre 1811 nur noch belächeln: noch schätzte Berlin seinen Nicolai, den Vertreter der unvergeßlichen Zeit des großen Friedrich! — „Dem Trauerzuge, welcher sich zu der hell erleuchteten Luisenkirche hinbewegte, schloß sich wohl die halbe Stadt in Ehrfurcht an." —

Worin anders aber vermöchte eine Darstellung des Zeitalters der Aufklärung in Berlin wohl zu gipfeln als in der Schilderung jenes Einflusses, welchen Lessing auf unsere Stadt ausgeübt hat? — Wir begrüßten ihn schon oben, bei unsrer Wanderung durch die Stadt Friedrichs des Großen, an einer seiner Lieblingsstätten in Berlin und im Verkehre mit Moses Mendelssohn: hier steht es uns zu, in jener ernsten Weise, welche einem der drei Heroen unserer Litteratur gegenüber die allein geziemende ist, Lessings Spuren in unsrer Stadtentwickelung nachzugehen.

Das Geschichtliche ist bald gegeben. Lessing kam im Jahre 1743 nach der Stadt Friedrichs des Großen und verweilte mit einigen Unterbrechungen fast bis zum Jahre 1752 in derselben; er kam, um mit seinem Freunde Mylius, dem derzeitigen Leiter der späteren Vossischen Zeitung, die „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" herauszugeben. Das Unternehmen scheiterte jedoch; der Journalist Lessing sah sich infolge dessen dem — Nichts gegenüber; allein er beugte sein Haupt dem Zwange der Verhältnisse nicht, wie schwer es ihm auch wurde, selbst nur „den notdürftigsten Lebensunterhalt sich zu erwerben". — „Ich hätte längst wohl unterkommen können," so schrieb Lessing am 20. Januar 1749 seiner Mutter, „wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt, wo man meistens den Augen in Beurteilung eines Menschen traut, gar zu sehr nötig." Endlich führte Christlob Mylius den Freund bei dem Buchhändler Andreas Rüdiger ein, welcher die damaligen „Berlinischen Nachrichten", die jetzige „Vossische Zeitung", verlegte. Lessing erhielt den Auftrag, an Rüdigers Zeitung mitzuarbeiten und die „umfangreiche Bibliothek des reichen Mannes" zu ordnen. Das Honorar dafür war freilich kläglich genug; gleichwohl schrieb Lessing seinem Vater am 2. November 1750:

„Ich habe meine Sachen so eingerichtet, daß ich auch ohne Sie diesen Wint in Berlin gemächlich leben kann. ‚Gemächlich‘ heißt bei mir freilich, was ein ander vielleicht nur ‚zur Not‘ nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in d Fülle lebe oder nicht, — wenn ich nur lebe. Der Tisch kümmert mich in Berl am allerwenigsten. Ich kann für 1 sgr. 6 pf. eine starke Mahlzeit thun.“ Das Hau in welchem der junge Gelehrte damals wohnte, ist jenes Grundstück „Spandau Straße 68“, welches der Nicolaischen Familie gehörte. Es hat auch Ramler u Mylius beherbergt und ist dann in den Besitz Moses Mendelssohn's übergegange In die Tage dieses ersten Berliner Aufenthaltes fällt auch der ärgerliche Handel Lessin mit Voltaire betreffs des „Siècle de Louis XIV“, bei welchem Lessing allerdin nicht zu entschuldigen war; denn er hatte das für Friedrich bestimmte Buch verbrei und besprochen, ehe dasselbe noch in die Hände des Königs selbst gelangt war, u Voltaire hatte hier allerdings wohl ein Recht, erregt zu sein.

Kurz vor Neujahr 1752 verließ dann der neue Mitarbeiter an den „Berlinisch Nachrichten“ wiederum die Hauptstadt; er zog nach Wittenberg zu seinem Brud Theophilus und erwarb an der „Luther-Universität“ die Magisterwürde. Nach eine halben Jahre kehrte er indessen nach Berlin zurück, um seine Thätigkeit an d „Berlinischen Nachrichten“ wieder aufzunehmen. Jetzt wohnte er auf dem Nikol Kirchhofe Nr. 10 — zwei Treppen hoch, ganz in der Nähe des Zeitungsgeschäft Rüdigers, welches sich damals in dem Berliner Rathause befand. Nicolai nannte ob Lessings Wohnung „eine nur sehr kleine Stube in einem sehr kleinen Hause“. Dies Umstand fällt um so schwerer ins Gewicht, als Lessing seine Wohnung nicht allein m seinem Freunde, dem Litteraten Christian Nikolaus Naumann, teilte, sondern in ihr i Jahre 1753 auch seinen Bruder Theophil, im Jahre 1755 seinen Bruder Gottli beherbergte. Das Haus ist heut' nicht mehr in seiner alten Form erhalten; — war nur ein Fachwerkbau mit vorgekragten Obergeschossen. Oft aber sind in der dortig „Lessingstube“ fröhliche Gelage abgehalten worden; die Mitglieder des Ramlersch „Montagsklubs“ verstanden ja das Zechen vortrefflich.

Aus diesem Jahre 1753 stammen die „Litteraturberichte“ für Rüdigers Zeitun die vier ersten Teile der „kleinen Schriften“, das erste und zweite Stück der „Theate Bibliothek“, sowie die Übersetzung des ersten Teiles von Marignys „Geschichte d Araber“. Im Jahre 1754 begab sich Lessing dann nach Potsdam, um in ungestört Ruhe seine „Miß Sarah Sampson“ zu vollenden. Im Jahre 1755 treffen wir d Dichter ferner in Frankfurt a. d. Oder an; er wohnte der Aufführung sein Trauerspieles „Miß Sarah“ bei. Im Herbste 1755 aber vertauschte er Berlin m Leipzig.

Erst im Herbste 1758 kehrte Lessing zu uns zurück. Jetzt wohnte er in de Hause Heilige Geiststraße 52; er hatte indessen auch noch ein Gartenhaus in d Blumenstraße gemietet: seine „Einsiedelei“. In diesen Aufenthalt fallen die ob erwähnten fröhlichen Stunden in der Brüderstraße, — die sonnigsten, welche de Verfasser der „Litteraturbriefe“ überhaupt zu Teil geworden sind; — aus dies Tagen stammt auch Tischbeins berühmtes Lessingbild. Am Schlusse des Jahres 17 aber verließ Lessing Berlin von neuem, um die Stellung eines Sekretärs bei de Generale von Tauentzien in Breslau anzunehmen. Im Juli 1763 weilte er m diesem berühmten Kriegsmanne in Potsdam; nur flüchtig sah er während dieser Ta seine Berliner Freunde wieder.

Im Mai 1765 kehrte er dann als Kriegssekretär a. D. von Breslau über Leipzig nach Berlin zurück. Er bezog nun eine Wohnung in dem Hause Königsgraben Nr. 10. Hier stellte er seine geliebte Bibliothek auf; hier verkehrte er mit Ramler, der damals ganz in der Nähe, Neue Friedrichs-Straße 25, wohnte; hier spielte sich das tragikomische Intermezzo mit seinem unverschämten Diener ab, der sich bei „Herrn Schleuen" dem kunstfertigen Hauswirte, für Lessings Bruder ausgab, Schulden machte wie ein Baron und in der Garderobe des Dichters umherstolzierte. Hier endlich entstand jenes köstliche Werk, welches den Geist der Zeit Friedrichs des Großen am reinsten und edelsten widerspiegelt. Die Inschrift der an diesem Hause angebrachten Gedächtnistafel lautet:

„Lessing
dichtete hier
Minna von Barnhelm
1765.
Der Verein für die Geschichte Berlins 1870."

Im Lustgarten aber, mit Nicolai auf- und abwandelnd, besprach der unsterbliche Kunstforscher damals sein für alle Zeiten maßgebendes theoretisches Werk, den „Laokoon". Dies zur Ergänzung der obigen Angaben.

Allein die Hoffnungen Lessings, als Königlicher Bibliothekar in Berlin eine Anstellung zu finden, zerschlugen sich. Düstrer und düstrer wurde die Stimmung des Dichters; ärgerlicher und ungerechter wurde er der Hauptstadt Preußens gegenüber. Im Februar 1767 schrieb er an Gleim:

„Ich hoffe, es wird mir nicht mehr schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer teuer, — werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Übrige, vom Größten bis zum Kleinsten — —! Doch ich erinnere mich: Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verrät;" —

und am 6. November 1768, nachdem er Berlin bereits seit anderthalb Jahren verlassen hatte, heißt's in einem Briefe an Ramler noch folgendermaßen:

„Sie sind krank gewesen, liebster Freund? — Aber wie kann man denn auch in Berlin gesund sein? — Alles, was man dort sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüte jagen." —

Dennoch kam Lessing 1771 schon wieder nach Berlin zurück, um „die Freunde" zu besuchen. Er wohnte diesesmal bei seinem Bruder Karl, dem Königlichen Münz-Direktions-Assistenten, Breite Straße 8. An Eva König schrieb er, es launig schildernd, „wie er den ganzen Tag belagert wäre"; — Minna von Barnhelm hatte ihm ja alle Herzen erobert. Bereitwillig saß der Dichter dem Dresdener Hofmaler Anton Graf zu einem Porträt. Ein weiterer Besuch Lessings in Berlin fällt in die Tage vom 1. bis 15. März 1775; — Herr Karl Lessing, welcher den Bruder auch diesmal gastfreundlich aufnahm, wohnte jetzt „Alte Leipziger Straße Nr. 1." bei dem Dr. med. Kurella, dessen „Brustpulver" noch heute in der Volksmedizin Berlins seine bedeutsame Rolle spielt. In diesem Hause treffen wir den Dichter dann auch bei seinem letzten Aufenthalte in Berlin, vom 26. Januar bis Mitte Februar 1776, an. Wiederum schreibt er an Frau Eva König:

„Man läßt mich hier so wenig zu Hause, und wenn ich zu Hause bin, so bin ich so wenig allein! — Wann werde ich einmal in Ruhe und Einsamkeit Ihnen und mir selber leben können?" —

Ein wehmütiges Gedenken der alten „frohen Berliner Zeit" zieht endlich durch jenen Brief, welchen der große Denker am 19. Dezember 1780, also wenige Wochen vor seinem Tode, an Moses Mendelssohn gesendet hat. Da gedachte er jener sonnigen Tage, von welchen Ramler einmal an Gleim geschrieben hatte:

„Ich kann mich hier mit Herrn Lessing immer abrufen oder wenigstens mit ihm absehen, wenn ich mit ihm Ihre Gesundheit bei „Willens" trinken will. Wir hängen alsdann einen roten Band aus; das ist das Signal zur Ausflucht in die „Baumannshöhle"; denn Sie müssen wissen, unser Küper — der heißt Baumann."

Klagend äußerte jetzt der vereinsamte Dichter die schon oben erwähnten Worte über seine absterbende Thätigkeit. —

Doch Lessings Geist ist nicht erstorben unter uns. Vermögen wir uns auch für seinen „Nathan" durchaus nicht zu begeistern, weil wir in der Hingabe an nationale Ideale allein das Heil für unser Volk erblicken: wir gestehen es dennoch freudig zu, daß es gradezu notwendig war, auch dem Zeitalter der Aufklärung noch die Toleranz besonders gegen die Juden zu predigen. Die Bürgerschaft war zu gewaltthätigen Schritten gegen diese Fremdlinge noch immer geneigt Das arge Treiben des Juden Ephraim rechtfertigte diesen Haß auch nur zu sehr. Lessings „Nathan" aber mahnte, in das eigene Herz zu blicken Unendlich höher als er stehen uns jedoch die wissenschaftlichen und vaterländischen Anregungen, welche wir Lessing verdanken; sie werden hoffentlich niemals ihre Wirksamkeit verlieren unter uns. Man darf wohl sagen, daß Lessing viel, viel mehr als Schiller, vielleicht selbst mehr als Luther, den Geist der Berliner Bevölkerung beeinflußt hat. „Emilia Galotti", „Nathan" und „Minna von Barnhelm" sind in unsrer Stadt zu jeder Zeit des höchsten Beifalls sicher. Der große Gelehrte Lessing entzieht sich freilich der Kenntnis und der Wertschätzung selbst des höherstehenden, „gebildeten" Berliner Bürgertumes; die Anschauungen des Dichters Lessing aber sind für dasselbe stets bestimmend gewesen. Durch seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Berliner Akademie, welche im Jahre 1760 auf Süßmilchs Vorschlag erfolgte, gehört der große Aufklärer uns auch äußerlich an, so bitter er in getäuschter Hoffnung auch über unsere Stadt einst abgeurteilt hat.

Mendelssohn, Nicolai, Lessing, — es sind die drei einflußreichsten Männer Berlins während des Zeitalters der Aufklärung gewesen; es gilt jetzt, bescheidenerer Größen zu erwähnen. Wir knüpfen dabei an Lessings doppelte Bedeutung als Dichter und als Publizist an und schildern zuerst das dichterische Berlin im Zeitalter der Aufklärung, über welches Schiller bekanntlich einst so herbe Verse verfaßt hat.

Der wackere Gleim, der hervorragendste vaterländische Sänger der Zeit Friedrichs des Großen ist unser freilich nur durch seine „Freundschaften". Neben Gleim aber steht der wackere Ramler. Karl Wilhelm Ramler wurde zu Kolberg am 15. Februar 1725 geboren. Es bezeichnet die sentimentalen Anschauungen dieser Zeit, wenn später die 60jährige Mutter dem Sohne sagte: „Ich reisete mit Deinem Vater neun Monate vor Deiner Geburt aufs Land, mehr der Nachtigallen als des Gesundbrunnens wegen" Nachdem der Knabe dann seine Eltern schon im zehnten Lebensjahre verloren hatte, wurde er in das Schienmayersche Waisenhaus zu Stettin gebracht. Noch

herrschte hier jene alte, strenge, von der aufklärenden Richtung der Zeit nicht im Mindesten beeinflußte Erziehungsmethode: die Prügelstrafe galt für eine fundamentale Stütze der Pädagogik. Ein kleines, von den Eltern ererbtes Vermögen ermöglichte dem aufgeweckten Knaben dann den Besuch des Stettiner Gymnasiums. Hier zuerst trat eine entschiedene Neigung zur Poesie in dem heranwachsenden Jünglinge hervor. In gutmütigem Spotte pflegte Ramler später selbst zu sagen, sein erstes Gedicht sei eine „Trauerode" gewesen, zu welcher eine exemplarische, körperliche Strafe im Waisenhause ihn begeistert habe. Auch die kleinen Verfolgungen, welche er sich durch das Lesen verbotener Dichter oder durch verpönte poetische Entwürfe zuzog, befestigten in ihm die Liebe zu der Dichtkunst.

Auf Veranlassung seines Vormundes begab sich der Knabe im Jahre 1740 nach Halle, um das berühmte, mit dem Frankeschen Waisenhause verbundene Pädagogium zu besuchen. Zu Michaelis 1743 treffen wir den Jüngling dann als hochbegeisterten Studiosus auf der Universität Halle an; ein inniger Freundschaftsbund verkettete ihn mit Gleim und Uz; Litteraturgeschichte, Rethorik, Mythologie und Dichtkunst bildeten ihm ein liebes, ernstes Studium.

Die Schrecken eines regelrecht zu bestehenden Staatsexamens kannte das vergangene Jahrhundert und die sorglos dahinlebende Jugend von 1745 noch nicht. Es war für eine spätere Anstellung im gelehrten Dienste genügend, wenn man sich über den Besuch einer Universität ausweisen konnte oder die akademische Würde eines Magisters gewonnen hatte. So begab sich nun der junge Dichter im Jahre 1745 nach der preußischen Hauptstadt, die Hoffnung in der Brust tragend, hier eine Anstellung zu erlangen. Indessen ging sein Wunsch vorläufig noch nicht in Erfüllung. Es sollten schwere Jahre ihm kommen. „Von allen dermaligen Autoren die beste Orthographie schreibend," konnte der junge Gelehrte indessen wenigstens als Korrektor sein Leben fristen. Ramler hat mehreren Berliner Buchhändlern bei ihren Publikationen hülfreich zur Seite gestanden. Allein das war doch nur ein sorgenvolles, mit Thränen oft benetztes Brot. Mit schwerem Herzen suchte der Jüngling daher einst den Schutzgeist aller gleichzeitigen Dichter, den Kanonikus Gleim, auf, welcher sich damals, zu Potsdam wohnend, vorübergehend auch in Berlin aufhielt. Derselbe gewährte Ramlern nicht nur eine freie Wohnung in seinem Absteigequartiere, sondern er verschaffte ihm auch bei seinem Schwager, dem Oberamtmann Fromme auf der Domäne Löhme bei Blumberg im Norden von Berlin, eine Stellung als Hauslehrer. Noch aber schien die Misere nimmer enden zu wollen. Schon nach kurzer Zeit treffen wir unsern Freund wieder als „Kinderlehrer und Vorleser" bei einem Herrn du Rosée an, — irren wir nicht, einem „Etatsrate" von der französischen Kolonie, welcher erblindet war.

Unterdessen hatte das „Korps der Kadetten" zu Berlin auf den Befehl Friedrichs II. eine neue Einrichtung erhalten. „Es war die Absicht des großen Königs, daß darin Offiziers „von Kenntnissen" gebildet werden sollten, wie er sie in seinen ersten Kriegen nur allzu sehr vermißt hatte. Bisher hatte man ‚die Cadets' nur mit dem mechanischen Teile der Kriegswissenschaften beschäftigt; man hatte gesucht, den Körper durch Exerzieren gewandt zu machen, sowie durch Religionsübungen die rauhen Sitten der Jünglinge ein wenig zu mildern. Jetzt sollten ‚die Cadets' nach Friedrichs des Großen Ausdruck ‚vernünftig' werden. Es schien dem Könige, als ob die Logik und die Einleitung in die Philosophie am sichersten die Erreichung dieses Zieles verbürgten; nicht ohne Grund konnte ja gerade er sich rühmen, durch

die Zurückberufung Wolfs nach Halle die Philosophie wieder in seine Staaten ein-geführt zu haben. Außer den anderen Lehrern wurden daher auch vier „Gelehrte bei dem Kadetten-Korps ‚angesetzt', welche die Zöglinge „in der Logik" unterrichte- sollten. Ramler erhielt im Jahre 1748 eine von diesen sogenannten Maitres-, de- späteren Professorenstellen.

Sehr bald sah nun der treue Mann in seinem Amte ein, daß die Geschicht- und die schönen Wissenschaften sich das Herz der ohne jedweden Schliff vom Lan- her in das Institut getretenen Jünglinge viel eher erwerben würden, als die Leh- vom Begriffe, vom Urteil und vom Schlusse, von den Kategorieen und den Kontr- positionen des Urteils. Er suchte daher seine kriegerischen Zöglinge durch allerl- vortrefflich gewählte Beispiele aus der Geschichte, durch ausgesuchte Stellen aus de- leichteren klassischen Autoren aller Nationen und durch die Dichtkunst an sich - fesseln. Sein eigener Vortrag wurde den Junkern das Muster eines guten Stil- Es hat damals kein Regiment der preußischen Armee gegeben, welches nicht du- Ramler angeregte, oft für eine tiefe Bildung hochbegeisterte Krieger in seiner Mi- gehabt hätte. Mit unwiderstehlicher Gewalt unterwarf sich das gelehrte Bürgert- auf diesem Weg selbst Friedrichs Offiziere.

Es schloß sich nunmehr ein Kreis von Männern aus den besten Bestandteil- des deutschen Bürgertums auch zu Berlin zusammen, beseelt von jenem Geiste - Bildung und der Liebe zu den Wissenschaften, welcher von dem großen Könige au- ging, — einem Gelehrten, trotzdem, daß er seine Reiterstiefel kaum noch ableg- Mit Gleim zusammen finden wir den edlen Propst Spalding von St. Niko- bei Ramler, einen Mann von hoher sittlicher Reinheit des Charakters, wie sie di- so oft angefeindeten Rationalisten fast allzumal besaßen. Wir treffen in diesem Kr- ferner die obengenannten Gelehrten Büsching, Gedicke und Biester an. In Raml- Hause auf der Neuen Friedrichsstraße 25. verkehrten sie, — sie alle helle, kl- menschenfreundliche Männer, ein wenig von Friedrichs sarkastischer Laune in- tragend, aber wahr, gut und für die Wissenschaft begeistert. Ihr Haupt war - oftérwähnte Professor Sulzer, jener „Weltweise", welcher an Ewald von Kl- einst die trefflichen Worte schrieb: „Ich schätze Lessing so hoch, daß ich's mir für - wichtiges Verdienst anrechnen würde, ihn unserem Lande wiederzuschaffen; denn - ist billig, daß wir suchen, so groß auch in Wissenschaften und Künsten zu werden, wie - in den Waffen geworden sind." Im Jahre 1750 verband Ramler sich mit dies- berühmten Ästhetiker zur Herausgabe der „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche - Gelehrsamkeit". Es war ein ganz erstaunlich reiches und umfassendes geistiges Leb- welches durch den König urplötzlich in den Bürgerstand hineingetragen worden w-

Wir müssen noch einen Augenblick bei diesem Berliner Kreise verweilen, - wir das anspruchslose Leben unseres Dichters weiter verfolgen. Es war, so möch- wir sagen, ein Segen der damaligen, im Grunde genommen, noch immer sehr kle- städtischen Verhältnisse auch innerhalb der Residenz, daß der Bürger dem Bürg- menschlich näher gerückt war. Als Geistesverwandte Ramlers lernen wir zu Berl- noch den Hofprediger Sack kennen, welcher freudig auf Friedrichs Toleranzgedank- einging, und jenen freimütigen Ober-Konsistorialrat Teller, der, wie wir erwähnten, kü- genug war, ein Buch wie das Porstische Gesangbuch aus den Kirchen preußisch- Lande verbannen zu wollen. Im Ramlerschen Kreise verweilte ferner auch der wack- Philosoph Johann Jakob Engel, der berühmte Verfasser des „Lorenz Stark". Ni-

dürfen wir sodann jenen ernsten Professor Karl Philipp Moritz vom grauen Kloster vergessen, welcher eine vortreffliche deutsche Prosodie herausgegeben hat. Goethe sagte nachmals, er hätte es nicht gewagt, die Iphigenie in Verse umzusetzen, wenn ihm in dem Buche von Moritz nicht ein Leitstern erschienen wäre. Der wackere Mann hatte überdies eine von Friedrich höchst beifällig aufgenommene und für das Volk auch umgänglich nötige Abhandlung „von der Unterscheidung des Dativ und Akkusativ, oder des Mich und Mir, Sie und Ihnen“ geschrieben.

Auch die Kunst verlieh dem Treiben dieser Kreise Schmuck und Weihe. Es ist unendlich leicht, heut ein absprechendes Urteil über jene Tage und ihren Geschmack zu fällen. Wir haben heute einen Überfluß von Komfort und Eleganz, neben welchem das Leben jener Generationen uns fast ärmlich erscheinen möchte. Dennoch war dasselbe keineswegs so schmucklos, wie man oft gemeint hat. Wir finden im Gegenteil, daß die gebildeten Kreise der friederizianischen Zeit unendlich viel mehr an Kunstverständnis, vor allem aber an Begeisterung für die Kunst besaßen, als ähnlich situierte Zirkel heut' zu Tage. Es war ein Ereignis für diesen Kreis, wenn Bernhard Rode eines seiner großen allegorischen Gemälde vollendet, — wenn Chodowiecki ein neues Buch illustriert, wenn Berger „Schwerins Tod“ oder die „Schlacht bei Roßbach“ gestochen, wenn Jakob Abramson und Daniel Friedrich Loos neue Medaillen geschlagen hatten. Es ist unbestreitbar: diesem aufgeklärten Bürgertume der friederizianischen Zeit eignete eine selten harmonische Geistes- und Geschmackskultur, eine seltene Empfänglichkeit für jedes Gute und Schöne.

Dabei blieben die Lebensgepflogenheiten dieser ästhetisch so hochstehenden Kreise oftmals die einfachsten. Doch kehren wir vorerst zu Ramler zurück! Unser Professor, — dieses Prädikat war ihm auf Verwendung des Generals von Buddenbrock beigelegt worden, — hatte von seinem Amte nur ein sehr mäßiges Einkommen, und die schriftstellerischen Honorare jener Tage waren nicht eben glänzend. So lebte er denn in jener „ehrenvollen Frugalität“, welche das Bürgertum jener Zeit auszeichnete. Vermöge seines trefflich ausgebildeten Ordnungssinnes fehlte ihm zwar nicht das Notwendige, wohl aber das, was das Leben leicht und bequem macht. Er hat niemals geheiratet, vielleicht sogar niemals geliebt, „dennoch war er gern in der Gesellschaft von Frauenzimmern und betrug sich sehr angenehm gegen sie“. Sein Charakter war einfach, wohlwollend, dienstfertig und gesellig. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn es von ihm heißt, er habe nur seiner Kunst und seinen Freunden gelebt, welche er herzlich liebte, ohne mit dieser Liebe im mindesten zu prunken. Vielleicht hatte er einen Feind überhaupt nicht. —

Schon bot um diese Zeit die Stadt Berlin dem gebildeten Bürger manche Zerstreuung und geistige Anregung dar. Schon war, um in dem Tone der Zeit zu sprechen, „eine abondance von divertissements aller Art vorhanden“. Wollte man Musik hören, so konnte man den Winter hindurch allwöchentlich einmal den Korsikaschen Saal bei dem Gießhause hinter dem Zeughause aufsuchen, in welchem Männer wie Benda und Bachmann ihre vorzüglichen Aufführungen veranstalteten. In einem anderen Konzertsaale, in der „Stadt Paris“ auf der Brüderstraße, hielt der Kapellmeister Reichardt seine vortrefflichen Symphonieen, und in dem „englischen Hause“ auf der Mohrenstraße entzückten die Herren Müller und Leuschke die Ohren ihrer Hörer. Für seine Oper hatte Friedrich eine Menge der ausgezeichnetsten Künstler und Künstlerinnen gewonnen; die Sänger Porporino, Partino, Salimbeni, Tossoni, Tam-

bolini, die Primadonnen Astroa, Farinella, Cerrera. Frau Schmeling-Mara und „die“ Todi rangen mit einander um die Palme der Kunst. Auf dem Gensdarmenmarkte fand im Schauspielhause französisches Schauspiel statt, und auf dem Hofe einiger Häuser der Behrenstraße wurde unter der Leitung der Herren Schuch, Koch und Döbbelin deutsch gespielt. Mehrere Ressourcen, vor allem die „große Ressource“ auf der Schloßfreiheit, sorgten bereits für die Bedürfnisse der Geselligkeit; Leihbibliotheken, sowie vier Zeitungen, die von Rüdiger-Voß, die von Haude und Spener, das berlinische Intelligenzblatt und die Gazette litéraire de Berlin suchten den Anforderungen des Publikums zu genügen, welches sich um „Staats- und gelehrte Sachen“ kümmerte. Doch von dem Allen später Näheres!

Auf unsern gelehrten Freund wirkte indessen dieser neue Geist der Zeit noch gar wenig ein. Es ist ein wissenschaftliches und poetisches Stillleben, welches wir ihn führen sehen. Mit Mylius, mit Lessing, Nicolai und Moses Mendelssohn eng befreundet, wohnte auch er anfangs in dem Hause Spandauerstraße 68, dann in der Heiligengeiststraße bei dem Kontrolleur-Dennstädt, in dessen Dienstwohnung, welche in einem „Spritzenhause“ belegen war, neben ihm aber sein Freund, der Berliner Ratmann Langemack. Welch eine Fülle von geistigem Leben hat einst diese anspruchslosen Räume durchwogt! Auch Lessing ließ sich brieflich dem Herrn Langemack, dem Herrn Dennstädt und seiner Frau Eheliebsten empfehlen; er denke, so schreibt er einmal von Leipzig aus, mit Entzücken an die vergnügten Abende, welche er in dem nunmehr durch Neubauten hinweggeräumten Hause zugebracht habe. Frau Dennstädt, welche der kritische Herr Nicolai als eine geistreiche Frau bezeichnet, scheint den Mittelpunkt dieses kleinen geselligen Kreises ausgemacht zu haben; sie führte zugleich die dreifache Wirtschaft mit — 15 Thalern Monatsgeld.

Allein der frohe Kreis lichtete sich zusehends. Eine neue Zeit kam; auch der große König ging endlich hinüber, — er, der der Lichtspender gewesen war für sein Jahrhundert! Der neue Herrscher erkannte indessen die Verdienste des bescheidenen Gelehrten aufs Bereitwilligste an; unter dem 27. August 1786 schrieb er an Ramler: „Eure bekannten Verdienste um die schönen Wissenschaften haben Meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen können und Euch Meinen Beifall erworben. Zugleich aber habe Ich auch dadurch Euch meinen Estim thätig bezeigen wollen, daß Ich Ordre gestellt habe, daß Ihr jährlich aus der General-Domänen-Kasse eine Pension von 800 Thalern ausgezahlt erhalten sollet.“ Als Ramler einige Jahre darauf (1790) sein Lehramt bei dem Kadettenkorps niederlegte, behielt er diese Pension und besorgte zum Entgelte dafür einen Teil der Direktionsgeschäfte des königlichen Nationaltheaters. Erst 1796 wurde er von dieser Thätigkeit entbunden. Bald darauf kam sein Ende. —

Ramler hatte dreiundsiebzig Jahre lang das hohe Glück einer fast ununterbrochenen Gesundheit genossen, ein Glück, welches er seinem wohlorganisierten Körper, seiner Mäßigkeit, seiner Gemütsruhe und jener Sorgfalt, mit welcher er sich täglich Bewegung machte, verdankte. Im Sommer verging selten ein Tag, in welchem er nicht den Tiergarten aufgesucht hätte. In seinen letzten Lebensjahren schwanden seine Kräfte zwar allmählich dahin, doch blieb sein Geist gleichmäßig heiter; er klagte nicht, obwohl er in seinen späteren Lebenstagen sehr heftige Schmerzen zu erdulden hatte. Seine letzte Wohnung zu Berlin war auf der freundlichen „neuen Promenade“ Nr. 5. Hier entschlummerte er, sanft und still, wie er gelebt hatte, am 11. April 1798.

Eine halbverwitterte, in die Sakristeiwand der nahen Sophienkirche eingefügte schlichte Gedenktafel ist sein einzig' Monument in unsrer Stadt; an dem Bronzesockel des Denkmals Friedrichs des Großen aber steht auch der Name des vaterländischen Dichters, stehen auch die Worte: „Karl Wilhelm Ramler". —

Und nun zur Karschin!

Luise Dürrbach ward am 1. Dezember 1722 auf einer Meierei bei Krossen geboren. Ihr Vater war Gastwirt und Bierbrauer, — der Angesehenste unter den sieben Einwohnern des Weilers. Das Mädchen wuchs in der melancholisch-träumerischen Landschaft ohne jedwede verständige Beaufsichtigung auf. Das Leben und das Treiben des Kindes war exzentrisch und konfus von Jugend auf. Wir entnehmen einer Lebensbeschreibung der Karschin nur die nachfolgenden Sätze:

„Unter den biblischen Büchern war das Buch der Makkabäer ihre Lieblingsschrift; die dort beschriebenen Heldenthaten entzündeten ihre Einbildungskraft. Sie wollte nun kein Mädchen mehr sein; sie warf die Puppe, welche man ihr zum Jahrmarkte gekauft hatte, in den Wipfel eines Birnbaums und trieb allerlei Knabenspiele. Ein Hirtenknabe verschaffte ihr den „Robinson Crusoe"; ein Großonkel ließ sie lateinische Vokabeln lernen. In der Einsamkeit der heimatlichen Flur, während sie die Kühe weidete, kam ihr der Geist der Dichtkunst". —

Die unglücklichen Ehen der leider so haltlosen Dürrbach mit dem Tuchmacher Hirsekorn aus Schwiebus und dem Schneider Karsch aus Fraustadt sind allgemein bekannt. In Groß-Glogau erkämpfte sich das unleugbare Talent der unglücklichen Frau die erste Anerkennung. Ein Herr von Kottwitz führte dann die Ärmste, welche unter der Tyrannei eines Säufers fast verkam, endlich nach Berlin. Aufs Glänzendste entfaltete sich hier in froher Geselligkeit ihr staunenswertes, im Grunde genommen aber doch nur unerfreuliches Improvisationstalent. „Bald wurde sie das Gespräch des Tages; ein jeder mußte sie gesehen und gehört haben, und wer sie gehört hatte, der war überrascht und entzückt. Man trug sie auf Händen; man beschenkte sie reichlich, und ihr ohnehin schon leicht empfängliches Gemüt, welches von Hause aus zur Dankbarkeit geneigt war, schwamm in Wonne. Sie dichtete bei der leisesten Bewegung ihres Innern unwillkürlich, und so ergoß sie sich in einen Strom von Oden". — Im reichsgräflich Schwerinschen Schlosse zu Tamsel fand der Verfasser dieses Werkes ein ganzes Spind mit dichterischen Handschriften der Karschin gefüllt vor, sauber kalligraphierte Oden enthaltend, welche noch nicht veröffentlicht worden sind. Der „hohe Adel" der Monarchie unterstützte die Karschin in der That auf eine überaus anzuerkennende Weise, und selbst Friedrich der Große schenkte „der deutschen Sappho" einmal ganze — 50 Thaler.

Allein die Karschin blieb regellos, formlos, energielos, — in der Dichtung wie in der Lebensführung. Nicht, daß sie irgend einer Leidenschaft sich hingegeben hätte; — sie war und blieb aber stets ein wahres Musterstück der Unordentlichkeit und der Sorglosigkeit, — „ein Kind der Natur, — der sommerlichen Wiese ihrer Heimat — ohne jede Selbsterziehung". Es lebt im Munde des Volkes, wie der große König, welcher in der That nicht Zeit genug hatte, die Improvisationen der Karschin zu lesen oder sie selbst zu hören, im Jahre 1773 auf ihr unaufhörliches Bitten ihr zwei Thaler schickte. Die Karschin siegelte das Geld beschämt zwar wieder ein und schrieb dem Monarchen:

„Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
D'rum geb' ich es zurück."

Allein trotzdem hörten die Bittschriften der seltsamen Frau an den König nicht auf, — Bittschriften sogar um ein Haus, welches sie zu verwalten nicht die mindeste Fähigkeiten bewiesen haben würde. Statt des Hauses schenkte Friedrich der Große ihr im Jahre 1783 — drei Thaler. Wiederum erfolgte eine Quittung der Karschin in Versen:

„O Gott! — Für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen;
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würme Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Überrest,
Die der König darben läßt."

Der Nachfolger des großen Friedrich dachte und handelte freilich gütiger; die Karschin erhielt von Friedrich Wilhelm II. wirklich ein Haus auf dem Haackeschen Markt. Sie bezog dasselbe auch, starb jedoch schon am 12. Oktober 1791 in einem Alter von 69 Jahren.

Lessing hatte nicht mit Recht sehr abfällig über die Karschin geurteilt. Er, dessen Meinungen über Kunst und Künstler noch heute in jedweder Beziehung für uns maßgebend sind, hatte mit hohem Ernste der poetischen Produktion in Berlin aufhelfen wollen. Trotz seiner Anstrengungen hob sich dieselbe indessen keineswegs, — wenigstens nicht in der von ihm gewünschten Weise. Das bezeugen nicht allein die heut' mit vollem Rechte vergessenen Poesien Ramlers und der Karschin, sondern auch die Leistungen der Publizistik des damaligen Berlin.

Da der König Selbstherrscher im ausgesprochensten Sinne des Wortes war und keine Meinung außer der seinigen duldete, so gab es eine eigentlich politische Presse überhaupt nicht. Eine „öffentliche" Meinung war zwar schon entschieden vorhanden, dieselbe lehnte sich gegen die [illegible] Maßnahmen des Monarchen oft in der allerderbsten Weise, allein sie war dennoch durchaus bedeutungslos. Wenn Friedrich Wilhelm I. [illegible] „[illegible]!", so sagte Friedrich der Große [illegible] „[illegible] — ich thue doch, was ich will." [illegible] in die Staatsverwaltung [illegible] Weise hineingesprochen hätte [illegible] — Gegenstände der allgemeinen [illegible] was wir heute als „[illegible]" bezeichnet wurden.

Im Jahre [illegible] [illegible] wie man es damals nannte [illegible] Verteidiger nicht [illegible] Publizisten. [illegible] der Partei- [illegible] König, „thate

Alles, um ihren aufgeklärten Zeitgenossen ihre Vorurteile gegen die Juden zu benehmen; sie deduzierten philosophisch und historisch, daß die Juden allein durch die Verfolgungen der Christen zu jenem Grade der Demoralisation gekommen wären, den man leider zugestehen muß, und sie versprachen, daß sie gänzlich aufhören würden, Betrüger und Schelme zu sein, sobald man sie nicht mehr dazu zwänge. Der Herr von Dohm war der Vorkämpfer dieser Partei, welche für die Juden stritt, und ohne Frage der gründlichste und bedeutendste Publizist seiner Zeit. Er schrieb im Jahre 1781 sein Buch über die ‚bürgerliche Verbesserung der Juden‘, worin die Fähigkeit der Juden zu allen Ämtern, sogar zum Kriegsdienste, auseinandergesetzt und gezeigt wurde, daß es in jedem Sinne billig wäre, sie dazu zuzulassen. Er fand indessen viele Gegner und in Berlin namentlich den Lotterie-Sekretär Hartmann, der, wennschon er dem Herrn von Dohm als Autor nicht verglichen werden kann, dennoch ein großes Publikum für seine Meinungen fand und jedenfalls die Lacher auf seiner Seite hatte. Er war der Verfasser der „Hieroglyphen“, welche im Jahre 1780 hier erschienen, und in welchen er den Juden Samuel, von dessen Wucher er wahrscheinlich einst zu leiden gehabt hatte, handgreiflich kopierte. Schon dieses machte großes Aufsehen. Als aber Samuel den Autor deshalb gar verklagte und sich dadurch öffentlich zu dem von ihm entworfenen Gemälde bekannte, kam ganz Berlin in Aufruhr. Dohm verantwortete sich gegen die Kritiken, welche sein Buch erhalten hatte, in dem zweiten Teile desselben, der wieder mancherlei Schriften und unter ihnen auch das Buch des Grafen von Mirabeau über Moses Mendelssohn und die bürgerliche Verbesserung der Juden hervorrief, von welchen im Jahre 1787 eine deutsche Übersetzung herauskam. Trotz aller dieser Bemühungen hatten die Reformpläne in diesem Punkte jedoch keine Folgen. Während man damit beschäftigt war, die angebornen guten Eigenschaften der Juden ins Licht zu setzen, wurden Beispiele des niedrigsten Wuchers, den sie in Berlin verübt hatten, bekannt; während man anfing, vor dem Prinzipe ihrer Religion einige Achtung zu bekommen, taufte der Prediger Koblank die Töchter des Schutzjuden Moses Isaak, von denen die eine sogar bereits an einen Juden verheiratet gewesen war. Sie wurden Proselyten, um sich mit ‚Standespersonen‘ zu verheiraten, welchen sie dann ein ansehnliches Vermögen zubrachten. So vernichtete die jüdische Nation in einem sehr bedeutungsvollen Wendepunkt ihrer Existenz zum großen Teil die gute Meinung, die man von ihr zu fassen im Begriff stand, durch die That.“

Die Juden beschäftigten die Tageslitteratur indessen durchaus nicht allein. Über „Steuerdruck“ und ähnliche heikle Gegenstände durfte man, wie gesagt, wohl im Stillen ‚räsonnieren‘, nicht aber öffentlich schreiben; — Hof und Stadt, Theater und Litteratur, Kanzelvortrag und Rechtsprechung aber waren harmlose und freigegebene Gebiete. Und sie wurden nun auf das ‚Herzhafteste‘ abgehandelt. Wir haben hier wiederum ein unerfreuliches Faktum aus der Periode der Aufklärung anzuführen: Der Kriegsrat Cranz war auf dem Gebiete der Publizistik in den späteren Jahren Friedrichs des Großen entschieden der leitende Mann. Aber: „Er war in Kleve angestellt gewesen, hatte jedoch seine Stelle wegen — Betruges verloren. Nun warf er sich auf das Fach eines Tagesschriftstellers und verdunkelte in seinem Genre alle Genossen, welche ihm zur Seite standen. Cranz schrieb in jeder Form über jeden Stoff, über die Urteile des Kammergerichts in Kriminalfällen, und über die Predigten der Geistlichen, über Theater und Litteratur, über Hof und Stadt, über Personen und Sachen, wie es ihm einfiel, und allemal mit einer Freimütigkeit, welche selbst zu

jener Zeit Aufsehen erregte. Er kam deshalb mehrmals mit dem Zensor in Kollision, und manche seiner Schriften wurden sogar verboten, aber entweder die Minister oder der König selbst nahmen ihn in Schutz, weil man das Prinzip beobachtete, nur einen allzu großen Mißbrauch der Zensurfreiheit zu beschränken." Soviel von Cranz. Die Publizistik Berlins in den Tagen Friedrichs erheischt indessen eine ausführlichere Darstellung. Wir haben die Anfänge des Berliner Zeitungswesens oben bereits mehrfach berührt. Im Jahre 1722 hatte der Buchhändler Rüdiger das ausschließliche Privilegium einer Zeitung für Berlin erhalten; im Jahre 1751, nach Rüdigers Tode, ging dasselbe auf seinen Schwiegersohn, den Buchhändler Voß, über. Inzwischen aber hatte auch der Buchhändler Haude im Jahre 1740, unmittelbar nach der Thronbesteigung Friedrichs, die königliche Aufforderung erhalten, zwei Zeitungen, eine deutsche und eine französische, neu zu begründen. Er that's. Die französische, das ‚Journal de Berlin' oder die ‚Nouvelles politiques et litéraires' des Professors Formey gingen zwar schon im Jahre 1741 wieder ein; aber die ‚Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen', von welchen das erste Stück am 30. Juni 1740 erschien, den gekrönten Adler Preußens und die Devise ‚Wahrheit und Freiheit' führend, haben sich bis in unsere Tage hinübergerettet, bis sie leider endlich, leider unweise geleitet, als „Onkel Spener" untergegangen sind. Friedrich bediente sich bekanntlich selbst sowohl der Vossischen, wie der Spenerschen Zeitung zu gewissen Veröffentlichungen. Oft zeigte sich hierbei freilich jene ihm eigentümliche, souveräne Verachtung der Menge, welche trotz all' seiner freigeistigen Anschauungen ihn niemals verlassen hat. Er klärte das Publikum auf; — er führte dasselbe aber auch hinter das Licht, — grad', wie es ihm gefiel. „So gab er über die plötzliche Entlassung seines Balletmeisters Poitiers, welcher zugleich eine der besten Tänzerinnen mit sich nahm, eine kurze Angabe der Gründe, welche ihn zu diesem Schritte veranlaßten. Dagegen ließ er am 5. März 1767 eine erdichtete Nachricht von einem entsetzlichen Hagelwetter in Potsdam einrücken, welches am verwichenen 27. Februar stattgehabt haben sollte. Die Veranlassung zu diesem sonderbaren Schritte war die, daß er auf die Frage, was es in Berlin Neues gäbe, die Antwort erhielt, die Leute glaubten, es könnte wohl wieder Krieg werden. Das verdroß ihn, und er erdichtete daher jenen Orkan, dessen Erzählung er mit den fabelhaftesten Einzelheiten ausschmückte, und ließ dann diesen Aufsatz in beide Zeitungen einrücken. Das Erstaunen in Berlin war allgemein. In Potsdam aber war es noch viel größer, da Niemand etwas davon bemerkt hatte. Endlich kam man dahinter, daß irgend jemand das Publikum damit zum Besten haben wollte. Inzwischen erreichte der König damit seine Absicht dennoch. Das Publikum war irritiert, sprach nicht mehr vom Kriege, sondern von dem fingierten Orkane und freute sich außerordentlich, daß in den gemeinnützigen Abhandlungen zur Beförderung der Erkenntnis und des Gebrauches natürlicher Dinge, welche der Professor der Naturlehre, Johann Daniel Titius, zu Leipzig herausgab, eine sehr ernsthafte Erörterung und mutmaßliche Erklärung jenes seltsamen Phänomens erschien. Im folgenden Jahre kam ein anderer Aufsatz von der Hand des Königs in der Haudeschen Zeitung. Er war der Meinung, daß die Leute zu viel Geld für den Kolonialkaffee ausgäben, und daß es sehr viel besser wäre, wenn sie Roggenkaffee tränken. Er sendete daher der Redaktion einen Artikel ein, in welchem er die vornehmeren Stände, von denen behauptet wurde, daß sie Kaffee von Roggen tränken, deshalb belobte und auf den Pöbel heftig schalt, welcher sich nicht dazu bewegen lassen

wollte. So seltsam nun auch das Verfahren des Königs scheinen mag, daß er sich in anonymen Aufsätzen an das Publikum wendete, so hat er es doch sehr oft gethan und am meisten in kritischen Augenblicken. Im J. 1753 gab er z. B. bei Voß eine Erklärung und genaue Beschreibung der Manöver heraus, welche von dem Königl. Preuß. Korps bei Spandow vorgenommen wurden. Sein Zweck dabei war, das Publikum durch eine Parodie des Sächsischen Lagers bei Radowitz von der wahren Bedeutung seiner Kriegsübungen abzulenken. Kurz darauf erfolgten seine drei Schreiben an das Publikum, welche Lessing übersetzte und welche den Zweck hatten, einigen fremden Höfen, welche gegen Friedrich II. ein heimliches Bündnis stifteten, zu zeigen, daß sie verraten wären. Auch sie enthalten eine Menge von Sonderbarkeiten, welche mehr imstande waren, das Publikum zu verwirren, als aufzuklären.

Die Zeitungen hatten indessen zum Glücke noch andere Mitarbeiter, welche ihnen Beiträge lieferten und ihnen Ruf durch ganz Deutschland verschafften. Haude berief Lamprecht nach Berlin, der sich bereits in Hamburg als Journalist ausgezeichnet hatte, und die Vossische Zeitung feierte unter Mylius und Lessing ihr goldenes Zeitalter. Um diesen Blättern Aufnahme beim Publikum zu verschaffen, war allerdings zunächst eine freiere Stellung nötig, als sie dieselben bisher gehabt hatten. Friedrich II. wollte sie anfangs gar nicht beschränken. Er befahl daher dem Grafen von Podewils, daß den hiesigen Zeitungsschreibern eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden solle, in dem Artikel ‚aus Berlin‘ von demjenigen, was hieselbst vorginge, zu schreiben, was sie wollten, ohne daß es zensiert werden sollte, weil ihn (den König) solches divertiere. Dann würden sich auch, fügte er hinzu, fremde Minister nicht beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen wären, so ihnen mißfallen könnten. Der Herr von Podewils nahm sich zwar die Freiheit, zu erwidern, daß manche Höfe in diesem Punkte sehr pointilleus wären. Der König erwiderte indessen darauf, wie oben erwähnt, kurz und gut, ‚daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht geniert werden müßten.‘ Der Zustand einer gänzlichen Ungebundenheit war indessen doch zu wenig vorbereitet für die Zeit. Friedrich sah sich daher genötigt, am 11. Mai 1749 die Zensur wieder einzuführen, und der Kriegsrat Dohm präzisierte die Stellung des Königs zur Presse in der folgenden Weise:

‚Da durch höchsten Befehl die Zensur dieses Wochenblattes und sämtlicher in Berlin gedruckter Schriften des Herrn Kriegsrat Cranz mir übertragen ist, so finde ich es nötig, dem Publikum hier ein Wort über die Befugnis eines Zensors zu sagen. Nach den Gesetzen und unmittelbaren Vorschriften unseres auch hierin so großen und erhabenen Monarchen soll die Zensur der Freiheit, zu denken und das, was man denkt, öffentlich zu sagen, — diesem großen Rechte der Menschheit und dieser wesentlichen Bedingung der Aufklärung und Glückseligkeit, — nur den mindestmöglichen Eintrag thun. Nur was auf die eine oder andere Weise den Staat angreift, was anderen Mächten zu gegründeten Beschwerden Anlaß geben kann, was wahre Tugend beleidigt und das Laster geradezu verteidigt oder die Einbildung zur Begehung desselben reizt, was die allgemeine und vernünftige Religion angreift und die dem größeren Teile der Staatsbürger heiligsten Wahrheiten dem Spotte und Gelächter der Unwissenden überliefert, was gute Sitten und den allgemein eingeführten Wohlstand verletzt, was die Ehre und den guten Namen eines Dritten beleidigt, — nur dieses darf ein Zensor in Friedrichs Staaten ausstreichen; alles Übrige muß er unberührt lassen, es mag ihm übrigens wahr oder falsch, klug oder ungereimt, witzig oder abgeschmackt erscheinen.

Zu den natürlichen Rechten, welche die bürgerliche Gesellschaft nicht einschränken, gehört auch dies, daß jeder befugt ist, seine Mitbürger auf seine Weise zu unterhalten, oder ihnen Langeweile zu machen. Kein Zensor kann in dieses kostbare Recht einen Eingriff thun." Also ein gleichzeitiger Bericht.

Es ist nicht verwunderlich, daß nunmehr die litterarische Tagesproduktion sich in rapider Weise vermehrte. Wir gedenken hier nur der wichtigsten Erscheinungen aus dem damaligen Berlin. Im Jahre 1783 begannen Biester und Gedicke die „Berliner Monatsschrift" herauszugeben, welche zu den vorzüglichsten Journalen Deutschlands gehörte. Im höchsten Grade langweilig erscheinen uns heute freilich allen des vortrefflichen Büsching ‚Wöchentliche Nachrichten von neuen Landkarten, geographischen, statistischen und historischen Büchern.' Seien wir indessen gerecht: für ihre Zeit waren sie es nicht. Aber nicht nur für die Belehrung, sondern auch für das Ergötzen des Publikums wurde durch dergleichen Schriften reichlich gesorgt. Eine Vierteljahrsschrift unter dem Titel ‚Olla potrida', eine Litteratur- und Theaterzeitung, ein Theaterjournal, wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner, vermischte Erzählungen und Einfälle, eine berlinische Korrespondenz, ein kritisches Wochenblatt, eine Litteratur- und Kunstzeitung und unzählige ähnliche Blätter von größerem und geringerem Gehalte beschäftigten sich mit den Tagesneuigkeiten und namentlich mit dem Theater, — einer Sphäre, welche damals schon mit all' der genauen Untersuchung persönlicher Verhältnisse betrachtet wurde, wie noch heute. Der Ton, in welchem die damaligen Journalisten schrieben, ist sehr merkwürdig und ein Beweis dafür, daß sie nur dasjenige deklamierten, was andere Leute zu behaupten trachteten. Es ist fast kein Einziger unter ihnen, der nicht mit der herrschenden Modekrankheit, mit dem Stich- und Schlagworte der Aufklärung und mit dem Streben, den Philosophen zu spielen, auftritt. Sie sprachen fast allzumal nur von den allgemeinen Rechten der Menschheit, von der natürlichen Religion, von dem Kampfe gegen angeerbte Vorurteile, von der Verwerflichkeit des Lasters und von dem inneren Lohne der Tugend: kurz, des Moralisierens war kein Ende. Jeder trat mit dem Anspruch auf, sein Jahrhundert zu bessern und zu bekehren." —

Dieses Urteil der vortrefflichen Chronik des Dr. Geppert über die Publizistik der Zeit Friedrichs des Großen versetzt uns in der That mitten in die Dinge hinein und bietet uns zugleich den rechten Maßstab dar, um dem gesamten geistigen Gehalte des Zeitalters der Aufklärung in Berlin das Urteil zu sprechen. Nur ein Unsterblicher bleibt uns von Allen, die wir genannt haben: es ist Lessing, der ausgezeichnete, mit dem tiefsten Wissen begabte Kunstforscher, der Verkündiger der Toleranz und — der Verherrlicher des preußischen Heeres. Alle Anderen sind unbedeutend. Was wollen die Schriften Sulzers dem „Laokoon" gegenüber besagen? — Was eine Ode Ramlers gegenüber einer Dichtung Klopstocks? Man kann Platon's ‚Phädon' einst aus der Hand legen, ohne tief erschüttert und im Innersten erhoben zu sein von diesem höchsten Adel der Gesinnung, welcher sich nur auf das Ewige stützt; — der Mendelssohn'sche Phädon aber langweilt durch seine ganz überflüssigen Paraphrasen. Den Büsching als Schriftsteller betrachten, ist [illegible] der geschmackloseste aller Pedanten, und die Kritiken in ihren [illegible] ist [illegible] durch und durch. Ja, es war in der That der Fall, der breite Strom war seicht geworden. Ein Mann von dem Geschmacke Friedrichs des Großen konnte über dieses Treiben nur lächeln. Und doch [illegible] er selbst diesen [illegible] [illegible] und nur so wenig

dafür wiederbringenden Geiste seichter Aufklärung dadurch Thür und Thor geöffnet, daß er sich losgesagt hatte von der positiv-deutschen und positiv-christlichen Art seines Vaters und Urgroßvaters. Dem Pflichtgefühle, der Pflichterfüllung, der Ausdauer des großen Königs gehört unsere begeisterte Bewunderung ungeteilt; aber es schmerzt, daß wir dieses Zeitalter, welchem Friedrich seinen Namen verliehen hat, so kühl und kalt erblicken gegenüber dem deutschen Geiste und gegenüber dem christlichen Lebensbewußtsein: gegenüber den tiefsten Regungen unsres Volkstums. —

Eilen wir indessen zum Schlusse und fragen wir uns, was dieses Zeitalter der Aufklärung uns an dauerndem Besitze hinterlassen hat. Es ist gleichwohl, soviel von dem geistigen Gute jener Tage auch wertlos geworden ist, dennoch ein Großes, ein Bleibendes. Es ist zunächst die Toleranz, d. h. die Achtung vor jeder, auf das gemeine Wohl hinzielenden Überzeugung und Handlungsweise auch des Gegners; es ist ferner das stete Bewußtsein der Pflicht; es ist endlich ein freier, klarer Sinn, welcher das Notwendige sofort erkennt. Und dieses dreies bildet thatsächlich die „Aufklärung“ im edelsten Sinne des Wortes.

Es läßt sich indessen nicht verkennen, daß der Berliner Aufklärung, daß dem Zeitalter Friedrichs des Großen überhaupt, gleichwohl sehr vieles gefehlt hat, was unser Herz heut' voller und heißer schlagen läßt. Es mangelte dieser Epoche zunächst die Begeisterung für die Religion; es fehlte ihr die Hingabe an Gott und die Nächstenliebe im ernstesten Sinne des Wortes. Oft tritt uns grade in dieser Zeit eine schmachvolle Verhöhnung des Heilandes entgegen, welcher doch nur gekommen ist, um seine Brüder zu befreien und selig zu machen. Die Zeit der Aufklärung in Berlin krankt ferner, so hülfreich sie auch in mannigfacher Beziehung eingeschritten ist, an einem peinlichen Selbstgefühle. Friedrich der Große z. B. konnte bürgerliche Offiziere nicht leiden; „sie hätten keine Ehre im Leibe;“ so meinte er in einer wahrhaft bedauerlichen Verkennung der ihm entgegenflammenden Begeisterung und der sittlichen Tüchtigkeit des Bürgerstandes. Daß auch das niedere Volk Liebe verdient, — daß dasselbe ein volles Recht besitzt auf eine menschenwürdige Existenz, — daran dachte man im allgemeinen überhaupt nicht. Man fand sich im großen und ganzen, — — von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, — mit dem opus operatum ab; — man war froh, wenn der König die Magazine hatte öffnen lassen, und man meinte, „Wunder was“ gethan zu haben, wenn man selbst einmal ein Scherflein zur Linderung der Not beigetragen hatte. Infolge des Bewußtseins, um so vieles weiter gekommen zu sein, als die Altvordern, bemächtigten sich ein Dünkel und eine Heuchelei ohne Gleichen selbst der besseren Kreise von Berlin. Wir mußten schon oben auf die Herrschaft der Phrase während dieser Epoche aufmerksam machen. Die Grundwahrheiten der Religion waren dagegen in bedenklicher Weise verflüchtigt worden. Schon Lessing sah sich darum genötigt, an Nicolai zu schreiben:

„Sagen Sie mir von Ihrer berlinischen Freiheit, zu denken und zu schreiben, nichts; sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, wie man will.“ —

Aus der Mißachtung des positiven Christentumes aber ging wiederum jene Kälte, jene Öde des Gemütes hervor, über welche die gleißnerischen Redensarten von Bildung und Humanität zuletzt doch nicht mehr hinwegzutäuschen vermochten. Es ist ferner sehr merkwürdig, daß in dieser selben Zeit, welche die Herzensfrömmigkeit durch die „Tugendübung“ zu ersetzen vermeinte, neben der Wärme des religiösen

Gefühls auch der sittliche Ernst breiten Volksschichten durchaus abhanden kam. E
flüchtigte sich zuletzt eben Alles und Jedes, und was so fröhlich und so vielversp
begonnen hatte, das endete düster und heillos; das endete mit dem Zusammen
des preußischen Staates.

Der letzte Grund für diese befremdliche und beklagenswerte Erscheinun
liegt einzig und allein in jenem verhängnisvollen Irrtume, welcher die positiv
des Christentumes durch eine philosophische Moral verdrängen wollte. So
konnte es kommen, daß dasselbe Zeitalter, in welchem der pflichtgetreueste M
das Staatsschiff lenkte, eine verhängnisvolle Schwächung des altpreußischen S
bewußtseins sich verbreiten sah, welche mit Notwendigkeit endlich zum allge
Bankrotte hinführen mußte. Man hatte in der Aufklärung eben leider nich
und Ziel genug zu halten verstanden. Auf die sittlichen Gebrechen dieser Zei
indessen noch an einer anderen Stelle näher einzugehen sein. Seltsam und
voll für Land und Stadt war aber endlich noch ein Letztes:

Wenn je eine Zeit geeignet war, feurige Vaterlandsliebe zu erwecken, s
es gewiß die Epoche Friedrichs des Großen. Der König hatte einer Welt in W
gegenübergestanden, und Preußen war nicht unterlegen. Wie mußte der Hinbl
den Helden des Jahrhunderts da das Herz des Bürgers schwellen! Allein wi
erwiesen sich die letzten Wirkungen der Aufklärung als erkältende, ja, als ert

Wohl hatte Abbt vom Tode für das Vaterland geschrieben. An die
eines begeisterten Patriotismus trat indessen ein Weltbürgertum, welches sel
den Huronen und den Aschantis fraternisierte. Kein Christentum, kein Vat
keine Liebe, keine Demut, keine Begeisterung; — das waren die abschlie
Ergebnisse eines Zeitalters, welches einst so verheißungsvoll heraufgestiegen
Wir wiederholen es: die Aufklärer waren zum größten Teile von dem besten W
beseelt: sie meinten es wohl mit unserm Volke. Die Nichtachtung des rel
Elementes im Volksleben aber hatte sie auf eine Bahn geleitet, welche endlich i
Abgrund führte. Der Begriff der Toleranz deckt sich nun einmal mit dem In
differenz durchaus nicht. Über den angemessensten Weg zur Erreichung eines
vermag man ja verschiedener Meinung zu sein; — wenn nur das Ziel selbst
das gleiche bleibt: das Wohl des Vaterlandes! Leider werden wir weiter un
bestätigen haben, daß man dasselbe in den letzten Regierungsjahren Friedrichs i
mehr und mehr aus den Augen verlor.

16. Die Künste in der Friederizianischen Zeit.

Litteratur: Nicolai, Nachrichten, Berlin 1786.
Nicolai, Beschreibung, Teil II. Berlin 1786.
Plümicke, Theatergeschichte, Berlin 1781.
Geppert, Chronik. Teil III. Berlin 1841.
Schneider, Gesch. des Opernhauses. Berlin 1852.

Wir lernten den Herrn von Knobelsdorf, die beiden Boumann, Johann, den Vater, und Georg Friedrich, den Sohn, den Obristen Isaak Petri, einen Ritter des Pour le mérite, Friedrich Wilhelm Diterich und den Bau-Adjutanten Karl Friedrich Richter schon oben als die hervorragendsten Baumeister der Zeit Friedrichs kennen; wir beleuchteten bereits auch die Verdienste Karl von Gontards und Georg Christian Meyers. Es erübrigt, hier noch einen Blick auf die Entwickelung der anderen bildenden Künste, der Malerei und der Skulptur, in der Zeit Friedrichs des Großen zu werfen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auch auf diesen Gebieten der französische Geschmack der einzig maßgebende war. Friedrich verhieß zwar, die verfallene Akademie der Künste wiederherzustellen; allein es dauerte fast 46 Jahre, ehe er dieses Versprechen einlösen konnte. Erst am 25. Januar 1756 erfolgte das Wiedereröffnungs-Dekret und erst am 18. Mai dieses Jahres fand die erste Kunstausstellung statt. Eine ausgesprochen selbständige Richtung der Berliner Kunst hat daher von diesem Institute während der Regierungszeit Friedrichs leider noch nicht hervorgerufen werden können. Für die Skulptur dieser Tage ist Johann Peter Anton Tassaert aus Antwerpen der allein maßgebende Mann; die Arbeiten Friedrich Elias Meiers sowie der Gebrüder Friedrich Christian und Karl Philipp Glume, wie sie an den Kolonnaden noch vorhanden sind, erschienen schon einem Büsching „roh und schlecht". Frauengestalten von schwellenden Formen mit fliegenden Gewändern und pausbäckige Genien, römische Krieger und nackte Merkure, — das ist so ziemlich alles, was die Bildnerei damals hervorzubringen verstand.

Fruchtbarer aber war das Zeitalter in der Malerei. Meister Antoine du Pesne, † 1757, hatte in Christian Bernhard Rode einen begabten und überaus fleißigen Schüler gefunden. Rode starb erst im Jahre 1797. „Zwischen den halbversunkenen Gräbern des Nikolai-Kirchhofes steht noch heute ernst und schweigsam ein graues Sandstein-Monument mit einer Urne und einem marmornen Reliefbilde; — unsere Akademie der Künste hat dasselbe im Jahre 1852 dem Andenken Rodes gestiftet, — des wackeren und fleißigen Künstlers, welcher fast alle Kirchen Berlins mit großen und imponierenden Altarbildern geschmückt hat. Auch Rode liebte die Fülle der Formen und die verschwommenen Umrisse; es läßt sich indessen nicht bestreiten, daß seine oft stark nachgedunkelten Gemälde an heiliger Stätte ganz vortrefflich wirken. Oft ist's

ihm auch gelungen, eine wahrhaft lichte Glorie aus den Wolken auf eine biblische Gruppe niederstrahlen zu lassen. — Vermögen wir an dieser Stelle auch nur das Wichtigste anzuführen, so sollen aber auch sie nicht unerwähnt bleiben, die trefflichen Künstler Joseph Friedrich August Darbes, „ein vorzüglich geschickter Bildnismaler“, Karl Friedrich Fechhelm, Georg Friedrich Reinhold Liszwski und Frau Anna Dorothea Theerbusch, geborene Liszewska, deren „zürnende Diana“ und „Venus am — Nachttische“ einst große „Furore“ machten, und welcher Friedrich selbst, was er nur einmal in seiner späteren Zeit gethan hat, zu einem Bilde für die Kaiserin Katharina eine Sitzung gewährt hat. Auch der bekannte Maler Heinrich Wilhelm Tischbein hat von 1777 bis 1779 in Berlin verweilt. Man darf indessen auch von dieser Kunst behaupten, daß die zeitgenössischen Meister die großen Tage Friedrichs des Großen nicht in genügender Weise ausgekauft haben. Wohl aber ist dies seitens der Kupferstecher geschehen. Vor allen anderen ist hier der Name des fröhlichen Danziger Kindes Daniel Chodowiecki zu erwähnen, jenes wirklich großen Illustrators, welchem wir es zu verdanken haben, daß uns die Zeit Friedrichs des Großen so lebendig vor den Augen steht. Chodowiecki, † am 7. Februar 1801, ist der historische Künstler dieser Tage κατ᾽ ἐξοχήν. Es sind nicht allein Gruppen aus seinem Familienkreise, Bilder aus dem bürgerlichen Leben und von den Straßen Berlins, welche er uns hinterlassen hat; — er hat nicht allein Zieten in Kupfer gestochen und „die Einbringung der russischen Gefangenen in Berlin am 25. September 1758“ in meisterhafter Treue dargestellt: nein, er hat auch Minna von Barnhelm, Basedows „philanthropinische“ Schriften, Bürgers, Claudius', Shakespeares und Goethes Werke, Vossens „Luise“, Hippels „Lebensläufe“ und unzähliges Andere mit der Radiernadel so vortrefflich illustriert, daß seine Bilder fast noch lebendiger als der Text zu uns reden. Die Zahl seiner Blätter geht über 3000 hinaus. Georg Friedrich Schmidt, obwohl einst „ein ganz infamer Deserteur“, — Johann Heinrich und Johann Wilhelm Meil, sowie Daniel Berger waren gleich getreue Interpreten ihrer Zeit; — wir nennen hier nur Bergers berühmte Blätter: „der Tod Schwerins“, „Seidlitz bei Roßbach“, „Friedrich der Große mit dem Sterne über seinem Haupte“. So fanden gerade im Kupferstiche die unvergeßlichen Tage Friedrichs weitaus ihren prägnantesten Ausdruck. —

In viel wirkungsvollerer Weise aber als die Poesie, als die Skulptur und Malerei hat Friedrich der Große infolge seiner persönlichen Neigungen die dramatische Kunst und die Musik beeinflußt. Die letztere vor allem. „Die Namen von Quantz, Graun, Bach, Agricola, Marpurg, Kirnberger und Fasch werden in Berlin stets unvergessen bleiben.“ Während Friedrich seinen Baumeistern nur die Ausführung seiner eigenen Gedanken gestattete, — während er die deutschen Maler verachtete und die deutschen Dichter, ja selbst das hohe Lied der Nibelungen ungelesen verurteilte, beugte er sich mit Ehrerbietung vor dem schönen Talente unsrer Musiker. Johann Joachim Quantz, geboren 1697 zu Oberscheden in Hannover, † 1773 zu Potsdam, der rauhe, ernste Mann, durfte Friedrich den Großen oft wie einen Schulknaben behandeln. Die Flöte des großen Tonkünstlers aber und der Grabstichel Chodewieckis, — fast ist es uns, als ob die beiden Dinge in geistiger Verwandtschaft stünden; — es ist das „Empfindsame“, das „Pastorale“, welches die Zeit beherrscht, — soviel der blutigen Schlachten die letztere auch gesehen hatte. Das Denkmal des großen Quantz befindet sich auf dem Kirchhofe der Teltower Vorstadt von Potsdam: es besteht aus einer trauernden, weiblichen Figur in Lebensgröße, — einer Euterpe, welche ihr

Haupt auf den rechten Arm stützt. In ihrem Schoße ruhen zwei Flöten; der Genius des Todes schmiegt sich an sie an. Eine Inschrift trägt das Kunstwerk leider nicht. In Berlin wohnte der „reiche, grobe Quantz“ vor dem Potsdamer Thore, in der heutigen Königgrätzer Straße; — die Köthener Straße ist grade durch seinen Garten hindurchgelegt worden. Der stadtbekannte Mann beschäftigte oftmals auch den Witz der Berliner und selbst den der Hofkreise. Er war mit einer Frau Schindler vermählt, besaß indessen keine Kinder und stand ein wenig unter dem Pantoffel seiner Eheliebsten. Dies veranlaßte den sogleich in ehrenvollster Weise zu erwähnenden Tonkünstler Karl Philipp Emanuel Bach, in einer Gesellschaft das Rätsel aufzugeben, welches wohl das „fürchterlichste Tier auf Erden“ wäre. Die Auflösung desselben lautete: „Der Schoßhund der Madame Quantz“; denn der sei der Gebieter der Madame; vor Madame aber fürchte sich Herr Quantz, vor Herrn Quantz aber der König, und vor dem die ganze Welt.“ Friedrich vernahm den Scherz durch den Marquis d'Argens und sprach lächelnd: „Nehmt euch nur in Acht, daß Quantz das nicht erfährt; sonst jagt er uns und alle aus dem Dienst.“

Der große Karl Philipp Emanuel Bach, der Sohn des unsterblichen Johann Sebastian, blieb nur bis zum Jahre 1767 in Berlin und siedelte dann nach Hamburg über; — der König liebte die Kirchenmusik nicht eben. Die Oper aber war's, welche ihm als die höchste Leistung aller Kunst erschien. Wir gedachten bereits der Gründung des Opernhauses. Die innere Einrichtung desselben kostete 150 000, — die Kostüme allein 60 000 Thaler. Der Anblick des Zuschauerraumes aber war damals ein anderer als jetzt. „Außer einem sehr großen Parterre und einem verhältnismäßig sehr kleinen Parkette erblickte man vier Logenreihen, von welchen jede 13 Logen zählte, einige von solcher Größe, daß dreißig Personen in ihnen Platz fanden. Die erste Logenreihe war für die königliche Familie und den höchsten Adel reserviert; die Parkett- und Parterre-Logen, die Logen zweiten und dritten Ranges blieben aber dem niederen Adel, den Ministern und den höheren Beamten vorbehalten; das Parterre endlich war für den Bürgerstand bestimmt, und hier fand jedweder anständig gekleidete Mann unentgeltlichen Zutritt. Der König mit den Prinzen von Geblüte und seinem Gefolge nahm im Parkett, unmittelbar hinter dem Orchester, Platz. Das Personal der Oper bestand anfänglich nur aus drei Sängerinnen und fünf Sängern, welchen sich später noch drei Kastraten zugesellten. Die glänzendste Zeit des Berliner Opernhauses fällt in das Jahr 1752. Noch war der König damals jung; noch liebte er das Vergnügen. Karl Heinrich Graun, geboren im Jahre 1701 zu Wahrenbrück im ehemaligen Bistume Merseburg, stand in jenen Tagen auf der Höhe seines Schaffens; vom Jahre 1741 ab hatte er die Leitung der Berliner Oper übernommen, nachdem er bereits seit 1735 in Rheinsberg thätig gewesen war. Bis 1756 komponierte er 28 Opern für den großen König. Am 11 April 1754, — nach anderer Angabe am 20. März 1755, — fand dann die erste Aufführung des „Todes Jesu“ mit dem Ramlerschen Texte im Dome statt. Zu früh verstarb dieser vortreffliche Künstler und edle Mann schon am 8. August 1759. Als der berühmte Franz Benda dem Könige in Dresden den Tod Grauns verkündigte, traten Friedrich dem Großen die Thränen in die Augen. „Wir hören solchen Mann nicht mehr!“, sprach er wehmütig und mit leidvoller Stimme. Schon oben erwähnten wir ferner, daß der König nach dem Hubertusburger Frieden, am 15. Juli 1763, das Graunsche Tedeum in der Schloßkapelle aufführen ließ; der

Konzertmeister Johann Gottlieb Graun, der Bruder des heimgegangenen Tondichters, leitete dabei die Chöre.

Es war Johann Friedrich Agricola, der Tondichter der „Iphigenia in Tauris", welcher Karl Heinrich Graun ersetzen sollte. Ihm folgte 1774 Karl Friedrich Christian Fasch aus Zerbst in der Leitung der königlichen Kapelle. Fasch hat sich durch die Stiftung der Berliner Singakademie ein bleibendes Verdienst und einen bleibenden Namen in unsrer Stadt errungen. Das heutige Gebäude der Singakademie ist freilich erst im Jahre 1825 begonnen und am 8. April 1827 der Benutzung übergeben worden, — ein schlichtes und doch so hochgeweihtes Werk des Braunschweigischen Baurates Ottmer; aber schon 1791 und 1792 versammelten sich bei einer Demoiselle Diterich und bei der verwitweten Frau General-Chirurgus Voitus eine Anzahl von Dilettanten, aus welchen Fasch einen Chor bilden konnte, welcher von 1793 an seine Aufführungen in dem runden Saale der Akademie der Wissenschaften veranstaltete. Fasch verstarb am 3. August 1800. Die weiße Marmortafel seiner Ruhestätte auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhofe trägt die Inschrift: „Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir und hat mir ein neues Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsern Gott." Auch Zelters Name ist mit der Geschichte dieses vornehmen Institutes verknüpft. In die Friederizianische Zeit fallen endlich auch noch die Anfänge Johann Friedrich Reichardts, dessen Kompositionen Goethescher Lieder geblieben sind, während seine vielbewunderten Opern „Brennus", „Rosamunde" und die „Geisterinsel" der Vergessenheit anheimgefallen sind. Reichardt starb im Jahre 1814 zu Wien.

Die Geschichte der italienischen Oper in Berlin und ihrer Nachfolgerin, der deutschen, ist von Plümicke und Schneider in voller Ausführlichkeit dargestellt worden; bei der geringen Bedeutung, welche die Entwickelung der Musik für die Stadtgeschichte besitzt, haben wir hier nur auf diese Werke zu verweisen. Ein kulturhistorischer Beitrag aus der Geschichte der Oper möge indessen hier gegeben sein; er betrifft das Schicksal der berühmten Sängerin Gertrud Schmeling-Mara. Wir folgen auch hierbei einem anziehenden Berichte aus alter Zeit.

„Es war im J. 1771, als man Friedrich II., der sich lange dagegen gesträubt hatte, eine deutsche Sängerin zu hören, dazu bewog, Gertrud Schmeling, die Tochter eines armen Stadtmusikus aus Kassel, nach Sanssouci kommen zu lassen, wo sie ihm eine der schwersten Arien Grauns vorsang. Dies machte ihn stutzig, und er legte ihr noch eine große Bravourarie vor, welche ihr unbekannt war, und die sie ohne Fehler vom Blatte absang. Der König war zufrieden, entließ sie und engagierte sie, nachdem sie noch wiederholt Beweise ihrer Kunstfertigkeit abgelegt hatte, mit einem Gehalte von 3000 Thaler auf Lebenszeit und dem Versprechen, diese Summe mit den Jahren zu erhöhen. Sie wollte sich dabei noch eine Reise nach Italien zu ihrer Ausbildung vorbehalten. Der König sagte ihr indessen: „Sie soll hierbleiben: da wird sie jetzt auch nichts mehr lernen." In der Oper Piramus und Thisbe von Hasse trat sie zum erstenmale vor dem Publikum auf und wetteiferte mit dem Sänger Conciliani. Im Dezember 1771 wurde Grauns „Brittanico" aufs neue gegeben; bei dieser Gelegenheit sang sie ihr berühmtes: Mi paventi, welchem unzählige andere Triumphe folgten. Niemals hat eine Sängerin die Gunst des Publikums so mit einem Schlage sich erobert, wie Gertrud Schmeling die der Berliner. Wie schön auch Conciliani, wie kunstfertig auch Porporini, die beiden Koryphäen der damaligen Oper, singen mochten, stets erkannte man der deutschen Sängerin den Preis sowohl hinsichtlich ihrer Stimme,

wie rücksichtlich der Ausführung zu. Bei alledem war sie nichts weniger als schön oder auch nur imposant in ihrer äußeren Erscheinung. Sie war eher klein als groß und hatte durchaus keine hervorstechende Gesichts- oder Körperbildung. Trotzdem, daß sie erst anfangs der zwanziger Jahre stand und ihr Körper kaum erst seine Ausbildung erhalten hatte, fehlte ihr doch der Jugendreiz, welcher diesem Alter eigentümlich zu sein pflegt, und in späteren Jahren glich sie vollends, wie Rochlitz sagt, einer Pächterfrau aus Thüringen. Was ihr indessen in ihrem ganzen Leben eigentümlich blieb, war ein unverkennbarer Zug von großer Gutmütigkeit und Wohlwollen, welcher einen jeden mit ihr vertraut machte, noch ehe er sie kannte.

Gertrud Schmeling befand sich zu Berlin in einer Lage, wie wohl keine Sängerin jemals vor ihr. Sie hatte die Vorurteile niedergesungen, welche der König von ihrer Nation und ihrem Geschlecht hatte, das Publikum trug sie auf Händen; sie konnte dem Alter sorglos entgegensehen. Eine unglückliche Leidenschaft beraubte sie indessen aller dieser Vorteile. Sie lernte den Violoncellisten Mara aus der Kapelle des Prinzen Heinrich kennen, einen schönen Mann und Virtuosen auf seinem Instrument, der aber übermütig, verschwenderisch und ausschweifend im höchsten Grade war. Trotz dieser Untugenden liebte ihn Gertrud Schmeling über alle Beschreibung. Man warnte und bat sie wiederholt, sich nicht einem Menschen anzuvertrauen, der ihr ganzes Glück zerstören müßte; sie achtete nicht darauf und kam bei dem Könige um die Erlaubnis ein, sich mit ihm verheiraten zu dürfen. „Sag' Er ihr," befahl dieser Herrn Benda, „sie soll mit dem Kerl machen, was sie will, nur ihn nicht heiraten." Nachdem sie ihr Gesuch zweimal wiederholt hatte, erfolgte endlich nach langem Zögern die Einwilligung; sie wurde Maras Frau. Ihre Ehe aber war nur eine Kette von Leiden. Sobald sich Mara im Besitze ihres Einkommens sah, überließ er sich allen Ausschweifungen und behandelte sie auf das empörendste. Sie kämpfte trotzdem für ihn mit allen den Waffen, welche einer hinreißenden Sängerin zu Gebote stehen; sie machte seine Fehler gut, sie entschuldigte ihn bei sich und bei Anderen und suchte dem Publikum den häuslichen Unfrieden zu verbergen. Um diese Zeit erhielt sie einen geheimen Antrag von London aus, wo ihr drei Konzerte mit 16 000 Thalern garantiert und 2000 Thaler Reisegeld angeboten wurden. Mara nötigte sie, um ihre Entlassung einzukommen, die der König indessen in harten Ausdrücken abschlug. Sie wurde krank und bat um die Vergünstigung, die böhmischen Bäder besuchen zu dürfen, welche ihr die Ärzte empfohlen hatten. Friedrich aber erwiderte auf ihr Gesuch: „Freienwalde wird auch gut genug sein." So mußte sie denn bleiben, mit Erbitterung, Groll, getäuschter Liebe und Verzweiflung im Herzen.

Um diese Zeit kam der Großfürst Petrowitzsch nach Berlin. Eine große Oper gehörte natürlich mit zu den Festlichkeiten, welche man zu seiner Unterhaltung bestimmt hatte, und Gertrud Mara durfte dabei nicht fehlen. Sie war jedoch krank und ließ dies am Morgen des Tages, an dem sie auftreten sollte, melden. Für Friedrich II. war dies indessen keine Entschuldigung; er verlangte von sich alles und von Anderen nicht weniger. Er ließ sie daher warnen. Sie aber blieb krank und hatte sich zu Bette gelegt. Da erschien zwei Stunden vor Anfang der Oper ein Hauptmann mit acht Dragonern, welcher ihr anzeigte, daß er den Auftrag habe, sie tot oder lebend nach dem Opernhause zu bringen. Ein Wagen war zur Hand, — sie mußte, wenn sie nicht samt ihrem Bette fortgebracht sein wollte, aufstehen und sich anziehen. Sie that es und langte unter dieser Eskorte in der Garderobe an, wo man sie unter

Konzertmeister Johann Gottlieb Graun, der Bruder des heimgegangenen Tondichters, leitete dabei die Chöre.

Es war Johann Friedrich Agricola, der Tondichter der „Iphigenia in Tauris" welcher Karl Heinrich Graun ersetzen sollte. Ihm folgte 1774 Karl Friedrich Christian Fasch aus Zerbst in der Leitung der königlichen Kapelle. Fasch hat sich durch die Stiftung der Berliner Singakademie ein bleibendes Verdienst und einen bleibenden Namen in unsrer Stadt errungen. Das heutige Gebäude der Singakademie ist freilich erst im Jahre 1825 begonnen und am 8. April 1827 der Benutzung übergeben worden, — ein schlichtes und doch so hochgeweihtes Werk des Braunschweigischen Baurates Ottmer; aber schon 1791 und 1792 versammelten sich bei einer Demoiselle Diterich und bei der verwitweten Frau General-Chirurgus Voitus eine Anzahl von Dilettanten, aus welchen Fasch einen Chor bilden konnte, welcher von 1793 an seine Aufführungen in dem runden Saale der Akademie der Wissenschaften veranstaltete. Fasch verstarb am 3. August 1800. Die weiße Marmortafel seiner Ruhestätte auf dem alten Dreifaltigketiskirchhofe trägt die Inschrift: „Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir und hat mir ein neues Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsern Gott." Auch Zelters Name ist mit der Geschichte dieses vornehmen Institutes verknüpft. In die Friederizianische Zeit fallen endlich auch noch die Anfänge Johann Friedrich Reichardts, dessen Kompositionen Goethescher Lieder geblieben sind, während seine vielbewunderten Opern „Brennus", „Rosamunde" und die „Geisterinsel" der Vergessenheit anheimgefallen sind. Reichardt starb im Jahre 1814 zu Wien.

Die Geschichte der italienischen Oper in Berlin und ihrer Nachfolgerin, der deutschen, ist von Plümicke und Schneider in voller Ausführlichkeit dargestellt worden; bei der geringen Bedeutung, welche die Entwickelung der Musik für die Stadtgeschichte besitzt, haben wir hier nur auf diese Werke zu verweisen. Ein kulturhistorischer Beitrag aus der Geschichte der Oper möge indessen hier gegeben sein; er betrifft das Schicksal der berühmten Sängerin Gertrud Schmeling-Mara. Wir folgen auch hierbei einem anziehenden Berichte aus alter Zeit.

„Es war im J. 1771, als man Friedrich II., der sich lange dagegen gesträubt hatte, eine deutsche Sängerin zu hören, dazu bewog, Gertrud Schmeling, die Tochter eines armen Stadtmusikus aus Kassel, nach Sanssouci kommen zu lassen, wo sie ihm eine der schwersten Arien Grauns vorsang. Dies machte ihn stutzig, und er legte ihr noch eine große Bravourarie vor, welche ihr unbekannt war, und die sie ohne Fehler vom Blatte absang. Der König war zufrieden, entließ sie und engagierte sie, nachdem sie noch wiederholt Beweise ihrer Kunstfertigkeit abgelegt hatte, mit einem Gehalte von 3000 Thaler auf Lebenszeit und dem Versprechen, diese Summe mit den Jahren zu erhöhen. Sie wollte sich dabei noch eine Reise nach Italien zu ihrer Ausbildung vorbehalten. Der König sagte ihr indessen: „Sie soll hierbleiben: da wird sie jetzt auch nichts mehr lernen." In der Oper Piramus und Thisbe von Hasse trat sie zum erstenmale vor dem Publikum auf und wetteiferte mit dem Sänger Conciliani. Im Dezember 1771 wurde Grauns „Brittanico" aufs neue gegeben; bei dieser Gelegenheit sang sie ihr berühmtes: Mi paventi, welchem unzählige andere Triumphe folgten. Niemals hat eine Sängerin die Gunst des Publikums so mit einem Schlage sich erobert, wie Gertrud Schmeling die der Berliner. Wie schön auch Conciliani, wie kunstfertig auch Porporini, die beiden Koryphäen der damaligen Oper, singen mochten, stets erkannte man der deutschen Sängerin den Preis sowohl hinsichtlich ihrer Stimme,

wie rücksichtlich der Ausführung zu. Bei alledem war sie nichts weniger als schön oder auch nur imposant in ihrer äußeren Erscheinung. Sie war eher klein als groß und hatte durchaus keine hervorstechende Gesichts- oder Körperbildung. Trotzdem, daß sie erst anfangs der zwanziger Jahre stand und ihr Körper kaum erst seine Ausbildung erhalten hatte, fehlte ihr doch der Jugendreiz, welcher diesem Alter eigentümlich zu sein pflegt, und in späteren Jahren glich sie vollends, wie Rochlitz sagt, einer Pächterfrau aus Thüringen. Was ihr indessen in ihrem ganzen Leben eigentümlich blieb, war ein unverkennbarer Zug von großer Gutmütigkeit und Wohlwollen, welcher einen jeden mit ihr vertraut machte, noch ehe er sie kannte.

Gertrud Schmeling befand sich zu Berlin in einer Lage, wie wohl keine Sängerin jemals vor ihr. Sie hatte die Vorurteile niedergesungen, welche der König von ihrer Nation und ihrem Geschlecht hatte, das Publikum trug sie auf Händen; sie konnte dem Alter sorglos entgegensehen. Eine unglückliche Leidenschaft beraubte sie indessen aller dieser Vorteile. Sie lernte den Violoncellisten Mara aus der Kapelle des Prinzen Heinrich kennen, einen schönen Mann und Virtuosen auf seinem Instrument, der aber übermütig, verschwenderisch und ausschweifend im höchsten Grade war. Trotz dieser Untugenden liebte ihn Gertrud Schmeling über alle Beschreibung. Man warnte und bat sie wiederholt, sich nicht einem Menschen anzuvertrauen, der ihr ganzes Glück zerstören müßte; sie achtete nicht darauf und kam bei dem Könige um die Erlaubnis ein, sich mit ihm verheiraten zu dürfen. „Sag' Er ihr," befahl dieser Herrn Benda, „sie soll mit dem Kerl machen, was sie will, nur ihn nicht heiraten." Nachdem sie ihr Gesuch zweimal wiederholt hatte, erfolgte endlich nach langem Zögern die Einwilligung; sie wurde Maras Frau. Ihre Ehe aber war nur eine Kette von Leiden. Sobald sich Mara im Besitze ihres Einkommens sah, überließ er sich allen Ausschweifungen und behandelte sie auf das empörendste. Sie kämpfte trotzdem für ihn mit allen den Waffen, welche einer hinreißenden Sängerin zu Gebote stehen; sie machte seine Fehler gut, sie entschuldigte ihn bei sich und bei Anderen und suchte dem Publikum den häuslichen Unfrieden zu verbergen. Um diese Zeit erhielt sie einen geheimen Antrag von London aus, wo ihr drei Konzerte mit 16 000 Thalern garantiert und 2000 Thaler Reisegeld angeboten wurden. Mara nötigte sie, um ihre Entlassung einzukommen, die der König indessen in harten Ausdrücken abschlug. Sie wurde krank und bat um die Vergünstigung, die böhmischen Bäder besuchen zu dürfen, welche ihr die Ärzte empfohlen hatten. Friedrich aber erwiderte auf ihr Gesuch: „Freienwalde wird auch gut genug sein." So mußte sie denn bleiben, mit Erbitterung, Groll, getäuschter Liebe und Verzweiflung im Herzen.

Um diese Zeit kam der Großfürst Petrowitzsch nach Berlin. Eine große Oper gehörte natürlich mit zu den Festlichkeiten, welche man zu seiner Unterhaltung bestimmt hatte, und Gertrud Mara durfte dabei nicht fehlen. Sie war jedoch krank und ließ dies am Morgen des Tages, an dem sie auftreten sollte, melden. Für Friedrich II. war dies indessen keine Entschuldigung; er verlangte von sich alles und von Anderen nicht weniger. Er ließ sie daher warnen. Sie aber blieb krank und hatte sich zu Bette gelegt. Da erschien zwei Stunden vor Anfang der Oper ein Hauptmann mit acht Dragonern, welcher ihr anzeigte, daß er den Auftrag habe, sie tot oder lebend nach dem Opernhause zu bringen. Ein Wagen war zur Hand, — sie mußte, wenn sie nicht samt ihrem Bette fortgebracht sein wollte, aufstehen und sich anziehen. Sie that es und langte unter dieser Eskorte in der Garderobe an, wo man sie unter

„Auf den Abend fand man die Plätze vollgepfropfet und das Parterre und die Gallerie zum Erdrücken. Die Gardine wurde aufgezogen, worauf Hanswurst mit ein paar Seitensprüngen und einer lächerlichen Reverenz zum Vorschein kam. — „Ich habe Appetit, denn der Tambour meines Magens schlägt schon Rebell und Vergatterung, aber meine Occasionslaterne (Colombine) wird wol wieder im Finstern auf der Treppe an den grossen Heyducken gestossen seyn." — „Bravo! Bravo!" schrie ein gnädiges und hochgeneigtes Publikum und klatschte, die Gallerie eine Minute weniger, ein paar Logen aber zwei Sekunden länger. Dann folgte ein „St! St!" und allgemeine Stille zeigte die Begierde an, den Erfolg zu hören." —

Also eine zeitgenössische Darstellung. —

Erst der Direktor Schönemann, welcher im Jahre 1742 auf besondern königlichen Befehl nach Berlin kam, suchte das deutsche Schauspiel künstlerisch zu heben: es gelang ihm indessen ebensowenig wie den beiden Schuch's. Franz Schuch der Jüngere aber erbaute wenigstens die oben erwähnte, für das bessere Publikum berechnete Bühne in der Behrenstraße Nr. 55, 56, 57. Ein Wendepunkt in der Geschichte des Schauspiels zu Berlin trat indessen erst dann ein, als Karl Theophil Döbbelin nach Berlin kam, im Jahre 1767 gemeinschaftlich mit Schuch ein Privilegium erhielt und nun im Jahre 1768 „Minna von Barnhelm" auf die Bühne brachte. Das treffliche Werk Lessings war in der That „wie für Berlin geschrieben". In 22 Tagen mußte dasselbe während jenes Jahres 1768 nicht weniger als neunzehnmal ohne Unterbrechung dargestellt werden. Mit wohlgefüllter Kasse konnte Döbbelin dann die Residenz verlassen. Im März 1769 aber kehrte er wiederum zurück; er erwarb das Haus und die Bühne des Franzosen Berger unweit Monbijou's und war nun „ein selbständiger Mann."

Im Jahre 1771 verstarb Schuch. Sein Privilegium und sein Theater gingen nunmehr auf Gottfried Heinrich Koch über. Derselbe eröffnete das Haus noch in demselben Jahre mit Miß Sarah Sampson und einem Prologe von Ramler. Auch diese Kochsche Gesellschaft erwarb sich ein hohes Verdienst um die Pflege der dramatischen Kunst, und durch persönliche Ehrenhaftigkeit durchbrachen ihre Mitglieder zuerst das den Schauspielern gegenüber noch immer vorhandene sittliche Vorurteil des Publikums. Am 6. April 1772 ging Lessings „Emilia Galotti" zum erstenmale über die Kochsche Bühne. Der Leiter derselben starb jedoch schon 1775. Mit Thränen aufrichtiger Rührung nahm Madame Koch, einen Ramlerschen Epilog sprechend, Abschied von den Berlinern; Döbbelin versuchte nunmehr die Fortführung dieses Theaters in der Behrenstraße und gab seine Bühne auf.

Es ist sein sehr hohes Verdienst, von 1775 ab dem Genius Shakespeares eine bleibende Stätte unter uns bereitet zu haben. Im Jahre 1777 spielte der berühmte Hamburger Bühnenkünstler Brockmann den Hamlet nicht weniger als zwölfmal; bei der letzten Aufführung dieses Trauerspieles wurde er „herausgerufen", eine Ehre, welche ihm zum ersten — seinem Landsmanne Schröder dann zum zweiten Male widerfuhr. Am 15. Februar 1781 wurde hier auch die Totenfeier für Lessing abgehalten; Mademoiselle Döbbelin sprach an dem „Castrum doloris" des edlen Toten Verse des Professors Engel, wie sie des großen Lessing würdig waren. Es folgte eine Aufführung der „Emilia Galotti". Inzwischen waren bereits auch „Götz von Berlichingen" am 13. April 1774, „Clavigo" am 3. November 1774 und „Die Räuber" am 20. April 1776 aufgeführt worden; die Sonne der klassischen Dichtkunst

war also endlich aufgegangen auch über unsrer Stadt. Plümicke sagt mit Recht: „Welche Veränderung! Zu Anfang der Regierung Friedrichs des Großen war das Publikum nur an das Platteste und das Gemeinste gewöhnt; jetzt bewunderte man Shakespeare und Goethe. Der alte, zotige Hanswurst war nun endlich den tragischen Helden gewichen.“ —

Herr Plümicke zählt sodann eine unendliche Menge von dramatischen Werken auf, welche von Berliner Dichtern jener Tage verfaßt worden sind. Dieselben ruhen indessen heute fast allzumal im Staube der Vergessenheit. Herr Johann André, Herr Kammergerichts-Rat Baumgarten, Herr Rittmeister von Beulwitz und Herr Leutnant von Bonin, der Kriegsrat Cranz und der Bombardier Eckardt, Herr von Hagen und Herr von Kospoth sind samt ihren dramatischen Schöpfungen verschollen; auch den „dankbaren Sohn“ und die „sanfte Frau“ Herrn Johann Jakob Engels vermögen wir heute kaum noch zu lesen. Das Bleibende ist uns allein von Goethe, Lessing und von Schiller gekommen. Ehre also den beiden Schauspiel-Direktoren Koch und Döbbelin, daß sie dem hohen Geiste echter Poesie im harten Ringen mit beengenden Verhältnissen dennoch eine Heimatsstätte schufen auch in Berlin! Der alte königliche Herr mit dem jugendfrisch allein für sein Volk noch sorgenden Sinne hatte freilich keine Interesse für „Götz“ und „die Räuber“; dem Professor Myller sandte er z. B. die „alten teutschen Gedichte“ mit der bündigen Antwort zurück: „Hochgelahrter, lieber Getreuer! Diese Gedichte sind meiner Einsicht nach nicht einen Schuß Pulver wert. Aus meiner Büchersammlung würde ich solch' elendes Zeug nur herausschmeißen,“ und Schiller durfte daher mit vollem Rechte von der deutschen Muse singen:

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne,
Ging sie schutzlos, ungeehrt.“

Und doch! An Friedrichs Glorie hatte sich unsre Nation erhoben. Im letzten Grunde war es doch nur sein Ringen gewesen, welches den Deutschen den Stolz auf ihr Vaterland zurückerobert hatte. Erst damit war die Möglichkeit des herrlichen Aufblühens unserer klassischen Poesie gegeben. Mochten die Aufklärung und das Weltbürgertum den Begriff des Vaterlandes auch immer noch verdunkeln: ein Volk, welchem einmal ein Friedrich der Große angehört hatte, mußte sich gleichwohl wieder finden. Und damit war auch der Boden vorbereitet für die edelste Entfaltung reifster und reinster deutscher Kunst und Art.

———

17. Die Entwickelung des Rechtes und die Organisation der städtischen Behörden in Berlin.

Litteratur: Nicolai, Beschreibung. Teil I. Berlin 1786.
Stölzel, C. G. Svarez. Berlin 1885.
Stölzel, Geschichte der Rechtsentwickelung in Brandenburg-Preußen. Berlin 1888.

Unser verehrter Freund Nicolai gewährt uns am Schlusse des ersten Teiles seiner oben besprochenen „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam" eine ausführliche Darstellung „Von den, zur Militär-, Bürgerlichen und Polizeiregierung der Residenzen gehörigen Kollegien und Anstalten". Ehe wir dieselbe hier in großen Zügen wiedergeben, bemerken wir jedoch, daß König Friedrich II. am 16. Januar 1742 den jeweiligen Stadtpräsidenten auch zum Polizeidirektor ernannt hatte. Er übertrug diese beiden hochwichtigen Ämter dem damaligen Kriegsrate Karl David Kircheisen, einem geborenen Sachsen, welcher in allgemeinster Achtung stand und sich in seiner Verwaltung auch die höchste Anerkennung erwarb. Am 21. Februar 1747 erfolgte sodann ein weiteres königliches Reglement, welches der gesamten Stadtverwaltung eine neue Organisation verlieh. Dieselbe bestand unverändert auch noch in jenem Jahre 1786 fort, in welchem die dritte Auflage von Friedrich Nicolais „Beschreibung" erschien nur war Kircheisen selbst bereits am 28. Dezember 1770 verstorben. Der Regimentsquartiermeister Philippi war sein Nachfolger geworden. Nach einer diesem, gleichfalls sehrverdienten Stadtpräsidenten erteilten „Instruktion" vom Jahre 1782 stand die Stadtverwaltung nun unmittelbar unter dem General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Direktorium und dem Könige selbst. Das Gouvernement, welches alltäglich 34 Militär-Wachen zu besetzen hatte, hatte das Polizei-Direktorium pflichtschuldigst zu unterstützen. So mußten z. B. die Thorwachen bei allen ein- und auspassierenden Reisenden den Namen, den Stand, den Zweck und die wahrscheinliche Dauer ihres Aufenthaltes in Berlin genau feststellen und dem Gouverneur — 1786 war es der General von Möllendorf — sorgfältig rapportieren. Nachts gingen die Ronde und mehrere Patrouillen herum. „Um guter Ordnung willen" konnte man ferner bei Lustbarkeiten, Hochzeiten u. s. w. eine „Wacht vor Geld" bestellen. Der Platzmajor besorgte sie sehr gern. Dieser Offizier hatte übrigens eine recht merkwürdige Kompetenz: Kam irgendwo ein Schornsteinbrand aus, so mußten von dem betreffenden Eigentümer 10 Thaler an ihn entrichtet werden.

Der Magistrat selbst umfaßte nach dem eben erwähnten Reglement von 1747 vier Departements: ein Justiz-, Polizei-, Ökonomie- und Kämmerei-Departement. Das Justiz-Departement stand 1786 unter den Bürgermeistern Ransleben und Wackenroder; von ihm ressortierte auch das Stadtgericht, dessen Direktor Ransleben war, und welches die alte, einfache Verfassung von 1728 bis zum Jahre 1780 bewahrte.

Nach einem, in diesem Jahre entstandenen neuen Reglement sollte dasselbe nunmehr aus einem Direktor, 5 Zivilrichtern, 2 Kriminalrichtern, 5 Assessoren, 4 Zivil-Aktuarien, einem Kriminal-Aktuarius, einem Registrator, einem Depositen-Rendanten und mehreren Kanzlisten, Referendarien und Auskultatoren bestehen. „Große Gerichtstage" wurden nur am Montage und Freitage gehalten. Das Polizeidepartement aber umfaßte bereits damals fast genau dieselbe Amtssphäre wie zu unseren Tagen; die Marktangelegenheiten, die Sorge für die Sicherheit und die Gesundheit der Einwohner. Auch die Fiaker und die Fuhrleute, auch der Begräbniskommissar und die Schornsteinfeger standen unter dieser Behörde; die lüderlichen Häuser wurden von ihr überwacht. Der besseren Handhabung der Polizei wegen waren die Stadt und die Vorstädte ferner schon im Jahre 1742 in 18 Quartiere eingeteilt worden, welchen die gleiche Anzahl von Quartierkommissarien vorgesetzt waren. Der „Adreßkalender", welcher bereits von 1713 ab regelmäßig alljährlich erschien, wies die Namen der letzteren auf. Mit Bewunderung berichtet Herr Nicolai, „wie groß die Sicherheit in der Hauptstadt durch diese vortrefflichen Anordnungen geworden sei; man habe die ganze Nacht hindurch ebenso sicher auf den Straßen gehen können, wie bei Tage. „Vom September bis zum Mai brannten 2354 Laternen." Auch für den Fall einer Feuersbrunst glaubte man „die allertrefflichsten Vorbereitungen" schon damals getroffen zu haben. Die Bürgerschaft Berlins war behufs des Feuerwachtdienstes in 16 deutsche und 8 französische Kompagnien eingeteilt; man besaß 41 „öffentliche Sprützen" in den „Sprützenhäusern" und 3 „Krahnsprützen" auf der Spree. Noch immer aber waren die Brunnen „wohleingerichtete Ziehbrunnen"; — man zählte ihrer nicht weniger als 517. Da aber bereits ein „Nachtwachtdienst" stattfand, so war nunmehr auch ein „Nachtwachtgeld" zur „Nachtwachtkasse" zu zahlen, welches gleichzeitig mit dem „Servisgelde" eingefordert wurde. Die Straßenreinigung besorgte der Magistrat auf königliche Kosten; Friedrich steuerte jährlich 6500 Thaler dazu bei, eine reinliche Hauptstadt zu besitzen; die Bürger hatten von der Hinwegräumung des Schmutzes also keine Unkosten; nur mußten sie des Montags und des Donnerstags vor ihren Häusern fegen lassen. Die Tollkrankheit der Hunde beschäftigte ferner schon in jenen Tagen die Berliner Polizei ausnehmend. Man glaubte die Ursache der Tollwut in einem Wurme entdeckt zu haben, „welcher sich unter den Zungen der Hunde einfräße." Bei 50 Thaler Strafe mußte daher allen Hunden durch eigens dazu bestellte Wurmschneider der — Tollwurm geschnitten werden.

Das Ökonomiedepartement ferner verwaltete die liegenden Gründe des Rates: — auch die „Acker-, Wiesen- und Feldsachen", die Forstwissenschaft und der Wegebau unterlagen seinen Bestimmungen. Das Kämmereidepartement endlich führte das Kassen- und Rechnungswesen. Man sieht: die Bürgermeister, Syndici und Ratmänner waren vollauf beschäftigt. Es war daher nur gerechtfertigt, daß sie jetzt auch auskömmliche Gehälter bezogen. Die Stadtverordneten aber wurden damals nicht von der Bürgerschaft, sondern von dem Rate gewählt und mußten allzumal Hausbesitzer sein. Es war ihr Amt, die Verordnungen des Magistrates der Bürgerschaft mitzuteilen, auf den öffentlichen Märkten und bei Feuersbrünsten gute Ordnung zu halten, in der Serviskommission die Bürgerschaft zu vertreten, die Obliegenheiten der Schöffen zu erfüllen, Haustaxen anzufertigen u. s. w. —

Charakterisieren wir nunmehr diese Verfassung, welche sich in ihren Grundzügen bis zur Einführung der Städteordnung von 1808 erhalten hat, mit wenigen Worten! Der

bureaukratische Zuschnitt derselben ist unverkennbar. Neben dem königlichen hatte sich allmählich auch ein städtisches Beamtentum herausgebildet, welches der Beaufsichtigung des Staates unterlag. Von bürgerlicher Selbstverwaltung ist also durchaus noch keine Rede. Die Stadtverwaltung erscheint lediglich als eine Unterbehörde der allgemeinen Staatsverwaltung mit einem örtlich abgegrenzten Wirkungskreise.

Denn wohin wir auch blicken mögen: allüberall sind dem Magistrate die Hände gebunden. Die Bürger französischer Nation besitzen noch immer ihre eigenen Gerichte, und das königliche Amt Mühlenhof bewahrt seinen alten Jurisdiktionsbezirk; die königliche Accise- und Zolldirektion aber übt an den Thoren die allerschärfste Aufsicht. Die Serviskommission, welche die Anlagen zum „Servis", d. h. zu den für die Kosten der Einquartierung der Garnison zu zahlenden Steuern, anfertigt, steht unter dem Militärdepartement, und eine königliche Hauptbrennholz-Administration versorgt die Stadt mit Brennholz. Auch das Baugericht und das berlinische Bauamt werden von dem Ober-Bau-Departement des Generaldirektoriums beaufsichtigt. Die berlinische Feuersozietät, deren Reglement aus dem Jahre 1718 stammt und bei welcher im Jahre 1784 etwa 6560 Gebäude mit einem Werte von 19003500 Thalern versichert sind, fungiert unter der Aufsicht der kurmärkischen Domänen-Kammer. Selbst die Beamten der Königlichen Porzellanfabrik unterstehen dem Magistrate nicht: die Gebietenden in der Stadt sind überall die königlichen Behörden, und der Stadtpräsident Philippi, die Bürgermeister Ransleben und Wackenroder, ja selbst der Kämmerer Ölrichs sind Geheime „Kriegs- und Hofräte."

Selten aber ist seitens königlicher Behörden die unbedingte Autorität so maßvoll und so wohlwollend ausgeübt worden, wie seitens des Generaldirektoriums gegenüber der Stadt Berlin. Wir vernehmen nicht das Mindeste von Reibungen zwischen den Exekutions- und Aufsichtsbehörden. Letzter Grund auch hierfür war jene hohe, echt königliche Fürsorge, welche Friedrich der Große trotz aller Härte des Steuerdruckes seiner Hauptstadt stets bewiesen hat, — jene wahrhaft fürstliche Hochherzigkeit, in welcher er die gesamte Friedenszeit, welche ihm zu genießen noch verstattet war, nur zu dem einen Zwecke auskaufte, jene tiefen Wunden zu heilen, welche der Krieg all seinen Unterthanen, auch den Bürgern der Stadt Berlin, geschlagen hatte. —

Es liegt uns fern, an diesem Orte auf die Verfassung und die Geschichte der königlichen Behörden einzugehen; Nicolai hat die Organisation derselben, wie sie im Jahre 1786 sich darstellte, in musterhaft klarer Weise in jenem vierten Abschnitte des 1. Teiles seiner „Beschreibung" geschildert, welcher die Überschrift trägt:

„Vom Geheimen Staats-Ministerium, dessen verschiedenen Departementen und den in Berlin befindlichen Landes-Kollegien, ingleichen von den davon abhängenden Archiven, Registraturen, Kanzleyen und Kassen." —

Dieser überreiche Gegenstand gehört zu der Geschichte des preußischen Staatsorganismus, nicht zu derjenigen der Stadt Berlin. Eine Thatsache von allerhöchster Bedeutung für die inneren Verhältnisse der Hauptstadt aus den Tagen Friedrichs des Großen aber haben wir dennoch hier zu erwähnen, obwohl dieselbe dem Gebiete des Staatswesens entnommen ist; es ist die innerhalb der Mauern von Berlin erfolgte Kodifikation des preußischen Rechtes. —

Friedrich beschränkte die Anwendung der Folter im peinlichen Prozesse bereits durch eine Verordnung vom 3. Juni 1740; er schaffte dieselbe dann durch die be-

ihmten Kabinets-Ordres vom 27. Juni und vom 4. August 1754 gänzlich ab, nachdem , erwiesen war, daß mit ihr jedwedes beliebige Bekenntnis sich erzwingen ließ. ie Ermordung einer Witwe, welche im „Stelzenkruge" vor dem Königsthore ohnte, — das durch die Folter erpreßte Geständnis eines unschuldigen Kandiuten, — die Entdeckung des Berliner Scharfrichters, daß hier ein „kunstgerecht geplungener Knoten" vorlag, und die Ergreifung der wirklichen Mörder, zweier enkersknechte aus Spandau, bildeten die Veranlassung zu dieser edlen That des :oßen Königs, für welche ihn die ganze Menschheit segnet.

Unermüdlich aber drang der König auf noch weitere Verbesserungen der lechtspflege, namentlich auf die Beschleunigung des Prozeß-Verfahrens. Es war er große Justizminister Samuel von Cocceji, welchem die schwere, aber hochverdienst.che Arbeit zufiel, das Rechtswesen des preußischen Staates in Friedrichs Sinne zu eformieren. Das große Werk begann im Jahre 1743 mit jener Abhandlung Loccejis, welche die „Ursachen des Verfalles der Justiz" klar legte und „Mittel anmpfahl, denselben zu redressieren". Im heutigen Prinzessinnen-Palais, der Wohnstätte Coccejis, entstanden dann die weiteren grundlegenden Arbeiten dieses vorzügichen Juristen, so namentlich der „Projekt des Codicis Fridericiani Marchici", relcher im Jahre 1748 zu Berlin erschien.

Der „zweite Trebonian", — der „Vindex legum et justitiae", verstarb indessen jon am 22. Oktober 1755, erst 52 Jahre alt, und erst gegen den Schluß seiner egierung erblickte sich Friedrich in der Lage, das angefangene Werk wieder aufzuhmen. Es ist wissenschaftlich nachgewiesen worden, daß der Prozeß des Müllers rnold und die durch denselben herbeigeführte plötzliche und ungerechtfertigte Entlung des Großkanzlers von Fürst es gewesen sind, welche die weitere Gesetzgebung :eußens in Fluß gebracht haben. Im Dezember 1779 wurde der schlesische Minister n Carmer als neuer Großkanzler nach Berlin berufen. „Er brachte zugleich seinen schätztesten Rat mit, den großen Juristen Karl Gottlieb Svarez. Im „du Trousselen Hause vor dem Königsthore", dem späteren „Gasthofe zum Kaiser Alexander", exanderstraße Nr. 70, wo Carmer und Svarez wohnten, ist die Werkstätte der llgemeinen Gerichts-Ordnung" und des „Allgemeinen Landrechtes" noch heute zu blicken.

Die Ausarbeitung des „Allgemeinen Gesetzbuches" durch Carmer, Svarez, ein, Pachaly und Volckmar, die „schlesischen Juristen in Berlin", ist jüngst in ssischer Weise geschildert worden; auch der Verkehr des großen Juristen Svarez in r 1783 gestifteten „Mittwochsgesellschaft" mit den Aufklärern Nicolai, Biester, Engel, truensee, Spalding, Diterich, Teller, Gedicke, — mit Möhsen, Dohm und Wlömer it dabei eine überaus reizvolle Darstellung gefunden. Uns steht hier nur zu, der bschließenden Thatsachen Erwähnung zu thun.

Friedrich der Große erlebte die Beendigung der gewaltigen Arbeit nicht mehr. Nachdem die „Prozeß-Ordnung" und die „Allgemeine Gerichts-Ordnung" vollendet worden waren, wurde das „Allgemeine Gesetzbuch" unter König Friedrich Wilhelm II. am 20. März 1791 publiziert, um am 1. Juni 1792 in Kraft zu treten. Im Anfange des Jahres 1792 spielte sich indessen der bekannte Prozeß des Prediger Schulz aus Gielsdorf vor dem Kammergerichte ab. Der König griff persönlich in den Verlauf desselben ein. Da jener Geistliche die Fundamentallehren des Christen-

tums angegriffen hatte, so dekretierte Friedrich Wilhelm mit vollem Rechte: „Christlicher Prediger kann Schulz nicht mehr seindt.“

Das Kammergericht erkannte dem gegenüber jedoch, Schulz sei als Geistlicher zu dulden: noch war der Gerichtshof mit Männern der Aufklärung besetzt. Der König sprach indessen die Amtsentsetzung aus, da Schulz thatsächlich sich auch gegen die inzwischen ergangenen „Religions-Edikte“ vergangen habe. Dieser Zwiespalt zwischen dem Könige und dem Kammergerichte veranlaßte zugleich eine sehr ungnädige, königliche Verfügung vom 18. April 1792, durch welche die Einführung des Allgemeinen Landrechtes auf unbestimmte Zeit verschoben wurde. Es erfolgte auf königlichen Befehl vom 12. November 1793 dann zunächst eine Revision des Gesetzbuches, welche jede allzu freisinnige Anschauung aus demselben verbannte. Erst am 5. Februar 1794 wurde daher die großartige Arbeit vor allem Carmers und seines hingebend treuen Gehilfen Svarez veröffentlicht und am 1. Juli dess. Jahres erlangte sie Gesetzeskraft. Am 19. Mai 1798 aber trug man den großen Svarez, welcher am 15. dess. M. verstorben war, von seiner letzten Wohnstätte, dem „Rohdichschen Palais am Karree“, — es ist der spätere Wrangelsche Palast am Pariser Platze, — auf den Friedhof der Luisenstädtischen Kirche zur ewigen Ruhe hinaus. Dort befindet sich heut' an der Kirchhofsmauer eine Eisenplatte. Sie trägt das Bildnis des großen Gesetzgebers und die Inschrift:

„Dem Gedächtnis des ruhmreichen Mannes Svarez, welcher den Gedanken des großen Königs, seinen Landen ein Allgemeines Landrecht zu geben, mit schöpferischer Kraft ausführte, weiht dies Denkmal die juristische Gesellschaft zu Berlin 1876.“

Auch die Stadt Berlin hat dem Schöpfer des Allgemeinen Landrechts ein Relief gestiftet und zwar in den Bibliotheksräumen ihres Rathauses, und der Präsident Kircheisen, der Sohn des oben schon erwähnten Stadthauptes von Berlin, weihte Svarez im Jahre 1810, nachdem er Justizminister geworden, einen Denkstein im Garten des damaligen Justizministeriums, welcher später nach dem heutigen Ministerialgebäude übergeführt worden ist. Dieses Monument trägt eine Büste des Gelehrten und in lateinischer Sprache den Vers des Dichters:

„Dem Steine grab' ich ein die Todtenklage, dein getreu gedenkend.“ —

---

18. Königstreue bis zum letzten Augenblicke.

Litteratur: Rödenbeck, Beiträge, Bd. II. Berlin 1838.

Der Kronprinz Friedrich hatte einst in dem Walten seines Vaters ein leuchtendes Beispiel jener wahrhaft königlichen Fürsorge vor Augen gehabt, welche dem Volke auch wirtschaftlich aufzuhelfen bemüht sein soll. Mit noch umfassenderem Geiste, als derselbe Friedrich Wilhelm I. eigen war, wendete sich der große König dann sofort bei seinem Regierungsantritte den wirtschaftlichen Dingen zu. Schon am 27. Juni 1740 vermochte er an Voltaire zu schreiben:

„Ich habe ein neues Handels- und Manufaktur-Departement errichtet.“

Dieses Departement wurde mit dem Generaldirektorium verbunden. Von seinen Chefs nennen wir hier die Minister von Marschall, von Katte, von Görne, von Bismark, von Heinitz, von Werder und von Struensee. Sie alle hatten den wirtschaftlichen Grundsätzen des Königs unbedingt zu folgen, — Grundsätzen, welche sich in dem folgenden, einfachen Wortlaute zusammenfassen lassen:

„Preußen muß von dem Auslande auch wirtschaftlich unabhängig sein. Die inländische Produktion ist daher auf alle Weise zu heben. Die Ausfuhr der Rohmaterialien ist zu verhindern, die der fertigen Erzeugnisse aber zu befördern. Zu kaufen sind im Auslande indessen nur Rohmaterialien, nicht aber fertige Produkte. Stets indessen muß Einfuhr und Ausfuhr eine ‚günstige Bilanz' ergeben, d. h., es muß der bare Geldvorrat im Inlande sich mehren, damit das Geld zu anderen Unternehmungen verwendet werden könne. Öl, Spezereien, Zucker und Kaffee wachsen freilich nicht bei uns, und das grade sind Waren, welche unsere Kauflust ganz besonders reizen. Damit nun nicht zuviel des Geldes aus dem Lande gehe, ist der Gebrauch all' dieser Luxusgegenstände thunlichst zu beschränken. Dazu sind dann die Steuern da, welche auf den Verbrauch zu legen sind." —

Dies einige Fundamentalsätze der Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen. Mit Eifer unterstützte er nach ihr zunächst die Seidenfabrikation in Berlin; die Fabrik Girard und Michelet fertigte z. B. 1782 für 175 000 Thaler, die Gebrüder Baudouin für 130 000 Thaler Seidenwaren an. Einen ähnlichen Aufschwung nahm infolge der Grundsätze des Königs die Kattun-, die Wollen- und die Baumwollen-Manufaktur in Berlin. Über all' diese verschiedenen Produktionszweige finden sich in der oben angegebenen Quelle die vortrefflichsten und lehrreichsten statistischen Tabellen. —

Schon im Jahre 1749 hatte David Splittgerber in Neu-Kölln die erste Zuckersiederei angelegt. Im Jahre 1751 erhielt dieser um die Reichshauptstadt hochverdiente Bankier das Zucker-Monopol für die gesamte Kur- und Neumark, sowie für Pommern. Die Splittgerberschen Siedereien in Berlin beschäftigten im Jahre 1785 über 800 Arbeiter; der Wert des gewonnenen Fabrikates belief sich damals auf etwa 900 000 Thaler jährlich.

Friedrich hob indessen mit allen seinen Kräften nicht nur die Groß-Industrie des Landes; er suchte auch den kleinen Meistern aufzuhelfen. Sehr merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein Verzeichnis von Prämien, welche auf die Jahre 1772 bis 1774 für hervorragende technische Leistungen ausgesetzt waren, — für das beste Stück Saffian eigener Fabrik 10 Thaler, — für das beste Stück Zwirn 40 Thaler rc. Aufs Klarste aber sprechen die folgenden Thatsachen: In den Jahren 1782 bis 1785 hat Friedrich der Große die Fabriken, die Manufakturen und das Handwerk seines Landes mit beinahe 2 500 000 Thalern unterstützt; von 1763 an hat er nicht weniger als 40 Millionen Thaler für industrielle Zwecke geopfert. Um Ziffern anzugeben, welche sich auf Berlin allein beziehen, sei hier nur erwähnt, daß alle Berliner Fabriken im Jahre 1784 für 6 416 085 Thaler Waren mit einem Rohmateriale verfertigten, welches den Wert von 3 851 374 Thalern besaß. Von jenen Waren im Werte von 6 416 085 Thalern wurde exportiert: für 1 420 330 Thaler, und innerhalb des Landes verkauft: für 4 590 013 Thaler Fabrikat.

Ein wenig eingehender müssen wir hier der Geschichte der königlichen Porzellanmanufaktur innerhalb unsrer Stadt gedenken. Der Kaufmann Wegely zu Berlin hatte um 1750 von einem Gesellen des aus Meißen entflohenen Meisters Ringler das Geheimnis

des „Porzellan-Arkanums" erkauft; er richtete zugleich eine Fabrik in Berlin ein; dieselbe „prosperierte" indessen nicht. Als er dann sich weigerte, das von dem Könige an Ort und Stelle erbeutete Meißner Porzellan dem Monarchen abzukaufen, befahl dieser zornig die sofortige Auflösung der Wegelyschen Fabrik. Ein sehr geschickter Töpfer, Namens Reichard, legte darauf eine neue Porzellan-Manufaktur an, und auf königlichen Wunsch verband sich endlich mit ihm der patriotische Kaufmann Gotzkowski im Jahre 1761 zu diesem Zwecke. Gotzkowski erwarb nunmehr das von Dorville-sche Haus, Leipziger Straße Nr. 4; aufs eifrigste wurde hier gearbeitet, und schon 1762 vermochte der unternehmende Mann dem Könige einige vortrefflich gelungene Fabrikate dieser Manufaktur aufzuweisen.

So kam das Jahr 1763. Die Not des Landes war eine entsetzliche geworden; alle Kräfte waren verbraucht, Geld aber war nirgends zu beschaffen. Viele Handlungshäuser stürzten ohne Schuld; auch Gotzkowski kam in die größte Bedrängnis. Er hatte sich in kaufmännische Unternehmungen, z. B. in den Ankauf der russischen Militärmagazine, „weit über seine Kräfte eingelassen." Er hoffte sich jedoch dadurch zu helfen, daß er dem Könige seine Porzellanfabrik zum Kaufe anbot. Friedrich nahm sie in der That für 225000 Thaler an. Seit dem 19. September 1763 ist demnach das berühmte Institut ein königliches.

Dasselbe gelangte bald zu hoher Blüte; der patriotische Kaufmann aber — er ging unter. Doch lassen wir ihn selber sprechen:

„Das allgemeine und fast durch ganz Europa sich erstreckende Dérangement bewogen S. K. Majestät, eine besondere Wechsel-Kommission zu ernennen, bei welcher auch meine Affairen untersucht werden sollten. Durch unermüdeten Fleiß gelang es mir, aus den Ruinen meiner Handlung soviel herauszuarbeiten, daß meine Kreditoren 50 Prozent erhalten konnten. In den Jahren 1764 bis 1766 arbeitete ich durch Beistand einiger wahren Freunde noch ein Mehreres heraus; ich hatte das Vergnügen, vielen meiner Kreditoren, die es am nötigsten gebrauchten, noch 400000 Thaler nachzuzahlen. Ich zog den Reichtum eines guten Gewissens allen übrigen Glückseligkeiten weit vor, und ich würde bis an das Ende meines Lebens so fortgefahren sein, wenn nicht in der Mitte des 1766 sten Jahres die Handlung einen völligen Stillstand empfunden hätte. Wohl fanden sich der Wucherer genug, welche Einem auf Unterpfand gegen 12 Prozent Interessen Geld fournierten; allein bei ehrlichen Leuten war kein Geld zu finden. Ich zog mir diesen Umstand dermaßen zu Gemüte, daß ich fast meine Sinne verlor und im Monate Julius ganz gedankenlos von den Meinigen im Garten auf der Erde liegend aufgefunden wurde, da ich vielleicht die halbe Nacht gelegen haben mochte. Man suchte mich wieder aufzumuntern und durch Arzneimittel mir zu Hülfe zu kommen, und da ich wieder zu gesunden Gedanken kam, so faßte ich den Entschluß, lieber mein ganzes Vermögen abzutreten, als ein so unruhiges und trauervolles Leben fortzuführen. Ich übergab meinen Statum bonorum denen Gerichten. Ohnerachtet dessen erhielt doch einer meiner Kreditoren, der in Ansehung der übrigen wie eine Mücke gegen einen Elephanten zu betrachten war, eine Sentenz wider mich. Diese wurde mir den 12. März 1767 des Vormittags um 11 Uhr insinuieret und mir nicht die sonst gewöhnliche Frist zur Anschaffung des Geldes verstattet, sondern noch den nämlichen Tag und drei Stunden nachher wurde ich schon durch zwei Gerichtsdiener unter dem Vorwande arretieret, daß man den Verdacht wider mich hegte, wie ich mich heimlich aufmachen und als ein Schelm davongehen würde. Diese

Leute hatten die schärfste Ordre, mich nicht aus dem Gesichte zu lassen, und ich war gezwungen, als einer der größesten Missethäter die Nacht neben ihnen zuzubringen, welches die allerschrecklichste war, welche ich in meinem Leben zugebracht. Noch nie hatte man einen so schleunigen Arrest, als wie gegen mich geschahe, ausgewirket gesehen. Dieses war das Schicksal desjenigen, der so oft vor die Stadt und seine Mitbürger sein Vermögen und Leben gewaget. und dem man einige Jahre vorher (laut Brief des Magistrates) das Zeugnis gegeben hatte, es sei ein Exempel ohne Exempel, daß ein ehrlicher Mann ohne allen Eigennutz dasjenige ausgestanden und unternommen, was ich als ein redlicher Patriot vor meine Mitbürger ausgestanden und übernommen hätte. Man würde mich sogar des anderen Tages nach dem öffentlichen Gefängnis gebracht haben, wenn nicht ein redlicher Mann, dem ich niemalen die geringste Gefälligkeit zu erweisen Gelegenheit gehabt, so großmütig gehandelt und die Bürgschaft bis nach ausgemachter Sache für mich geleistet hätte. Ich kann diese Geschichte mit den Worten aus der alten bekannten Fabel schließen:

Also lohnt die Welt!" —

Am 9. August 1775 ist Gotzkowski in Armut verstorben. Im Jahre 1865 wurde dem Enkel der Witwe des patriotischen Kaufmanns, einem bejahrten Manne, welcher als Hülfsarbeiter bei dem hiesigen Magistrate beschäftigt gewesen war, in Rücksicht auf die hohen Verdienste Gotzkowskis eine außerordentliche Pension von 200 Thalern bewilligt. —

Doch kehren wir zu unserm Gegenstande zurück! In Bezug auf den Handelsverkehr huldigte Friedrich der Große durchaus jenem Grundsatze, welchen der scharfblickende Montesquieu in dem berühmten Worte ausspricht:

„Die Freiheit des Handels besagt nicht, daß die Kaufleute nun thun können, was sie wollen; — es würde hieraus nur der Untergang des Handels sich ergeben." Friedrich beschränkte daher den Handel vielfach durch Zölle; allein er schrieb einmal dem Herrn de Launay, einem seiner einflußreichsten Ratgeber in finanziellen Dingen:

„Sie wissen, daß ich von all' diesen Einnahmen nichts sammle!" — In der That verwendete er sie sämtlich zur Gründung von Fabriken, zur Urbarmachung seines Landes, zur Wiederherstellung zerstörter Ortschaften und zu Kanalbauten. Das sorgsam aufgesparte Geld war ihm nach seinen eignen Worten nur „der Stab des Zauberers, mit welchem er dann allerdings Wunder zu thun vermochte".

Für den Verkehr Berlins waren von den vielen Kanalbauten Friedrichs besonders zwei von hoher Bedeutung: in den Jahren 1743 bis 1745 wurde der Plauesche Kanal gegraben, und 1751 wurde der Finow-Kanal vollendet. Auch den überseeischen Handel faßte erst Friedrich wiederum ins Auge. Sein Vater hatte in den Jahren 1720/21 die brandenburgischen Besitzungen in Afrika, das Erbe des großen Kurfürsten, an die Holländer verkauft: Friedrich errichtete, nachdem im Jahre 1744 mit Ostfriesland auch der Hafen von Emden an ihn heimgefallen war, eine „Königlich Preußische asiatische" und eine „ostindische Handels-Kompagnie", andrer Unternehmungen zu geschweigen. Es sind aber auch auf diesem Gebiete wiederum zwei große Institute, welche die Geschichte von Berlin vor allen andern zu erwähnen hat.

Schon am 13. November 1764 wurde der Plan einer Königlichen Bank bekannt gegeben, welcher sodann, von dem Kommerzienrate Wurmb und dem Geheimen Finanzrate Calzabigi mehrfach verändert, am 20. Juli 1765 die königliche Bestätigung erhielt. Der Staatsminister Graf Reuß wurde Chef des Bankwesens, der Kaufmann

Janssen erster Direktor. In augenscheinlicher Weise hob sich nun der kaufmännische Verkehr in Berlin. Jeder respektable Kaufmann fand jetzt für seine Zwecke Geld, und die Ersparnisse der „kleinen Leute“ konnten nun in sicherer und nutzenbringender Weise angelegt werden. Im Jahre 1766 wurde dann der Brenn- und Nutzholzhandel monopolisiert; wichtiger aber, ja hochwichtig wurde die am 14. Oktober 1772 erfolgte Gründung der Seehandlungs-Sozietät, deren ursprünglicher Zweck es zwar, das Land mit Seesalz zu versehen, die aber dann das Monopol des Verkaufes auch des inländischen Salzes erhielt. Erster Chef dieser Handlung war der Geheime Finanzrat de Lattre.

Friedrichs Steuersystem fußte vor Allem auf dem Grundsatze, die Armen nicht zu drücken. So schrieb er einmal an den obenerwähnten Finanzrat La Haye de Launay: „Besteuern Sie meinethalben die fremden Weine so hoch, wie Sie wollen: — der Arme trinkt sie ja nicht, sondern der Reiche. Ich bin der Anwalt der Arbeiter und der Soldaten!“ Der König kam demnach auf die Luxussteuern seines Großvaters zurück, welche unter Friedrich Wilhelm I. nur deswegen in Wegfall gekommen waren, weil der gestrenge Herr den Luxus selbst allüberall vernichtet hatte.

Als Luxusartikel erschienen dem großen Könige aber vor Allem zwei Dinge, von welchen er freilich selbst den ausgiebigsten Gebrauch zu machen gewohnt war: der Kaffee und der Tabak. Sie beschloß er daher besonders zu belasten. —

Es war am 10. Juni 1765, als in Charlottenburg ein Ministerrat stattfand, in welchem neue Steuerobjekte aufgefunden werden sollten. Der Staat war ihrer in der That dringend bedürftig; der Herr von Massow, der Vice-Präsident des General-Direktoriums, erklärte jedoch, daß er dergleichen nicht mehr aufzufinden vermöchte. Friedrich antwortete indessen damit, daß er noch in demselben Jahre zunächst eine Generalverpachtung des Rauch- und Schnupftabacks an ein Berliner Konsortium eintreten ließ, innerhalb dessen uns die Namen Lecoq, Ulrici u. s. w. begegnen. Der Taback war also monopolisiert; die Spielkarten wurden es im nächsten Jahre. Unterdessen aber war der berühmte ehemalige Generalpächter der französischen Finanzen, Helvetius, auf Veranlassung des General-Leutnant von Krockow aus London nach Berlin gekommen; er hatte dem großen Könige den Rat gegeben, nach französischem Muster eine „Administration générale des accises et des péages“ zu errichten, welche das gesamte Steuerwesen des Landes einheitlich leiten sollte. Friedrich befolgte denselben. Der Gedanke war gewiß ein guter und heilsamer; nur beging Friedrich darin einen überaus verhängnißvollen Mißgriff, daß er die Beamtenstellen bei dieser neuen Behörde, welche schon 1766 ins Leben trat und vom Volke kurzweg „die Regie“ genannt wurden, französichen Abenteurern übertrug, welche sich nun in sehr bedeutender Anzahl zu Berlin einfanden und durch Brutalitäten aller Art einen Sturm der Entrüstung gegen die ursprünglich so wohlgemeinte Steuerpolitik des großen Königs erregten.

Es begann nunmehr die vielberufene Zeit der „Kaffeeriecher“ und der „Kellerratzen.“ Französische Beamte, ehrlos oftmals in ihrer Gesinnung und in ihrer Lebensführung, durchstreiften nicht allein die Stadt: — nein, sie drangen selbst in die Häuser ein, um Steuer-Kontraventionen zu „entdecken“. Der gemeine Mann aber war und ist zu den letzteren leider nur allzu sehr geneigt, weil ihm der Sinn für die Gesamtheit fehlt, und weil er den Zweck der Steuern nicht begreift. Nun aber, am 21. Januar 1787, erfolgte sogar das Edikt, daß niemand, „wenn er nicht aus-

drückliche Erlaubnis erhalten hätte, in seinem Hause Kaffee brennen sollte, sondern seinen Konsumtionsbedarf in versiegelten und gestempelten Packeten nehmen müßte, wo er nicht im Übertretungsfalle für jedes vorschriftswidrig gebrannte Pfund Kaffee zehn Thaler Strafe erlegen wollte." — „Um die Kontraventionen auszumitteln, waren überall besoldete Späher, die man im Publikum spottweise „Kaffeeriecher" nannte, angesetzt, die dem Geruche von gebranntem Kaffee nachspürten, und da es ihnen nicht an Entdeckungen fehlte, zu vielen Denunziationen den Stoff aufsuchten; wodurch aber auch mehrere Plackereien entstanden. Das sonderbarste dabei war, daß diese Anstalten öffentlich lächerlich gemacht wurden, ohne daß ihre Ausübung dadurch den geringsten Aufenhalt erlitt. Dies geschah alles nach den Grundsätzen, welche der König bei dieser Gelegenheit von seinen Unterthanen geäußert haben soll, man müsse nämlich, die Leute reden lassen, was sie wollen, wenn sie nur das thäten, was sie sollten, und dem Staate das entrichteten, was ihnen von demselben auferlegt worden sei. — Wer sollte es wohl glauben, daß um eben diese Zeit, da man bei dergleichen Neuerungen überall gegen Druck und Einschränkungen klagte, ein fliegendes Blatt mit der Überschrift: Kurzweiliges Gespräch über den Kaffee, zwischen ein Paar Invaliden, nebst dem Abschiedsliede einer alten Jungfer, Johanna Cichoria Klatschtaschin an ihre Kaffekanne, nach der Melodie; Valet will ich Dir geben ꝛc öffentlich verkauft wurde. Die Berliner Kaufleute näherten sich zwar dem königlichen Throne mit den dringendsten Bitten und stellten vor, daß sie bei diesen Einrichtungen wenig Artikel von einiger Wichtigkeit zum Handel übrig behielten und daher unmöglich bestehen und sich erhalten könnten. Der König aber antwortete hierauf, daß des Kaffee wegen jährlich 200 000 Thaler aus dem Lande gingen, und das Kontrebandieren dermaßen überhand nähme, daß die Schleichhändler an den Grenzen sogar auf seine Accisebediente Feuer gegeben hätten, daher sollten sich diejenigen, so Materialhandlungen trieben, dieses schelmischen Handels mit Kaffee enthalten und zum Ersatz ihres vermeintlichen und ihnen dadurch zuwachsenden Schadens mit Hammel, Kälber und anderem Schlachtviehe Gewerbe treiben, auch Butter, Eier ꝛc. aus den Provinzen und vom platten Lande in die Residenz zu ziehen bemühet sein; dadurch würde sich dann ihr angeblicher Ausfall wohl decken lassen. Daß die Kaufleute über diesen unerwarteten Bescheid große Augen machten, kann man sich leicht denken, indessen ward dadurch nichts abgeändert, und die Einrichtungen, gegen welche sie Klagen erhoben, blieben in ihrem Gange unveränderlich." Also spricht ein Zeuge jener Tage! An diese „Kaffeeriecher", knüpft sich übrigens eine der bekanntesten Anekdoten von Friedrich dem Großen, welche einem geflügelten Worte noch der Neuzeit die Entstehung gegeben hat.

Friedrich ritt einst durch die Jägerstraße. Da bemerkte er an dem Fürstenhause plötzlich einen Auflauf; das Volk lachte und schaute zu einem, in beträchtlicher Höhe an dem Gebäude angebrachten Zettel hinauf, auf welchem der König selbst als eine Karrikatur dargestellt war, auf einem Schemel sitzend, — eine Kaffeemühle nach Frauenart zwischen den Knieen haltend und — Kaffee mahlend. „Hängt es doch niedriger," sprach der Monarch, nachdem er das Spottbild betrachtet hatte, „damit die Leute sich den Hals nicht ausrecken! —"

Diese neue Ordnung der Dinge füllte die königliche Kasse nun freilich schnell. Man hat berechnet, daß die Regie von 1766 bis 1786 etwa 157 300 000 Thaler an Steuern eingebracht hat, während nach dem früheren Steuersystem nur etwa

105 000 000 Thaler eingelaufen wären. Auf der andern Seite muß indessen unbedingt zugestanden werden, daß die Finanzwirtschaft des großen Königs in sittlicher Beziehung das Volk nicht anders als nachteilig zu beinflussen vermochte.

Sie zeitigte nämlich zunächst einen durchaus verwerflichen Schleichhandel; das „Schmuggeln" wurde Sitte, leider auch in Berlin; die Fülle von Steuerhinterziehungen mehrten sich ins Ungemessene. Es kam dabei selbst zu Straßenkämpfen zwischen den Bürgern und den Steueroffizianten. Man griff ferner vielfach zu billigen Surrogaten für den teuren Kaffee und dergl.; — nicht immer aber war der Verkäufer auch ehrlich genug, um seine Ware als ein Aushülfemittel offen zu bezeichnen. Was aber noch bedenklicher erscheint, war, daß der König Nutzen für den Staat selbst aus der Lust des Volkes an dem Spiele zog. Friedrich der Große hat auch das Lotto bei uns heimisch gemacht. König berichtet darüber: „Schon im Juli 1740 erhielt Berlin eine Lotterie, — eine auf unserm Boden bis dahin ganz unbekannte Sache. Sie bestand aus einer Klasse von 20 000 Loosen, von welchen jedes einzelne 5 Thaler kostete. An Gewinnen war die beträchtliche Zahl von 4028 ausgeworfen, von denen das „große Loos" damals ein Haus im Werte von 24 000 Thaler darstellte. Die Aufsicht über dieses Lotto erhielt anfangs der in der Kirche zu Weißensee bestattete Geheimrat Nüßler, der Kommerzienrat Haag und der Hoffiskal Glorin. Im Jahre 1763 gestaltete der Geheime Finanzrat Johann Anton Calzabigi dann das Lotto in einer an die heutige Form derselben sich annähernden Weise um; am 31. August 1763 erfolgte darauf die erste Ziehung in der Wilhelmstraße und zwar in Gegenwart des Kommandanten von Zepplin und des Bürgermeisters Kircheisen. „Zum Spiele," sagt unser Gewährsmann, „hatten die Berliner auch damals leider immer Geld; es konnte daher nicht fehlen, daß der Spielgeist sich äußerst auszubreiten begann." Selbstverständlich fielen die Überschüsse auch der Lotterie dem Staate anheim. —

Wie unermüdlich treu der König indessen auch für sein Volk und seinen Staat zu sorgen gewohnt war: es lag außerhalb seiner Macht, den Seinen schwere Zeiten zu ersparen. So unvergänglich groß das Gedächtnis der Tage Friedrichs des Großen auch dasteht, so drückend lasteten dieselben nur zu oft auf unseren Vorfahren. Mit schweren Prüfungen auch für Berlin, mit einer Hungersnot, hatte die Regierung Friedrichs des Großen begonnen; wie oft dann später teure Zeiten eintraten, deuteten wir schon oben an, — erzählte uns auch der Patriot Gotzkowsky. Ja auch das Jahr des Friedensschlusses 1763 war ein hartes Jahr! Mit Gotzkowsky stürzten auch die Häuser Streckfuß und Blums Erben; 1764 folgte die hochangesehene Bankierfirma Johann George Eimbke, 1767 das Haus Würstler und Kompagnie. Friedrich suchte der Not seines Volkes zwar zu steuern, wo immer er's vermochte. War er es doch, welcher 1775/6 die Allgemeine Witwen- und Waisen-Verpflegungs-Anstalt ins Leben rief! Mit größter Sorgfalt widmete er sich ferner dem Armenwesen; — ist er es doch gewesen, der das „große Berliner Arbeitshaus im Jahre 1758 fürsorglich gegründet hat! Dennoch gelang es dem großen Könige nicht, Zustände zu erschaffen, in welchen die Einwohner Berlins sich hätten glücklich fühlen können. Auch der Bayrische Erbfolgekrieg schädigte den allgemeinen Wohlstand in beträchtlicher Weise. —

Es ist indessen Friedrichs höchstes Verdienst, daß er in dieser Sorge für sein Volk getreu erfunden worden ist bis an sein Ende, obwohl ihm nicht entgehen konnte, daß ihm in den letzten Jahren seiner Regierungszeit die Herzen nicht mehr mit jener

hohen Begeisterung entgegenschlugen, welche den Sieger der beiden ersten schlesischen Kriege einst zu teil geworden war. Dem jüngeren Geschlechte war der Philosoph von Sanssouci ja ein Fremder geworden; der große König stand in einer Vereinsamung da, welche alle Fremden, so viele ihrer ihn zu sehen kamen, tief ergriff. - Seine wohlthätig ordnende Hand indessen wurde nimmer müde.

Wir übergehen die Zeit bis zum Jahre 1784.

Auch in ihm baute Friedrich noch in Berlin. Sieben neue Bürgerhäuser wurden aufgeführt; — hier und dort wurde an einem der größeren Gebäude ein Blitzableiter angebracht; auch die Mauer auf der Nordseite der Stadt, vom Oberbaum bis zum Unterbaum hin, wurde in Angriff genommen; der Grundstein zum Oranienburger- und zum Hamburger Thore wurde gelegt. Im Mai 1785 weilte dann der hehre Herr zum letzten Male hier. Er hatte Musterung bei Tempelhof gehalten. „Bei seiner Rückkunft nach Berlin versammelte sich eine große Menge von Menschen im inneren Schloßhofe, wo er gemeinhin abstieg, um sich nach seinen Wohnzimmern zu begeben. Sobald dieselben ihren Landesvater erblickten, riefen sie ihm mit einer durchdringenden Einmütigkeit, welche aus dem Herzen kam, ein lautes, frohes „Vivat!" zu. Der Monarch schien darüber sehr bewegt zu sein und zog seinen Hut gegen die Anwesenden mit einer Manier ab, welche nur ihm eigen war, und durch welche er sein Wohlgefallen über die Teilnahme der Berliner an seiner Person besonders zu erkennen geben wollte". — Ja, noch einmal durchzuckte ein Blitz der Freude sein welkes Antlitz; noch einmal ruhten diese unvergleichlichen Augensterne mit Liebe auf seinem Volke, welchem sein Name in dunkler, sorgenschwerer Zeit das Symbol der Hülfe und Errettung einst gewesen war. Dann ging er, um für immer von Berlin zu scheiden. Denn am 10. September 1785, an welchem Tage Friedrich noch einer Artillerie-Übung bei Berlin beiwohnte, kam er nach dem Schlosse seiner Ahnen nicht mehr zurück.

Noch einmal aber wurde er an seines Reiches Hauptstadt in sehr eigner Art erinnert. Es war wenige Tage vor seinem Tode. Da kam ein Brief ihm aus Berlin, der ihn beschwor, an seiner Seele ewiges Heil zu denken. „Man soll den Leuten freundlich und höflich antworten," erwiderte Friedrich; „denn sie meinen es gut mit mir." — Bald darauf, am 15. August, begann der lange Todeskampf. Der mächtige Geist schien sich von dem gebrechlichen Körper nicht trennen zu wollen. Erst am 17. August 1786, um 2 Uhr 20 Minuten des Morgens, schied der Held des Jahrhunderts in seinem geliebten Sanssouci aus diesem Leben, welches für ihn nichts anderes gewesen war als nur ein Ringen und ein Kämpfen für die Größe und das Wohl des preußischen Staates und Volkes. —

Wohl hatte in den letzten Jahren seiner Regierungszeit in Folge von Friedrichs Wirtschaftspolitik eine gewisse Entfremdung zwischen dem Könige und den Bewohnern der Hauptstadt bestanden. Jetzt aber, da sein großes Herz zu schlagen aufgehört hatte, durchbebte ein tiefer, heißer Schmerz die Herzen aller seiner Unterthanen, die der Berliner aber ganz besonders. Friedrichs sterbliche Reste wurden nach Potsdam übergeführt. „Der stille Zug," so schreibt Preuß, „ging zum Brandenburger Thore von Potsdam hinein. Die Straßen waren mit Menschen überfüllt; aber die Ruhe der Mitternacht lag über dem Volke, nur hier und dort ertönte ein schwerverhaltenes Schluchzen und der Seufzer: ‚Ach, der gute, große König!'" —

„An demselben Eingange des Potsdamer Stadtschlosses, auf der Mittagsseite, von welchem aus Friedrich zum letztenmale nach Sanssouci gefahren war, wurde seine Leiche jetzt von vier Obristen empfangen, um in dem Audienzzimmer aufgebahrt und die Nacht über bewacht zu werden. Am andern Tage stand sie von acht Uhr des Morgens ab unter einem daselbst befindlichen Baldachine in Parade aus. Friedrich war nur sehr einfach gekleidet, grad', wie er im Leben selbst bei festlichen Gelegenheiten sich getragen hatte. Das dünne, eisgraue Haar war ein wenig gepudert und in kunstlose Locken gelegt. Ruhig-sinnender Ernst sprach aus den erbleichten Zügen seines Angesichts. Krückstock, Degen und Schärpe lagen auf einem Tabourette neben ihm. So war er den ganzen Tag über zu betrachten. Aus Berlin waren Tausende gekommen, diesen rührenden Anblick sich für immer einzuprägen. Denn ergreifend war derselbe in dem höchsten Maße. Das schienen eher die Gebeine eines Kindes als die eines Mannes zu sein; nur das Angesicht zeugte von der gewaltigen Größe des Entschlafenen. Bei dem Übrigen traute man seinen Augen nicht, daß diese Hand voller Staub einer so wunderbaren Geisteskraft zum Wohnsitz hatte dienen können.“ —

So ein gleichzeitiger Bericht.

Der zweite der großen Toten aber, welche in der Potsdamer Garnisonkirche ihre Ruhestätte gefunden haben, er hat für unsere Stadt eine besondere Vorliebe zwar nicht besessen, und dennoch: wir dürfen Berlin unbedenklich auch noch heute als die Stadt Friedrichs des Großen bezeichnen. Wie löst sich dieser anscheinende Widerspruch? — Wir glauben: auf die folgende Weise. Was Friedrich den Großen von seiner Hauptstadt zurückstieß, das war jenes nüchtern-bürgerliche Wesen und jene Unempfänglichkeit für die höheren, geistigen Interessen, Dinge, welche er schon in seiner ersten Herrscherzeit in der schlichten Stadt Friedrich Wilhelms I. angetroffen hatte. Er mochte indessen auch später von den Berlinern nicht eben viel erwarten. Es ist ihm leider, wenn man von einigen Augenblicken der Rührung absieht, vollständig entgangen, wieviel von dem Edelsten, was er selbst besaß, allmählich und fast unmerklich dem Geiste der Einwohnerschaft seiner Hauptstadt sich beigemischt hatte. Zweierlei davon aber sollte den Berlinern verbleiben für die kommenden Tage, und es wird uns verbleiben, hoffentlich für alle Zeit: das ist jene edle Toleranz, welche jeden Gewissenszwang verabscheut, so über alles teuer der eigene religiöse Besitz ihr auch ist; — das ist ferner jener unbeugsame Heldenmut, der für das Vaterland das Äußerste zu dulden bereit ist und selbst in der dunkelsten Stunde an der Zukunft desselben nicht verzweifelt.

---

19. Das Zerfallen altbürgerlicher Sitte zu Berlin.

Litteratur: König, Versuch, V. Berlin 1799.
Charakteristik von Berlin. Philadelphia 1784.
Schattenriß von Berlin. Amsterdam 1788.
Tlantlaquatlapatli, Chronik von Berlin. 12 Bde. Berlin 1791—92.
Neuestes Gemälde von Berlin. Kölln a. d. Spree. 1798.
Schwebel, Kulturgesch. Bilder. Berlin 1882.

Die Zeit Friedrichs des Großen wird stets einen unerschöpflichen Born bilden, aus welchem unserm Volke die Kraft kommt, selbst Gefahren von jener äußersten Schwere zu überwinden, wie sie in den Jahren von 1806 bis 1812 uns gekommen sind. Andererseits aber traten bereits in ihr gewisse Erscheinungen zu Tage, welche jedem Freunde des Vaterlandes Veranlassung zu den ernstesten Befürchtungen darbieten mußten. Wir deuteten dies bereits mit einigen Worten an und haben jetzt die Beläge dafür zu erbringen. —

Wir lassen wiederum unseren Gewährsmann König sprechen. Ihm gilt mit Recht das Überwuchern antinationaler Sitte als der augenscheinlichste Grund des einreißenden Verderbens. So sagt er einmal: „Die französischen Sitten, die bis 1740 verscheucht gewesen waren und welche während ihrer Verbannung noch mehr Reiz erlangt hatten, verbreiteten sich leider bald allgemein. Wer sich solche zuerst zu eigen machte, konnte sicher hoffen, sein Glück dadurch zu begründen; denn diese Nachäffung wurde bald der Maßstab, nach welchem man die Verdienste der Menschen bestimmte. Mit dieser Abwechselung entstand eine besondere Freiheit im Denken auf Kosten der Gründlichkeit und Überzeugung, deren Hauptstärke darin bestand, mit Vielem Nichts zu sagen. Die Schwerfälligkeit in der Gestikulation fing an sich zu verlieren, und man studierte es, in den Geberden angenehm und gefällig zu werden." — Vortrefflich gesagt, würdiger und hochedelgeborener Herr! Wir sehen klar und deutlich die Petits-maîtres des damaligen Berlin vor uns, wie sie tänzelnd sich in den Hüften wiegen und mit affektierter Grazie von allerlei Tagesneuigkeiten sprechen. Wie elegant wußten diese Stutzer des friedericianischen Berlin — wenigstens nach ihrer eigenen Meinung — den Degen und das Stöcklein zu tragen! Wie aber betrachteten die Bürger vom alten Schlage diese Lions von 1770? — Herr König bleibt uns die Antwort darauf nicht schuldig: „Wie den Tanzbären in der Fabel!" Allein die schlimmen Einwirkungen kamen leider nicht allein von außen. Auch die reichen Vasallen Schlesiens, die Schaffgotsch und die Lobkowitz, kamen nach Berlin; sie brachten Gold im Überflusse mit sich, und selbst bei dem märkischen Adel wurde es nun für eine kurze Zeit Mode, für berlinisch zu gelten. Mit Recht sagt König von dieser Zeit: „Es entstand überall eine Kühnheit, die ehrwürdigsten und heiligsten Dinge ohne Überlegung anzugreifen, zu ver-

spotten oder verächtlich zu machen. Die Hauptstadt, welche die Werke der französischen Encyklopädisten, Naturalisten und Materialisten vergötterte, ward, wie das ganze Land, angesteckt und das neue Gift des Unglaubens machte den Brandenburger zu einem ‚Undinge', auf dessen Treue und Glauben nicht zu bauen ist." — Wohl uns, daß wir dieses Urteil des alten Ordensrates in keiner Weise mehr zu unterschreiben haben! Daß aber wirklich die Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft schon in der Zeit Friedrichs des Großen einen sehr bedenklichen Höhegrad erreicht hatte, dafür nur zwei Beispiele hier: Im Jahre 1749 hielt es ein Professor vom Joachimsthal für angezeigt, eine Rede „über die Frechheit und Sittenlosigkeit in dem öffentlichen Betragen" zu halten und für 1751 stellte die Akademie der Wissenschaften das höchst merkwürdige Thema:

„Da die Begebenheiten des Glückes von dem Willen oder doch wenigstens von der Zulassung Gottes abhangen, in Betrachtungen desselben aber dasjenige, was wir Glück nennen, nichts anderes als ein eitler und von aller Wirklichkeit entblößter Name ist, so frage man, ob diese Begebenheiten den Menschen zur Ausübung gewisser Pflichten verbinden, wie diese Pflichten beschaffen sind und wie weit sie sich erstrecken."

Es ist bekannt, daß der große König keineswegs gegen die während seiner Regierung eingetretene Veränderung der Sittlichkeit zu Berlin blind war; sein Wort „Die Berliner taugen nichts!" ist ebenso bezeichnend wie seine Klage: „O, daß ich meinem Nachfolger ein so gottesfürchtiges und getreues Volk hinterlassen könnte, wie mir einst mein Vater!" Der alternde Monarch aber glaubte, daß es unmöglich sein werde, mit Zuchtmitteln der gesunkenen Tüchtigkeit des Volkes aufzuhelfen, und so blieb denn alles beim Alten. Der „Wiedergeborenen", d. h. der völlig in die Mysterien französischer Bildung Eingeweihten, wurde täglich eine größere Menge, „und namentlich das Frauenzimmer," sagt Herr König, „legte sich später auf die Erlernung der französischen Sprache und solcher Tändeleien, wozu sie nach und nach der sich ausdehnende gesellige Umgang und dessen Verzierungen aufforderten. Die Gouvernantinnen, französische Demoisellen, Pensionsanstalten, Friseure und namentlich die jämmerlichen, weibischen Tanz- und Musikmeister sorgten dafür, daß die alte Sittlichkeit bald allgemein verdrängt ward."

Sehr bemerkenswert auch noch für unsere Tage sind ferner die folgenden, allerdings sehr rigoristischen Auslassungen unsres alten Kulturhistorikers: „Wenn man imstande wäre, die Genealogien der Berliner Bürgerfamilien darzulegen, so würde man sehen, daß die meisten Abkömmlinge ehrlicher und bemittelter Handwerker in einen anderen Wirkungskreis übergehen, als in welchem die Eltern standen. Viele junge Leute aus der nahrungtreibenden Bürgerklasse widmeten sich dem durch Friedrich den Großen außerordentlich vermehrten Beamtenstande. Reicher Brauer, Bäcker, Schmiede und andrer Handwerker Söhne bekamen einen Ekel vor den Hantierungen ihrer Väter und zwangen solche, ihr Geld anzuwenden, um sie den Studien zu widmen. Wenn nun die Wünsche der Kinder erfüllt waren, so sahen sich die Eltern vergessen und verlassen, denn als Rat oder Sekretär konnte der Sohn eines Schusters mit seinen Eltern nicht mehr vertraulich umgehen. Ebenso wurden die Bürgertöchter nicht wie sonst an Männer aus ihrer Klasse, sondern mehr an Personen von Stand und Charakter verheiratet, wodurch dann ebenfalls das Geld, welches beim Amboß oder beim Backofen mühsam verdient worden war, in solche Hände überging, die es in kürzester Zeit vergeudeten. Weichlichkeit, Aufwand aller Art, Mangel an Zuverlässigkeit

im Handel und Wandel, Liste und Ränke, Bankerutte, unmäßiger Wucher, falsche Spiele, Prozesse, Ehescheidungen, Wollust, Selbstmord verbreiteten sich immer mehr." Freilich, — anfänglich nur aus kleinen Ursachen! Herr König ist nämlich kein Freund des alten Sprüchwortes, daß die Musik die Sitten mildere; er sagt vielmehr: „Eine der vorzüglichsten Ursachen der Sittenverschlechterung wurden die prächtigen und reizenden Schauspiele des Königs. Der Drang, eine Oper zu sehen, wurde allgemein. Das Frauenzimmer vom Stande, welches nur einige Anlagen zum Gesange hatte, bemühte sich zu singen, noch mehr aber das Klavier spielen zu lernen, um sich wenigstens die Lieblingsarien vorklimpern zu können. Hierdurch wurden sicher gar manche Begierden aufgeweckt und rege, welche man vorher nicht gekannt oder noch aus anklebender Zucht und Ehrbarkeit sorgfältig unterdrückt hatte. Allgemach entstanden so die Theaterprinzessinnen, die das ernste Hauswesen, Arbeitsamkeit und jungfräuliche Zucht anekelte. Aus ihnen wurden dann unvollkommene Weiber, die ihren Männern Thorheiten im Überflusse zur Mitgift brachten, die echten Pflichten der Ehe für barbarischen Zwang ansahen, Freiheit suchten, auf Ausschweifungen verfielen, die Sparsamkeit mit Füßen traten und dadurch das Unglück so mancher ehrenvollen Familie beförderten. Den gleichen Einfluß hatten die modischen Kleider der vielen Fremden, denen man es gleichzuthun versuchte. Dazu kam ferner die Spielsucht. Es ist erstaunlich, wieviel bis dahin unbekannte Spiele seit dem Jahre 1740 in Berlin aufkamen. Dieselben wurden die Geburt einer Menschenklasse, welche die Pest der Residenz genannt zu werden verdiente, — der Spieler von Profession. Vordem war es durchaus kein gutes Zeichen, wenn jemand in der Gesellschaft zum Zeitvertreibe das Spiel suchte; allein jetzt scheint es, als wenn niemals eine Unterhaltung und immer nur ein schlechtes Spiel vorhanden sei, wozu dann noch kommt, daß sogar das weibliche Geschlecht Behagen an diesem Töten der Zeit gefunden hat."

„Wenn sonst ferner," so fährt der Ordensrat fort, „der genügsame Bürger mit einem Glase guten, unverfälschten Frankenweines, mit Sekt, Pikarder oder Claret zufrieden war, so fing jetzt sein Gaumen an, nach Rheinwein, Champagner und Burgunder zu dürsten. Außerdem genoß er sonst sein so wohlfeiles und gesundes Bernauer-, Ruppiner- oder Stadtbier, welches unverfälscht verschänkt wurde. Jetzt aber kamen die teuren, hitzigen Liqueure und das verfälschte Bier auf, und die Folge war Gicht, Gliederreißen, Hypochondrie, Lähmungen, Schwäche im Magen und in anderen Dingen."

Unser Cato klagt ferner über den neuen Luxus der Wohnungen und der Möbel. „Allmählich ward es," so sagt er, „ein Bedürfnis, fast zu jeder Verrichtung im menschlichen Leben besondere Örter im Hause zu haben. Mehrere Zimmer zum Empfange und zur Bewirtung derer, so zu einer Gesellschaft eingeladen waren, die Besuche abstatteten, oder anderer Geschäfte wegen erschienen, sowie Boudoirs und Entrées neben denen Speise-, Tanz- und Visitenzimmern wurden nötige Requisite eines Hausstandes. Es wurden dieser ausgedehnten Wohnungen wegen nicht mehr Häuser sondern Paläste gebaut."

„Zu schönen Wohnungen gehören aber," so fährt unser unerbittlicher Mentor fort, „gewiß auch schöne Meubles. Das alte, dauerhafte, für Generationen bestimmte Hausgeräte wurde abgeschafft; alle zehn Jahre mußte eine kostbare Veränderung der Meubel eintreten, wollte man der Mode folgen. Dazu gehört nun unstreitig ein voller Beutel; den aber hatte man oft nicht. Was that man? Man nahm und

gab Kredit, — ein Wort, welches man stets im Munde führte und ohne welches niemand fertig werden konnte. Jetzt wurden die Gaunereien übermäßig häufig, derangierte Verhältnisse über alle Maßen allgemein. Freilich erregte es dann wohl einmal das Erstaunen, wenn man durch die Zeitungen erfuhr, nach dem Tode eines Mannes, dessen Geschmack man allgemein bewundert hatte, sei der Konkurs eröffnet worden, aber, da die meisten sich in ähnlicher Lage befanden, so wollte niemand sich gern wecken lassen.“ Eine peinliche, aber durchaus guttreffende Wahrheit!

„Weiter brachten der vermehrte gesellschaftliche Umgang der Berliner, die Zusammenkünfte bei Konzerten, Pickenicken, Bällen, in Ressourcen und auf öffentlichen Spaziergängen eine Art von allgemeiner Kleidermusterung hervor. Um nicht verlacht zu werden, bot man jede Kraft auf, es denen gleich zu thun, welche den Ton angaben. Die Schönen Berlins fühlten diesen Drang besonders heftig. Ehedem hatte eine Berlinerin ihr Brautkleid bis ans Ende behalten und war darin bei festlichen Gelegenheiten ein für alle Mal erschienen: das hieß jetzt altfränkisch und altmodisch; jede Feierlichkeit erforderte ein neues Kleid und zwar eines nach der neuesten Mode und nach dem modernsten Zuschnitte.“

„Ja,“ klagt Herr König, „die alten Brandenburger und die noch vorhandenen Friedrich-Wilhelms-Männer wurden selten! Wie oft hörte man nicht das Wort: „Ach, — das waren einst reiche Leute und jetzt sind sie Bettler! Die Söhne waren Stutzer, Spieler, Säufer, Wollüstlinge und Windbeutel geworden, die Töchter schlechte Hauswirtinnen, Modenärrinnen und Schlimmeres. In den gut situierten Familien aber, — welch' ein Jagen nach Geld und Gewinn!“ Für Friedrich den Großen war es in seinem Kampfe um die Existenz Preußens eine gebieterische Notwendigkeit gewesen, jedes Mittel, durch welches Geld geschafft werden konnte, zu ergreifen. König bemerkt indessen mit Recht, daß dem Fürsten alles nacheiferte, um große finanzielle Erfolge zu erzielen. Die Folgen davon lagen klar zu Tage. Zwischen großen Aufopferungen und großen Anforderungen zeigte sich damals so wie in späteren Tagen ein sehr bedauerlicher, aber tief in der menschlichen Natur begründeter Zusammenhang. Nie sind die Tugenden des Stoikers oder des Asketen Eigenschaften der Menge gewesen!

Daß Erscheinungen in dem öffentlichen Leben Berlins, wie die hier berührten, das Herz des Vaterlandsfreundes mit bangen Ahnungen erfüllen konnten, ist leicht erklärlich. Der einsame alternde Held mit dem wundersam leuchtenden Auge sah die seinem Lande drohenden Gefahren auch klar voraus. Was in der That nur die Folge der durchgehends umgewandelten Lebensverhältnisse war, das pflegte er indessen gern als die alleinige Verschuldung der Residenz anzusehen; allein es stand überall im Lande so, und nirgends war es besser; alle Patrioten zagten vor der Zukunft.

Auch unser Freund, Herr König. Er fragt sich wie zu seiner eigenen Beruhigung erstaunt: „Hab' ich denn garnichts Gutes von Berlin zu melden?“ und mit einer captatio benevolentiae gegen die stark belastete Stadt antwortet er: „O, ich kenne die Vorzüge meiner Mitbürger zu gut, ich schätze dieselben zu hoch, als daß ich von ihnen schweigen könnte!“ — „Ihre Geschliffenheit,“ fährt er dann recht gezwungen fort, „ihre Liebe zur Geselligkeit, die Freiheit im Umgange, ihr scharfer Blick auf die Gegenstände, welche sie umgeben, und besonders ihr Hang zum Mitleiden und zum Wohlthun giebt ihnen eine gewisse Würde, die man trotz derer bei ihnen herrschenden Fehler nie verkennen darf.“ — Das ist allerdings sehr wenig ge-

sagt, namentlich da unmittelbar darauf „die Leichtigkeit in Beurteilungen ohne vorangegangene gründliche Untersuchungen, die Liebe zur Neuheit, die Vergrößerung kleiner Dinge“ als nicht abzuleugnende Schwächen erwähnt werden.

Das Schlimmste aber hat Herr König in dieser seiner Schilderung doch nur leise angedeutet. Es war jene arge Zügellosigkeit der Sitte und der Lebensführung, welche sich aus den oberen in die unteren Schichten der Bevölkerung verpflanzt hatte.

Friedrich selbst hatte nur in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung Pracht und Glanz entfaltet. In diese Zeit fällt das oft beschriebene Fest zu Ehren der Markgräfin von Bayreuth am 25. August 1750, — fallen Karussells, Ballette und Konzerte in der reichsten Fülle. Für den Haushalt des Königs endeten solche Lustbarkeiten jedoch im allgemeinen schon mit dem Abschlusse des Hubertusburger Friedens. Es war ein höchst seltenes Ereignis, und es wird von allen Geschichtsschreibern jener Tage erwähnt, wenn später einmal ein fremder Gesandter, wie der Türke Rasmi Chagi Achmed mit großem Gefolge am 9. November 1763, im feierlichen Zuge zur Audienz auffuhr. Die Türken blieben den Winter über in Berlin, und es ereignete sich, als sie anfangs Mai 1764 ihre Rückreise antraten, hierbei das Kuriosum, daß einige Bürgertöchter von Berlin die Söhne des Morgenlandes begleiten wollten und dann auf das Verlangen der Väter aus den Gepäckwagen der Muselmänner hervorgeholt werden mußten. Allmählich hörten aber auch solche Besuche auf; — man konnte schließlich kaum noch von einem Hofe Friedrichs sprechen.

Prinz Heinrich aber weilte zumeist in Rheinsberg. Auch das dortige, dem Kultus des Geistes, der Schönheit und der Freundschaft geweihte Hofleben war also ziemlich belanglos für Berlin. Anders aber stand es um das Verhalten des Thronfolgers, des Prinzen Friedrich Wilhelm, des Sohnes jenes unglücklichen Heerführers August Wilhelm, welchem unverdiente Kränkungen seitens des Königs das Herz gebrochen hatten. Indes der zügellose Wandel, welchen der spätere König Friedrich Wilhelm II. als Prinz von Preußen geführt hat, — sein Verhältnis zu Wilhelmine Encke, der späteren Gräfin von Lichtenau, — seine anderen Liebschaften, — das alles ist oft genug geschildert worden. Friedrich der Große übersah in Übereinstimmung mit dem Geiste des Zeitalters und wohl auch, um diese Dinge nicht noch schlimmer zu machen, was am Hofe des Prinzen von Preußen vor sich ging. Kein Wunder also, daß die alte Ehrbarkeit mehr und mehr auch aus den Kreisen des Bürgertumes von Berlin verschwand.

Denn kaum waren die Nachwirkungen des siebenjährigen Krieges in der Stadt auch nur einigermaßen überwunden, so begann man in den höheren bürgerlichen Kreisen den Kelch der Freude mit vollen Zügen auszukosten. Das Vergnügen wurde als das alleinige Ziel des Lebens angesehen; jeder Genuß, jede Leichtfertigkeit erschien erlaubt. Der Umgangston artete in Zügellosigkeiten aus; das geheiligte Band der Ehe wurde weder von den Männern noch von den Frauen mehr geachtet. Das Spiel bürgerte sich in wahrhaft schreckenerregender Weise ein; der Besuch der heimlichen Spielhöllen und der öffentlichen Häuser galt als etwas ganz selbstverständliches. Und dies alles galt leider nicht von den sogenannten höheren Kreisen allein; — nein, es galt leider auch von der bürgerlichen Bevölkerung Berlins; es galt selbst von den niederen Ständen.

Einzelheiten, wie es in den damals sehr beliebten Tanzsälen bei „Poser“ und bei „Tändeler“, oder gar bei „Madame Schubitz“ um Sitte und Anstand bestellt gewesen, wolle man in den oben angeführten Quellen nachlesen. Dieses arge Ver-

lassen keuscher Art und Zucht, — es war vielleicht das Verhängnisvollste, was die Zeit Friedrichs des Großen uns gebracht hat.

Ja, das Vergnügen war zum Endzwecke des bürgerlichen Lebens erhoben worden! Auch Streckfuß gesteht es zu:

„Die Zahl der Wirtshäuser und Weinstuben, der Restaurationen und Gartenlokale, sowie anderweitiger Vergnügungsorte hatte sich in außerordentlicher Weise vermehrt, und es wurden, da die Preise hoch waren, ungeheure Summen in demselben verschwendet."

Wie sollte das bei einem armen Volke enden! —

Erfreulich demgegenüber erscheint es uns, wenn die lebensfrohe Zeit auch einige Volksbelustigungen alter Zeit wiederum belebte oder neue Volksfeste einführte. Wir denken dabei besonders an die Feste der Schützengilde, welche von Friedrich im Jahre 1747 wiederhergestellt worden war, und deren Königschießen am 27. August festlich abgehalten wurde, sowie an den „Stralauer Fischzug", welch letzterer mehrere sehr fleißige Monographien gefunden hat. Leider — poesievolle Volksfeste haben sich in Berlin überhaupt nicht herauszubilden vermocht.

Auch Außerordentliches belustigte dann und wann das Publikum oder erregte doch wenigstens die Wißbegier oder Neugier desselben. Im Jahre 1775 zeigte der berühmte Taschenspieler Philadelphia den Berlinern seine Künste. Es war ein Ereignis, daß nach dem Rhinozeros 1777 auch noch ein junger Elephant nach Berlin gebracht wurde, — der erste seines Geschlechtes. Im Jahre 1784 endlich versuchten Klapproth und Achard, einen Luftballon aufsteigen zu lassen; allein es gelang ihnen nicht; der Pöbel stürmte nach der verunglückten Vorstellung den Platz und riß den Ballon in Stücke.

Allein — so wird der aufmerksame Leser uns fragen: Fehlte dieser geistig so angeregten Zeit denn alles dasjenige, was wir als edlere Geselligkeit zu bezeichnen pflegen? — Nein, gewiß nicht; — wir haben doch auch noch anderes anzuführen, was der Zeit dieses so großen Königs zur Ehre gereicht. Es entwickelte sich nämlich in diesen Tagen eine eigentümliche Neigung zu abgeschlossenen Gesellschaften. Von gelehrten Gesellschaften nennen wir hier nur den „Montagsklub" von 1749 und die „Mittwochs-Gesellschaft" von 1783, sowie „die Gesellschaft der naturforschenden Freunde" von 1773. Zur Pflege der Musik gründete Fasch, wie schon erwähnt, die Sing-Akademie, stifteten Ernst Benda und Karl Bachmann ferner 1770 das öffentliche Liebhaber-Konzert im Korsikaschen Saale, — wurde 1784 das Concert spirituel vor einem glänzenden Publikum eröffnet. —

Schon unter Friedrich Wilhelm I. hatten ferner die Freimaurer Eingang gefunden auch in Berlin; allein sie durften sich noch nicht öffentlich zu ihrem Orden bekennen. Nachdem Friedrich II. aber selbst zu Braunschweig in den Bund der Maurer eingetreten war, konnte derselbe frei sein Haupt erheben auch in unserer Stadt. Am 13. September 1740 wurde in dem „Hotel de Mongobert" in der Brüderstraße, in der späteren „Stadt Paris" die „Loge aux trois globes" gegründet; von hier aus wurden dann gestiftet: 1754 „die Loge zur Eintracht", 1755 die „Loge Royal-York oder de l'amitié", 1770 die „zum flammenden Sterne", 1774 die Loge „Friedrich zu den drei Seraphinen" und 1775 die „von der Verschwiegenheit zu den drei verbundenen Händen". Im Jahre 1777 bestanden sogar 13 verschiedene Logen in Berlin, und die Loge zu den drei Weltkugeln nahm nunmehr Rang und Namen der „großen National-Mutterloge in den preußischen Staaten" an. Glaube man indessen nicht, daß

das Freimaurertum ohne Schwierigkeiten Schüler in Berlin gefunden habe. Es galt viele Vorurteile zu bekämpfen und viele Verdächtigungen zu widerlegen, ehe die Freimaurer unbeargwohnt sich ihrer Wirksamkeit hingeben konnten. „Wenn man Gutes und Edles will, — warum sich dann in ein Geheimnis verhüllen?", — dieser Einwurf wurde schon damals erhoben. Wie jene zahlreichen Logengründungen beweisen, wußten die Freimaurer ihn indessen zu entkräften.

Es fehlte also keineswegs an Spuren höheren Lebens in Berlin selbst in diesen Tagen. Allein an dem allgemeinen Ausdrucke und an dem bezeichnenden Charakter dieser Zeit änderten dieselben nichts. Es war nun einmal eine Periode sittlichen Niederganges, in welche wir mit dem Jahre 1763 eingetreten sind. Man erklärt diese Thatsache auch nicht mit jener Verwilderung, welche großen Kriegen stets zu folgen pflegt, — nicht mit der überhandnehmenden Ehelosigkeit allein, am allerwenigsten aber mit einer Verschuldung Friedrichs selbst. Es ist eben eine absterbende Zeit, in welcher wir stehen. Die Aufklärung hatte uns Licht gebracht; sie hat uns das Palladium religiöser Duldung für immer hinterlassen. Allein ein größeres oder geringeres Maß von wissenschaftlicher Erkenntnis bedingt weder einen höheren oder geringeren Wert des Einzelnen noch erhebt sie die Sittlichkeit eines Volkes: es kommt eben nur darauf an, daß das Pflichtgefühl, das Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen bewahrt und tiefer ausgebildet werde. In seiner hochherrlichen Pflichttreue wäre Friedrich der Große unzweifelhaft der geeignetste Monarch gewesen, dasselbe rege zu erhalten, wäre nicht ein anderes zu jener Zeit in Preußen wie überall der Fall gewesen: wäre nicht der Unsegen der sogenannten französischen Kultur über alle Lande verbreitet gewesen. Das ist im Grunde der letzte Grund für den Zerfall edler, deutscher Sitte auch in Preußen und in Berlin.

Doch nun saß ein neuer König auf dem Throne. Sein Vorleben aber war allgemein bekannt. Wie stellte er sich jetzt, nachdem er die Krone trug, zu den Übeln der Zeit, welche auch von ihm nicht hinweggeleugnet werden konnten? — Erfreulich waren die Anfänge Friedrich Wilhelms II. gewiß; sie waren es vor allem für das Bürgertum! Der König nahm es ernst mit seinem Berufe; er legte die bessernde Hand vielfach an das Staatswesen an; er war vor allem bestrebt, ein Bürgerkönig zu sein. Im einfachen blauen Rocke mit metallenen Knöpfen erschien er zuweilen im Tiergarten, um eine Mittagspromenade zu machen, — nur von einem einzigen Jäger begleitet. Er beobachtete dann wohl mit sichtlicher Freude die Spiele der Kinder; er unterhielt sich auch mit den Bürgern, welche er nicht mehr mit „Er", sondern mit „Sie" anredete; er lud diese schlichten Bürger Berlins selbst zu den Festen des Hofes ein; er bahnte sich mit der fürstlichen Dame, welche er führte, dann wohl selbst durch ihre dichtgedrängte Schar den Weg. Als endlich sogar die verhaßte „Regie" aufgehoben wurde, — als vom 1. Juni 1787 ab der Tabacksbau, sowie die Zuckerfabrikation jedwedem Unternehmer freigegeben wurde, da kannte der Jubel des Berliner Volkes schier keine Grenzen. Es wurde dem Könige einer der schönsten Beinamen zu Teil, mit welchen je ein Fürst von seinen Unterthanen geschmückt worden ist: Friedrich Wilhelm II. wurde der „Vielgeliebte" genannt.

Unzweifelhaft hätte der König in diesen ersten Jahren sein Volk auch zu sittlicher Erneuerung hinzuführen vermocht, hätte er sich selbst dazu entschließen können, mit den eigenen Lebensgewohnheiten, mit den eigenen Leidenschaften mannhaft zu brechen. Vielleicht, daß er in manchem Augenblicke auch ernstlich sich bemüht hat, zu solchem

Entschlusse zu gelangen. Allein die Macht der Gewohnheit und — der Einfluß des Zeitgeistes bewiesen sich solchen Regungen gegenüber leider nur allzu stark.

Und bald trübte sich dann auch der Himmel. Es wurde bald dem Herrscher klar, daß die Regie wirklich nicht zu entbehren gewesen war; es mußten daher neue Steuern eingeführt werden: neue Abgaben auf Mehl, Salz, Zucker, Weizen u. s. w. Auch die alte Accise erhielt noch einen Zuschlag, — vom Thaler einen Groschen; auch die Stempelsteuer wurde erhöht. Statt der Luxussteuern jetzt also allgemeine Steuern! Mit Recht rief man nun: „Dann lieber doch die ersteren!“ — In der That kehrte Friedrich Wilhelm II. am Schlusse seiner Regierung auch zu jenen Grundsätzen zurück, welche er zehn Jahre vorher verworfen hatte: am 7. August 1797 wurde der Handel mit Tabak wiederum zu einem Regierungsmonopole umgewandelt.

Allein es war nicht nur die Steuerpolitik des Königs, welche nach kurzem Jubel allgemeine Unzufriedenheit erregte; — mit Bestürzung erblickte man's, wie der König nach einiger Zeit selbst mit den besten Überlieferungen Friedrichs des Großen zu brechen begann, welche durch die beiden Minister von Hertzberg und von Zedlitz dargestellt wurden. Zedlitz verlor das Departement der geistlichen Angelegenheiten zuerst; — Hertzberg blieb zwar noch bis 1791 im Amte; allein er hatte schon von 1788 ab keinen Einfluß mehr. Männer ganz anderer Art: Wöllner und Bischofswerder übernahmen jetzt die Leitung der Dinge.

Wir sprachen oben von einem Zuge dieser Zeit, welcher die Bildung von Klubs und geschlossenen Vereinen außerordentlich begünstigt habe; wir sahen z. B., wie die Gesellschaft der Freimaurer sich über Berlin verbreitete. Dieser Zug aber war ein allgemeiner; er trat auch in anderen Ländern zu Tage, in Deutschland allerdings am offenbarsten. Endlich sammelten diese geheimen Gesellschaften sich in zwei große, einander feindlich gegenüberstehende Lager: in das der Illuminaten und in das der Rosenkreuzer. Jene zogen die letzten Konsequenzen der Aufklärung; sie standen kirchlich auf dem Boden des Unglaubens, politisch auf dem der Republik, zum Teile selbst auf dem der Revolution; — die Rosenkreuzer dagegen hatten sich unter dem Vorgeben, Thron und Altar verteidigen zu wollen, einem argen Mystizismus hingegeben, welcher wiederum einen Aberglauben zeitigte, wie er so düster nur in der letzten Zeit des alten römischen Kaiserreiches sich vorfindet.

Mit dem Generale von Bischofswerder und dem Minister von Wöllner aber hatten die Rosenkreuzer nunmehr Einfluß erlangt auch auf den König selbst und auf das Regierungssystem der Monarchie.

Es erfolgte nun zunächst das bekannte Religionsedikt Wöllners vom 9. Juli 1788, welches allen Predigern und Schullehrern bei Strafe der Kassation verbot, die Grundwahrheiten der christlichen Religion anzugreifen. Bekannt ist, welch tiefe Erregung dasselbe hervorgebracht hat. Dieselbe ist erklärlich, aber durchaus nicht berechtigt; denn ausdrücklich war in dem Schriftstücke gesagt, daß der König weit davon entfernt wäre, sich eine Herrschaft über die Gewissen anzumaßen. Es wurde ja auch nur von den in kirchlichen Ämtern stehenden Dienern der Religion verlangt, die Fundamentalsätze derselben nicht zu bekämpfen! Da der Unglaube sich inzwischen jedoch der breitesten Schichten des Volkes bemächtigt hatte, so erschien die an sich durchaus gerechtfertigte Forderung dem Volke als eine — Vergewaltigung. Ein Mißgriff bleibt es freilich stets, durch Verordnungen äußerlicher Art dem gesunkenen Glaubensleben wieder

aufhelfen zu wollen. Solch ein Werk kann nur durch eigene That und durch das eigene Beispiel mit Erfolg in Angriff genommen werden.

Am 19. Dezember 1788 wurde ferner das „Zensur-Edikt“ erlassen. Der König hatte zuvor an den Minister Carmer geschrieben:

„Ich will meinen Unterthanen alle erlaubten Freiheiten gern akkordieren; aber ich will auch zugleich Ordnung im Lande haben, welche durch die Zügellosigkeit der Aufklärer sehr gelitten hat,“

und das Edikt selbst verhieß, „es solle den Schriftstellern kein Zwang auferlegt, sondern nur dasjenige ferngehalten werden, was wider die allgemeinen Grundsätze der Religion, wider den Staat, wider die sittliche und bürgerliche Ordnung wäre, oder die Ehre eines andern kränken könne.“

Der König hatte also wiederum nur die beste Absicht; — allein dieselbe wurde wiederum verkannt. Aufregung, ja Erbitterung herrschten bald im ganzen Lande, vor allem in der Hauptstadt. Die Prüfungs-Ordnung für die Kandidaten der Theologie von 1791 endlich und der amtliche, von der theologischen Examinations-Kommission herausgegebene Landes-Katechismus von 1792 waren gleichfalls wohlgemeinte, wenn auch in der Form vielfach verfehlte Publikationen. Alle diese Bemühungen, ernste Religiosität und strenge Sittlichkeit dem Lande zurückzugeben, hätten, wie gesagt, auch nur dann wirksam sich erweisen können, wenn die oberen Schichten des Volkes, der König voran, den niederen Ständen ein Vorbild ernster, nationaler, herzlich-frommer Lebensauffassung und Lebensführung dargeboten hätten

Leider aber war gerade das Entgegengesetzte der Fall. Der tolle Unfug der Geisterbeschwörungen durch Bischofswerder und andere Rosenkreuzer nahm kein Ende; die Liebschaften des Königs hörten gleichfalls nicht auf. Edlere Naturen wie Julie von Voß und die Gräfin von Dönhof wußten nachhaltigen Einfluß auf den Monarchen sich nicht zu erringen; stets kehrte Friedrich Wilhelm zur Encke, der späteren Frau Rietz und nunmehrigen Gräfin von Lichtenau, zurück. Dieses offene Zurschautragen der Sünde war dem Volke der Mark indessen etwas Unerhörtes seitens seiner Fürsten. Da können wir wohl leicht ermessen, wie arg das Beispiel Friedrich Wilhelms wirken mußte. — Bald sah's auch jedermann Die Unsittlichkeit warf nun die Maske ab; frei und offen schritt sie durch die Straßen einher; schamlos drang sie auch in die Bürgerhäuser ein, selbst die Ehen vergiftend. Auch die Israeliten spotteten der strengen, patriarchalischen Familiensitte; „jüdische Frauen hohen und niederen Standes“, sagt Ludwig Geiger, „die Töchter der reichsten und angesehensten Familien voran, fühlten sich ihrer Ketten ledig. Unfähig aber, die wahre Freiheit zu erkennen, erblickten sie in der Zügellosigkeit ihr einzig' Heil.“ — Der Aberglaube aber hatte sogar den Aufklärungsversuchen Friedrichs des Großen widerstanden; — war doch unter ihm der neue Messias Rosenfeld in Berlin nicht ohne Beifall aufgetreten! — Rosenfeld hatte vorgegeben, es sei sein göttlicher Beruf, eine neue Religion einzuführen und die sieben Siegel der Offenbarung St. Johanns zu lösen. Dazu bedürfe er indessen sieben unbefleckter Jungfrauen, — und wirklich waren ihm — von ihren Eltern selbst! — sieben Mädchen zu seinen schändlichen Zwecken zugeführt worden. Aberglauben und Wollust stehen ja stets in einer geheimnisvollen Beziehung zu einander. So auch jetzt unter Friedrich Wilhelm II. Bischofswerder ließ dem Könige nicht allein Geister erscheinen; nein, er fertigte ihm auch Liebestränke an. Was aber im „Belvedere“ des Charlottenburger Schloßparkes geschah, das fand leider bald Nach-

ahmung auch in Berlin. „Da erzählte man von einem Kobolde, welcher in einem Hause der Hamburgerstraße in der Form eines Feuerstrahls oder einer Feuerkugel sein Wesen treiben sollte; da gab es Spukhäuser in der Wallstraße, auf dem Werder etc. u. s. w. Da beschwor der Taschenspieler Philidor im Hause der Madame Pahl, am Gensd'armen-Markt, Ecke der Jäger- und Charlottenstraße, Geister und Gespenster [illegible] für — einen Friedrichsd'or; da eilte man selbst zu den Hinrichtungen hin, um das Blut [illegible] von schändlichen Verbrechern zu Zauberzwecken aufzufangen." Unter dem „Soldatenkönige" war es lichter gewesen in der Residenz als jetzt. Er hatte das „Siebsehen", [illegible] den „Gebrauch der Erbschlüssel" und ähnlicher Werkzeuge der Divination verboten [illegible] jetzt kamen dieselben Künste allzumal wieder auf. Der alte, poesievolle Brauch, [illegible] Osterwasser zu holen, wurde, wie Tlantlaquatlapatli erzählt, indessen nur noch deshalb [illegible] geübt, weil er eine bequeme Gelegenheit dazu darbot, allerlei Anstößigkeiten zu treiben [illegible]

Wie das Haupt also, — so auch die Glieder. Der Graf Mirabeau, welcher [illegible] Berlin ziemlich genau kennen gelernt hatte, traf daher durchaus das Richtige, wenn [illegible] er damals das verächtliche Urteil aussprach:

„Dies Volk ist innerlich schon faul geworden, bevor es noch zu seiner Reife angelangt ist,"

und die Geschichte vermag den von Herzen so gütigen König Friedrich Wilhelm II. nicht von dem schweren Vorwurfe zu entlasten, daß er durch sein Beispiel das vorhandene Sittenverderben in unheilvollster Weise erhöht hat. —

Oft aber begegnet uns die auch durchaus leicht erklärliche Thatsache, daß eine Zeit voll sittlicher Fäulnis die äußere Kultur in hohem Grade fördert. Was in Rom und Paris in größtem Maßstabe einst und jüngst der Fall gewesen war: daß ein Aufblühen der Künste trotz des ethischen Verderbens erfolgt war: diese Erscheinung ist auch von der Geschichte Berlins für jene Epoche mit Nachdruck zu verzeichnen.

Friedrich Wilhelm II. liebte die Baukunst sehr; auch er richtete sein Augenmerk wie alle Hohenzollern auf die Verschönerung der Straßenzüge seiner Residenz. Er endlich beseitigte den Rest der Pallisaden in dem Nordwesten der Stadt und vollendete die Mauer vom Unterbaume bis zum Schönhauser Thore. Hier entstanden da das stattliche, einem römischen Triumphbogen ähnelnde, in seiner höchsten Höhe mit einem Obelisken geschmückte Oranienburger Thor, die beiden Pyramiden des Hamburger Thores und das Rosenthaler Thor mit einigen kriegerischen Emblemen. Im Jahre 1789 begann Johann Gotthard Langhans, geb. 1733 zu Landeshut in Schlesien, sodann im Westen der Stadt den herrlichen Bau des Brandenburger Thores nach dem Muster der Propyläen der Akropolis; — Le Roy, Stuart und Revett hatten ja bereits ihre grundlegenden Werke über die griechischen Kunstdenkmäler veröffentlicht!

Zum ersten Male wurde dieses Thor geöffnet, als der König im Jahre 1793 aus dem Feldzuge in der Champagne nach Berlin zurückkehrte; zum ersten Male soll bei dieser Gelegenheit auch jenes weihevolle Lied des Dr. Schuhmacher in Lübeck erklungen sein, welches so fest mit unserer Geschichte verwachsen ist, das hehre Lied:

Heil dir im Siegerkranz! —

Ein weiterer Bau des Meisters Langhans, welcher heut noch steht, ist der sehr gefällige Aufsatz des St. Marienturmes von 1789/90. Von 1790 bis 1792 führte der hochverdiente Architekt, welcher für sich selbst das Haus Charlottenstraße 31 — errichtet hatte, dann die Herkulesbrücke auf, welche die innere Stadt demnächst verlassen

wird, um in der Nähe Berlins wieder aufgestellt zu werden. Von den anderen Bauwerken dieser Tage aber seien noch erwähnt:

Der graziöse Ausbau des Schlosses Monbijou mit seinem Hauptportale, seinen Tempeln und seinen Lusthäusern, welcher nach Ungerschen Rissen durch Scheffler ausgeführt wurde, und dem „bain de Néron“, einer zierlichen Badehalle; —

die Kolonnaden der Mohrenstraße, — von Langhans 1789 nach Gontardschem Muster errichtet, —

und der innere Umbau des Opernhauses, welchen Langhans zu Ende führte, nachdem ihn Baumann d. J. begonnen hatte.

Es ist freilich zum Teil ein sehr seltsamer Geschmack, welcher sich an diesen Bauten kundgiebt. Ja, man kehrte zum Altertume zurück; allein es war, vom Brandenburger Thore abgesehen, „nicht sowohl die zur vollendeten Schönheit entwickelte Architektur der hellenischen Blütezeit, welche man sich zum Muster nahm; man ging vielmehr lieber bei der etruskischen und ägyptischen, besonders aber bei der spätrömischen Kunst in die Lehre. Man bildete große Halbkreisfenster, welche dann ausschauten, als hätte man die Bögen einer Wasserleitung mit Scheiben versetzt. Die Portale machen nicht selten den Eindruck von Grabespforten: — ein elegischer Zug tritt uns überhaupt, wie in den Gartenanlagen jener Zeit, so auch hier entgegen, und mit besonderer Vorliebe ließ man die „Sphinxe“ auf den Treppenwangen lagern.“

Nicht übergangen sollen aber auch sie sein, die wackeren Architekten David und Friedrich Gilly, „obwohl der höchste Ruhm des letzteren nur eben darin besteht, daß er des großen Schinkel Lehrmeister gewesen ist.“ Die malerischen Wirkungen aber, welche noch Gontard in seinen Bauten erreicht hatte, verstand keiner dieser Männer mehr hervorzubringen. Das lag indessen nur an dem Geschmacke jener Zeit, welche die gerade Linie vorzüglich liebte und den heiteren Schmuck des Rokoko verbannte, — selbst in dem Mobiliare der Paläste.

Eine hohe Blüte erreichte indessen jetzt die Berliner Plastik. Doch nur ein Name ist's, welcher diese Blüte voll und ganz bezeichnet: der Name Gottfried Schadow. Bardou und Bettkober sind längst vergessen, und mit Recht. —

In bezug auf Schadows Lebensgang verweisen wir auf jene ausgezeichnete Skizze, welche Theodor Fontane dem berühmten Künstler in dem ersten Teile seiner „Wanderungen“ gewidmet hat. Von Schadows Berliner Werken werden leider die Reliefs an der Münze, welche allerdings nach Friedrich Gillys Zeichnungen entstanden sind, nicht genügend beachtet. Sie sind sehr schön. Drei der Schöpfungen seines arbeitsreichen Lebens allein aber haben Schadow unsterblich gemacht; das sind: das Grabmal des jungen Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche, 1791 vollendet, — die Quadriga auf dem Brandenburger Thore, welche eine überaus reiche Geschichte besitzt, und die Bildsäule Zietens, welche im Jahre 1797 auf dem Wilhelmsplatze aufgestellt werden konnte. Auch das Standbild des Fürsten Leopold von Dessau stammt von Gottfried Schadow her; im Jahre 1800 vollendet, stand dasselbe zuerst im Lustgarten und wurde erst später auf seinen heutigen Platz versetzt. Über jedes dieser vier berühmten Kunstwerke hier nur ein kurzes Wort!

Die Einzelheiten an dem Denkmale des in einem Alter von acht Jahren bereits wieder verstorbenen Grafen von der Mark, des Sohnes des Königs und der Gräfin von Lichtenau, sind unbedingt von hoher Vollendung. So namentlich die Parzengruppe hinter demselben, das auf dem Helme ruhende Knäblein, welchem das

Schwert entsunken ist, und das Relief, Hermes, den Geleiter der Seelen darstellend, welcher das weinende Kind von der trauernden Borussia fort zu der dunklen Pforte der Unterwelt hinführt. Sehr anfechtbar aber erscheint uns die Form des Sarges und die Zusammenstellung von weißem und blaugrauem Marmor, ja, das ganze Pathos dieser Symbolik an dem Grabmale eines Kindes. Die Quadriga mit der Siegesgöttin aber ist uns ein nationales Heiligtum geworden, und sie verdient es auch vollauf, ein solches zu sein. Welche Majestät in diesem Werke! Über seine Herstellung bemerken wir hier nur, daß die Gebrüder Wohler in Potsdam die von Schadow modellierte Gruppe zunächst im Großen in Holz ausgearbeitet haben, und daß dieselbe sodann von dem Kupferschmiede Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben worden ist. Wir wissen ferner sehr wohl, daß gegen das Schadowsche Zieten-Denkmal sehr erhebliche Einwendungen ins Feld geführt worden sind, und daß man namentlich die Stellung des kühnen Helden oft getadelt hat. Und dennoch! Grade dieser Zieten, der über ein lustig' Reiterstücklein nachzusinnen scheint, ist der Zieten, welcher dem deutschen Volke auch noch heut' im Herzen lebt. Und welch' ein Schritt von dem Grafen von der Mark bis hierher, — von mythologisch-allegorischer zu echt historischer Kunst! Von gleich hohem Werte ist die durchaus realistisch gehaltene Gestalt des alten Dessauers. Was Schadow unserer Stadt endlich in menschlich-schöner, freilich oft in sehr eigenartiger Weise gewesen ist, hat Meister Theodor Fontane mit echtem Humore froh und feinsinnig geschildert. —

Wir beklagten es oben, daß die zeitgenössische Malerei die Heldenlaufbahn Friedrichs des Großen und seiner Paladine nicht genügend ausgekauft habe Noch aber lebte Bernhard Rode. Von ihm rühren jene fünf großen Gemälde her, welche heute, nachdem die eroberten Fahnen und Standarten von ihrem alten Platze nach dem Zeughause übergeführt worden sind, den schönsten Schmuck der Garnisonkirche bilden: Schwerin, welcher sterbend die ihn krönende Viktoria umfaßt, — auf ihm die Fahne, welche er bei Prag zum Siege trug, — Keith, dessen Ruhestätte von dem Genius des Ruhmes mit Lorbeerzweigen umwunden wird, — Kleist, an dessen Urne die Freundschaft weint, — Zieten mit der Standhaftigkeit, welche ein mit dem Bildnisse des Helden geschmücktes Grabmal krönt, — davor die Tigerdecke der Husaren und ein Löwe. Mila giebt neben Rode freilich noch eine große Anzahl andrer Maler aus der Stadt Friedrich Wilhelms II. an; — was aber soll uns hier die Fülle solcher Namen? — Großes und Charakteristisches haben nur wenige von diesen Künstlern erschaffen. Wir nennen hier daher nur den Landschafter Genelli, den Porträtmaler Kretschmar und die Frau Robert, geb. Tassaert. Eine erfreuliche Kunstblüte also in der That auch in dieser sittlich so unerfreulichen Zeit! Friedrich Wilhelm II. suchte die erstere dadurch zu einer dauernden zu machen, daß er der Königlichen Akademie der Künste am 26. Januar 1790 ein neues Reglement erteilte. Dasselbe bestimmte, daß alljährlich oder wenigstens alle zwei Jahre eine öffentliche, vier bis fünf Wochen währende Ausstellung von Gemälden und anderen Kunstgegenständen veranstaltet werden sollte; auch ordneten diese Bestimmungen den Unterricht von neuem klüglich an. Seit 1793 durften zu den Kunst-Ausstellungen überdies auch neue Erfindungen und technisch vollendete Arbeiten von Handwerkern eingesendet werden. —

Durchaus rege erweist sich uns ferner auch das geistige Leben dieser Tage Die Akademie der Wissenschaften entkleidete sich, da ein höheres Interesse allüberall

nun auch in Deutschland erwacht war, mehr und mehr ihres französischen Zuschnittes. Es ist eine überraschend große Anzahl gelehrter Institute, welche diesem kurzen Zeitraume von 1786 bis 1797 ihre Entstehung verdanken; wir führen dieselben nach Mila hier mit ihren Namen auf:

Im Jahre 1789 wurde in der Heiligengeiststraße 4 ein klinisches Institut errichtet, welches später mit der Charité vereinigt wurde, und 1790 erfolgte die Stiftung der Tierarzneischule. Im Jahre 1796 erhielt die Pepinière ein neues Reglement. Der Leitung des berühmten General-Stabsarztes Dr. Goercke unterstellt, befand sich dieselbe damals in einem Flügel der Artillerie-Kaserne am Weidendamme. In demselben Jahre wurde durch den Apotheker Möbius auch eine pharmazeutische Gesellschaft gestiftet, welche noch heut' fortbesteht. Der Charité endlich widmete nicht nur der König, welcher die Gebäude derselben ansehnlich vergrößerte, sondern auch das gebildete Publikum von Berlin eine unausgesetzte Fürsorge.

Von wissenschaftlichen Vereinen, welche diesem Zeitraume ihre Entstehung verdanken, nennen wir hier die oben bereits erwähnte „Mittwochs-Gesellschaft", welche im Jahre 1795 erneuert wurde, und die 1796 gegründete „Gesellschaft der Freunde der Humanität". In diesen Vereinigungen, welche aus Herren und Damen bestanden, wurden teils selbstverfaßte Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral, der schönen Künste, der gemeinnützigen Wissenschaften u. s. w. vorgetragen, teils Werke gleichzeitiger Schriftsteller verlesen und besprochen. Schon im Jahre 1792 war ferner eine „pädagogische Gesellschaft" entstanden, welche aus dem Direktor des vereinigten berlinisch-köllnischen Gymnasiums und den Lehrern dieser beiden Anstalten bestand. Sie versammelte sich jeden ersten Montag im Monate; die Mitglieder des mit dem Gymnasium verbundenen Seminars für gelehrte Schulen, welches den Bemühungen Büschings seine Entstehung verdankte, hatten nach der Reihe in dieser Gesellschaft pädagogische Vorträge zu halten, welche sodann der Kritik und der Diskussion unterzogen wurden. Auf dem Gebiete der Pädagogik überhaupt war diese merkwürdige, in so scharfe Gegensätze auseinandergehende Zeit der regsten eine. Am 22. Februar 1787 stiftete Friedrich Wilhelm II. zur Förderung des Erziehungswesens das Ober-Schul-Kollegium, und am 9. Mai 1797, bei Gelegenheit seines 50 jährigen Jubiläums, wurde das Heckersche Pädagogium auf der Friedrichsstadt unter dem Namen des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums auch formell zu einer „Gelehrten-Schule" erhoben. Dasselbe erhielt seinen Sitz in dem Hause Friedrichsstraße 41/42. Mit dieser Anstalt blieben verbunden: die Kunst-, deutsche oder Bürgerschule, Kochstraße 66, und eine Mädchenschule, Kochstraße 65, welche seit 1827 den Namen der Elisabethschule führt. Bei der Realschule, d. h. der deutschen Schule, aber wurde neu angelegt: ein Landschullehrer- und Küster-Seminar, welches später jedoch wieder aufgelöst wurde. Dem Zeitalter Friedrich Wilhelms verdanken wir ferner das Abiturienten-Examen; dasselbe beruht auf einem Reskripte von 1789. Wir dürfen auf diese Einrichtung mit vollem Rechte stolz sein; sie ist das Fundament aller höheren Bildung unsres Volkes. Pädagogik also allüberall, — auch im Soldatenstande, im Gewerbe und in der Landwirtschaft. Im Jahre 1791 wurde eine Artillerie-Akademie gegründet. Sie stand unter der Direktion des Generals von Tempelhof und befand sich teils in dem Gießhause, teils in der Wohnung des Herrn von Tempelhof unter den Linden 21. Das Lehrinstitut des reitenden Feldjägerkorps datiert gleichfalls von 1797. Schon

von 1791 endlich schreibt sich eine märkische „ökonomische Gesellschaft zur Förderung des städtischen und ländlichen Gewerbes“ her. —

Eilen wir indessen zum Schlusse.

Mögen seine Charakterfehler auch noch so groß gewesen sein: an allen auf das Volkswohl gerichteten Bestrebungen nahm Friedrich Wilhelm II. mit seinem gütigen Herzen den lebendigsten Anteil. Es lebte in ihm noch ein Etwas von jener echt deutschen Auffassung des Königtums, welche in dem Könige zunächst den irdischen Hort und Helfer aller erblickt. Seine Schwächen und seine Verschuldungen erklären sich uns hinlänglich aus jenem Irrtum dieser Tage, welcher den Oberen der Welt eine andere Lebensführung gestatten wollte, als den Niedriggebornen. Allein es versöhnt uns mit vielem, ihn doch auch so treulich sorgen zu sehen für sein Volk. Das ist sein eigenstes Verdienst!

Und noch eins sei ihm hier zum Ruhme angerechnet: er fühlte sich nicht allein als König, sondern auch als Deutscher. Er berief den Dichter Ramler zum Lehrer seiner Kinder; er setzte im Jahre 1794 eine besondere Kommission bei der Akademie der Wissenschaften nieder, welche sich mit der Ausbildung und Bearbeitung der deutschen Sprache ausschließlich zu beschäftigen hatte. Wie gedenken wir da der „lieben deutschen Bücher“ im Testamente des ersten Hohenzollern in der Mark! Noch aber blieb das Französische die Hof- und Diplomatensprache, wie ehedem die Sprache Roms es gewesen war. Die Berliner aber erfreute es schon, daß doch wenigstens einige Kavaliere und Hofdamen sich jetzt den deutschen „guten Morgen“ böten. So war es denn auch Friedrich Wilhelm II., welchem Adelung 1787 sein berühmtes Werk über den „deutschen Styl“ widmen durfte. Der Gelehrte erhielt eine goldene Dose zum Geschenke. In dem beigefügten Kabinetsschreiben aber hieß es, „als deutscher Fürst schätze der König die deutsche Sprache ungemein.“

Es erübrigt nur noch, die hervorragendsten wissenschaftlichen Größen dieses Zeitraums namentlich zu nennen; wir gedenken indessen nur wirklicher Koryphäen, um den Leser nicht mit bloßen Namen zu beschweren. Hohen Ruhm erwarben sich die Mathematiker Bernoulli und Kiesewetter, der Mineralog Karsten und der Astronom Ideler, die Botaniker Wildenow und Sprengel, die Mediziner Formey, Goercke und Pyl. Der Herr von Pfau ist als Militärschriftsteller heute noch ebenso geschätzt, wie Alois Hirt als Ästhetiker. Die Frau von Blumenthal gab eine Biographie Zietens heraus, welche unseren Vorfahren ein litterarischer Schatz gewesen zu sein scheint. Neben den großen Philologen Bernhardi und Buttmann aber steht Wilhelm von Humboldt; — schon also leuchtet schimmernd unsrer Stadt das hehre Dioskurenpaar! — Aus der jüdischen Gemeinde aber sind als edelstrebende Männer zu erwähnen: David Friedländer, der Bekämpfer des Zeremonialdienstes und des Rabbinertums, sowie die Kantianer Lazarus Bendavid und Markus Herz, der Arzt. Wir wollen nicht vergessen, zu erwähnen, daß diesem Zeitraume auch die großen Kartographen Graf von Schmettau, Sotzmann, C. L. Oesfeld und Hennert angehören.

Welch' reiche Entfaltung also echter Wissenschaft trotz des unleugbaren sittlichen Zerfalls! Es liegt, fürwahr!, eine tief ernste Lehre darin auch für die Zukunft! —

Wollen wir jedoch ein lebendiges Bild des Berliner Lebens dieser Zeit gewinnen, so müssen wir hier noch zweierlei erwähnen. Die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts hatten nicht allein die Göttin des Lebensgenusses auf den

Altar erhoben; man schwärmte nicht allein für das Vergnügen; man suchte den Durst nach dem Ewigen nicht allein mit tiefen Zügen aus den Bornen der Wissenschaft und Kunst zu löschen: nein, man floh sowohl in den oberen wie in den unteren Kreisen auch mit Freude zur Natur zurück, gleich, als wollte man sich retten aus einem dem Einsturz drohenden Hause. Neben der Natur aber war es die dramatische Kunst, vor allem das ergreifende Pathos der Tragödie, was man besonders liebte. Es war, als ob man an dem Dulden und dem Leiden anderer, an ihrer Entschlossenheit und an ihrem Todesmute, die Herzen stählen wollte, das Kommende mit ungebeugtem Mute zu ertragen. Betrachten wir dies Beides noch! —

Der diesem Zeitalter eignende Sinn für Natur äußerte sich in Berlin vorzugsweise in der außerordentlichen Vorliebe von Hoch und Gering für den „Tiergarten". Nicolai hat uns eine sorgfältige Beschreibung desselben vom Jahre 1786 hinterlassen; wir können derselben hier jedoch nur das Folgende entnehmen. Der liebliche Hain, vor die düsterernste märkische Haide sich vorlagernd, hatte damals einen Flächeninhalt von 320 Morgen, war also viel kleiner als jetzt. „Am Brandenburger Thore standen gleich bei dem Heraustreten aus der Stadt links zwei kolossalische Statuen, den pythischen Apollo mit dem Bogen und den Apollo Musagetes (nach andern Herkules, den Musenführer), mit der Leier vorstellend. Rechts, nach der Spree zu, lag der Exerzierplatz, ein längliches, mit Bäumen umgebenes Viereck, von mehr als 2000 Schritten im Umfang, auf welchem eine Parade von 30,000 Mann abgehalten werden konnte. Diesseits dieses Platzes führte eine Allee, die Kurfürstenallee genannt, nach einem großen Platze an der Spree, welcher der Kurfürstenplatz oder der Zirkel genannt wurde. Dieser mit einer doppelten Allee von hohen Eichen und Ulmen eingefaßte Zirkel, von welchem neun Baumgänge, nach der ehemaligen Zahl der deutschen Kurfürsten, abgingen, war zu der Zeit Friedrichs II. an schönen Sommertagen, vorzüglich an Sonn- und Festtagen, des Nachmittags und Abends, der Sammelplatz der Spazierenden aus allen Ständen, welche teils unter den Alleen hin- und herwandelten, teils auf den dort befindlichen Bänken ausruhten. Öfters waren auf Befehl der damaligen Gouverneure von Berlin, des Generals von Ramin, und nach ihm des Feldmarschalls von Möllendorf, hinter den Baumgruppen, von dem Thore an bis zum Zirkel die Hautboisten der Regimenter verborgen, welche abwechselnd die Luft von ihrer Janitscharen-Musik ertönen ließen. Im Zirkel selbst aber sah man Tausende von Menschen zu Fuß, zu Pferde und in Wagen. Selbst die Mitglieder der königlichen Familie und Personen vom ersten Range mischten sich unter den bunten Haufen. In vergoldeten, schön verzierten Phaetons, in eleganten, von allen Seiten mit Glasscheiben versehenen Kutschen, oder in sogenannten Wurstwagen, an deren Schlägen Pagen und Heiducken standen, fuhren die Prinzessinnen die Hauptallee entlang. Offiziere, besonders von den hier garnisonierenden Kavallerieregimentern, der Garde-du-Corps, der Gensd'armen oder der Zietenschen Husaren, wetteiferten, um durch die Schönheit ihrer Gestalt, die Pracht ihrer Uniformen, die Gewandtheit ihrer mit reichen Schabracken dekorierten Pferde die Augen der Vorüberfahrenden und Gehenden auf sich zu ziehen. Das Ganze gewährte einen reizenden Anblick, dessen wir uns noch mit Vergnügen erinnern. — Der in der dortigen Gegend immer stattfindende Zulauf von Menschen veranlaßte schon im Jahre 1760 einen Franzosen, Namens Mourier, unter einem leinenen Zelte am Spreeufer Kaffee und andere Getränke und Erfrischungen feil zu bieten. Zum Schilde hatte er

eine goldene Gans mit der Inschrift: ‚Monnoie (Mon oie) fait tout.' Einige andere betriebsame Schankwirte folgten seinem Beispiele. Des Winters wurden die Zelte zusammen geschlagen und wieder nach der Stadt gebracht. Indes ist von dieser Gewohnheit den dort am Ufer der Spree noch befindlichen vier Kaffeehäusern die Benennung der Zelten geblieben, selbst als diese Zelte sich zuerst in Hütten und am Ende in große massive Gebäude verwandelten, wovon Nr. 1 und 2 sogar sehr große Säle haben, aus denen man an Sommertagen angenehme grüne Wiesen jenseits der Spree überschaut und im Winter, auf dem Eise, den Anblick einer großen Anzahl Schrittschuhläufer genießt, welche die Damen in sogenannten kleinen Pikschlitten herumfahren, was freilich zu Friedrichs II. Zeiten noch selten geschah, nun aber entschieden Modevergnügungen gehört. Hinter diesen Zelten befinden sich Gondeln zu Wasserfahrten, namentlich, um sich nach dem gerade gegenüber liegenden Moabiterlande übersetzen zu lassen. Von dem Zirkel aus führt ein Weg, die Spree entlang, nach der damaligen von Knobelsdorfischen Meierei, dem jetzigen Lustschlosse Bellevue. Auf halbem Wege liegt links ein halbrunder Platz, der Großfürstenplatz genannt, weil, als der Großfürst von Rußland, Paul Petrowitzsch, sich vom 21. Julius bis zum 5. August 1776 in Berlin befand, der Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs II., ihm und dem Hofe unter verschiedenen Zelten ein glänzendes déjeuner gab, welches noch außerdem in der berlinischen Chronik bekannt ist, weil in dem Augenblicke, wo dort mehrere tausende von Zuschauern, mitunter im elegantesten Kostüm, versammelt waren, der heftigste Gewitterregen sie plötzlich in die Flucht schlug und mehrere von ihnen bei ihrer Heimkehr durch ihre durchnäßte und von dem Regen zerstörte Toilette den Hogarths damaliger Zeit die Originale zu den lustigsten Karrikaturen lieferten. Von dem im Jahre 1785 erbauten Schlosse Bellevue gelangt man, den Garten dieses Lustschlosses entlang, zu dem schon oben erwähnten großen Stern, von welchem acht Alleen nach verschiedenen Richtungen gingen; jenseits des Gartens von Bellevue führte eine schattige Birkenallee, der Poetensteig genannt, durch manche Verschlingungen mit herrlichen, bald sich öffnenden, bald sich schließenden Partien, unweit der Spree, nach der Wassermühle, die den Tiergarten schließt. Von den Alleen, welche, von dem großen Stern ausgehend, dem Garten von Bellevue gegenüber lagen, ging eine nach der ehemaligen Wohnung des mit der Aufsicht des Tiergartens beauftragten Hofjägers; nach dem Potsdamerthore zu aber waren Gärtnerwohnungen, einige Tabagien für die Volksklasse und nahe am Potsdamerthore, einer Allee gegenüber, die ebenfalls nach dem großen Stern und dem Schlosse Bellevue ging, ein Kaffeegarten für die elegantere Welt, der Richardsche, wo man auch des Sommers viele Abendgäste fand und Mittagsmahle auf Bestellung eingerichtet wurden. Noch reizender als die rechte Seite des Tiergartens, von dem Brandenburgerthore aus, aber war die linke durch schattige Alleen, geschlängelte Gänge, Salons von Birken und Weißbuchen, Berceaux und Bassins. Unter den Salons zeichneten sich besonders der Apollo- und Florasalon, so benannt wegen der daselbst stehenden Bildsäulen, aus, sowie das nicht weit von dem letztern Salon befindliche große Bassin, welches von einer dahinter stehenden Statue der Venus, das Venusbassin hieß."

Auch unter Friedrich Wilhelm II. behauptete der Tiergarten seine hervorragende Rolle im Berliner Leben. Aus dieser Zeit schreibt Mila:

„Die Regierung hörte nicht auf, auf die Verschönerung anderer Teile des

Tiergartens Bedacht zu nehmen, und gab den Berlinern Veranlassung, sich immer mehr von der rechten Seite des Tiergartens auf die linke zu ziehen. Auf dieser letzteren Seite wurden um einen in der Gegend eines damals besuchten Gasthauses, des Taroneschen, später van Löwenschen, befindlichen Teich englische Partien, die sogenannte Pappeln- oder Rousseaus-Insel als Nachahmung des Grabmals dieses berühmten Philosophen in Ermenonville bei Paris u. s. w. angelegt. Weil dieser Teil des Tiergartens früherhin sehr sumpfig war, so wurde das überflüssige Wasser nach dem Floß- oder Landwehrgraben geleitet.*) Neben und zwischen den Landhäusern, welche reiche Partikuliers längs der Allee vom Potsdamerthor bis zur Besitzung des Hofjägers bauten, richteten die dort wohnenden Gärtner, größtenteils Abkömmlinge französischer Flüchtlinge, ihre Häuser so ein, daß sie einen Teil davon den Stadtbewohnern, die keine eigenen Landhäuser hatten, zu Sommerwohnungen vermieten konnten. Hinter dem Garten des Hofjägers aber führte eine Brücke über den Schafgraben zu einer kleinen Einsiedelei mit angenehmen Spaziergängen. Weiter hin verschönerte die regierende Königin die Fasanerie mit einem englischen Garten, mehreren chinesischen Lusthäusern und Hütten von Baumrinde. Nach Charlottenburg aber wurde eine Chaussee vom Brandenburgerthore an bis zum Eingang der Stadt und späterhin bis zum königlichen Schlosse, gemacht; spekulative Fuhrleute aus Charlottenburg und Berlin stellten sich nun täglich am Brandenburgerthore ein, um auf großen Korbwagen für einen geringen personenweise zu zahlenden Preis die Spazierenden dort hinzufahren. Gewinnsucht vermehrte die Zahl der Gasthäuser in Charlottenburg, und der besuchteste war unter dem Namen des türkischen Zeltes bekannt, weil der ehemalige Besitzer zu der Zeit, wo es noch kein Wirtshaus war, den Hauptsaal im Hause in der Form eines türkischen Zeltes hatte dekorieren lassen."

Auch die Zahl der Landhäuser mehrte sich sehr, nicht allein in dem anmutigen Charlottenburg, sondern auch in Pankow, in Schönhausen, in Schöneberg und in Lichtenberg. Man begegnet heute freilich nur noch selten einer dieser schlichten, ja fast ärmlichen Villen, in welchen die Voreltern so überaus glückliche Stunden verlebt haben, — empfindsam wie Werther und Lotte, für Rousseaus Ideale sich begeisternd, vor allem aber den großen Friedrich in den Herzen tragend. Trotz aller Sentimentalität ist dieser Zug der Hingabe an die Natur einer der liebenswürdigsten im Antlitze dieser Zeit. —

Aus blütenstreuender Mondscheinnacht nun aber hin in den tageshellen Theatersaal mit seinen blitzenden Lüstren! — Friedrich Wilhelm II. liebte die Musik außerordentlich; er spielte das Violoncell ebenso meisterhaft wie Friedrich II. die Flöte; er pflegte die Oper mit Leidenschaft. Der Zutritt zum Opernhause war auch in dieser Zeit noch ein unentgeltlicher. Wenn wir gleichzeitigen Nachrichten trauen dürfen, so muß das Verhalten der Zuhörerschaft damals indessen oft ein sehr eigentümliches gewesen sein. Man brachte Kinder in die Oper mit; die Kadetten stiegen, um besser sehen zu können, auf die Bänke; Hunde begleiteten ihre Herren und Herrinnen selbst zu solchen Vorstellungen, welche durch die von Matthison so gepriesene

*) Dieser Floß- oder Landwehrgraben gehet außerhalb des schlesischen Thores links aus der Spree, um das Kottbusser-, Hallische- und Potsdamerthor, durch den Tiergarten und hinter Bellevue in die Spree. Er entstand bei dem Bau der Festungswerke. Von der Potsdamer Chaussee an heißt er der Schafgraben und weiterhin der Tiergartengraben.

Sängerin Todi ihre Weihe erhielten. Unser Gewährsmann Tlantlaquatlapatli will in der Oper nicht allein Möpschen und Bologneser, sondern selbst Pudel und Jagdhunde bemerkt haben. Wie die Oper, so erhielt aber auch das deutsche Schauspiel vom Throne Friedrich Wilhelms II. Licht und Leben. Es war gewiß etwas Großes, daß das französische Schauspielhaus auf dem Gensd'armen-Markte im Jahre 1748 zu einem „deutschen Nationaltheater" umgewandelt wurde. Noch war es Döbbelin, welcher dasselbe leitete; er blieb bis 1789. In diesem Jahre trat dieser hochverdiente Theater-Direktor in den Ruhestand; der Professor Engel vom Joachimsthal'schen Gymnasium übernahm nun an seiner Stelle die Regie. Es gelang diesem feingebildeten Dramaturgen in der That, eine Blüte des Berliner Schauspiels herbeizuführen, welche, wenn auch nur entfernt, an die hohe Schönheit griechischer Kunst erinnerte. Man war sich damals des sittlichen Zweckes des Theaters zum Glücke noch vollauf bewußt; man wollte durch die Kunst erheben und veredeln; — man sah es klar und deutlich ein, daß der materialistische Zug der Zeit ein Gegengewicht von reiner und idealer Art erforderte. Und noch konnte man damals — Verse sprechen. Die Namen Fleck, Unzelmann und Eunike bezeichnen eine Glanzzeit des Berliner Theaters, welche in dieser Weise niemals wiedergekehrt ist. Im Jahre 1796 trat dann A. W. Iffland — zuerst als Gast — auf dem Königlichen National-Theater auf; im Jahr 1797 wurde er fest engagiert und bald darauf auch mit dem Direktorate dieses Kunstinstitutes betraut. Er ist's, welcher der klassischen Poesie in Berlin mit Thatkraft Bahn gebrochen hat. —

Ereignisse von gewaltigster Bedeutung und von welterschütternder Kraft hatten sich unterdessen zugetragen. Die französische Revolution hatte den Thron der Bourbonen und die Altäre der Religion umgestürzt; der König von Preußen war als Verteidiger des Königstums aufgetreten; Carnot hatte durch eine allgemeine Volksbewaffnung die Veteranen Friedrichs des Großen zurückgeworfen; der Friede von Basel war im Jahre 1795 geschlossen worden; Mörs und halb Kleve sowie Geldern waren unter französische Verwaltung geraten. Die polnische Republik war untergegangen und hatte einen beträchtlichen Teil ihres Gebietes an Preußen vererbt, welches überdem auch die Markgrafentümer der fränkischen Hohenzollern, die Lande Ansbach und Baireuth, an sich gezogen hatte. Die Vorgänge in Frankreich aber beschäftigten selbstverständlich die Geister auch bei uns am nachhaltigsten und am ernstesten. Wenn Streckfuß in seinen „500 Jahren" indessen sagt:

„Es gab damals in Berlin kaum eine Gesellschaft, in welcher nicht mit scharfer Zunge politisiert worden wäre. Da zog man Parallelen zwischen Ludwig XV., dem französischen Könige, welcher durch seine Mißregierung die Revolution erzeugt hatte, und Friedrich Wilhelm II., — zwischen der Pompadour und der Lichtenau u. s. w. Dasselbe Maitressen-Regiment, dieselbe Zügellosigkeit des Adels, dieselbe Verschleuderung der öffentlichen Gelder im Interesse des Monarchen und seiner Günstlinge, dieselbe Verderbtheit des Beamtenheeres, welches hauptsächlich aus den Kreaturen der herrschenden Maitressen bestand, wie dort;" —

so ist eine solche Schilderung der Berliner Zustände in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms II. doch eine allzu düstere. Auf die öffentlichen Dinge hat keine der Maitressen Friedrich Wilhelms II. Einfluß geübt. Auch die Lichtenau nicht! An Gewaltthätigkeiten gegen die herrschenden Klassen oder den gütigen König selbst aber

dachte man auch nicht im Entferntesten. Mit Recht brachte die Haudesche Zeitung noch 1792 die Verse:

„Heil Dir Berlin! Dich schützt Dein Genius,
Und Deine Spree gleicht nicht der düst'ren Seine,
Dem leichenschwarzen, blut'gen Höllenfluß:
Concordia liebt Deine Fichtenhaine!"

Wohl aber stand es um die sittliche Gesundheit des Volkes arg genug. Die Sünde hatte von oben herab alle Klassen der Gesellschaft durchdrungen; das Aufblühen der Künste und der Wissenschaften bot der verrotteten Gesellschaft dieses Zeitalters einen sittlichen Halt nicht mehr. G. W. von Raumer hat „Berlin zur Zeit der französischen Revolution" farbenfrisch geschildert; allein er weiß nichts anderes darzustellen als nur Vergnügungen und Feste. Ein geheimes Bangen vor der Zukunft hatte sich der Gemüter bemächtigt; allein man raffte sich nicht mehr zu einer sittlichen That auf; man hatte dazu nicht mehr die Kraft. „Freuen wir uns des Lebens, so lange noch das Lämpchen glüht!" — „Essen und trinken wir, denn schon morgen können wir sterben!," — „Quid cras futurum sit, tu fuge quaerere!" und das entsetzliche: „Après nous le déluge!". — das war die ganze Lebensweisheit dieser Tage. Eine so frivole Auffassung der Dinge mußte ein Verhängnis über kurz oder lang mit Notwendigkeit herbeiführen. —

Jeder Karneval aber endigt mit einem Aschermittwoch, und wie sehr man sich auch an das irdische Leben anklammern mag: es kommt doch einst die Stunde, da man scheiden muß. Friedrich Wilhelm II. hat einen schweren Tod gehabt. Mit entsetzlicher Klarheit mag es ihm in seinen letzten Stunden vor den Augen gestanden haben, einen wie falschen Weg er eingeschlagen hatte, indem er dem Genusse der flüchtigen Stunde nachgegangen war und in schlaffer Güte allen Leidenschaften des Volkes in seinem Staate Spielraum gewährt hatte. Man muß der Gräfin von Lichtenau indessen die Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie pflegte den entsetzlich leidenden Monarchen mit getreuester Sorgfalt. Erst das völlige Versagen ihrer Kräfte bewog sie, von dem leidenden Könige zu weichen. Am 15. November 1797 trat endlich der Tod an Friedrich Wilhelm heran. Um 9 Uhr morgens ging der König in die Ewigkeit hinüber. —

Es war eine absterbende Zeit, welche wir zu schildern hatten, so Erfreuliches auch über das Erblühen der Kunst und Wissenschaft zu berichten war. Wie eine versunkene Welt erscheinen uns heute die Tage Friedrich Wilhelms II. Wir begreifen es kaum, wie das altpreußische Pflichtgefühl, das hochherrliche Erzeugnis der Regententhätigkeit des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, innerhalb dieser elfjährigen Regierungszeit so allgemein verschwinden konnte. Eine tiefere Kenntnis dieser merkwürdigen Epoche fehlt leider selbst den Gebildeten unseres Volkes, so vertraut uns auch die überladene Tracht dieses Zeitalters ist, — so beredt die heitere Pracht der architektonischen Schöpfungen derselben im Berliner Schlosse, im Schlosse „Friedrichskron" und im „Marmorpalais" auch zu uns spricht. Es wäre heilsam, wenn ein regeres Interesse sich gerade diesem Zeitraume der Berliner Geschichte zuwenden wollte. Nicht etwa, daß unsere Zeit jenen sorgenlosen Tagen ähnelte. Uns erzieht der harte Kampf um's Dasein. Wenn aber in Zukunft unserm Volke einmal Tage der Ruhe kommen sollten: mögen dieselben dann niemals wieder so übel angewendet werden, wie die kurzen elf Jahre der Regierung

Friedrich Wilhelms II. Kunst und Wissenschaft allein machen ein Volk nicht glücklich, und es genügt nicht, wenn ein König nur gütig ist. Ein Muster muß er seinem Volke sein an ernster Lebensauffassung und an getreuer Pflichterfüllung. Versuche man ferner nicht, die positiven Gebote der Sittenlehre durch vage, humanitäre Phrasen jemals abzuschwächen! Es heißt: „Du sollst!," und es hat unseren Vorvätern die schwersten Leiden bereitet, dieses „Du sollst!" in einem Taumel von Vergnügungen ohne Ende überhört zu haben. Es wird unserm Volke zum Segen gereichen, wenn wir dessen stets eingedenk bleiben. La Fontaine sagt mit Recht:

„Die Welt ist alt, aber sie will wie ein Kind erzogen sein!"

Friedrich Wilhelm II. aber hat die Bürger der Stadt Berlin nicht erzogen, sondern verzogen.

---

20. Die Katastrophe.

Litteratur: Die Residenz im Jahre 1800.
Kabinet berlinischer Charaktere. Berlin 1808.
Preuß, die neun ersten Regierungsjahre Friedr. Wilh. III. Berlin 1856.
Reiche Litteratur von Flugschriften i. d. Bibliothek des Berliner Magistrates, — Katalog S. 324.

Es war in der That ein Chaos, welches König Friedrich Wilhelm III. bei seinem Regierungsantritte vorfand: das Beamtentum, das Heer, das Volk war durch das üble Beispiel Friedrich Wilhelms II., durch seine Trägheit und Vergnügungssucht fast allgemein entsittlicht worden.

Dem Tieferblickenden konnte es nicht entgehen, daß solch' ein Volk gerichtet werden mußte. In den höheren Kreisen täuschte man sich indessen über den tiefen Ernst der Lage noch immer mit der thörichten Hoffnung hinweg, auf friedlichem Wege eine Heilung jener verzweifelten Schäden bewirken zu können, an welchen Preußen krankte.

König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise waren unzweifelhaft vollauf befähigt, durch ihr persönliches Beispiel eine sittliche Wiedergeburt auch des Volkes von Berlin herbeizuführen. Allein die reinen, leuchtenden Gestalten des königlichen Paares erscheinen uns der großen Masse der Berliner Bevölkerung gegenüber anfangs fast wie vereinsamt. —

Gewiß, der König war in Berlin erzogen worden! Gottfried Sack, der Theologe, Johann Jakob Engel, der Philosoph und Ästhetiker, und Karl Gottlieb Svarez, der große Jurist, hatten zu seinen Lehrern gehört. Dennoch war Friedrich Wilhelm III., als er den Thronsessel einnahm, mit den Berliner Verhältnissen nicht im mindesten vertraut. Sein reines und schlichtes Gemüt ahnte die tiefe Verworfenheit nicht, welche

in seinem Volke Platz gegriffen hatte; — er übersah jene Sittenfäulnis, als deren Monument uns noch heute eine wahre Schandlitteratur voller Lüsternheit und Schmutz ganz ohne Gleichen vorliegt, völlig. —

Die zukünftige Kronprinzessin und Königin Luise, hatte bereits am 22. Dezember 1793 ihren Einzug in Berlin gehalten. „Dort, wo heute am Eingange zu den Linden das Denkmal Friedrichs des Großen sich erhebt, hatten die Bürger der holden Verlobten des Kronprinzen eine gar stattliche Ehrenpforte erbaut; eine Bürger-Deputation empfing an derselben die Prinzessin und begrüßte sie im Namen der Stadt. Eine Schaar kleiner Mädchen nahte ihr: die Sprecherin derselben übergab der Prinzessin eine Myrtenkrone und trug dann ein schlichtes Gedicht vor. Von tiefer Rührung ergriffen, küßte und umarmte die Herrliche das Kind. So etwas aber hatte man am Hof noch nicht erlebt! Die Oberhofmeisterin von Voß, „la dame d'étiquette," hatte darum die Worte ausgerufen:

„Hoheit, das ist ja gegen jeden Brauch und gegen jede Sitte!" Luise aber hatte lächelnd und doch mit Thränen im Auge gefragt:

„Wie, — darf ich selbst das nicht thun?" —

Am 24. Dezember 1792 war sodann die glücklichste und musterhafteste aller Ehen geschlossen worden; allein die jungen Gatten lebten in tiefster Zurückgezogenheit nur sich allein. An einem Hofe, an welchem eine Lichtenau herrschte, konnte eine Luise ja auch nicht wohl verweilen; — in der Abgeschiedenheit von Paretz hatte nun aber auch sie keine Gelegenheit, jene unheilvolle Größe zu erfassen, bis zu welcher sich die Sittenlosigkeit des Volkes bereits entwickelt hatte.

Ein Herrscherpaar also, welches sein Volk, — welches die bodenlose Verworfenheit namentlich der höheren Stände noch nicht erkannte! Ein König ohne scharfen Blick und ohne schnelle Entschiedenheit, — trefflich, ja geradezu musterhaft in seiner Lebensführung, dennoch aber jenes hohen sittlichen Pathos ermangelnd, welches Friedrich Wilhelm den Großen, — welches Friedrich Wilhelm I. einst getrieben hatte. Eine Königin, durchlaucht, echt frauenhaft und gütig, — ein Ideal in jedem Zuge, leider aber noch von dem Wahn befangen, daß dies harte Leben eine Geßnersche Idylle sei. Was kommen mußte, kam: Das Volk sowohl, wie sein geliebtes Herrscherpaar hatten durch die tiefe Nacht der Leiden sich den Weg zu bahnen zu der strahlenden Vollendung. Unsterblich aber bleibt ihr Ruhm, daß sie auf diesem schweren Wege nicht verzagt sind und daß sie mit der Hilfe Gottes endlich doch das Ziel gefunden, — unsre leidverklärte, frühgeschiedene Königin in einer Weise, welche sie für alle Zeit zu Deutschlands Schutzgeist und dem Ideal der Edlen macht. —

Die wahren Freunde des Vaterlandes, welche bis in den Grund der Dinge hineinblickten, erwarteten viel von diesem neuen Herrscherpaare; allein es war nur bitterwenig, was geschah. Die Gräfin von Lichtenau mußte den Lohn der Sünde nur zum Teile herausgeben; sie wurde nach Glogau verbannt; allein das ihr ausgesetzte Jahresgehalt von 4000 Thalern gestattete ihr, ein schmachvolles Leben mit Glanz dort weiter fortzusetzen. Wie einst Johann Georg, so richtete der jugendliche König nicht! Der redliche, aber total unfähige und in theosophisch-mystischem Aberglauben befangene General von Bischofswerder erhielt sogar den Stern zum schwarzen Adler-Orden; dann aber wurde er verabschiedet, und der General-Adjutant von Köckeritz wurde an Bischofswerders Stelle der intimste Berater der Krone. Bezeichnend schrieb ihm der neue Monarch:

„Ich bin ein junger Mensch nur, welcher die Welt noch immer viel zu wer[illegible]ig kennt, um sich auf sich selbst verlassen zu können; — raten Sie mir daher [illegible]it voller Offenheit! —"

Diese Unkenntnis der Welt indessen, — diese Unfähigkeit, die Erscheinung [illegible] des Lebens nach ihrem wahren Werte und nach ihrer vollen Bedeutung zu beurteil[illegible] — sie gerade bilden die tragische Verschuldung in dem Leben dieses sittlich so rein[illegible] und so hochstehenden Königspaares. Aus ihr wurde dann jene bedauerliche Halbh[illegible] der Entschließungen geboren, welche trotz des edelsten Strebens vorerst nichts He[illegible]sames zu stande kommen ließ.

Wohl versprach es freilich der König, die zerrütteten Finanzen wiederherstell[illegible] und ein auf Ordnung ruhendes, festes System der Staatsverwaltung einführen, [illegible]i eingeschlichenen Mißbräuche aber abstellen zu wollen. Wohl sollten ferner die [illegible] schlafften und verweichlichten Elemente aus allen Departements entfernt und „e[illegible] Gericht über die Gottlosen zum Lobe der Treuen" abgehalten werden. Wohl wur[illegible] mit Wöllners wohlgemeinten Religions-Edikten schnell gebrochen; wohl wurde a[illegible]d der Wissenschaft und der Presse gegenüber das nachgiebigste Verfahren eingeschlage[illegible]n — allein, was half das alles? — Mit Recht wurde jetzt zwar gesagt:

„Ehedem gab es kein Religions-Edikt im Lande, aber gewiß mehr Religion u[illegible] weniger Heuchelei als jetzt;" — mit Recht wurde selbst die Wandelbarkeit d[illegible] kirchlichen Dogmas in dem berühmten Satze ausgesprochen:

„Vernunft und Philosophie müssen unzertrennliche Gefährten der Religion se[illegible]n. Dann erst wird letztere durch sich selbst feststehen, ohne die Autorität derer zu bedürfe[illegible]n, welche es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen [illegible]"

Mit Recht hieß es endlich:

„Für Unterdrückung der Preßfreiheit folgt ein allgemeiner Nachteil stets a[illegible] dem Fuße; — eine anständige Publizität ist der Regierung und den Unterthane[illegible] stets die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen unterg[illegible] ordneter Offizianten;" —

allein mit dem allen rettet man einen Staat noch nicht, der sich am Abgrun[illegible] befindet. Sittlicher Energie, durchgreifender Strenge, nachsichtsloser Ahndung hät[illegible] es bedurft. Zu solcher unbeugsamen Entschiedenheit vermochte sich das königliche Pa[illegible]r indessen nicht hindurchzuringen. Und das hat schließlich alles verdorben. Betrachte[illegible]n wir jedoch die Dinge in Berlin ein wenig näher! —

Es ist ein Gefühl unsäglichen Abscheus, welches die Berliner Litteratur b[illegible]is 1806 erregt. Luise, die Reine, waltet auch auf dem Throne als deutsche Hausfra[illegible]u ihres priesterlichen Amtes; sie hegt und pflegt eine jede edle Blüte des Gemütes b[illegible]ei ihren Kindern, und nicht ohne ihre Veranlassung wird dem Minister von Masso[illegible]w geschrieben:

„Es ist endlich einmal an der Zeit, für eine zweckmäßige Erziehung auch de[illegible]er Bürger- und Bauernkinder zu sorgen."

Man denkt ferner schon im Jahre 1802 daran, Berlin auch mit einer Univer[illegible]sität zu bedenken; der [illegible] Taubstummenanstalt wird im Jahre 1798 in der [illegible] Linienstraße ein Heim gegeben und 1806 tritt Zeune's hochberühmte Blindenanstal[illegible] in das Leben. — man ist also in der That hilfreich und gütig; man begeistert sich [illegible]ich auch für Ideale und dennoch.

Man duldet das fressende Übel sittlicher Fäulnis noch immer. Wollust un[illegible]d

Spiel verwüsten das Berliner Leben jetzt noch ärger, als es unter Friedrich Wilhelm II. der Fall gewesen war.

Hier also liegt die Schuld. Das Volk bedurfte eines Arztes von der höchsten Strenge; ein solcher aber ist sein König nicht gewesen. Fast graut uns, wenn wir es bedenken, mit welchen Männern unsere hehre Königin Luise oft in Berührung treten mußte! Es genügte jetzt keineswegs mehr, daß das hehre Herrscherpaar dem Volk ein leuchtend Beispiel alles Guten gab; — nein, es galt mit heiligem Zorne auch das Böse zu vertilgen. Dazu jedoch regte sich keine Hand.

Eine Zeit halber Maßregeln also, besten Wollens und schlechtesten Erfolges; — eine Zeit sittlicher Verwirrung und unklarer Begriffe — eine Zeit voll fast verwunderlicher Gegensätze und Widersprüche auch in Berlin! Wir müssen in unserer Darstellung hier jedoch auch des Hoflebens kurz Erwähnung thun, denn dasselbe gelangte gerade jetzt zu großem Einflusse auf die Bürgerschaft.

Es waren zwei einander widerstrebende Richtungen, welche bei Hofe aufeinanderstießen. Auf der einen Seite stand das sittlich makellose Königspaar, welches sein höchstes Glück in seinem einfach-schönen Familienleben suchte und fand. Es fehlte indessen sehr viel, daß dieses Vorbild in der Hofgesellschaft allgemeine Nachfolge gefunden hätte. Man strebte wohl nach dem Scheine, ein sittenreines Leben zu führen; man überließ sich im Geheimen indessen nur um so ärgeren Ausschweifungen. Das königliche Paar führte einen überaus einfachen Hofhalt, wenn sich dasselbe den Freuden seiner Häuslichkeit überließ; andrerseits fehlte es indessen auch an glänzenden Festen nicht, sobald die Zeit oder die Veranlassung zu denselben gekommen war. Mit welcher Anmut tanzte die vom Sonnenscheine des Glückes so hold umstrahlte Königin; wie gern war sie fröhlich! Wie erfreute sie sich an der Pracht des Karnevals, an dem Glanze der Redouten, an der holden Zierlichkeit der Kinderbälle! Bald gehörten diese letzteren zu den beliebtesten Vergnügungen des Hofes. Daß Kotzebue einen dieser Kinderbälle, welchen der Hofmarschall von Massow im Jahre 1803 veranstaltet hatte, im „Freimütigen“, seiner neuen Berliner Zeitschrift, aufs Ausführlichste beschrieb, vermag uns heut indessen nur ein Lächeln abzugewinnen.

Neben der schönen, den Sonnenschein des Glückes nur eine kurze Spanne Zeit fröhlich genießenden Königin erregte indessen noch eine Persönlichkeit, welche mitten im Hofleben stand, die besondere Aufmerksamkeit der bürgerlichen Kreise von Berlin. Es war dies der Prinz Friedrich Ludwig Christian, gewöhnlich nur der Prinz Louis Ferdinand genannt.

Seine glänzende Persönlichkeit hat einige so meisterhafte Schilderungen gefunden, daß wir uns hier kurz zu fassen vermögen. Gerade in seinem Charakterbild zeigt sich indessen jener dualistische Zug der Berliner Gesellschaft, auf welchen wir eben aufmerksam machten, am Deutlichsten. Ein Ehrgeiz, welcher sich verzehrt, weil ihm kein Ziel eines würdigen Strebens dargeboten wird, und eine Fülle hoher Talente verbinden sich in ihm mit dem ungezügeltsten Lebensgenusse und mit einer rückhaltslosen Hingabe an alle Leidenschaften der damaligen Gesellschaft. Sein Haus in der Friedrichstraße bei der Weidendammer Brücke und seine Villa in Moabit erblickten Männer wie den Publizisten Friedrich von Gentz, den großen Wilhelm von Humboldt, den berühmten Verfasser der „Schweizer Geschichte“, Johannes von Müller, und Friedrich von Schlegel als Gäste des Hausherrn. Gleichwohl aber wurden Festgelage in denselben abgehalten, welche dem schönen und hochsinnigen Prinzen den Namen

eines preußischen Alcibiades eintragen mußten. „Zwei Seelen wohnten auch in seiner Brust! Die eine zog ihn abwärts in den Staub; die andere versuchte ihn aufwärts zu des Äthers reiner Höhe aufzutragen." Es ist derselbe Widerstreit wie z. B. in Hardenbergs Lebensführung und Streben. Obwohl das Volk von Berlin eine genaue Kenntnis der Liebeshändel des Prinzen besaß, blickte dasselbe dennoch mit hohem Vertrauen auf diesen Hohenzollern hin, und Prinz Louis Ferdinand hat dieses Vertrauen in der schlimmsten Stunde auch nicht getäuscht.

Dieselben Gegensätze, welche die Hofgesellschaft zerklüfteten, fanden sich indessen überall vor.

„Es ist hier keiner ohne Tadel,
Nicht Fürst, nicht Volk, nicht Heer nicht Adel,

— dies zürnende Dichterwort schildert die Berliner Gesellschaft vor 1806 am besten.

Da sehen wir's z. B., wie die Offiziere der Berliner Gensd'armes im August des Jahres 1805 jene berüchtigte Schlittenfahrt unternahmen, welche auf eine Verspottung Luthers und seiner Gemahlin Katharina von Bora hinauslief; — ein Herr von Nostitz hatte die Anordnungen zu derselben getroffen; ein Leutnant von Zieten trug dabei das Kleid einer berüchtigten Kupplerin der Stadt. Katharina von Bora aber, eine riesenhafte Gestalt, von dem Herrn von Nostitz selbst dargestellt, ritt auf einer Pritsche, in der einen Hand eine Hetzpeitsche, in der anderen eine Fackel haltend. Die Bestrafung, welche den Veranstaltern des Unfugs zu teil wurde, war nur eine sehr milde. Der Übermut der Offiziere hatte allmählich jede Grenze überstiegen; es ist beispielloses, was wir von den Gelagen reicherer Regimenter erfahren, und wie die Bürger von einzelnen Offizieren behandelt worden sind. Allein es stand auch in dem höheren Bürgerstande nicht besser als im Heere. Jene so wohlgemeinte Kabinets-Ordre vom 23. November 1797, welche es so schmerzlich beklagt hatte, daß der Geist des Fleißes, der Treue und der Uneigennützigkeit im preußischen Beamtentume fast erloschen war, mußte am 26. Juli 1800 wiederholt werden, weil bis dahin von derselben „nur erst eine geringe oder vielmehr fast gar keine Wirkung verspürt worden war!" „Es sind bittere Wahrheiten, welche der berühmte Erlaß Beymes von letztgenanntem Tage der Beamtenwelt zu sagen weiß:

„Ein verderbte Geist ist unter den Räten der höheren und niederen Landeskollegien besonders in Berlin mit wenigen Ausnahmen herrschend: er äußert sich aber auch bei den Subalternen der Provinzen besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Verkäuflichkeit. Diese Ausartung der jetzigen Generation erweckt die größten Besorgnisse für die Zukunft. Es sind die Konduiten-Listen daher gewissenhafter zu führen und sorgfältiger von den Vorgesetzten zu beachten."

Noch entsittlichter aber scheint das Treiben in gewissen Klassen des selbständigen höheren Bürgerstandes gewesen zu sein, wenn wir einer gleichzeitigen Schilderung trauen dürfen. Es heißt in derselben:

„Es giebt hier eine Menge von Leuten aus dem Zivil- und Handelsstande, welche ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener besucht und die Delikatessen des Auslandes recht frisch verschlungen, wie die Jahreszeit sie bietet. Zu ihnen genießt man dann die feinsten Weine aus den heißen Zonen, um den Magen nur in Spannung zu erhalten. Des Mittags nimmt man ein üppiges Mahl bei einem französischen Koche ein, welcher jedem Gerichte eine solche Würze zu geben weiß, daß es nur eine Vorbereitung u

Anspannung für das nächstfolgende ausmacht. Man verweilt dabei so lange, bis es Zeit ist, in das Schauspiel oder zu einer Spiel- und Theegesellschaft zu gehen. Im Theater und bei den Thees bestellt man dann eine Zusammenkunft mit verliebten Weibern, oder man spinnt neue Liebesintrigen an; beim Spiele setzt man den höchsten point aus, um sein Vermögen entweder zu verdoppeln oder zu verlieren." Das Bild, welches an dieser Stelle dann von der Berliner Frauenwelt gezeichnet wird, kann von uns hier nur verhüllt werden. Auch die niederen Stände waren von dieser sittlichen Fäulnis vielfach angefressen; eine Katastrophe war daher wohl unabwendbar.

Nachdem wir soviel Tadelnswertes über die Berliner Gesellschaft von 1806 anzuführen und anzudeuten gehabt haben, ist es uns eine hohe Freude, auch auf andere Erscheinungen des Berliner Lebens hinzuweisen, — Erscheinungen, welche das Herz zu erfreuen imstande sind.

Wir rechnen dahin zunächst jenen lebhaften Geselligkeitstrieb, wie er in diesem Zeitraum zutage trat. Man schloß sich menschlich näher an einander an, gleichsam, als ob man geahnt hätte, was man dereinst gemeinschaftlich zu leiden haben werde, der Adel und das höhere Beamtentum in Kasinos, die Bürgerschaft in Ressourcen. Unter den letzteren nahm die Theerbuschische noch immer jene geachtete Stellung ein, zu welcher sie schon in der Friederizianischen Zeit sich aufgeschwungen hatte. Auch in der Georgeschen Ressource fand der eingeführte Fremde eine höchst gebildete Gesellschaft, Spiel und Tanz vor. Bei Palmier blieben die Damen und der Tanz zwar ausgeschlossen; dagegen fand man hier die interessanteste Unterhaltung, ein schönes und geschmackvoll möbliertes Lokal, sowie den Kern der gesamten gesitteten Berliner Welt. Wie die Diplomaten, die Herren von Crüdener und Alopeus, Graf Stadion und General O'Farill, der Marquis von Corven u. a. m. sich zu einem Klub vereinigten, in welchem die Aristokratie des Blutes allerdings allein den Ausschlag gab, „so standen auch die Gelehrten nebeneinander, — einerseits Wilhelm und Alexander von Humboldt, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Ancillon, Kiesewetter, Hufeland und von Brinkmann, andrerseits Chamisso, Varnhagen von Ense, Theremin, Neander, Wilhelm Neumann und Hitzig. Wiederum andere Kreise edler Geselligkeit bildeten sich in angesehenen Bürgerhäusern, bei dem Buchhändler Sander und bei dem Buchdrucker und Musikalienhändler Rellstab; in dem Hause Rellstabs pflegte man namentlich die Musik in der edelsten Weise. Am merkwürdigsten unter allen diesen Zirkeln aber sind vielleicht die jüdischen Salons. Wir überlassen über sie jedoch dem Geschichtsschreiber der jüdischen Gemeinde von Berlin, Herrn Dr. Geiger, hier das Wort.

„Der Fremde, der am Ende des vorigen Jahrhunderts Berlin besuchte, war ein gern gesehener Gast in den reichen jüdischen Häusern und lenkte gern seine Schritte dahin. Denn es waren nicht bloß Stätten des Prunkes, sondern Orte, wo ernste und scherzhafte Reden gern gehört wurden. Wie in Frankreich vor der Revolution von 1789, so nehmen in Berlin in den Jahrzehnten vor den Freiheitskriegen die Salons eine nicht unwichtige Stelle in der Kulturgeschichte ein. Und hier treten vor allem zwei Frauen jüdischen Ursprungs hervor: Henriette Herz und Rahel Levin.

Henriette Herz war eine schöne, stolze Erscheinung. Ob sie als ganz junges Mädchen die würdigen Ältesten der Judenschaft durch ihr Erscheinen und Bitten bewog, das Verbot einer Vorstellung aufzuheben, oder ob sie als Greisin in ihrer

sehr bescheidenen Wohnung die höchstgestellten Personen empfing, selbst dem Könige für eine Gnade dankte, in ihr lebte dieselbe Würde und Anmut. Sie wußte, daß sie schön war. Man hatte es dem Kinde gesagt, als es eine Gesellschaft durch Tanzen bezauberte; sie erinnerte sich noch im Alter an diese Schmeichelworte. Aber doch waren Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit nicht ihre hervorragenden Eigenschaften. Sie hatte einen scharfen, klaren Verstand, ein unersättliches Streben zu lernen. Dem jüdischen Mädchen waren die Kenntnisse noch kärglicher zugemessen, als dem Knaben; erst als Frau konnte sie suchen, ihren Durst zu befriedigen. Es war die Zeit, wo Goethes und Schillers erste Meisterwerke erschienen. Die dadurch geschaffenen herrlichen Gebilde waren ein neuer Quell der Offenbarung für alle Ringenden und Strebenden, die von der Pedanterie der früheren Poesie angeekelt waren, deren Gemüt die Lessingsche Schärfe und Klarheit keine Befriedigung gewährt hatte. Mit freudiger, immer wachsender Erregung nahmen die Berliner Kreise jedes neue Stück auf; das Theater, dem Iffland vorstand, fing an, eine Erziehungsanstalt zu werden; in gemeinschaftlichen Leseabenden, in denen Jeder sein Bestes bot, suchte man sich die Geisteswerke der Meister zu vollem Eigentum zu machen. Wenn Jemand mit einem ihm unverständlich gebliebenen Gedicht zum Hofrat Herz kam, wies er ihn an seine Frau: die verstünde es besser, die Verse zu erklären. Auch die Gebilde der Kunst suchte sie in sich aufzunehmen. Treu und gewissenhaft studierte sie in Dresden, um ihren Geschmack zu läutern; dann ging sie nach Italien, um hier, an der Geburtsstätte des Schönen, den vollen Inhalt der Kunst zu erfassen. In manche Wissenschaften drang sie ein: selbst Philosophie und Physik blieben ihr nicht verschlossen; die neueren Sprachen sprach sie mit Gewandtheit, aber auch griechisch studierte sie mit Eifer. Sie suchte die Männer, mit denen sie das Band der Freundschaft vereinte, auch auf den Pfaden ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit zu begleiten. In eifrigem Wirken sah sie ihr Lebenselement; sie arbeitete immer für sich und Andere. Als ihr in hohen Jahren die Kräfte zum rechten Thun fehlten, gab sie armen Studenten zu essen und half Dienstmädchen Stellen finden. Sie lebte ein langes Leben, aber sie ward nicht alt, sie wollte nicht alt werden. Als sie schon ein halbes Jahrhundert in der Gesellschaft gelebt hatte, nahm sie noch dieselbe hervorragende Stellung ein, wie einst die Achtzehnjährige: selbst junge Männer drängten sich um sie.

Henriette Herz hatte eine freudevolle Jugend genossen. In ihren Eltern hatte sie das Bild rührendster Zärtlichkeit, patriarchalischer Einfachheit gesehen. Als 12 jährige wurde sie ungefragt mit Markus Herz verlobt, den sie nicht kannte; nach 3 Jahren fand die Hochzeit statt. Die Ehe, die erst der Tod des Mannes auflöste, blieb kinderlos. Herz öffnete einem großen Kreise sein Haus. Sein bedeutender Ruf, sein ausgebreitetes Wissen, Geist und Schönheit der Frau zogen hervorragende Männer aller Stände und Berufsklassen mächtig an. Es war kein flüchtiges Gehen und Kommen, ein festes Band edler Freundschaft umschloß die Männer mit der Herrin des Hauses. Zu diesem Kreise gehörten die Spitzen der Wissenschaft: wie Alexander v. Humboldt, Staatsmänner, die damals und später auf die Geschicke der Völker entscheidenden Einfluß übten: Alexander v. Dohna, Fr. v. Gentz, Mirabeau, W. v. Humboldt; Schriftsteller, wie K. Ph. Moritz, Joh. v. Müller, die beiden Schlegel. „Ich glaube nicht zu viel zu behaupten," hat Henriette Herz in ihren Erinnerungen bemerkt, „wenn ich sage, daß es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab, die sich später irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder

kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensstellung erlaubte, diesen Kreisen angehört haben." In die engste Berührung mit Henriette traten aber Börne und Schleiermacher: Börne, als junger Mensch leidenschaftlich erglüht für die schöne Frau und von ihr auf den Weg ruhiger Vernunft zurückgestoßen, Schleiermacher, vom Anfang seiner Laufbahn an, noch ehe er eine Zeile veröffentlicht hatte, bis zum Ende seines an edlen Thaten reichen Lebens, in innigster Freundschaft an dem Geistes- und Gemütsleben der Freundin teilnehmend.

Friedrich Schleiermacher war 1796 als Prediger nach Berlin gekommen. Er war eine tief innerliche, beschauliche Natur, groß angelegt, mit wahrer ergreifender Frömmigkeit von Jugend an genährt, ein emsiger Arbeiter, der beständig an sich modelte und schuf und seiner Entwickelung sich bewußt war, ein sittliches Ideal, an dem manch Schwacher erstarkte. Seine Bedeutung als Philosoph, seine Wirksamkeit als praktischer Theologe läßt sich nicht in engen Rahmen einspannen und gehört zum größten Teil einer weit späteren Zeit an, als die, der jetzt unsere Betrachtung gilt; hier sei nur ein Augenblick des Verweilens seinen Reden über die Religion gewidmet.

Diese Reden über die Religion waren gerichtet an die Gebildeten unter ihren Verächtern; sie waren geschrieben im bewußten Gegensatz gegen die früher mächtigen, zum Teil noch herrschenden Aufklärungsideen, aber nicht im Tone eines polternden Vaters, der sich über die Sündhaftigkeit seiner Kinder entsetzt, nicht als Lockruf eines süßlichen Schmeichlers, der eine beiseite geschobene Ware als köstlich anpreist, — er wollte nicht als Priester reden, sondern als Mensch zu den Menschen von den Geheimnissen der Menschheit, — sondern in der Sprache eines welterfahrenen Hofmannes, der sein zur Jungfrau erblühtes Kind in die Gesellschaft der Vornehmsten einführt. Gewiß sollte mit diesen Reden ein beabsichtigtes Ziel erreicht werden und die Wirkung war eine glänzendere, als man dachte. Dennoch liegt in diesen Reden noch etwas Tieferes: über dem Ganzen herrscht eine gleichsam geweihte Stimmung, die nicht künstlich erregt ist, sondern tief aus dem Gemüte hervorquillt.

Religion ist keine Kenntnis von Dogmen, keine Wissenschaft, Religion ist Gefühl. „In den Einwirkungen des Universums und dem, was dadurch in uns wird, alles Einzelne nicht für sich, sondern als einen Teil des Ganzen, alles Beschränkte nicht in seinem Gegensatze gegen anderes, sondern als eine Darstellung des Unendlichen in unser Leben aufnehmen und uns davon bewegen lassen, das ist Religion." Nicht aus Furcht entsteht religiöse Regung, sie erzeugt sich aus einfacher Betrachtung von Natur und Geschichte; Verachtung der Religion entsteht aus ihrer Verkennung. Gott und Unsterblichkeit sind notwendige Voraussetzungen; zum Begriffe der Religion gehören sie nur insofern, als das Gefühl der Menschen sie gestaltet. Durch die Vereinigung von Staat und Kirche ist die Religion ihrer Freiheit beraubt und mit Fehlern behaftet; durch die geschlossene Verbindung von Priestern und Laien ist das Bedürfnis der letzteren nicht befriedigt und die Wirksamkeit der ersteren gehemmt.

Der Verkündiger des Christentums, der so redete — denn das Christentum, speziell den Protestantismus sah Schleiermacher als praktische Verwirklichung des religiösen Ideals an, — gewann die Herzen von Juden und Christen. Seit den Tagen des Pietismus war kein Redner aufgetreten, der mit solcher Kraft und solchem Nachdruck die Wahrheit des Christentums gepredigt hatte. Es war ja nicht anders möglich, als daß derartige Worte durch ihre Tiefe und Innigkeit auch denkende Juden und

Jüdinnen, welche ihr Herz und Gemüt der neuen Bildung eröffnet hatten, fesseln und der neuen Verkündigung zuführen mußten.

Im Hause von Henriette Herz lernte Schleiermacher Friedrich von Schlegel kennen. Er war ein genialer Mensch, voll Feuer und lebendiger Kraft, mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, mit umfassendem Geist, der sich mit den größten wissenschaftlichen Plänen trug und einige bereits ausgeführt hatte. Er hatte eine Geschichte der griechischen Poesie geschrieben, die in späteren Jahrzehnten den gewiegtesten Kennern als bedeutend erschien und in einer Philosophie der Geschichte das Problem der menschlichen Entwickelung zu lösen versucht. Aber er besaß keine Energie, keine nachhaltige, sittliche Kraft. In seiner unbändigen Leidenschaftlichkeit, mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, wenn er die reichen Gaben seines Geistes entfaltete, verstand er, Männer und Frauen zu fesseln, ward er der Liebling der ersteren und der Sklave der Weiber: die Tochter Mendelsohns, Dorothea Veit, wurde, noch ehe sie das Band mit ihrem ersten Manne gelöst, die Gefährtin seines Lebens.

Dieses Verhältnis, sowie seine sittlichen Verirrungen überhaupt schilderte Schlegel in seinem Roman Lucinde, einem formlosen Machwerke, das eben in seiner Formlosigkeit Genialität, in seinem Abwerfen jeder Schicklichkeit gesunde Realität zeigen wollte. Es lehrt an eine Begriffsverwirrung ohne Gleichen glauben, daß Schlegel in seinem Roman Göttliches ausgesprochen zu haben meinte, daß selbst Schleiermacher eine Verherrlichung des Buches schrieb, und Rahel ihm volle Bewunderung schenkte, eine Begriffsverwirrung, die freilich glücklicherweise nicht mit diesem Buche begann, sondern hier gleichsam ihren endgültigen Abschluß fand.

Henriette Herz aber trat zum Christentume über (1817). Mit kindlicher Pietät hatte sie so lange gewartet, bis ihre Mutter tot war, selbst dann noch vermied sie jede Ostentation, so sehr Schleiermacher eine solche auch wünschte.

Neben Henriette Herz verdient Rahel Levin unter den damals lebenden Jüdinnen den hervorragendsten Platz. Man konnte wohl nicht leicht zwei verschiedenere Figuren sehen, als diese beiden Frauen. Rahel war klein, äußerlich unscheinbar; sie bot nichts Beachtenswertes, wenn sie nicht redete. Aber sobald sie sprach, leuchtete der Geist in ihr und erwärmte alle, die ihr nahe standen.

Rahels Geist durchdrang mit tiefer Ahnung die Rätsel des Lebens. Sie mochte an gelehrtem Wissen mancher Frau des gelehrten Berlin nachstehen, sie selbst spottete manchmal über ihre Unwissenheit; an klarer, weiser Erkenntnis aber ward sie von keiner übertroffen. Allein sie wollte nicht nur für sich erkennen; gern teilte sie anderen mit. Sie hatte Goethes Genius wahrhaft erkannt, ihre Feuerseele bemächtigte sich des ganzen Inhalts seiner unsterblichen Werke, jedes Wort, jeder Zug war ihr vertraut, nun ward sie für ihn eine gläubige Gemeinde.

Dann sah sie Goethe selbst, der sie würdigte und wert hielt. Als dies geschehen war, schrieb sie: „Wenn ich ihn nicht sehen sollte, wer verdient es sonst?" — denn sie erkannte ihre geistige Bedeutung. Solchen Glauben hatten ihr nicht Schmeichler eingegeben, die sich vielfach um sie drängten, sondern ein ernstes Streben nach Erkenntnis des eigenen Wertes hatte sie dazu geführt. Das hielt sie von eitler Herabsetzung ihrer selbst und von Selbstvergötterung gleich weit entfernt. Vielmehr war sie strenge gegen sich, weise und ernst in der Beurteilung anderer. Sie rang nach der Wahrheit in schwerem, heißem Kampf; sie hatte in ihrer Jugend die Lage in häßlicher Gestalt erkannt, [illegible] man merkte jedem Worte,

das sich aus ihrem Geiste emporrang, den sittlichen Adel an, der nur als Preis für ruhmvollen Kampf gewährt wird. Ihr war die Gabe zuteil geworden, die Menschen zu durchschauen, und darum war sie, die von kleinen Seelen gestoßen und verletzt, geschädigt und gekränkt worden, milde und schonend gegen jeden, an dem sie nur eine Spur des Edlen bemerkte. Geschiedenes zusammenzubringen, scheinbar Unentwirrbares zu lösen, Gutes zu stiften, wo es nur anging, das war ihr Streben. Sie hat sich selbst die Grabschrift gesetzt: Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die Menschheit geschieht, dann gedenkt in eurer Freude auch meiner. Nur gegen das Schlechte war sie rücksichtslos: das Gemeine, welches ihrem Wesen so gänzlich fremd war, mußte von ihrer Person fern bleiben, in welcher Gestalt es sich auch zeigte.

Aber was sie liebte — und das Bedürfnis nach Liebe war unersättlich in ihr, — das hielt sie mit aller Inbrunst fest als unentreißbares Besitztum. Ihr Herz war mächtiger noch als ihr Geist.

Ihr Herz ward nimmer satt an Liebe. Die tiefe Auffassung der Religion, die Schleiermacher gelehrt, wurde von ihr aufgenommen, sie konnte Gott anbeten, weil sie das Erhabene in Natur und Geschichte mit Liebe umschloß. Sie liebte ihr Vaterland, wie es gedemütigt im Staube lag, wie es sich strahlend erhob. Ich habe es nie gewußt, sagte sie einmal, daß ich mein Land so liebe; in der Fremde erwachte ihr Heimatgefühl mit unnennbarer Stärke, im großen Kriege pflegte sie Freund und Feind, wie ein Engel der Barmherzigkeit.

Hochstrebende Männer drängten sich um sie von allen Seiten, aus allen Ständen, jedes Alter, jeder Beruf brachte seinen Tribut. Da versenkte sich der jugendliche, geistig angeregte David Veit für sie in strenge, wissenschaftliche Forschung; da sandte Prinz Louis Ferdinand in der Ahnung des Todes ihr seinen Scheidegruß, Dichter, wie Heinrich Kleist, weideten sich an dieser Tiefe, an dieser erquickenden Empfänglichkeit für das Schöne; selbst der pedantisch-nüchterne Varnhagen erkor sie sich zur Meisterin. Sie war der Mittelpunkt eines großen Kreises, dem sie durch Beispiel und Wort die Richtschnur zum Denken und Handeln gab. Sie klagte selbst einmal, daß sie mit ihrer Meinung zurückhalten müsse: man ist zu erpicht auf mein Urteil. Eine begeisterte Sehnsucht herrschte in dem sie umgebenden Kreise nach ihren Briefen, es war eine frohe Erregung, wenn sie sprach in geistvollem Ernst, in sprühendem, zündendem Witz. So war das Erbteil ihres Stammes ihr nicht fremd, und wie freundlich war sie umstrahlt von der zauberischen Anmut, dem Erbteil ihres Geschlechts. Und doch: in ihr lebte ein starker Geist, wie er sich schon in der Handschrift kundgab, dem äußeren Gepräge des Geistes, wie er sich in der Kraft zeigte, womit sie allen Vorurteilen trotzend, ihr Lebensgeschick sich gestaltete.

Rahel war als Jüdin geboren. Sie hatte eine freudelose Jugend verlebt, unter einem Vater, der ein witziger Despot war, unter einer schwächlichen Mutter, die sie nicht begriff und die ihr in keiner Weise genügen konnte. Das Elternhaus mit seinen äußerlich behäbigen, ja glänzenden, aber geistig beschränkten Verhältnissen hemmte jeder freie Bewegung. Aber dennoch vergaß sie der Eltern niemals; sie pflegte die Mutter, als sie krank war, mit zärtlicher Sorgfalt; sie verklärte die letzten Augenblicke der Sterbenden, von der Toten entnahm sie das Gebetbuch, aus dem diese bis zum Ende Trost geschöpft hatte.

Sie war längst Christin, als sie das that. Denn auch aus dem Judentum war sie herausgetreten, wie aus dem Elternhause; die Abgeschlossenheit drückte sie mit

beengenden Fesseln, ihr unnennbares Sehnen nach Freiheit fand hier keine Befriedigung. Aber eine gewisse Scheu, ein rührender Zug der Pietät gegen die ehrwürdige Mutter verließ sie niemals. Sie hatte sich in Paris laut gerühmt, daß sie eine Berliner Jüdin sei, sie empfand tiefes Weh, als sich in Deutschland Nachspiele der mittelalterlichen Judenstürme zeigten; sie sprach auf dem Totenbette erhabenes Entzücken darüber aus, daß sie, als Jüdin geboren, dem Volke angehörte, das durch seinen Bestand schon die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der Gegenwart zu festem Bande verknüpfte. An ihrem Begräbnistage schickte Varnhagen eine ansehnliche Summe an die jüdischen Armen.

Soviel hier über diese merkwürdigen Frauen. Ihr Leben zeigt uns deutlich, wie reich das geistige Leben dieser Tage angeregt war. In der Publizistik trat dies allerdings noch nicht in gleichem Maße hervor. Wohl behaupteten die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ und die „Berliner Monatsschrift“ ihren alten Ruf; die „Spenersche“ und die „Vossische Zeitung“ aber, der „Freimütige“ Kotzebues, der „preußische Hausfreund“ von Theodor Heinsius und die Zeitschrift „Komus“ oder „der Freund des Scherzes und der Laune“, vom „Berliner Beobachter“ ganz zu schweigen, brachten in dieser Epoche, unter strenger Zensur stehend, Bedeutendes nicht hervor.

Mehr Einfluß auf das öffentliche Leben besaß das Schauspiel. Die treffliche Direktion Ifflands, welcher von vorzüglichen Künstlern unterstützt wurde, — wir nennen außer den oben angeführten Kräften hier nur noch die Namen Bethmann und Unzelmann, — suchte den sittlichen Zweck der Bühne mit Ernst und Gewissenhaftigkeit zu verwirklichen. Der Zeitgeschmack war indessen leider noch nicht im Stande, die volle Schönheit jener idealen Gestaltungen deutscher Dichtung zu würdigen, welche damals entstanden. Trotz Goethe und Schiller beherrschte noch Kotzebue die Bühne, — leider nicht zum Besten des Berliner Publikums.

Wir haben uns bis jetzt mit den inneren Verhältnissen Berlins, wie dieselben sich bis zum Jahre 1806 gestalteten, beschäftigt: betrachten wir nunmehr auch die äußere Stadt.

Zur Charakterisierung des Baustils dieser Zeit nahmen wir oben schon einige jener Bauten zu Hülfe, welche in der Zeit von 1797 bis 1806 entstanden sind: die neue Münze von Gentz (1800) und die Börse (1802), letztere von Becherer entworfen und erst im Jahre 1805 ihrer Bestimmung übergeben. Wir haben sonst noch zu erwähnen: die jetzt erst erfolgte Vollendung der Stadtmauer im Nordosten, 1801 und 1802, sammt der Aufführung des neuen Prenzlauer-, Königs-, Landsberger-, Frankfurter- und Stralauer Thores, — den Ausbau der Charité, die Aufführung der „Reitenden Artillerie-Kaserne“ am Oranienburger Thore und den Bau des Schauspielhauses auf dem Gensd'armen-Markte, welcher letzterer von Langhans 1801 vollendet wurde. Am 1. Januar 1802 wurde dieses „deutsche Schauspielhaus“ mit einem Prologe von Herkloets und mit den „Kreuzfahrern“ von Kotzebue eröffnet. Mila giebt eine ausführliche Beschreibung dieses damals vielbewunderten Gebäudes, welches durch den gewaltigen Brand von 1817 zerstört worden ist. Abgesehen von dem Schauspielhause aber zeigten alle diese Bauten jenen Ausdruck völligster Nüchternheit, welcher durch die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms bedingt war. Zu erwähnen sind ferner noch die Gebäude des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums an der Koch- und Friedrichsstraßen-Ecke, von 1803/4 und der Ritter-Akademie in der Breiten Straße 32—34, vom Jahre 1805. Von Berliner Brücken entstanden bis 1806 die „eiserne oder die

Kupfergraben-Brücke", unter Direktion des Berghauptmanns Grafen von Reden zu Malapane in Schlesien gegossen, und die kleine „Weidendammer-", die spätere „Mehlhausbrücke," — so aber erst seit 1825 genannt.

Von inneren Verbesserungen aber ist folgendes bemerkenswert;

Der Lustgarten erhielt noch im Jahre 1803 zugleich mit den Linden eine neue Zierde, als das vorher hölzerne Geländer der letztgedachten Allee weggenommen, und mit steinernen Kegeln und eisernen Stangen ersetzt, die Promenade selbst aber, so wie die Straße auf beiden Seiten erhöht und eben so der Lustgarten mit Pappeln und Kastanien bepflanzt wurde. Die Außenseiten nach dem Schlosse und dem Dome zu wurden mit steinernen Säulen, die mit Eisen verbunden und mit Laternen versehen waren, eingefaßt; der mittlere Gang quer über den Platz wurde mit Kies erhöhet und geebnet. Zur nämlichen Zeit wurde fast die ganze Friedrichstraße neu gepflastert und durchaus erhöht, und in deren Mitte, von der Dorotheenstraße an bis an die große Weidendammerbrücke, ein Abzugskanal angelegt. Eben so wurde die Leipziger-, Markgrafen- und Charlottenstraße gepflastert und durchaus erhöht. Für eine bessere nächtliche Erleuchtung wurde im Jahre 1803 dadurch gesorgt, daß anstatt der kleinen dreieckigen Laternen, die auf hölzernen Pfählen standen, in den Hauptstraßen und volkreichen Gegenden größere Laternen mit Reverberen, jede mit zwei Lichtern versehen, entweder an eisernen Stangen an den Häusern oder auf Granitpfählen oder endlich an Stricken quer über der Straße hängend, angebracht, die älteren kleinen Laternen dagegen in die weniger frequenten Gassen und in die Vorstädte gebracht wurden, so daß nunmehr keine Gasse der Stadt in den Winterabenden ohne Erleuchtung war. Die Bürgersteige wurden von den übelaussehenden und unbequemen Kellerhälsen und hohen Rampen allmählich befreit, und für die Fußgänger bequemer eingerichtet. Die Straßen aber wurden an den Eckhäusern mit Namen bezeichnet, und die Häuser mit vergoldeten Ziffern auf blauem Blech über dem Haupteingang versehen, jedoch so, daß jede Straße mit einer neuen Nummer anfing und hiermit einer bis dahin stattgehabten bedeutenden Unbequemlichkeit in der Residenz auf eine eben so zweckmäßige als zierliche Art abgeholfen wurde. Durch eine Privatunternehmung wurde am Ende des Jahres 1800 auch eine Fußbotenpost eingeführt. Boten mit Kasten versehen, in welche man die Briefe hineinwarf, kündigten ihre Annäherung durch eine kleine Glocke an, gingen zu gewissen Stunden des Tages herum und sorgten auch für die Verteilung der eingesammelten Briefe.

Die Einwohnerzahl Berlins war unterdessen bis zum Jahre 1804 auf etwa 157 000 Seelen gestiegen; die Anzahl der in der Stadt garnisonierenden Truppen mochte sich außerdem auf etwa 25 000 Mann belaufen; doch sind diese Angaben nicht ganz genau. Der Wohlstand schien, wenn man ihn äußerlich etwa danach beurteilte, wieviel für Luxus und Vergnügen verausgabt wurde, ein durchaus gefestigter zu sein. Daß er dies indessen nicht war, wurde nur allzubald auf das verhängnisvollste klar.

In gewaltigster Weise war inzwischen die Weltgeschichte ihren Gang gegangen, zermalmend hier und stürmisch Neues bildend dort. Die französische Revolution hatte in einem Kaisertume der Franzosen ihren Abschluß gefunden, und Napoleon hatte bereits sehr deutlich gezeigt, daß er den Weltteil nach seiner Willkür umgestalten wolle. Friedrich Wilhelm war trotzdem entschlossen, neutral zu verbleiben. Erst die

Gefangennahme des Herzogs von Enghien und die Erschießung desselben zu Vincennes brachte den König heftiger gegen den korsischen Gewalthaber auf. —

Wie aber lagen die Dinge, — wie war die Stimmung zu Berlin?

Schon seit 1804 standen sich hier eine ausgesprochen franzosenfreundliche und eine franzosenfeindliche Partei gegenüber: an der Spitze jener befanden sich der Minister Graf von Haugwitz, an der Spitze dieser der Prinz Ludwig Ferdinand. Die letzere die Kriegspartei, schien ein entschiedenes Übergewicht erhalten zu haben, als Hardenberg am 13. August 1804 das Ministerium des Äußern übernahm, und bald darauf der Reichsfreiherr von und zum Stein zum Nachfolger des erkrankten Ministers von Struensee im Accise-, Zoll- Fabriken- und Kommerzial-Departement berufen wurde. Von den besonderen Verdiensten des großen Freiherrn um Berlih, welche die Aufstellung seines gebietenden Erzbildes in unserer Mitte als eine That wohlverdienten Dankes rechtfertigen, erwähnen wir hier zunächst nur die Umgestaltung der Bank, welche durchgeführt wurde, um auch die kleinere Industrie und den kleineren Handel zu befördern. Für dieses Institut wurde der berühmte Staatsmann Niebuhr aus Kopenhagen als Direktor nach Berlin berufen. Wir erwähnen ferner die Reorganisation der Seehandlung, deren einseitige Richtung jetzt vielfach ergänzt wurde, und endlich die Errichtung des allgemeinen statistischen Bureaus znr Förderung des Studiums der Volkswirtschaft. Stein sah den Krieg mit Bestimmtheit voraus; ja er wünschte ihn, so lange Preußen noch Verbündete zu finden vermöchte; Friedrich Wilhelm verstattete der Kriegspartei indes erst dann Gehör, als Bernadotte die Neutralität Preußens im Oktober 1805 durch die Überschreitung des ansbachischen Gebietes auf das Schnödeste verletzt hatte.

Jetzt eilte der Kaiser Alexander von Rußland nach Berlin. Er traf am 25 Oktober 1805 hier ein; ihm folgte dann der Erzherzog Anton von Österreich. Am 3. November kam die „Konvention zu Potsdam“ zustande, welche Friedrich Wilhelm verpflichtete, als bewaffneter Vermittler zwischen Frankreich und den Verbündeten zu verhandeln und, falls diese bewaffnete Vermittelung bis zum 15. Dezember Napoleon nicht veranlaßt hätte, Deutschland, Holland und die Schweiz zu räumen, auch seinerseits den Krieg an Frankreich zu erklären.

Es war am 4. November abends. Der König und die Königin saßen mit ihrem hohen Gaste im Schlosse zu Potsdam bei der Tafel. Kaiser Alexander äußerte, wie leid es ihm thue, Potsdam verlassen zu müssen, ohne den Manen Friedrichs des Großen seine Ehrfurcht bezeugt und die Gruft des Königs gesehen zu haben. „Dazu ist auch jetzt noch Zeit,“ erwiderte Friedrich Wilhelm; er erteilte zugleich den Befehl, die Gruft Friedrichs des Großen zu erleuchten. Nach 11 Uhr erhoben sich Alexander, Friedrich Wilhelm und Luise von der Tafel; um ein halb ein Uhr begaben sie sich in die durch Wachskerzen erhellte Garnisonkirche. „Überwältigt von seinen Empfindungen neigte Alexander seine Lippen auf Friedrichs Sarg, küßte denselben und reichte dann über ihn hin Friedrich Wilhelm und der Königin die Hand. Er gelobte dem königlichen Hause der Hohenzollern ewige Freundschaft und schwur mit Friedrich Wilhelm zugleich den Eid, Deutschland vom Joche Frankreichs zu befreien.“

Jetzt atmete die Kriegspartei in Berlin auf. Adami, der Biograph Luisens, hat indessen nachgewiesen, daß es keineswegs die Königin gewesen ist, welche das Feuer des Hasses gegen Napoleon vorzugsweise geschürt hat. Es ist vielmehr die Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, die an den Fürsten Radziwill vermählte Prinzessin Louise, gewesen, „welche mit ih ren Anhängerinnen der Stachelreden des verachtenden Witzes

der höhnischen Anekdoten über den barschen Emporkömmling in Frankreich nicht genug zu verbreiten wußte."

Die diplomatischen Verhandlungen gingen inzwischen ihren schleppenden Gang; zu einem entschiedenen Handeln war der König leider noch immer nicht zu bewegen. Die Schlacht von Austerlitz am 2. Dezember 1805 vernichtete unterdessen jeden Erfolg seiner Vermittelungsbemühungen schon im Keime. Haugwitz mußte an eben jenem 15. Dezember 1805, welcher die Entscheidung über das kriegerische Einschreiten Preußens mit sich bringen sollte, den Vertrag von Schönbrunn abschließen, welcher den König zu dem engsten Bündnisse mit Frankreich verpflichtete und durch den Austausch von Ansbach, Neufchâtel und Wesel gegen Hannover einen Krieg Preußens und Englands heraufbeschwor. Es blieb dem Monarchen nun keine Wahl mehr, — so heftig er sich sträubte: er mußte den „gefährlichen" Vertrag am 15. Februar 1806 unterzeichnen.

Zu Berlin herrschte innerhalb der Kriegspartei jetzt natürlich die tiefste Entmutigung. Am 12. Juli 1806 wurde der Rheinbund geschlossen. Jetzt legte auch Kaiser Franz II. die Würde eines römischen Kaisers deutscher Nation nieder! — das alte Reich war schmachvoll zerfallen. — „Weinend verbarg die Muse der vaterländischen Geschichte ihr Antlitz."

Erst die grenzenlose Mißachtung, mit der Napoleon Preußen behandelte, erweckte wiederum den vaterländischen Groll. Durch die Berichte des preußischen Gesandten Lucchesini aus Paris wurde bekannt, daß der Kaiser der Franzosen, während er Friedrich Wilhelm zur Stiftung eines „Nordbundes" veranlassen zu wollen vorgab auch Anerbietungen an England und Rußland gemacht hatte, welche Preußen seiner hannoverschen und polnischen Landesteile zu berauben bezweckten.

Da erst flammte Friedrich Wilhelms Zorn auf, und nun rührte sich rüstig auch wieder die Kriegspartei. „Der alte Korbflechter im Invalidenhause", eine damals viel verbreitete Volksschrift, rief mit flammenden Worten zum Kriege auf:

„Unsere Ehre ist unsere Sache. Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an seiner Heimat! Darum, Friedrich Wilhelm, — sehen wir mit Freudigkeit auf Dich und, was Du thust! Wir folgen Deinen Fahnen, und wer nicht folgen kann, der denkt und handelt doch daheim für Dich! Welcher Bürger daheim den Glauben erhält und das Vertrauen stärkt, der dient dem Herrn! Wer anders thut der ist kein Preuße!" —

Jetzt entflammte auch Schiller mit der vaterländischen Glut seiner unsterblichen Verse die Herzen! Es war kein elendes „Strohfeuer", wie zur Schmach Deutschlands noch jüngst gesagt worden ist, wenn bei den Worten aus der „Jungfrau von Orléans":

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!",

jubelnder Beifall ertönte, und wenn das ganze Parkett, sobald der Wallensteinsche Kürassier das „Reiterlied" anstimmte, mitsang:

„Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
In das Feld, in die Freiheit gezogen!", —

oder wenn Iffland im „politischen Zinngießer" improvisierte:

„Besser preußisch eingesteckt,
Als französisch hohngeneckt!" —

Auf dem Stralauer Fischzuge von 1806 wurde die Königin, von der man wußte, daß auch sie den Krieg von ganzer Seele guthieß, sammt den Radziwillschen Herrschaften mit solchem Jubel empfangen, daß der König betroffen zu ihr äußerte; „Luise, — das ist ja, als sähen sie Dich zum ersten Male!" —

Wer will's den Offizieren da verdenken, — nach damaligem Stand militärischer Sitte wenigstens, — wenn sie die Säbel auf den Sandsteinstufen des Palais des französischen Gesandten wetzten? — Napoleon hatte ihren Kriegsherrn ja in unerhörter Weise verletzt! Wenn endlich dem Grafen Haugwitz von dem Volke die Fenster eingeworfen wurden: je nun, er hatte es verdient! — Es ist sehr unrecht, über die vaterländische Bewegung von 1806 so abzusprechen. Sie war aus Begeisterung fürs Vaterland geboren! Vieles freilich fehlte ihr gleichwohl. Sie übersah die verhängnisvolle Verschuldung, welche das gesammte Volk seit langer Zeit, — seit 1770 etwa, auf sich geladen hatte; sie verkannte die eigne Kraft und die des Gegners; es fehlte ihr endlich jenes tiefe religiöse oder doch sittliche Element, welches von vaterländischen Großthaten stets unzertrennlich ist.

Am 9. August 1806 erteilte der König den Befehl, das Heer auf den Kriegsfuß zu bringen. Die Königin Luise selbst nahm die Stelle des Chefs der berühmten Dragoner „Ansbach-Bayreuth" an, welche durch den Tod des letzten Markgrafen soeben erledigt worden war. Als die Dragoner der Königin im September 1806 von Pasewalk über Berlin nach Thüringen abmarschierten, da empfing Luise dieselben vor der Hauptstadt. In einen Spenzer mit den Farben des Regiments — blau-silber-schwarz, — gekleidet, zog sie zu Wagen an dessen Spitze in Berlin ein.

Eine letzte, große Revue nun noch auf dem Tempelhofer Felde! Die Berliner erblickten die Armee Friedrichs des Großen noch einmal in ihrem höchsten Glanze. Ein Augenzeuge berichtet darüber:

„Wir sahen an diesen Manövertagen das Heer des siebenjährigen Krieges noch einmal exerzieren. Die Truppen trugen noch ganz die alten Uniformen, die Offiziere die Spontons vor ihren Pelotons. Am ersten Revuetage glänzte besonders das Regiment Leibhusaren in roten Dolmans und blauen Pelzen mit Bärenmützen. Die Offiziere waren mit einem Tigerfelle behangen, auf welchem Sonne, Mond und Sterne in starker Vergoldung prangten; die Uniformen waren mit unzähligen goldenen Schnüren und Quasten verziert. O diese köstlichen Gardes-du-Corps und herrlichen Gensdarmen! Wir konnten nicht anders denken, denn daß sie uns und die Welt gar bald vom Joche Napoleons befreien würden." —

Die Truppen zogen darauf nach Thüringen ab. Am 21. September verließen dann auch die königlichen Herrschaften Charlottenburg, um sich zur Armee zu begeben. In Berlin scheint noch immer der Wahn verbreitet gewesen zu sein, Napoleon werde, wenn das Heer Friedrichs des Großen gegen ihn anrücke, die Hand zum Frieden bieten und seine Truppen schleunigst aus Deutschland zurückziehen. Denn nur so erklärt sich die beklagenswerte Erscheinung, daß fast alle Maßregeln zum Schutze der Stadt verabsäumt wurden. Der Magistrat hatte zwar die Absicht, eine Bürgergarde zu bilden, welche während der Abwesenheit der Truppen den Postendienst versehen sollte. Allein kein anständiger Bürger erschien; man schickte allgemein nur gedungene Ersatzmänner, und wie diese beschaffen gewesen sind, das zeigt zur Genüge eine überaus charakteristische, kolorierte Tafel in des Herrn von Coelln Buch „Wien und Berlin" vom Jahre 1808.

Man erfuhr nun mehrere Tage lang nichts. Jetzt bemächtigte sich eine ängstliche Spannung der Bevölkerung. Endlich stand es zwar fest, daß es zum Kampfe gekommen war; über den Ausgang desselben wußte man nichts. Plötzlich jedoch hieß es: „Sieg! Napoleons Heer ist vernichtet! Der Korse ist auf der Flucht! Er ist gefangen! Er ist tot!“ —

Warum indessen keine Siegespostillione wie einst zu Friedrichs Zeiten? — Die traurige Auflösung des Rätsels konnte nicht lange ausbleiben. Es kamen die Nachrichten vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand; es kam am 17. Oktober endlich auch ein Kourier, ein Herr d'Orville, welcher authentische Berichte über die Schlacht von Jena und Auerstädt überbrachte.

Die Katastrophe hatte das Heer ereilt; sie sollte nun auch über Preußens Hauptstadt kommen.

In der Nacht vom 17. zum 18. Oktober kam die Königin wiederum in Berlin an. Hufeland erzählt:

„Am 18., um 6 Uhr früh, wurde ich zur Königin nach dem königlichen Palais gerufen. Ich fand sie mit verweinten Augen und aufgelösten Haaren in voller Verzweiflung vor. Sie kam mir mit den Worten entgegen: ‚Alles ist verloren. Ich muß mit meinen Kindern fliehen, und Sie müssen mich begleiten.‘ Um 10 Uhr saß ich schon im Wagen.“

An diesem selben Morgen erschienen an den Straßenecken jene berüchtigten roten Zettel, welchen der Gouverneur, Graf von der Schulenburg-Kehnert, den Wortlaut gegeben hatte:

„Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg.“

Am 19. Oktober setzte Graf Schulenburg endlich seinen Schwiegersohn, den Fürsten Hatzfeld, zum Zivil-Gouverneur ein und verließ — selbst die Stadt.

Daß unter diesen Verhältnissen sich der Berliner Bevölkerung eine völlige Mutlosigkeit bemeistern mußte, ist wohl klar. Es ist sehr leicht, von dem gesicherten Standpunkte einer späteren Zeit aus die Voreltern zu verdammen; — bedenken wir indessen, daß die Preußen von 1806 noch kein Volk in Waffen waren. Schmachvoll bleibt indessen immer, was nun geschah. Denn eine allgemeine Flucht begann; vergebens mahnte Fürst Hatzfeld zu ruhiger Fassung; man hatte nicht mehr die Kraft, zu ihr sich aufzuraffen.

Am 24. Oktober, — man hatte die Franzosen schon viel früher erwartet, — traf endlich ein Adjutant des Generals Hulin, welcher von Napoleon zum Kommandanten von Berlin bestellt worden war, ein; — mit ihm ein Trupp von Jägern zu Roß, Husaren und reitender Artillerie. Zum Halleschen Thor einziehend, begaben sich diese Truppen zum Berliner Rathause hin, vor welchem bald auch Hulin selbst „in einer vierspännigen Equipage“ eintraf. Er gab zunächst nur den Befehl, die königlichen Schlösser und die anderen, wichtigeren Gebäude der Stadt zu besetzen. Am Abende desselben 24. langte auch Davousts Vortrab noch vor dem Halleschen Thore an; diese Truppen bezogen jedoch zunächst nur ein Biwak auf den dortigen Feldern. —

Es ist für den Vaterlandsfreund tiefschmerzlich, sich in jene Tage zurückzuversetzen. Gewiß; — in allen edleren Herzen herrschte nichts denn Trauer und Verzweiflung; — sie, bei denen das Feuer der Begeisterung für das Vaterland und den König jüngst so mächtig aufgelodert war, sie blieben in den folgenden Wochen still

daheim oder folgten doch nur mit heißem Schmerze und mit brennendem Herzen den Geboten der Pflicht. Allein in großen Städten giebt es zu allen Zeiten Pöbel, vornehmen und geringen, — und nur das Eine ist so traurig, daß er im Jahre 1806 in unserer Stadt so zahlreich gewesen ist.

Die Biwaks des Feindes wurden lebhaft besucht, und bald entspann sich ein „harmloser“ Verkehr zwischen den Berlinern und Franzosen Man trank und scherzte zusammen! — Am folgenden Tage kamen die Franzosen dann in die Stadt; — man nahm sie im Allgemeinen wie alte Freunde auf! Luisens Thränen hatte man aufs schnödeste vergessen.

Am 26. Oktober zog Marschall Davoust zum Potsdamer Thore ein. Der Magistrat trug ihm die Stadtschlüssel entgegen. Seiner Weisung gemäß, nahm der Marschall dieselben indessen nicht an; er befahl den Herren vielmehr, sie dem Kaiser selbst nach Potsdam zu überbringen.

Napoleon weilte daselbst schon seit dem 24. Oktober. Er hatte die Gruft Friedrichs des Großen besucht; er hatte den Degen, die Schärpe, den Schwarzen-Adler-Orden des Königs und die Fahnen der preußischen Garden aus dem siebenjährigen Kriege an sich genommen, um diese glorreichen Trophäen dem Invalidenhause seiner Hauptstadt zum Geschenk zu machen; er hatte von hier sich nach Spandau begeben, um am 25. die schmachvoll übergebene Veste zu besichtigen. Auch Charlottenburg hatte er besucht. Der Empfang der Deputation des Berliner Magistrates und der Spitzen der Behörden durch Napoleon in Potsdam erfolgte ebenfalls noch am 26. Oktober. Der Kaiser war anfangs sehr ungnädig; er herrschte die Erschrockenen mit den Worten an:

„Sie haben den Krieg gewollt; — sie haben ihn jetzt!“ Leider waren die Abgesandten feige genug, die Schuld von sich abzuwälzen und sie dem Tumultuieren der Offiziere, sowie dem Besuche des Kaisers Alexander zuzuschieben. Das schien den Kaiser zu besänftigen, und er versprach nunmehr, die Stadt zu schonen.

Am 27. Oktober, Nachmittags um 4 Uhr, erfolgte dann des Kaisers feierlicher Einzug in Berlin durchs Brandenburger Thor.

Die Divisionen Nausouty und d'Hautpoult, zehn Regimenter, bildeten Spalier von der Lustgartenseite des königlichen Schlosses an bis zum großen Sterne. Alle Glocken der Stadt begannen ihr Geläut Mameluken des Kaisers eröffneten den Zug Napoleons; ihnen folgte der Marschall Lefèvre mit Jägern und Garde-Grenadieren. Hinter den letzteren ritt der Kaiser selbst, — hinter ihm der Generalquartiermeister Berthier, die Marschälle Davoust, Augereau und Bessières, der Großmarschall Duroc und der Oberstallmeister Caulaincourt; dann folgten wieder Grenadiere, während Garden zu Roß den Zug beschlossen

Am Thore stellte General Hulin den Magistrat vor. Die Schlüssel der Stadt wurden dem Eroberer noch einmal übergeben. Dann winkte der Kaiser mit der Hand. Duroc sprengte die Linden hinunter; Hulin aber führte seinen Kaiser nach dem Schlosse, in welchem Napoleon die Gemächer Friedrich Wilhelms II. einen Monat lang bewohnt hat. —

Es ist die Marseillaise gewesen, unter deren Klängen Napoleon in Berlin eingezogen ist. Leider haben wir auch hier zu verzeichnen, daß dem Kaiser der Ruf: „Vive l'empereur!“ zugeklungen ist. Ob von bezahlten oder unbezahlten „Subjekten“ bleibt sich gleich. Auch das ist nicht zu leugnen, daß sich die Straßenjungen

von Berlin mit den französischen Tambour-Majors, die ihren Stock so gut zu werfen verstanden, bald auf vertraulichem Fuße befanden.

Bei der nun folgenden Vorstellung der Behörden ereignete sich indessen eine That preußischen Heldenmutes, hinter welcher all' diese Bübereien, von welchen wir soeben sprechen mußten und deren noch mehrere zu erwähnen sein werden, als bedeutungslos verschwinden. Der greise Prediger Jean-Pierre Erman war bei jener Vorstellung Wortführer der französischen Kolonie. Er wagte es, dem Kaiser hierbei die folgenden Worte zu sagen:

„Sire, — ich wäre nicht wert des Kleides, welches ich trage, noch des Königs, welchem ich diene, wenn ich nicht den tiefsten Schmerz empfände, Ew. Majestät an dieser Stelle sehen zu müssen."

Es war indessen nur ein finsterer Blick, der Erman traf. Noch einmal aber kam der edle Greis mit dem Kaiser zusammen. Napoleon ergoß sich dabei seiner Gewohnheit gemäß in Schmähungen gegen die Königin Luise. „Das ist nicht wahr, Sire!", rief Mr. Erman furchtlos aus, so oft der Kaiser eine Lüge wiederholte, und endlich fiel er dem Korsen sogar in den Arm. „Es ist nicht wahr, Sire," rief er noch einmal; „ich bitte Sie flehentlich: Seien Sie gerecht!" —

Napoleon hat diesen Heldenmut nicht gestraft. Wir begegnen Erman noch einmal. Oft hat der Greis nachmals die Worte ausgerufen:

„Ich habe ihm den Arm gehalten, der uns soviel Übles gethan hat. O, hätte ich ihn nimmer wieder loszulassen gebraucht!"

Wo eines Volkes Ehre so gerettet wird, da ist's nicht schwer, es offen einzugestehen, daß im übrigen im Jahre 1806 alles sonst geschehen ist, auch in Berlin, um die Verachtung der Franzosen zu erringen. An edlen Ausnahmen hat es indessen gleichfalls nicht gefehlt.

Man war den Franzosen dienstbar, wo man es nur vermochte. Das gilt selbstverständlich von den Frauen dieser vermoderten Gesellschaft in allen Klassen vorzugsweise. Man denunzierte ferner wacker, wo ein freier Mann ein Wort für König und für Vaterland gesprochen. Man gab des Königs Holzvorräte an, die in der Havel lagen, und General Hulin hatte die Freude, den Denunzianten sagen zu können, das wisse er längst; Se. Majestät der König von Preußen müsse indessen noch etwas Holz übrig behalten, um dereinst die Schufte von Denunzianten hängen zu lassen, welche sein Hab' und Gut verraten hätten. Der Schriftsteller Lange besaß die bodenlose Gemeinheit, selbst die Frauenehre der königlichen Märtyrerin Luise antasten zu wollen. Das Heer, welches seine Schuldigkeit gethan hatte, wie stets, und nur schlecht organisiert und ganz erbärmlich geführt worden war, wurde verdammt und verflucht; die ranzionierten Offiziere, welche nach Berlin zurückkamen, um hier zu — hungern, wurden sogar mit Insulten überhäuft; wohlhabende „junge Männer" aber aus den sogenannten „besten Ständen" sammelten sich zu einem „Freiwilligen-Korps", welches den Dienst in den Vorzimmern der — feindlichen Generale verrichtete. „Die Bürgersöhne paradierten in einer prächtigen hellgrünen, mit Gold reich gestickten Uniform; sie waren stolz darauf, die Diener der französischen Offiziere zu sein; mit Vergnügen galoppierten sie neben den Kutschenschlägen der Pariser Hutmacherinnen und Nähterinnen einher, welche dieser oder jener französische Offizier als maîtresses en titre unter irgend einem ‚nom de guerre' mit sich umherschleppte." Es sind traurige Dinge,

allein sie sind wohl abgethan für immer. Das kommt nie wieder vor! — Als es einstmals befohlen worden war, eine deutsche „Bürgergarde" zu bilden, da war kein Mensch zur Einstellung gekommen; jetzt aber, als von den französischen Behörden eine „garde civile" formiert wurde, da strömte die männliche Bevölkerung Berlins in hellen Haufen dem „Einkleidungs-Komptore" zu; — bekam man dort doch eine schöne blau und rote Uniform von feinem Tuche ganz umsonst! „Der prächtige Federbusch, die elegante Koppel, der zierliche Säbel kleideten den jungen Mann doch gar zu gut!" — Als einst gesammelt worden war, um die nach Thüringen ausziehenden preußischen Truppen mit warmen Mänteln für den Winterfeldzug zu versehen, war in Berlin nur eine wahrhaft lächerlich kleine Summe zusammengekommen; jetzt schossen die berlinisch-französischen Bürgergardisten Gelder zusammen, um sich auch eine Musikkapelle zu halten!!! — —

In die Stadtverwaltung selbst aber griff Napoleon auf die folgende rauhe Weise ein.

Auf den 30. Oktober 1806 berief das französische Gouvernement 2000 angesehene Bürger in die Petrikirche. Hier lag den Bürgern ob, einen Ausschuß von 60 Personen zu wählen. Dieser „60ger Ausschuß" hatte aus sich heraus dann wiederum eine Kommission von 7 Mitgliedern, den „Verwaltungs-Ausschuß", le comité administratif, zu bilden, welcher die Vermittelung mit den französischen Behörden übernahm. Diese Körperschaften waren indessen nicht allein für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe seitens der Bürgerschaft verantwortlich, sie hatten nicht allein dafür zu sorgen, daß die Anordnungen der französischen Behörden aufs pünktlichste befolgt würden; nein, — sie hatten auch zu schwören, „keine Verbindung mit den Feinden des Kaisers unterhalten zu wollen." Unter den Männern, welche sich auf diese Weise von dem unglücklichen Königspaare und dem Vaterlande lossagten, treffen wir leider auch den berühmten Musiker Zelter an. —

Gerechtigkeit indessen auch dem Feinde! Zu Thaten eigentlicher Grausamkeit ist es vom 24. Oktober 1806 bis zum 1. Dezember 1808, — bis dahin währte die Okkupation, — in Berlin nicht gekommen. Nur der wackere Iffland wurde schon 1807 mit Gefängnis bedroht, weil er die Absicht gehabt hatte, am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, eine patriotische Kundgebung auf der Bühne zu veranstalten. Als dann aber am 10. März 1808 die Mitglieder des Nationaltheaters sämtlich mit einer weißen Rose auf der Brust auftraten, da wußte das Gouvernement wohl, was gemeint war; — antwortete das Publikum doch den Schauspielern auch sofort mit lebhaften Bravos!; — durchzitterte doch ein donnerndes Hoch auf die „edle, weiße Königsrose" das dichtgefüllte Haus! Iffland und der Haus-Inspektor Jakobi erhielten dafür zwei Tage Arrest. Daß das sogenannte „schwarze Kabinet" den Briefverkehr scharf überwachte, darf nicht befremden. Eigentliche Vorwürfe sind also den Franzosen anno 1806 nicht zu machen; — die Plünderung der Kunstschätze und die Fortführung der Viktoria auf dem Brandenburger Thore auf Vorschlag des Archäologen Denon, — das lag in dem Charakter der Zeit Dennoch lastete die Okkupation mit großer Schwere auf der Stadt, weil sie eben eine arme war. Der Einquartierung mußte ein anständiges Zimmer gewährt werden; — die Franzosen verlangten Bouillon und Weißbrot, selbst Wein und Tabak. Dergleichen Dinge waren damals und sind auch noch heute nicht eben ortsübliche Konsumptibilien des Soldaten! Ver-

nichtend gradezu aber wirkte die Besetzung Berlins auf die Vermögensverhältnisse der Bürgerschaft.

„Armee-Lieferanten“, d. h. Leute, die verdienen, wo sie können, hat es auch in jenen trüben Tagen zu Berlin gegeben. Selbstverständlich waren und blieben sie gute, hochangesehene Bürger!, obwohl sie für die Franzosen lieferten! Der Konsum der Berliner selbst aber beschränkte sich auf das geringste Maß. Der selbständige, kleine Handwerker stand daher fast ohne jeden Verdienst da. Nicht besser erging es fast allen Beamten niederen und denen höheren Ranges, welche ein Vermögen nicht besaßen. Wohl sollten die Besoldungen derselben weitergezahlt werden; dazu indessen waren die Mittel nicht vorhanden. Daß die Staatspapiere bedeutend gefallen waren, versteht sich von selbst; auch der Kapitalist konnte sich daher nur unter sehr schweren Verlusten bares Geld verschaffen. Auch der Hausbesitzer — die Mieten waren damals enorm billig, — kam in die äußerste Bedrängnis. Am 4. Februar 1806 endlich waren auf Steins Andrängen ungefähr 10 Millionen Tresorscheine ausgegeben worden. Wer gar dergleichen Geld besaß, der war wirklich ein armer Schelm; denn tiefer und tiefer sank — der Kredit des Staates.

Höher und höher aber stieg die Not des armen Volkes. Auf allen Straßen, Plätzen und Brücken sah man zerlumpte Kinder und Bettler einzeln oder scharenweise umherschleichen; — zu Haufen lagerten sie im Lustgarten, dessen Stangen ausgebrochen waren, um den Exerzitien der französischen Garden Raum zu gewähren, — vor dem schönen, jetzt in eine Schmiede-Werkstatt verwandelten Zeughause, — vor den Kirchen, welche man teilweise zu Lazarethen eingerichtet hatte. Da regte sich dann endlich auch die helfende Liebe! Im Jahre 1807 gründete der edle Freiherr Hans Ernst von Kottwitz, † 1843, in seinem Hause, Frankfurter Straße 44, eine Beschäftigungsanstalt „in der Art, daß arbeitslose Arme in den Zimmern dieses Hauses den Tag über das ihnen dargereichte Wollen-Material verarbeiteten. Der menschenfreundliche Baron sorgte vorzugsweise für die Spinner und die Weber. Am 1. Oktober 1808 wurde diese Armen-Beschäftigungsanstalt in die Kaserne des Regiments von Winning in der Alexanderstraße verlegt. Kottwitz hat unter seinen Armen stets sehr gern geweilt; er half mit Freuden auch dazu, daß deren Kinder unterrichtet wurden! Für die armen Kinder, namentlich für die Soldatenkinder, sorgte sodann auch der Hauptmann Karl von Neander; er errichtete eine Anstalt, welcher später das Lazareth des Regimentes von Möllendorf am Halleschen Thore überwiesen wurde. Es ist aus ihr das Friedrichsstift hervorgegangen. Auch der Architekt L. Catel, † 1819, begründete im Jahre 1807 eine Erziehungs- und Industrie-Anstalt für „elternlose und sonst hülflose Knaben“: es ist aus ihr das „Luisenstift“ entstanden. Auch hier haben wir wiederum eines Berliner Geistlichen noch ganz besonders zu gedenken. Schon im Anfange des Jahrhunderts hatte ein edler Menschen- und Vaterlandsfreund, der Prediger der böhmischen Gemeinde, Jänicke, mit Beiträgen wohlthätiger Menschen eine Armen-Speisungs- oder Suppenanstalt gestiftet, um den Armen im Winter nahrhafte Suppen von Erbsen, Graupen, Linsen, Hirse und Buchweizen auszuteilen. Nicht allein diese Stiftung blieb in ihrer vollen Thätigkeit und sorgte für 3000 bis 4000 Arme während dieser verhängnisvollen Kriegszeit, sondern es wurde auch noch ein anderes wohlthätiges Institut ähnlicher Art errichtet, welches Suppen- oder Portionen-Zettel ankaufte und solche anstatt Geld-Almosen als Anweisung auf ein Mittagsmahl austeilte. Diese zweite Anstalt, durch Karl von Neander vorzüglich in

Wirksamkeit gesetzt, war besonders für notleidende Soldatenfamilien bestimmt. Indessen konnte durch alle diese Anstalten und Vorrichtungen, durch die angestrengtesten Bemühungen des königlichen Armendirektoriums, sowie durch einzelne Werke der Barmherzigkeit bei weitem nicht aller Not abgeholfen werden, denn zu groß war die Zahl der Hülfsbedürftigen, und täglich nahm sie besonders bei dem Soldatenstande zu, nachdem infolge blutiger Gefechte das bis dahin ungewisse Schicksal so vieler Ehemänner und Väter auf das schrecklichste entschieden war und ihre Familien sich ihrer Ernährer auf immer beraubt sahen.

Denn noch immer tobte ja die Kriegsfurie in Preußen fort! Mitten in Not und Elend aber und unter Drang und Gefahr sollte grade die Stadt Berlin, — sie vor allen anderen, — es beweisen, daß das deutsche Bürgertum, — das preußische, das Berliner im besonderen, — wenn es vorher auch sehr verkehrte Bahnen eingeschlagen hatte, dennoch genug der Kraft besaß, um sich selber noch zurechtzufinden.

---

21. Sittliche Erneuerung.

Litteratur: Adami, Luise. Berlin 1875.
Gubitz, Erlebnisse. Berlin 1868.
Kabinet Berlinischer Charaktere. Berlin 1808.
Die Städte-Ordnung von 1808.
Köpke, Gründung der Fr. Wilh.-Univers. Berlin 1860.

Am 9. Juli 1807 wurde endlich nach einem mit rühmlichster Ausdauer, aber mit erschütterndem Mißgeschick geführten Kriege der Friede zu Tilsit geschlossen: Friedrich Wilhelm III. verlor die Hälfte seiner Staaten und die Hälfte seiner Unterthanen, — von 6224 Quadratmeilen 3357, — von 10 Millionen fünf an Einwohnern! Die Kriegsentschädigung für den ihm gebliebenen, fast ausgesogenen Staatenrest wurde auf beinahe 140 Millionen Franken bemessen; es wurde dem Sohne des stolzen Hauses Hohenzollern dafür indes „erlaubt", ein Heer von — 42 000 Mann zu halten! —

Den Bürgern von Berlin wurde von dem französischen Gouvernement zwar mitgeteilt, daß der Friedensschluß zu stande gekommen war, — unter welchen Bedingungen dies indessen geschehen war, das verschwieg man ihnen. Eine Illumination wurde anbefohlen. Streckfuß hat von derselben — wir wissen nicht, aus welchen Quellen, — die folgenden, sehr bezeichnenden Einzelheiten angegeben:

„Bei einem Gewürzkrämer in der Friedrichsstraße war zu lesen:

‚Ich kenne zwar den Frieden nicht,
Doch aus Gehorsam und befohl'ner Pflicht
Verbrenn' ich auch mein letztes Licht!', —

auch ein armer Tischler in der Zimmerstraße hatte einen schwarzen, mit weißem Blech beschlagenen Sarg an das spärlich erhellte Fenster gestellt. Dabei stand diese Aufschrift:

‚Hier findet ihr den einz'gen, wahren Frieden,
Der so dem Kaiser, wie dem Bettler ist beschieden.‘ —“

Die Berliner Zustände wurden zunächst jedoch durch den Friedensschluß in keiner Weise beeinflußt; der Druck der französischen Behörden blieb ein ebenso harter wie er gewesen war.

Das Unglück aber ist die Schule männlicher Kraft. Die Berliner Bürger besannen sich nunmehr allmählich auf sich selbst. Die ergreifende Gestalt Friedrichs des Großen war ihnen ja noch eine vertraute, und an des großen Kurfürsten Heldenbild hatte selbst die französische Okkupation nicht zu rütteln gewagt. Man verhehlte es sich nicht mehr, wie weit man von solchen hohen Vorbildern abgekommen war; aber man faßte auch den edlen Entschluß, sich ihnen wiederum zu nähern. Es kam eine Reue über das Volk, wie sie Gott haben will, — eine Reue, welche nicht allein mit der Beschämung, nicht allein mit dem Schuldbekenntnisse, sondern auch mit dem Vorsatze der Besserung und vor allen Dingen mit der Kraft verbunden war, diesen Vorsatz zu einer That werden zu lassen. —

Es soll namentlich der Geistlichkeit von Berlin unvergessen sein, daß sie im Jahre 1807 ihrem Berufe, das Volk sittlich und geistig zu erheben, mit so rühmlicher Treue nachgekommen ist. Dreier erlauchter Namen haben wir in dieser Hinsicht besonders zu gedenken; sie heißen: Ribbeck, Hanstein, Schleiermacher. Ribbeck war Propst bei St. Nicolai, Hanstein Propst zu St. Petri, Schleiermacher damals noch Charité-Prediger. Der mannhafte, sich aus dem Staube losringende, vaterländische, echt religiöse Sinn sollte indessen einen noch größeren Mann begeistern und ihm zündende Sprache verleihen. Seinen glänzendsten, gerade für die Stimmung des höheren Bürgertums in Berlin maßgebenden Ausdruck hat dieser hehre, unvergeßliche Enthusiasmus vor allem in Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ zu einer Zeit gefunden, da nach des Philosophen Worten „deutsche Fürsten vor dem Dey Algiers gekrochen sein und ihm den Staub von seinen Füßen weggeküßt haben würden, wären sie dadurch nur zu dem leeren Titel eines Königs hingelangt!“ Welche Tiefe, welche Höhe wahrhaft großen Lebens in diesem jetzt nur so wenig noch durchstudierten Buche! Fichte hatte nach schwerem Ringen endlich das gefunden, was die Mystiker des Mittelalters als das Erste und Notwendige betrachteten, „jenes Leben tief in Gott“; und hochgeweiht und hochgeheiligt war nun auch sein Wesen: „Rettung gilt's um jeden Preis, um jedes Glück; die Selbstsucht ist der Teufel, der die Welt verführt!“ Es ist ein tiefergreifendes Bild: einer dieser schlichten Versammlungsräume jener Zeit steht vor uns; — allein er haßt die Besten unserer Stadt Berlin, und auf dem einfachen Katheder steht die ernste, feste und gedrungene Gestalt des begeisterten Gelehrten, der freilich bei der Tiefe seiner Gedanken in seinen Zuhörern kaum ein volles Verständnis sich erhoffen konnte und der auch oftmals mit der Sprache rang. Andächtig aber lauscht ihm jedes Ohr; — es ist das beste Publikum der preußischen Residenz, Männer und Frauen. „Riesenschritte ist die Zeit mit uns gegangen!“ so ruft Fichte in hohem, großem Pathos aus: „durch Übermaß hat sich die Selbstsucht selbst vernichtet!“ Dann weist der Redner hin auf jene Großthaten deutschen Bürgertums, welche die Hansa einst verrichtet hat, — nicht, wie wohl nachmals andere thaten, auf jene mehr als zweifelhafte Stauferherrlichkeit. Es klingt wie

Glockenton, wenn Fichte es verkündigt: „Die Verheißung ew'gen Lebens auch hinieden, diese ist es, die allein bis zu dem Tode für das Vaterland begeistern kann! Siegen schlechtweg soll unsere Losung sein! Aber es gilt, ein durchaus neues Selbst sich zu gewinnen, das Bewußtsein zu erhalten von der Thatsache der Unsterblichkeit und der großen Pflicht der Liebe, der Liebe auch zum Vaterlande bis in den Tod! Nicht die Gewalt der Waffen, sondern die Kraft dieses Gemütes ist es, die den Sieg erringt!" — Und nun die unvergänglich große Forderung: „Verleugnung jeder Selbstsucht!" — „Es gilt dem Vaterlande, das mit allem Schönen, seiner Sprache selbst und seiner Kunst, zu Grunde gehen muß, wenn jetzt nicht jedes Höchste des Besitzes an die höchste Pflicht gesetzt wird!" — Nur, weil er ein Ideologe, ja ein Träumer war, mochte die gutbediente Spionage jener Zeit ihn wohl gewähren lassen.

Neben den großen und gottbegnadigten Geistern wollen wir hier indessen auch eines schlichten Bürgers gedenken.

In Berlin lebte damals ein Künstler, der nachmals auch als Volksschriftsteller eine wohlverdiente Popularität sich erworben hat, der nachmalige Professor Friedrich Wilhelm Gubitz, welchem der Volkskalender und der Holzschnitt überaus viel an Förderung verdanken. Sohn eines ausgezeichneten Leipziger Stahlschneiders, war derselbe 1805 zu Berlin als Lehrer des Holz- und Formschnitts an der Akademie der Künste angestellt worden. Das Unglück kam, und der zwanzigjährige Jüngling sah sich, da sein Gehalt gestrichen wurde, genötigt, die schriftstellerische Laufbahn zu betreten. Er gab zu Berlin bei Friedrich Maurer, in der Poststraße 29, eine echt patriotische Zeitschrift heraus, welche auf dem Umschlage den Titel „Feuerschirme", auf dem ersten Blatte aber die Worte trug:

„Das Vaterland. — Beiträge zu einer Geschichte der Zeit, Versuche zur Veredlung des Nationalgeistes und zur Erhebung der Kunst und Industrie. In zwanglosen Heften." 1807.

Überaus bezeichnend ist das dieser Zeitschrift beigegebene Titelkupfer und seine Erklärung:

„Durch des herabgeschleuderten Blitzes Gewalt stürzen die Felsen; des Jahrhunderts Werke zerfallen, schienen sie auch einer Ewigkeit zu trotzen! Was Menschen mühsam erbauten, sinkt mit ihnen, wie die Woge steigt und schäumend zerstiebt! Aber nicht der Wille und die That! — Ergriffen von dieser Betrachtung, begeistert durch die auf dem Altar lodernde heilige Flamme der Vaterlandsliebe, sieht, auf einem bemoosten Felsstücke sitzend, der Barde furchtlos hinaus in das stürmende Weltall. Erfahrung hat ihn gelehrt, daß nach der Empörung der Natur die Ruhe zurückkehrt. Darum entströmen seinen Lippen und Saiten Klänge des Trostes. Der Adler, das Sinnbild unseres Vaterlandes, hält zu Füßen des Sängers den Anker der Hoffnung. Den wollen auch wir ergreifen!"

Das waren männliche Worte in schwerer Zeit, und er der sie aussprach, hatte dasselbe Schicksal zu erwarten, wie jener Buchhändler Palm, wie jener Bürgermeister einer kleinen märkischen Stadt,*) welche Männer, durch die Franzosen füsiliert, ihre Liebe zum Vaterlande mit dem Herzblut besiegelten. Das westdeusche, das süddeutsche Bürgertum verharrte in dumpfem Schweigen. Hier aber, auf alter kurbrandenburgischer Erde, fand ein geborener Sachse die rechte Sprache für die Zeit und für

*) Schulze von Pyritz. Vortrefflich geschildert durch Wilibald Alexis im „Isegrimm".

das Volk. Unter der bedeutungsvollen Überschrift „Suum cuique“ suchte Gubitz die Armee von ungerechten Vorwürfen zu entlasten; dann aber sagte er: „Herrscht denn in den anderen, auf Kultur Anspruch machenden Klassen der Nation mehr Selbsterkenntnis? Ragt nicht ein ähnlicher Dünkel wie im Heere auch in diesen allenthalben hervor? Zeigt sich nicht an unserer studierenden Jugend, an unseren angehenden Geschäftsleuten, an unseren Litteratoren jener Stempel von Rohheit, Unbescheidenheit und Übermut, der unser Militär, besonders das jüngere, bezeichnete? Und die Erzieher der Nation, die Schriftsteller, lehren sie Bescheidenheit durch ihr Beispiel? Nichts ist heilig, weder Thron noch Geschlecht! Und der biedere Mann, der den Unfug sieht und dessen Einfluß beobachtet, sollte schweigen, — sollte nicht rügen, was seiner Ueberzeugung nach Rüge verdient? Nein, — hier ist Reden, Handeln Pflicht!“ Das höchste, echt sittliche Pathos aber erreicht der treffliche Mann, wenn er in einem anderen Kapitel dieser fast vergessenen Schrift seinen Mitbürgern zuruft: „Unser Sturz war unerwartet, schauderhaft; er betäubte uns! Aber zu Boden darf er uns nicht schlagen. Wir waren vielleicht übermütig im Glücke und zogen uns dadurch Unwillen, Feindschaft, jetzt Spott und Schadenfreude zu. Mutvoll müssen wir uns nun wieder erheben, mit festem Blick unsere Lage durchschauen und mit noch festerem Willen unsere Regeneration bewirken. Schwere Opfer, Verleugnungen, Entbehrungen wird es kosten. Jede Klasse der Nation muß sich ihnen unterwerfen, soll der Staat gerettet werden. Lasset uns genau und ohne Dünkel untersuchen, welchen Grad der wahren Aufklärung, der echten sittlichen Kultur wir erreicht haben. Finden wir, daß wir bisher Täuschungen uns hingaben, so entferne sich dieser Wahn von uns! Fehlen, irren ist menschlich; erkennen, bessern gebiert Achtung und trägt Früchte! Wir haben viel, sehr viel verloren, liebe Mitbürger, aber dennoch einen großen Vorteil für unsere leichtere Regeneration erlangt, — den, von einer Menge heterogener Stoffe gereinigt zu werden. Künftig können wir, wenn wir es ernstlich wollen, ein Volk sein, welches sich durch Nationalsinn auszeichnet und durch seinen Charakter Achtung, Zutrauen, und Liebe einflößt. Unglück giebt dem Seelenadel, wo ein solcher vorhanden ist, Schwungkraft. Ihn zu pflegen, sei unser Ziel; ihn zu besitzen, unser künftiger Stolz. Dann wird alles gedeihen, alles wieder aufblühen, und der Staat mit verjüngter Energie aus seinen Ruinen wieder emporsteigen.“

Ja, „Seelenadel“ und „Schwungkraft“! Das war's, was unserem Volke fehlte! Dem Bürgertume ganz besonders! Mit klarem Blicke erkannte jener große Reichsfreiherr, welcher bei dem Könige in Königsberg weilte, Herr Heinrich Friedrich Karl von Stein, warum die Bürgerschaften auch des preußischen Staates sich während der Zeit der Not so kraft- und widerstandslos gezeigt hatten, — warum solch eine Katastrophe selbst auch über das vielbewunderte Berlin gekommen war! Es hatte dem Bürgertume an der rechten Selbständigkeit gefehlt! Mächtig, groß und opferfreudig noch im 16. Jahrhunderte dastehend, war dasselbe durch den 30jährigen Krieg der Territorialhoheit der Fürsten unterworfen worden; — es war — denken wir nur an unsere Stadt, durch die überlegene Macht großer Autokraten wie Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, wie Friedrich Wilhelm I. und wie Friedrich II. rückhaltslos und unter Verkennung seiner Existenzbedingungen dem nivellierenden Mechanismus des absoluten Staates eingeordnet und so in seinem Lebensnerve fast tödtlich getroffen worden. Was hatte der einst so stolze Bürger jetzt noch für einen Anteil an der Verwaltung seiner Stadt? — Was hatte im Grunde genommen selbst ein Magistrat noch

zu besagen, — selbst dann, wenn sein Haupt den Titel eines „Stadtpräsidenten“ führte, — falls jede, auch die geringste Maßnahme desselben, von einer „Kriegs- und Domänen-Kammer“ überwacht wurde? — Die Teilnahme also am gemeinen Wesen galt es anzuregen, — Liebe zur Sache und aus ihr Geschäftsthätigkeit, — aus letzterer wiederum Geschäftseinsicht zu erzeugen. Dies ist geschehen, wie für Berlin, so für alle Städte der Monarchie, durch die Städteordnung vom 19. November 1808.

Die „Städteordnung“ ist aus dem Geiste Steins geboren worden; sie griff, freigeistig wie sie war und ist, doch auf Verhältnisse und Anschauungen zurück, welche dem deutschen Mittelalter — und zwar als die ersprießlichsten, — eigentümlich gewesen waren. Das gerade ist Steins edelstes Verdienst, daß er mit klarem Blicke den Wert des Erbes der Vorzeit erkannte, zugleich aber auch praktische Erfahrung genug besaß, um zu bestimmen, inwieweit der alte Bau verändert und neu zugestutzt werden mußte, um ein wohnlich' Haus zu bieten für die Nachwelt. Veranlassung zum Erlasse der Städteordnung gab indes bekanntlich jener neue Geist der Zeit, in welchem die Stadtältesten zu Königsberg in Preußen ihren König am 15. Juli 1808 freimütig baten, ihm die Mängel der städtischen Organisation darlegen zu dürfen, und ihn ersuchten, die städtischen Angelegenheiten des Landes Allerhöchst zu ordnen.

In folge dieser Eingabe beauftragte Friedrich Wilhelm III. alsbald den Minister von Schrötter zu weiteren Schritten durch jene hochwichtige Kabinets-Ordre vom 25. Juli 1808, welche den folgenden Wortlaut hat:

„Mein lieber Staats-Minister von Schrötter! Die Ältesten der hiesigen Bürgerschaft tragen für diese, um auf eine rechtskräftige Art an den das städtische Wesen betreffenden Verhandlungen Teil nehmen zu können, in der urschriftlich beikommenden Immediat-Vorstellung vom 15. d. Mts. auf Bildung einer gesetzlichen Repräsentation an. Eine solche Einrichtung ist ein Teil der Einführung einer vollständigen Munizipal-Verfassung, die der städtischen Gemeinde und ihren Vorstehern Befugnisse beilegt, wodurch sie eine zweckmäßige Wirksamkeit erhalten und sie nicht nur von den Fesseln unnützer, schwerfälliger Formen befreit werden, sondern auch ihr Bürgersinn und Gemeingeist, der die Entfernung von aller Verwaltung der städtischen Angelegenheiten vernichtet, wieder neues Leben enthält. Ihr habt den Plan zu einer städtischen Gemeinde-Verfassung sowohl in Beziehung auf die Repräsentation der Bürger, als die innere Einrichtung der Magisträte zu entwerfen, dabei die Verhältnisse der verschiedenen Städte nach ihrem Umfange und ihrer Bevölkerung zu berücksichtigen, über die Sache selbst mit den städtischen Behörden zu konferieren und das Ganze zur Genehmigung einzureichen, damit die Abänderung der städtischen Verfassung so schnell als möglich ausgeführt werden kann.

Friedrich Wilhelm“ —

Es wurde nun schnell, mit Thatkraft und mit Einsicht gearbeitet. Der Minister zog zum Entwurf des Planes, welcher in dem großen Reichsfreiherrn den wärmsten Fürsprecher gefunden hatte, die Räte Friese, Morgenbesser, Wilkens hinzu, welche ihrer Arbeit ein früheres Konzept zu grunde legen konnten. Auf Veranlassung von Stein hatten nämlich bereits im Jahre 1807, in der Zeit der tiefsten Schmach und Bedrängnis des Vaterlandes, die Räte Frey und Horn einen neuen Organisationsplan für die städtischen Gemeinwesen entworfen. So konnte der Minister von Schrötter

dem Reichsfreiherrn die Arbeit schon am 9. September 1808 vorlegen. Die Räte von Altenstein und von Schön referierten über das Elaborat, welches Stein mit persönlichen Bemerkungen versehen hatte. Am 4., 12. und 19. Oktober 1808 fanden sodann die betreffenden Sitzungen in den Finanz-Provinzial- und General-Departements statt; am 9. November wurde endlich das Gesetz dem Könige vorgelegt, und schon am 19. November erfolgte die landesherrliche Bestätigung durch die folgende Kabinets-Ordre:

„Meine lieben Staatsminister von Schrötter und von Stein! Der Wunsch der hiesigen Bürgerschaft nach einer gesetzlichen Repräsentation ist gewiß allgemein. Beides wird den Bürgersinn und Gemeingeist beleben. Gern habe Ich daher die Mir von Euch am 9. d. Mts. vorgelegte, hierbei zurückgehende Städte-Ordnung sogleich für sämtliche Städte Meiner Monarchie vollzogen, ohne deshalb noch weitere Rückfragen für nötig zu finden, genehmige auch, daß die Ausführung geschehe, und damit sogleich in den großen Städten der Anfang gemacht und sodann fortgefahren werde. Ihr, der Staats-Minister von Schrötter, werdet für das Königreich Preußen, und Ihr, der Staats-Minister von Stein, durch die Immediat-Kommission in Berlin für die übrigen Provinzen wegen der sogleich vorzunehmenden Publikation das Nötige verfügen.

Friedrich Wilhelm."

Damit war dem Bürgertume der preußischen Staaten — auch dem von Berlin, — ein Geschenk des edelsten Vertrauens des Herrschers gewährt worden; der König gab demselben gewissermaßen wieder, was seine Vorfahren ihm genommen hatten: den Haushalt und die innere Einrichtung des Gemeinwesens; die Polizei indessen und die Justiz behielt er seinen Staatsbehörden vor. „Die preußischen Staaten", sagt ein neuerer Jurist, „hatten damit eine Magna Charta ihrer Munizipalfreiheit empfangen, soweit sich dieselbe irgend wie mit der Autonomie des Staates verträgt." —

Wir können es unseren Lesern nicht ersparen, ihnen in gewissenhafter Weise die Grundzüge der Städteordnung vorzuführen; dieselbe ist eine der hochwichtigsten Erscheinungen in der Geschichte auch des Berliner Bürgertumes.

Das Gesetz, in 10 Titel und 248 Paragraphen eingeteilt, handelt von der Oberaufsicht des Staates, den Städten im allgemeinen, den Bürgern und dem Bürgerrechte, den Schutzverwandten, den Gemeinden, den Stadtverordneten und Magistraten, von der Geschäftsorganisation, sowie von den wesentlichen Stadtämtern: dasselbe schließt endlich mit einer Instruktion für die Stadtverordneten.

Die Städte selbst werden in kleinere, in mittlere und große eingeteilt, je nachdem dieselben bis zu 3500, bis zu 10 000 und darüber an Einwohnern zählen. Bürger derselben sind die vollberechtigten Mitglieder der Gemeinde; nur sie können die bürgerlichen Gewerke betreiben, nachdem sie vorher den Bürgereid geschworen haben. Sie besitzen das aktive sowie das passive Wahlrecht für die städtischen Ämter, haben nach Verhältnis des Besitzes die kommunalen Lasten zu tragen und dürfen Grundstücke im Stadtbezirk erwerben. Die Schutzverwandten dagegen besitzen kein Bürgerrecht, sind jedoch zu den Lasten der Stadt beizutragen verpflichtet. Vorstand der Kommune ist stets ein Magistrat; derselbe wird von den Stadtverordneten erwählt; er bildet ein Kollegium, an dessen Spitze, je nach der Größe der Stadt, ein besoldeter Bürgermeister oder ein Ober-Bürgermeister steht; sonst gehören dieser Körperschaft ein oder mehrere besoldete technische Mitglieder, der Stadtbaurat, der Syndikus und

Kämmerer und mehrere unbesoldete Ratsherren oder Stadträte an. Die besoldeten Magistratsmitglieder werden auf 12, die unbesoldeten nur auf sechs Jahre gewählt; von den letzteren scheidet von zwei zu zwei Jahren je ein Dritteil aus. Die Provinzialbehörden bestätigen sämtliche Mitglieder dieser Körperschaft, nur nicht die Ober-Bürgermeister, bezüglich deren das landesherrliche Votum stets einzuholen ist. Wer neun Jahre mit Ehren in dem Magistrate gesessen hat, der soll fortan den schönen Titel eines Stadtältesten führen. Alle Unterbeamten des Magistrates sind auf Lebenszeit gewählt. Es folgen sodann die Vorschriften über die Einteilung in Bezirke und über die Wahl der Bezirksvorsteher. Ein städtisches Amt anzunehmen, ist jeder Bürger durchaus verpflichtet, falls nicht besondere Gründe seiner Weigerung für diese letztere sprechen. Sehr förderlich sind ferner jene Vorschriften, welche dem Magistrate anempfehlen, für die einzelnen Gegenstände der Verwaltung besondere Deputationen zu ernennen, welche sich aus Magistratsmitgliedern, Stadtverordneten und Bürgern je nach Bedürfnis auf gewisse Zeit, gewöhnlich auf 6 Jahre, zusammensetzen sollen. Fest und bestimmt wird dann die Kompetenz der einzelnen Körperschaften festgesetzt. Der Magistrat allein erledigt:

1. Die Besetzung und Bestätigung der Bezirksvorsteher und der sonstigen Ämter nach der Wahl der Stadtverordneten, sowie die Wahl der städtischen Unterbedienten.
2. Alle Generalia der Stadtverwaltung.
3. Die Beschwerdesachen.
4. Die Führung der Bürgerrolle, Erteilung der Gewerbe-Konzession: er führt das Verzeichnis der Grundbesitzer.
5. Handlungs-, Schiffahrts-, Manufaktur- und Fabrik-Angelegenheiten.
6. Die Angelegenheiten der Kassen, Rechnungen, Etats, die Repartition und die Einziehung der Steuern.

Den Deputationen dagegen liegen ob:

1. Die Kirchen- und Schulangelegenheiten.
2. Das Armenwesen.
3. Das Brandwesen.
4. Die Gesundheitspolizei.
5. Die Bausachen.
6. Servis- und Einquartierungs-Angelegenheiten.
7. Die Kuratel der Kämmerei-Kasse.

Von ganz hervorragender Wichtigkeit sind ferner die Bestimmungen über die Stadtverordneten. Diese Verordneten der Gemeinde sollen in den einzelnen Bezirken von den stimmfähigen Bürgern auf je drei Jahre gewählt werden. Stimmfähig aber ist nach der Städteordnung in jeder großen Stadt **der** Bürger, welcher mindestens 200 Thaler, in einer mittleren oder kleineren **der**, welcher mindestens 150 Thaler Einkommen nachweisen kann. Alle Jahre soll ein Drittel der Stadtverordneten, deren Zahl zwischen 24 bis 102 schwankt, ausscheiden. Zwei Dritteile dieser städtischen Vertreter müssen im Stadtbezirke mit Grundbesitz angesessen sein. Für jeden Stadtverordneten soll gleichzeitig ein Vertreter erwählt werden. —

Wenn wir nunmehr zu den Befugnissen der Stadtverordneten übergehen, so finden wir das Hauptgewicht ihrer Kompetenz in den folgenden Bestimmungen:

Die Stadtverordneten-Versammlung kontrolliert die gesamte städtische Verwaltung; ihr liegt die Prüfung und die Feststellung des vom Magistrate entworfenen Haushalts ob. Eine Exekutive besitzt jedoch die Städte-Versammlung keineswegs; die Ausführung ihrer Beschlüsse steht dem Magistrate zu, welcher dieselben zu versagen hat, falls die betreffenden Beschlüsse gegen das Interesse oder die Gesetze des Staates verstoßen. Alle Beschlüsse der Stadtverordneten-Versammlung werden durch einfache Stimmenmehrheit gefaßt; beschlußfähig ist die Versammlung jedoch nur dann, wenn zwei Drittteile derselben zugegen sind. Falls eine Verständigung zwischen den beiden städtischen Behörden nicht erzielt wird, entscheidet die Regierung. Magistrat sowohl wie Stadtverordnete können die Einführung neuer städtischer Einrichtungen oder die Abänderung schon bestehender in Vorschlag bringen. Kollidieren diese Vorschläge weder mit dem Staats-Interesse noch mit den bestehenden Gesetzen oder privatrechtlichen Bestimmungen, so kann der Magistrat dieselben, das Einverständnis der Stadtverordneten vorausgesetzt, ohne Weiteres zur Ausführung bringen. In allen Städten, — sie müssen über 30000 Einwohner zählen, — in welchen königliche Polizei-Behörden eingesetzt sind, ist in bestimmten Fällen auch die Beistimmung dieser Behörde einzuholen. Handelt es sich aber um Einrichtungen, durch welche der bestehende Rechtszustand geändert wird, so ist die Genehmigung der Regierung stets erforderlich, wie denn der Staat die Oberaufsichtsbehörde der städtischen Verwaltung ist, während die frühere Bevormundung durch adlige Gutsherrschaften nunmehr fortfällt. Durch seine Organe nimmt der Staat auch Einsicht in die Rechnungen; er entscheidet über Beschwerden, bestätigt die Wahlen, giebt städtischen Statuten die Gesetzeskraft. Zu den einzelnen Handlungen der Verwaltung ist seine Genehmigung indessen nicht erforderlich, wohl aber bei Veräußerungen von Grundeigentum.

Dies in großen Zügen der Inhalt der Städte-Ordnung von 1808. Sie führt in der That ein herrlich' Bild uns vor das Auge. Vor uns wogt eine düstere, von der Geißel der Fremdherrschaft getroffene, von den Schrecken der Vernichtung geschlagene Volksmasse. Aber vielen unter diesen Bürgern glänzt doch wieder das Auge, hebt sich doch wieder die Brust; sie hoffen und sie glauben, — glauben an eine Zukunft ihres Staates, ihrer Städte! Und vor sie tritt der Fürst, eine Hohenzollerngestalt, stark und hoch, aber kein Freund des Krieges, kein Mann blutiger Lorbeeren, kein düsterer Heros, der den Kampf gekämpft hätte bis zum Untergange! Zwei seiner Minister stehen ihm zur Seite, der thätige, gewissenhafte Schrötter und er, welchen Dichtermund des Rechtes und der Ehre Eckstein wie aller Deutschen Edelstein genannt hat, der Reichs-Freiherr! Der König bietet seinen Bürgern die hochherzige Städteordnung dar; und uns scheint's, als ob sein leuchtend Auge, als ob sein freundlich Wort in tiefem Leid der Hoffnung Ausdruck gäbe, — jener Hoffnung, welche einst der große Stein dem schwergeprüften Herrn gespendet hatte:

„Ich traue auf die Zukunft; ich hoffe auf das deutsche Bürgertum!“ Und das war keine leere Hoffnung!

Und das war wahrhaftig keine leere Hoffnung! — Blicken wir auf die Geschichte des Berliner Bürgertumes zurück! Seine eigentliche Bedeutung war schon mit dem Jahre 1448 erloschen; von da ab war die selbstbewußte und die selbstthätige Kraft desselben mehr und mehr erlahmt. In der schlimmsten aller Zeiten, im 30jährigen

Kriege, als federleicht erfunden, war späterhin die bürgerliche Kraft nur insofern überhaupt noch zu einer Bethätigung gelangt, als sie dem Dienste des Staates sich hingegeben hatte. Jede Direktive kam von oben, auch nicht eine einzige Anregung aus dem Schooße des Bürgertumes selbst. Der staatliche Bureaukratismus hatte das Leben der Kommune vollständig ertötet. Jetzt erst wurden die schlummernden Kräfte des Bürgertumes wieder wachgerufen, und wie großartig schaffend sie sich von 1808 bis 1888 bethätigt haben, ist jedermann bekannt.

Des großen Freiherrn übrige Reformen liegen uns hier fern: wir haben uns an dieser Stelle nur an die Geschichte unserer Stadt zu halten.

Derselbe Winter, welcher die Kommunen der Monarchie mit der Städte-Ordnung beschenkte, führte auch das preußische Heer wiederum nach Berlin zurück. Freilich waren die Verhandlungen über die Räumung der Hauptstadt durch die Franzosen sehr langwierige. Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, führte dieselben in Paris und in Erfurt. Endlich vermochte er auf seiner Rückreise nach Königsberg den Bürgern von Berlin die tröstliche Nachricht zu überbringen, daß die französische Besatzung der Residenz vertragsmäßig am 3. Dezember 1808 abzuziehen habe. Es geschah dies jedoch schon am 1. Dezember d. J., an welchem der General St. Hilaire dem Prinzen Ferdinand, dem jüngsten Bruder Friedrichs des Großen, die Stadtschlüssel übergab. Am 5. verließ St. Hilaire selbst die Stadt; die französischen Behörden übergaben die Geschäfte nun wiederum den preußischen Obrigkeiten. Am 10. Dezember rückten die ersten preußischen Truppen wieder in Berlin ein.

Das nun verschwundene „Neue Königs-" früher „Bernauer Thor" ist in diesen schweren und doch so heilsam-großen, unvergeßlichen Jahren oftmals von lautem Jubel umbraust gewesen; aber auch Thränen, heiße Thränen sind auf dieser Stätte geflossen, bei welcher König Friedrich Wilhelm IV. nachmals in schöner Pietät auf dem „Weinberge" des alten Derfflinger die St. Bartholomäus-Kirche hat erbauen lassen. Am 10. Dezember 1808, Vormittags um 11 Uhr, zogen unter Führung des Generals L'Estocq durch das genannte Thor die folgenden preußischen Truppen in die Hauptstadt ein:

1. Das Regiment „Kolberg",
2. das Regiment Leib-Infanterie,
3. das Leib-Grenadier-Bataillon,
4. die zweiten Brandenburger Husaren,
5. eine Schwadron Schill'scher reitender Jäger,
6. ein Bataillon reitender Artillerie,
7. eine Kompagnie Jäger zu Fuß.

Es war ein Jubel ohne Gleichen, als die Kolberger sichtbar wurden und als Schill erschien, — ernst, gemessen, von der Glorie der Todesweihe schon damals verklärt. Man drängte sich, die Hand, den Fuß, den Steigbügel des ritterlichen Verteidigers von Kolberg zu berühren. „Der Major vermochte die Huldigungen des Volkes nicht abzuwehren; fast trug man den Reiter samt dem Rosse dem Ordonnanz-Hause (Neue Königsstr. 13/14) entgegen." Es war das erste, helle Aufflammen des preußischen Patriotismus in Berlin!

Es folgte nun eine Zeit gährender Bewegung. Das Ziel, welches man erreichen wollte, war ja allen klar; über den Weg zu ihm aber war noch niemand mit sich eins. Der Tugendbund, aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Oberfiskale

Mosqua zu Königsberg i. Pr. gestiftet und in Berlin nur durch den Regierungs-Assessor Bardeleben, den Geheim-Sekretär Jochmus, den Kriegsrat von Ahlefeld und den Geheimen Rat Schmalz vertreten, welchen Männern sich später auch noch der Professor Gubitz anschloß, vermochte bei der Unklarheit seiner Zwecke Anhänger in den weiteren Kreisen der Hauptstadt nicht zu gewinnen; selbst das Wirken des Leutnants Bärsch in der Residenz war für den Tugendbund nur ein fruchtloses. Noch abenteuerlicher aber waren jene Pläne, als deren Werkzeug die Persönlichkeit des Majors von Schill ins Auge gefaßt worden war. Der Zug Schills berührt Berlin im besondern; — wir haben darum hier näher auf denselben einzugehen. In gewissem Sinne haben uns erst die kriegerischen Ereignisse, welche sich in den Jahren 1870/71 auf französischem Boden zugetragen haben, das volle Verständnis dieser merkwürdigen Episode unserer Geschichte erschlossen.

Liegt ein Volk am Boden, so sucht es einen Aufhelfer, einen Retter. Es kann dann kaum anders kommen, als daß Mißgriffe in den Persönlichkeiten erfolgen. Männer von vollem Werte sind stets nur sehr schwer aufzufinden; sie meinen es zu ernst und sind darum auch sehr zurückhaltend und vorsichtig; sie handeln nicht, ehe nicht alles vorbereitet und die rechte Stunde gekommen ist. Das Volk aber muß eine Persönlichkeit haben, an welche seine Hoffnungen sich anklammern, und es wählt, wie heiße, jugendliche Liebe wählt: ohne Rücksicht auf die Lage der Dinge, — ohne Rücksicht auf die Zukunft. Den aber, der zum Mann der unverständ'gen Wahl geworden ist, den treibt nun sein Geschick — dem Abgrunde entgegen. So ward ein Schill, so ward ein Größerer als er, ein Advokat Gambetta, zu einer tragischen Gestalt.

Schon der begeisterte Empfang Schills in Berlin war nicht wohl zu rechtfertigen; denn nicht Schill, sondern Gneisenau hatte Kolberg verteidigt. Wer aber will es einem gefeierten Manne verdenken, wenn der jubelnde Zuruf des Volkes ihn veranlaßt, das Größte zu wagen? — Schill soll in seinem Zimmer oftmals Zettel vorgefunden haben, welche als Aufschrift das verhängnisvolle „Brutus, du schläfst!“ getragen haben sollen. Daran, daß die Königin Luise dem Herrn von Schill eine Brieftasche geschickt habe, kann niemand heut' mehr glauben, welchem sich der hoheitsvolle Charakter dieser Fürstin in seiner edelzarten Weiblichkeit erschlossen hat. In der That ist es auch nur die Gräfin Luise Voß gewesen, welche auf Schills eignes Andringen in Schills eigne Brieftasche Schillers Verse eingeschrieben hat:

„Wer nicht das Leben setzet ein,
Dem kann nicht das Leben gewonnen sein.
Luise.“

Die weitere Angabe endlich, es sei dem Major aus der nächsten Umgebung des Königs ein Brief zugekommen, welcher die folgenden Worte enthalten habe:

„Der König schwankt! Schill, ziehen Sie mit Gott!“, — ist so überaus thöricht, daß sie einer Widerlegung überhaupt nicht bedarf. Schill täuschte sich, und andere täuschten ihn. Bei dem Adel und der Reinheit seiner Absichten, bei der Glut seiner Vaterlandsliebe wird es uns freilich sehr schwer, sein Unternehmen zu verdammen; indessen — es war wirklich ein fast theatralisch angelegtes.

Am 28. April des Jahres 1809, Nachmittags um 4 Uhr, zogen zwei Eskadrons des von Schill kommandierten 2. brandenburgischen Husaren-Regimentes und des zu

diesem gehörigen reitenden Jäger-Detachements anscheinend zum Exerzieren aus dem Brandenburger Thore hinaus; die beiden andern Eskadrons rückten, Schill an der Spitze, zum Halleschen Thore aus. Gegen 6 Uhr erhielten die Eskadrons und das Jäger-Detachement auf dem Exerzierplatz vorm Brandenburger Thor den Befehl, um die Stadtmauer herum nach dem Tempelhofer Felde zu reiten. Dort trafen sie mit den beiden andern Eskadrons zusammen. Major von Schill ließ nun das gesamte Regiment auf Steglitz zu manövrieren, als habe er heute wieder eine seiner gewohnten Feldübungen vor. Es war in der achten Abendstunde, die Sonne war schon untergegangen, es dunkelte und fing an zu regnen, als Schill das Regiment halten ließ. Er rief die Offiziere vor die Front und erklärte ihnen mit der ihm eigenen soldatischen Beredsamkeit:

„Der Augenblick sei nun gekommen, der günstige, wo sie des Vaterlandes Unterdrückung an dem verhaßten Feinde rächen könnten. Die Österreicher hätten bereits einen Sieg erfochten; in Westfalen sei alles zum Aufstande bereit; man harre dort nur des Befreiers. Spanien kämpfe siegreich um seine Freiheit. Tyrol nicht anders. Kein Vertrag, kein Friedensschluß sei dem treulosen Tyrannen heilig. Gleichwie er es dort in Spanien getrieben habe, ebenso sinne der tückische Thronräuber darauf, auch das preußische Vaterland um den geliebten König zu bringen. Entthronen wolle er den erlauchten Regentenstamm, unter dessen weiser Herrschaft sich Preußen zur höchsten Stufe des Ruhmes erhoben. Das aber solle dem Bösen nicht gelingen. Er sei entschlossen, gegen den Feind zu ziehen. Mit Freuden werde er sein Leben opfern, und seine Waffenbrüder — davon sei er überzeugt — seien alle eines Sinnes mit ihm!"

Ein Jubelruf war die Antwort. Darauf redete Schill weiter in seiner kurzen, kräftigen Art: wer etwa von den Offizieren und Husaren nicht freiwillig mitziehen wolle, oder wer sich's Umstände halber nicht getrauen dürfe: der möge umkehren, nach Berlin zurück. Alle riefen einmütig: sie wollten ihm folgen, wohin er sie führe. So ging der Marsch weiter — bis Stralsund in den Heldentod.

In Berlin erfolgte unterdessen die friedliche Neubildung der städtischen Behörden. Der Oberpräsident Sack war zum Vorsitzenden einer besondern Kommission ernannt worden, welche die Städte-Ordnung in der Residenz einführen sollte. Dieselbe hatte zunächst einen Magistrat zu bilden und bestimmte, daß diese Behörde künftighin aus einem Oberbürgermeister, einem Bürgermeister, zwei Syndicis, einem Baurat, einem Kämmerer, vier studierten, besoldeten Stadträten und 12 unbesoldeten Ratsherren bestehen sollte. Die Wahl der Stadtverordneten aber wurde auf den 18. bis 22. April 1809 ausgeschrieben; Berlin war behufs derselben in 102 Wahlbezirke eingeteilt worden.

Schon am 16. April fanden Vorbereitungspredigten auf die Wahlhandlung in allen Berliner Kirchen statt; ernst und unter der Weihe des göttlichen Wortes sollte die bedeutungsvolle Handlung vor sich gehen. Der Wahlakt selbst fand in den Kirchen statt; um ½9 und 9 Uhr früh riefen die Glocken zu ihm. Es wurden in den 102 Bezirken gewählt:

Heilige Geist-Straßen-Bezirk Rentier Glaser. — Graue Kloster-Bez. Kammmacher Remmin. — Rathaus-Bez. Kaufmann Höne. — Köllnischer Fischmarkt-Bez. Kaufmann Westphalen. — Brüder-Straßen-Bez. Kaufmann Humbert. — Zeughaus-Bez. Kaufmann Dietrich. — Salzhof-Bez. Fabrikant Neumann. — Neue

Hospital-Bez. Elbschiffer Bandow. — Schlesische Thor-Bez. Kalkscheunen-Pächter Woderb. — Luisenst.-Kirch-Bez. Essigbrauer Teichert. — Jerusalems-Kirch-Bez. Gips-Fabrikant Kühne. — Rondel-Bez. Kattun-Fabrikant Chmelick. — Mohren-Straßen-Bez. Schneidermeister Wagener. — Achteck-Bez. Destillateur Benjamin Claude. — Behrenstraßen-Bez. Juwelier Geiß. — Karree-Bez. Eigentümer Bauer. — Tierarznei-Schul-Bez. Steinsetzmeister Trippel. — Sophien-Kirch-Bez. Fabrikant Herter. — Münz-Straßen-Bez. Kaufmann Sello. — Kaiser-Straßen-Bez. Fabrikant Schlag. — Landsberger Thor-Bez. Brandtweinbrenner Joach. Fr. Stachow. — Ratsholzmarkt-Bez. Gärtner Grunow. — Königsbrücken-Bez. Kaufmann Löhder. — Gouvernements-Bez. Kaufmann Wetzke. — Post-Bez. Apotheker Lezius. — Insel-Bez. Fabrikant Kapcke. — Breite-Straßen-Bez. Kaufmann Joh. Joach. Schulze. — Münz-Bez. Papierhändler Eysenhardt. — Spittelmarkt-Bez. Huf- und Waffenschmidt Fränckel. — Neue Roßstraßen-Bez. Apotheker Gottl. W. Bergemann. — Prinzen Holzmarkt-Bez. Rentier Vogel. — Schindlersche Waisenhaus-Bez. Kattun-Fabrikant Dan. Reimann. — Erster Charlottenstraßen-Bez. Hof-Maurermeister Joh. Gottl. Weltz. — Kochstraßen-Bez. Kaufmann Friedr. Wilh. Eyßenhardt. — Friedrichsstädtscher Scharren-Bez. Buchdrucker Späth. — Städtekassen-Bez. Kaufmann Heyl. — Französische-Straßen-Bez. Obrist Jordan. — Dorotheenstädtsche-Kirch-Bez. Kaufmann Hayard. — Posthof-Bez. Huf- und Waffenschmidtmeister Haack. — Rosenthaler Thor-Bez. Formstecher Finckbein. — Neue Schönhauser Straßen-Bez. Posamentiermeister Chr. Ludw. Hyan. — Schützenstraßen-Bez. Tabagist Kellstädt. — Domkirchhof-Bez. Posamentiermeister Friedrich. — Frankfurter Thor-Bez. Gärtner Jean Pierre Bouché. — Neue Markt-Bez. Posamentiermeister Jakob Tancré. — Kleine Jüdenhof-Bez. Bau-Inspektor Joh. Andr. Förstner. — Parochial Kirch-Bez. Huf- und Waffenschmidtmeister J. C. Ritze. — Molkenmarkt-Bez. Seifensiedermeister J. Christoph Kühns. — Schickler-Bez. Kaufmann Karl Heinr. Woltersdorff. — Hausvoigtei-Platz-Bez. Kaufmann Ferd. Hermanni. — Dresdner-Straßen-Bez Tabackspinnmeister J. Chr. Reichert. — Neue Grünstraßen-Bez. Gärtner Matthieu. — Erster Markgrafen-Straßen-Bez. Kaufmann Dori. — Friedrich Wilhelms-Gymnasien-Bez. Mauermeister Joh. Kasp. Bergemann. — Schinkenbrücken-Bez. Huf- und Waffenschmidtmeister J. L. Raabe. — Domhospital-Bez. Kaufmann Joh. Gottfr. Braumüller. — Zweiter Charlotten-Straßen-Bez. Bau-Inspektor Aug. Ferd. Mandel. — Dreifaltigkeits-Kirch-Bez. Buchhalter Benj. Schüler. — Ordens-Palais-Bez. Apotheker Fr. J. Jak. Wendlandt jun. — Hospitalstraßen-Bez. Gastwirt Joach. Friedr. Schulze. — — Haakschen Markt-Bez. Steinmetzmeister Joh. Christ. Moser. — Gipsgassen-Bez. Fabrikant Carl Dan. Gottl. Voß. — Prenzlauer-Straßen-Bez. Gastwirt Joh. Fr. Heidemann. — Ordonnanzhaus-Bez. Branntweinbrenner Chr Fr. Köhler. — Neue Georgen-Kirchhof-Bez. Seidenwirker Joh Fr. Gottl. Possin. — Landschafts-Bez. Bankier Salomon Veit. — Marien-Kirchhof-Bez. Dr. G. F. Mozelewsky gen. Bandow. — Waisenhaus-Bez Braueigen August Wilhelm Bier. — Nicolai-Kirch-Bez. Kaufm. Carl Heinrich Ulrici. — Rittergassen-Bez. Seifensieder-Mstr. Jean Tancré. — Schloß-Bez. Zimmermeister Joh. Balth. Glaß. — Raules-Hof-Bez. Rentier Sabatier. — Stallschreiber-Gassen-Bez. Zimmermeister Carl Ludw. Richter. — Kammer-Gerichts-Bez. Wollfabrikant Fr. Adolph Wagener. — Dönhoffscher Platz-Bez. Kaufmann Joh. Georg Bernh. Gaum. —

Zweiter Markgrafen-Straßen-Bez. Kaufmann Dan. Fr. Schmeel. — Böhmische Kirch Bez. Kaufmann Georg Ludw. Schaner. — Anspachsche Palais-Bez. Kaufmann Hoffmann. — Ecole de Charité-Bez. Kaufmann Dav. Gottl. Pätow. — Letzte Straßen-Bez. Buchdrucker Chr. Siegmund Spener. — Hamburger Thor-Bez. Polizei-Komm. Chr. Gottl. Pausewang. — Laufgassen-Bez. Töpfermeister Joh. Franz Sam. May. — Prenzlauer Thor-Bez. Ackerbürger Joh. Friedr. Schindler. — Alexander-Platz-Bez. Kommissionär Joh. Chr Sucrow. — Georgen-Kirchhof-Bez. Apotheker Joh. Chr. Karl Schrader. — Magazinstraßen-Bez. Gärtner Jean Pierre Bouché. — Garnisonkirch-Bez. Kaufmann David Girard sen. — Hohe Steinweg-Bez. Lederhändler Jean Pierre Charton. — Kadettenhaus-Bez Kaufmann Joh. Ch. Freitag. — Kreutzgassen-Bez. Kaufmann Carl Isaac Böhme. — Jakobs-Kirchhof-Bez. Hof-Courtier Joh. Philipp Weiß. Hallesche Thor-Bez. Kaufmann Samuel Contal. — Bau-Akademie-Bez. Eigentümer Joh. Ph. Schäffer. — Gensdarmen-Markt-Bez. Präsident Carl Friedr. Leop. v. Gerlach. — Taubenstraßen-Bez. Pol.-Agent Bildhauer J. G. Pfeffer. — Akademie-Bez. Schlossermeister Jean Pierre Violet. — Bauhof-Bez. Kaufmann Joh. Christoph Engel. — Monbijou-Bez Polizei-Commissarius Chr. Ferd. Lehne. — Schönhauserthor Bez Bäckermeister Joh. Heinr. Jac. Grube. — Landsberger Straßen-Bez. Gastwirt Friedr. Wilh. Palm. — Holzmarktstraßen-Bez. Kaufmann Heinrich Pietsch. — Kottbusser-Thor-Bez. Seifensiedermeister Martin W. Lehmann.

Am 25. April 1809 konstituierte sich darauf die neue Körperschaft. Die Gewählten versammelten sich im Prinz Heinrichschen Palais, der jetzigen Universität. Der Polizeipräsident Gruner ernannte den Stadtverordneten Zimmermeister Glatz, welcher der älteste Bürger unter den Versammelten war, zum Alterspräsidenten, um die Wahl des Vorstandes zu leiten. Es wurden hierauf: der Königl. pens. Regierungs-Präsident von Gerlach zum Vorsteher, und der Kaufmann Westphalen zum Protokollführer, sowie die Stadtverordneten Kaufmann Humbert und Kaufmann Eysenhardt zu deren Stellvertretern gewählt.

Schon am 28. April wurde nunmehr eine zweite Sitzung gehalten. Es wurden in ihr die Besoldungen der zehn, mit einem Gehalte dotierten Magistratspersonen bestimmt. Der Oberbürgermeister erhielt 4000, die Bürgermeister 2500, jeder der beiden Syndici 1800, der Kämmerer 1500, der Baurat 1400, jeder andere der gelehrten Ratmänner (Stadträte) 1200 Thaler Gehalt. Am 1. Mai wurden sodann die drei Kandidaten ernannt, welche dem Könige für die Oberbürgermeister-Stelle zu präsentieren waren. Es wurden je 99 Stimmen abgegeben. Davon fielen bei den einzelnen Wahlgängen:

99 auf den Kammerpräsidenten von Gerlach,
54 auf den Stadtpräsidenten Büsching,
50 auf den Stadtrat Laspeyres.

Am 8. Mai 1809 bestätigte der König, durch diese Wahl in hohem Grade erfreut, von Königsberg aus den Präsidenten von Gerlach zum

ersten Oberbürgermeister von Berlin.

Die anderen Magistratsmitglieder aber, welchen ihr Amt durch die Wahl der ersten Stadtverordneten-Versammlung von Berlin übertragen wurde, waren:

Der Bürgermeister Büsching, die Stadt-Syndici Wernitz und Metzing, die studierten Stadträte Laspeyres, Drake, Carow und der Kämmerer Oeding, der Baurat Langerhanns, die Stadträte Becker, Ratszimmermeister Oertel, Meinhoff, Piper Spener, Witte, Maurer, Schülsky, Jury, Friedländer, Beneke und Schulze. —

Man kann nicht sagen, daß die neuen Väter der Stadt, welche am 6. Juli 1809 in der St. Nikolai-Kirche vereidigt wurden, ein leichtes Amt vorgefunden hätten. Im Gegenteil: namentlich das Kämmerei-Wesen der Stadt Berlin war durch und durch zerrüttet; der neue Magistrat hatte sich, um nur die notwendigsten Zahlungen leisten zu können, sofort mit der Bitte um Geldvorschüsse an die bemittelten Bürger zu wenden. Die Stadtverordneten hatten zu ihren Versammlungen nicht einmal ein Amts-Lokal zur Verfügung; sie tagten zuerst im Palais Heinrich, dann in der Kurstraße Nr. 50, in der Niederlagstraße 1 und endlich, seit 1814, in der Börse. Trotz aller sich entgegenstellenden Schwierigkeiten wurden die Geschäfte indessen mit dem lebhaftesten Eifer aufgenommen, welcher das beste Zeugnis davon ablegte, daß Stein den rechten Weg gefunden hatte, um das deutsche Bürgertum wieder zu altem Mannesmute, zu alter Pflichttreue und Hochherzigkeit zurückzuführen. Ein neues Leben war's, das jetzt die ganze Bürgerschaft durchdrang.

Noch immer aber war die Hauptstadt Preußens eine verwaiste Stadt; noch immer weilte das Königliche Paar in Königsberg. Schon im Jahre 1808 hatte man auf dessen Rückkunft gehofft; es waren Pläne für den Empfang der Königlichen Herrschaften entworfen worden, und Geheim-Rat Wolf, der „Grieche", hatte die Eigentümer der Tiergartenstraße dahin vereinigt, auf jener kleinen Insel, welche seitdem den Namen der „Luisen-Insel" führt, einen Altar der Huldigung für Preußens edelste Monarchin zu errichten. Der Grundstein zu demselben wurde im Dezember 1808 gelegt. Allein, wenngleich in seiner Hauptstadt der Ruf:

„Es lebe der König!"

bereits zum Losungswort der neuen Zeit geworden war: Friedrich Wilhelm hatte zunächst noch die Petersburger Reise zu unternehmen; — er konnte, selbst von ihr zurückgekehrt, noch nicht sogleich dem herzlichen Wunsche der Bewohner seiner Hauptstadt, zu ihnen zu eilen, willfahren.

Erst am 15. Dezember 1809 verließ das edle, schwergeprüfte Paar die Stadt Königsberg. „An einem 15. Dezember hatte Luise einst von Darmstadt aus ihre Brautfahrt nach Berlin begonnen!" Ein Gnadenbote aber eilte dem Herrscherpaare voran: das Kammergericht war angewiesen worden, alle Gefangenen, welche nur oder nur noch sechs Monate Gefängnis zu verbüßen hätten, in Freiheit zu setzen.

Am 22. in Freienwalde angelangt, setzten Friedrich Wilhelm und Luise dann am 23. Dezember die Fahrt nach der Hauptstadt fort. Schon von Werneuchen aus fanden sie die Chausseehäuser festlich geschmückt. „Gegen Mittag erreichten die Herrschaften das Dorf Weißensee. Hier harrten ihrer acht Stadtverordnete unter der Führung des Geheimrats Büsching. In dem anmutig ausgeschmückten Landhause des Ober-Hofbaurates Moser wurde ein Frühstück eingenommen; junge Mädchen aus Berlin und die Tochter des Schloßherrn von Weißensee, eines Herrn von Schenkendorf, streuten Blumen vor dem Königspaare. Auf einem grünen Kissen wurde der Königin dabei ein allegorisches Gemälde überreicht: „Der Genius Berlins, der aufgehenden Sonne die Arme sehnsuchtsvoll entgegenstreckend". Luise weinte laut, als sie die schlichten, das Bild deutenden Verse gelesen.

Nach dem Frühstücke stieg der König zu Roß. Für die Königin war ein prächtiger Wagen vorgefahren, ein Ehrengeschenk der Bürger von Berlin. Man wußte es: sie liebte vor allen Farben das sanfte und bescheidene Lila. Der viersitzige Wagen war daher mit kostbarem, silbergesticktem Lila-Sammet ausgeschlagen; auch das Geschirr war silbern und lila verziert. Mit der Königin fuhren in diesem Wagen von ihren Kindern: Prinzeß Charlotte und Prinz Karl, — Prinzeß Friederike, ihre Nichte, und die Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Der Kronprinz aber und Prinz Wilhelm, unser großer Kaiser, marschierten als Offiziere mit dem „Garde-Regiment zu Fuß" in die Hauptstadt ein. Auch diesem ergreifenden Zuge fehlten nicht die althergebrachten Postillione, die Schlächter-Kompagnien zu Roß und das berittene Schützen-Korps, die Bürgergarde und die Bürgerkompagnien, die Gewerke und die Innungen mit ihren bunten Bannern und blitzenden Emblemen. Und wie sie so dahinzogen, — der König und seine Gardes du Corps, die Bürger und die Geistlichkeit: es war, als sollten mit der ungewohnten Mischung dieses Zuges die herrlichen Worte des Dichters als Wahrheit voll erwiesen werden:

„Wir wollen sein ein einig' Volk von Brüdern,
In keiner Not uns fürchten noch Gefahr!" —

Am Bernauer Thore bewillkommnete der Oberbürgermeister von Gerlach das königliche Paar. Und nun der Zug durch das jubelnde Spalier der Einwohner von Berlin! — Anreden auf Anreden, — von Geistlichen, Jungfrauen und Kindern, — alle tiefster Rührung voll! Ja, — wer die Augen der Bürger von Berlin an diesem Dezembertage in Thränen schimmern sah, der empfand es: Es war ein ander' Volk geworden in der Zeit der Not! Das Berlin, welches heut so jubelte, war ein neues Berlin".

Ein voller Chor zeitgenössischer Stimmen berichtet über diesen unvergeßlichen Einzug in Berlin. Als besonders erwähnenswert aber erscheinen uns die Worte des Dichters der Undine, des Freiherrn de la Motte-Fouqué. Er erwähnt den unaussprechlich rührenden Eindruck der blauen Augen Luisens und fährt dann fort:

„Ich habe mitunter gemeint, wir könnten unser Kriegsunglück wohl ertragen und uns nun den Künsten des Friedens widmen. Allein nicht also! Diese engelklaren Augen wurden mit Thränen getrübt durch Bonaparte; sie haben geweint um unsern Dank: Wir müssen also kämpfen und sie freudig leuchten sehen um des Sieges willen!"

Es war eine prächtige Illumination, welche am Abende dieses herrlichen Einzugs stattfand. Am Tage darauf, am Sonntage, wurde ein Dank- und Festgottesdienst abgehalten. „Mein erster Gang hier in Berlin ist in die Kirche!" So hatte der König gesprochen. War's doch auch heil'ger Abend! Am 25. erschien dann das Herrscherpaar auch in der Oper. Aus dem Festgedichte von Zacharias Werner führen wir hier nur die eine bezeichnende Strophe an:

„Du, der in Dunkelheit
Waltet und Sterne streut,
Wenn's um uns Nacht:
Was uns're Schuld verdient,
Ist's endlich ausgesühnt? —
Vater, wir fragen nicht;
Die Liebe wacht!" —

Doch genug der Festbeschreibung! Vielleicht hat unsere Stadt nie wieder Tage von so hoher, erhebender Bedeutung erlebt, wie in diesem Winter von 1809 zu 1810. Das Unglück hatte seine läuternde Kraft an vielen Tausenden von Herzen bewiesen; Luise war ihrem Volke zurückgegeben, und mit ihr ein Engel, der das Volk nach oben wies. Fragen wir uns heute nach dem Ursprunge unsres edelsten Besitzes: die Antwort kann nicht anders lauten als: Es ist ein Erbe, ein Vermächtnis dieser hehrsten aller Frauen! —

Jetzt wurde auch dem treuen Iffland sein wohlverdienter Lohn: am Ordensfeste, dem 18. Januar 1810, erhielt er die neueingerichtete vierte Klasse des Roten-Adler-Ordens; — er wurde als der erste von allen Schauspielern Deutschlands mit einer Ordens-Auszeichnung geschmückt. Auf demselben Ordensfeste aber sprach die holde Königin auch den greisen Prediger Erman an:

„Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, mit dem Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als alles schwieg, den Mut hatte, eine letzte Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen.“ —

Engeln aber, welche nach oben weisen, ist nicht vergönnt, lange hier auf Erden zu verweilen. Zu Ostern 1810 nahm die Königin in unsrer St. Nikolaikirche noch einmal das h. Abendmahl nach lutherischem Ritus aus den Händen des Propstes D. Ribbeck. Frau von Berg, der Königin getreueste Freundin, äußert, es sei bereits in diesen Tagen an der Königin ein solches Entschwinden alles Irdischen, eine solche Verklärung zu bemerken gewesen, daß jedermann habe fühlen können, es sei dies das Abschiedsmahl. Am Ende des April verließ Luise dann Berlin, um erst am 27. Juli abends wiederzukehren, — tot und doch als eine Lebende, ja, als die geistige Führerin ihres Volkes, — als eine Idealgestalt, deren lichter Glanz durch alle Zeiten strahlen wird.

Wollen wir die Trauer um die hehre Königin beschreiben? — Oft schon ist dieselbe dargestellt worden und besser, als wir's zu thun vermöchten! Nur ein Wort Schleiermachers aus der Gedächtnispredigt auf die Vollendete sei hier erwähnt. „Lebendig,“ so äußert der berühmte Redner, „war sie stets erfüllt von den ewig-herrlichen Ideen des Rechtes und der Ehre; — ihr Bild, ihr Name ging den Heeren begeisternd im Kampfe voran, — eine köstlichere Fahne als die, welche ihre königlichen Hände selbst verfertigt hatten!“ Dies Wort wird gültig bleiben allezeit! —

Am 30. Juli abends gegen 8 Uhr wurde die Leiche Luisens nach der Sakristei des Domes übergeführt. In den beiden Nischen am Portale des Domes hat König Friedrich Wilhelm III. nachmals die beiden Engelsgestalten aufrichten lassen: durch dieses Portal ist Luisens Leichenzug einst in die Kirche eingetreten.

Allein Berlin sollte die Reste der teuren Entschlafenen nicht für immer beherbergen. Wiederum war's an einem 23. Dezember, — an dem desselben Jahres 1810, — als eine Schwadron der Garde zu Pferde und die Leibkompagnie der Garde zu Fuß durch die noch im Dunkel der langen Winternacht liegenden Straßen nach dem Dome zogen, kommandiert von dem Oberstleutnant Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, dem jüngsten Bruder der Königin. Die Leibwachen besetzten die Kirche, der Hofmarschall und die Beamten versammelten sich drinnen, während draußen der königliche Leichenwagen vorfuhr. Gegen vier Uhr wurde der Sarg aus der Sakristei zur Kirche hinausgetragen und draußen auf den Leichenwagen gehoben. Acht Pferde zogen ihn wieder langsam die Linden entlang und durch das Brandenburger Thor

die Leiche weiter nach Charlottenburg: an der Spitze zwei Vorreiter mit Fackeln und ein Trupp Garde zu Fuß, darauf zwei Fackelträger zu Pferde und ein Stallmeister vor dem Leichenwagen, neben diesem sechs Lakaien und hinter ihm her ein zweiter Trupp Leibwachen, zwei Fackelträger zu Pferde und der Hofmarschall sowie die Hofbeamten zu Wagen.

So ging der nächtliche Leichenzug nach Charlottenburg und dort durch den Schloßgarten nach dem Mausoleum, wo der Körper in der Gruft unter der Halle beigesetzt wurde, das Fußende auf das Schloß zu. Ein Sarg von Zinn umschließt hier der Königin „Sterbliches, welches anziehen wird die Unsterblichkeit". Der Sarg von dem weißen Metall ist von altrömischer Form, einfach verziert, sieben Fuß lang, drei Fuß hoch und ebenso breit. Er steht, achtzehn Zentner schwer, auf acht Löwenfüßen. Seine schwarz eingegrabene Inschrift ist:

Laise Auguste Wilhelmine Amalie

Königin von Preussen,

geboren den 10. März 1776

gestorben zu Hohen-Zieritz den 19. Juli 1810.

Als die späte Wintersonne des 23. Dezember, dieses kürzesten und schwärzesten Tages sich erhob, war Luise schon eingegangen zu ihrer letzten Ruhestätte, welche ihrem Volke eine heilige Stätte geworden ist und für ewige Zeiten eine solche bleiben wird. Am 3. August 1814 aber stiftete der König zum immerwährenden Gedächtnisse der teuren Heimgegangenen und ihrer hohen Tugenden den Luisen-Orden für Frauen. Die merkwürdigen Schicksale des herrlichen Rauchschen Monumentes, welches im Jahre 1815 aufgestellt wurde, gehören ausschließlich der Geschichte unserer Nachbarstadt Charlottenburg an; die ideale Gestalt der hehren Königin ist indessen der Schutzgeist der sittlichen Erneuerung und der nationalen Erhebung geworden auch für Berlin; ja, vielleicht sind jene herrlichen Verse, welche Theodor Körner der hohen Entschlafenen nachgerufen hat:

„Dir führt der Herr durch Nacht uns zum Verderben!
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben! —

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!",

vielleicht sind diese Worte nirgends in jener tiefen Weise aufgefaßt und nachempfunden worden wie zu Berlin. In rührender Schönheit und ergreifender Hoheit leuchtet auch uns jetzt ein Marmorbild der edlen Dulderin, von hochbegabter Künstlerhand gefertigt. —

Es liegt uns fern, auf die Geschichte jener politischen Reformen einzugehen, welche diese unvergeßliche Zeit der sittlichen Erneuerung des preußischen Staatswesens begleitet haben; wir erwähnen hier daher nur kurz jener Gesetze, welche eine besonders nachdrückliche Einwirkung auf die Zustände der Stadt Berlin auszuüben imstande waren und eine solche thatsächlich auch ausgeübt haben. Es waren dies das Finanz-Edikt vom 27. Oktober 1810, welchem am 28. desf. Mts. bereits die Einführung einer neuen Konsumtions- und Luxussteuer folgte. Durch die letztere

wurde die verhaßte Accise endlich gänzlich aufgehoben und der Steuerdruck auf diejenigen luxuriösen Lebensgewohnheiten abgewälzt, welche einen solchen in der That auch zu ertragen vermochten. Es war nunmehr das Halten von Bedienten, von Köchen, Haushofmeistern, Kunstgärtnern, der Gebrauch der Equipagen und Ähnliches mehr, wofür bestimmte Abgaben zu entrichten waren. Am 2. November wurde sodann die allgemeine Gewerbesteuer eingeführt, welche wenigstens die größten Härten des alten Zunft- und Innungszwanges beseitigte. Auch das Gesindewesen wurde noch in demselben Monate neugeordnet; das dieserhalb erlassene Gesetz schützte die Dienstboten gegen empfindlichere körperliche Mißhandlungen seitens ihrer Herrschaften. Am 11. März 1812 wurden endlich auch den Juden die staatsbürgerlichen Rechte verliehen. Eine volle Emanzipation trat allerdings noch nicht ein.

Es gewährt den heutigen Verhältnissen gegenüber einen sehr eigentümlichen Anblick, wenn wir bei all diesen Reformen die Regierung unter der Führung des Staatskanzlers von Hardenberg allüberall im Dienste eines gemäßigten, festen und weisen Fortschritts erblicken, während der Berliner Magistrat sich z. B. gegen die Abänderungen der alten Zunftgesetze aufs Entschiedenste aussprach. Was diese Reformen Großes und Heilsames für unsere Stadt gewirkt haben, — und Berlin verdankt ihnen unendlich viel; — es ist demnach aus der Initiative des Staates allein hervorgegangen. Das hohe Ziel indessen, welches die Regierung bei ihrer Gesetzgebung verfolgte: es war wiederum kein anderes als dasjenige, welches die ganze Zeit bezeichnet: die sittliche Erneuerung des gesamten Volkslebens von innen heraus, — durch Einkehr in sich selbst und durch Wachrufung jedweder Kraft, welche dem allgemeinen Wohl zu dienen fähig war. —

Wo solche Ziele aber aufrichtig verfolgt werden, und wo ein ganzes Volk sich auf das Eifrigste bestrebt zeigt, seine Schmach durch die Thaten eines neuen Geistes auszutilgen, da kann sich das öffentliche Leben nur auf das Einfachste gestalten. So war es denn in der That eine uns jetzt fast befremdliche Schlichtheit der Daseins- und Umgangsformen, welche diese Periode sittlicher Umkehr in Berlin bezeichnet. Das Vergnügen und selbst die Kunst schienen die Königsstadt an der Spree verlassen zu haben. Wie schmucklos war der Hausrat jener Tage; — wie mäßig selbst das, was eine der so viel gerühmten Weihnachtskunstausstellungen dieser Zeit dem Publikum zu bieten vermochte! Wohl aber blühte das Theater. Konnte Iffland doch aus dem vollen Schatze klassischer Poesie jetzt schöpfen! Oft ist es ausgeführt und namentlich an den Verhältnissen Berlins nachgewiesen worden, welch hohen Einfluß das Erblühen einer edlen Schauspielkunst auf das Erwachen opferfreudiger Liebe zu dem Vaterlande ausgeübt hat. Fast wie ein Feuer zündete die Dichtkunst damals in den Gemütern der Edleren! Sie half, es entbehren zu lernen, was dem Leben sonst an Freuden und Genüssen fehlte! Die unteren Stände aber in Berlin: sie hatten auch in dieser schweren Zeit ihren Schützenplatz, ihre Landpartien und von Zeit zu Zeit den Anblick eines Luftballons, und das dünkte ihnen gerade genug der Erholung für ihr arbeitsreiches Dasein.

Hohe Empfänglichkeit also für das Gebot der Pflicht, welches einem von dem Throne seines Ruhmes niedergestürzten Volke auferlegt, kostbaren Genüssen zu entsagen: auch so vermögen wir den Geist der Jahre 1806 bis 1812 zu bezeichnen. Die glänzendste und erleuchtetste Schöpfung aber, welche er unserer Stadt geschenkt hat, ist die Friedrich-Wilhelms-Universität.

Rudolf Köpke hat die Geschichte der Gründung derselben zum 50jährigen Jubiläum der Hochschule in glanzvoller Darstellung herausgegeben. Aus seinen Forschungen sei hier nur das Folgende erwähnt:

Wissenschaftliche Vorlesungen wurden schon seit den Tagen des großen Königs in Berlin fast über sämtliche akademische Disziplinen abgehalten; sie fanden immer reichen Beifall; auf dem Gebiete der Medizin war durch die Fürsorge der preußischen Könige für die verschiedenen ärztlichen Kollegien sogar bereits ein Etwas, wie eine in sich abgeschlossene Fakultät entstanden. Als Lehrer der Philosophie war Fichte schon im Winter 1801 mit seinen oben erwähnten, berühmten Vorträgen aufgetreten, welchen eine hochbegeisterte Aufnahme zu Teil geworden war. Was lag da näher, als an die Gründung einer Hochschule auch für Preußens Hauptstadt hoffnungsfroh zu denken? Der Philosoph Engel und der Kabinetsrat Beyme scheinen gleichwohl die ersten hervorragenden Männer gewesen zu sein, welche diesen Plan mit lebhafterem Eifer verfolgt haben. Der Abschluß des Tilsiter Friedens schien dem Staat indessen die Möglichkeit, ein solch hohes Werk mit der Aussicht auf ein wirkliches Erblühen desselben zu unternehmen, nicht mehr zu belassen. Gleichwohl wurde dasselbe gerade durch das Unglück Preußens sehr gefördert. Das Universitäts-Konzilium von Halle, jetzt von Preußen losgerissen, bat den König, die Hallenser Hochschule nach seiner Hauptstadt zu verlegen. Friedrich Wilhelm antwortete der Deputation zwar die berühmten Worte:

„Das ist recht! Das ist brav! Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat;“

eine Verlegung von Halle nach Berlin lehnte der Herrscher indessen ab, da er mit Recht vermutete, es möchten durch eine solche unangenehme Reibungen mit der Regierung König Jerômes von Westfalen entstehen. Gleichwohl erteilte er am 4. September 1807 Beyme den hochehrenvollen Auftrag, die Begründung einer Universität in seiner getreuen Hauptstadt näher zu erwägen und mit gleichgesinnten Männern zu beraten.

Die Opposition Steins gegen den Plan Beymes verzögerte das Zustandekommen desselben indessen noch auf eine längere Zeit. Erst mit der Berufung Wilhelms von Humboldt zum Geheimen Staatsrate mit dem Dezernate für das Unterrichtswesen kam derselbe am 20. Februar 1809 seiner Verwirklichung näher. Noch aber waren mannigfache Schwierigkeiten mutig zu überwinden; noch mußten Mittel und ein würdiger Sitz für die Hochschule beschafft, noch ihre Lehrer berufen werden. Im Wintersemester 1809 endlich konnten die Vorlesungen im Palais des Prinzen Heinrich provisorisch eröffnet werden. Der Jurist Schmalz begann am 2. November mit seinen rechts- und staatswissenschaftlichen Vorträgen, Wolf las über Aristophanes und die griechische Komödie, Schleiermacher trug Ethik und Hermeneutik vor, Fichte sprach über die Kunst des Philosophierens. Die regelmäßigen Vorlesungen wurden indessen erst am 10. Oktober 1810 mit einer feierlichen Versammlung des Lehrkörpers der Hochschule inauguriert; am 15. dess. Mts. begann der große Hufeland dieselben. An Humboldts Stelle war inzwischen der Geheime Staatsrat von Schuckmann getreten. Klemens Brentano begrüßte die Berliner Hochschule dichterisch mit den Worten:

„Der Ganzheit, Allheit, Einheit,
Der Allgemeinheit
Gelehrter Weisheit,
Des Wissens Freiheit

Gehört dies königliche Haus!
So leg ich' euch
Die goldenen Worte ihrer Inschrift aus:
Universitati litterariae!"

„Sonst freilich erhob sich keine Stimme. Keine feierlichen Aufzüge und Versammlungen, keine Feste und Weihereden, keine Insignien und ‚Investitur', keine Proklamationen und Toaste." Und dennoch: mit der Errichtung der Berliner Hochschule, welche in einer so ernsten und schweren Zeit erfolgte, war nicht allein der „Allgemeinheit gelehrter Weisheit", sondern auch jener begeisterten Vaterlandsliebe, welche den Staat in heilig-hohem Opfermute retten und das Palladium der preußischen und deutschen Ehre wieder einlösen sollte, die Heimatsstätte in Berlin gegeben worden.

Denn schon regte es sich machtvoll in der deutschen Jugend. Im Jahre 1809 war Friedrich Ludwig Jahn nach Berlin gekommen. Er hatte an der Plamannschen Erziehungsanstalt, welcher auch der hohe, reine Friedrich Friesen als Lehrer angehörte, eine Stellung gefunden, welche er dann 1810 mit einem Amte am grauen Kloster vertauschte. Vermöge der „Turnkunst" sollte nach seiner Absicht eine neue, von Kraft und Vaterlandsliebe durchglühte Jugend auch in Berlin erstehen. Das letzte Heil indeß, es lag im Schwerte. Am 31. Oktober 1810 wurde aus der Bürgergarde, den Schützengilden, den Bürgerkompagnien u. s. w. eine neue „Bürgergarde" gebildet, welche alle waffenfähigen Bewohner der Hauptstadt umfassen sollte. Rief Friedrich Wilhelm III. das entsühnte Volk der Hauptstadt schon zu den Waffen? — Ach nein; es galt noch ein langes, ein schmerzliches Warten, bis es dem neuen Geiste, welcher in die Hauptstadt eingezogen war, ermöglicht wurde, seine Fesseln zu sprengen.

Ja, selbst schmachvolle Demütigungen hatte dieser neuerwachte Geist der Vaterlandsliebe noch zu ertragen. Der König sah sich genötigt, am 24. Februar 1812 einen Alliance-Vertrag mit Frankreich abzuschließen, welcher die Hauptstadt aufs neue mit französischer Einquartierung belastete und den Staat zugleich verpflichtete, ein Hülfskorps von 20 000 Mann zum Kriege gegen Rußland zu stellen. Eine tiefe Mißstimmung bemächtigte sich jetzt nicht allein der Armee, sondern auch der bürgerlichen Kreise, namentlich in Berlin. Im März 1812 rückten die Franzosen noch einmal in die Hauptstadt ein. Rellstabs „Jugenderinnerungen" schildern es uns in lebendigster Weise, mit welch düsterm Ernste sie empfangen worden sind, und wie geflissentlich sie ihren Haß gegen die Einwohner der Stadt zur Schau getragen haben.

Napoleon selbst war von der Stimmung, welche Berlin beherrschte, stets aufs genaueste unterrichtet. Er wußte es, welche Thätigkeit der vaterländische Agitator, der Staatsrat Justus Gruner, — der einstmalige Polizei-Präsident von Berlin, — gerade in dieser Stadt entfaltet hatte. Wohl wurde Gruner in Österreich verhaftet; allein die Anregungen, welche er in Berlin der vaterländischen Bewegung gegeben hatte, waren auf den fruchtbarsten Boden gefallen. Ein glühender Patriotismus durchdrang vor allem die Studentenschaft. War auch die Stadt und das Leben ihrer Einwohner in den Händen der Franzosen: doch stifteten Jahn und Friesen einen „deutschen Bund" in ihr, welcher die geistliche und sittliche Erhebung des Volkes zum Ziele hatte und Offiziere, Studenten, Künstler u. s. w. umfaßte. Jahns Wohnung an der Ecke der Markgrafen- und Lindenstraße bildete den Versammlungsort dieser geheimen Gesellschaft. —

Da kamen die ersten Nachrichten von dem Untergange der großen Armee und der Katastrophe in Rußland, und bald darauf erschienen auch sie, die unglücklichen Opfer des erschütternden Gottesgerichtes! Die oben erwähnten „Jugenderinnerungen" Ludwig Rellstabs entwerfen ein grausiges Bild von dem Zustande der Heimkehrenden. Welches Schicksal aber war jenen zwanzig Tausenden geworden, welche Preußen selbst nach den nordischen Gefilden entsendet hatte! — Man vernahm längere Zeit nicht das Geringste von ihnen; erst der Monat Januar des Jahres 1813 brachte die frohe Nachricht, daß York, kühnen Mutes und auf eigene Hand hin handelnd, am 30. Dezember 1812 die Konvention von Tauroggen mit den Russen abgeschlossen habe. Die That der Rettung, welche zum Fanale eines heiligen Krieges sich gestalten sollte, war damit geschehen. Am 22. Januar 1813 verließ der König Berlin, um sich nach Breslau zu begeben. Er ließ in der Hauptstadt eine Ober-Regierungs-Kommission zurück, welcher allerdings anempfohlen wurde, ein freundschaftliches Verhältnis mit den französischen Militärbehörden zu erhalten. Gleichzeitig ordnete die Staatsregierung zum zweitenmale die Auszahlung von 10 Millionen Tresorscheinen an; — das erste preußische Papiergeld war auf Steins Anraten schon im Jahre 1806 in Umlauf gesetzt worden. „Mit Furcht und Hoffnung schaute man jetzt nach Breslau, in Spannung jenes Augenblickes harrend, in welchem von dort aus das Zeichen gegeben werden würde, den Kampf zu beginnen."

---

22. Berlin während der Freiheitskriege.

Litteratur: Förster, Denkwürdigkeiten. Berlin 1863.
Pallmann, Großbeeren. Berlin 1872.
Griebenow, Erlebnisse. Berlin 1864.

Der Aufruf vom 3. Februar 1813, welcher die Bildung freiwilliger Jäger-Detachements anbefahl, war erfolgt; mit glühender Begeisterung wurde ihm Folge geleistet. Jetzt erst erwies sich klar, welche läuternde Kraft die Zeit der Knechtschaft auch für die Bevölkerung der Hauptstadt besessen hatte. Zu herrlicher Blüte entfalteten sich nun all' jene Keime opferfreudiger Vaterlandsliebe, welche so ideal angelegte Männer wie Fichte und Schleiermacher in Berlin einst ausgestreut hatten. „Die Hörsäle der Universität wurden plötzlich leer; die Kollegien lösten sich von selbst auf. Lehrer und Schüler nahmen ergreifenden Abschied von einander. Der Professor Rudolfi schloß seine Vorlesungen, indem er den Studenten zurief, im nächsten Sommer werde er zwar wieder lesen, dann aber hoffentlich vor einem Auditorium von Krüppeln.

Am 9. Februar versammelten sich die Studenten in dem Festsaale der Universität; es wurde beschlossen, in größeren Abteilungen nach Breslau zu ziehen und

dem Dienst des Königs sich zu stellen. Die gleiche Begeisterung durchwehte die oberen Klassen der Gymnasien. Trefflich hat sie Rellstab geschildert: „Diejenigen Schüler Berlins, welche schon in dem kampfesfähigen Alter standen, waren bis jetzt nicht eben der Ruhm der Klasse, nicht eben die Geachtetsten gewesen. Auf welcher Gipfelhöhe des Lebens erschienen sie uns aber jetzt! Ihre tadelvolle Vergangenheit war plötzlich ausgelöscht, sie war vergeben und vergessen! die Lehrer schlossen sie ans Herz, als sie nun Abschied nahmen! Thränen innerster Bewegung füllen mir noch heute das Auge, wenn ich dieser schweren und doch so unvergeßlich hohen Stunden der Jugend und der Knabenzeit gedenke." — Diese Begeisterung der Berliner, welche auch in Breslau sich flammend und todesfreudig kundgab, war es, welche Scharnhorst dort den König fragen ließ, ob er noch an dem Opfermute seines Volkes zweifle. Die ehedem so bedeutungslosen Berliner Zeitungen der damaligen Zeit füllten sich jetzt mit einer Rubrik „Vaterlandsliebe", welche Kundgebungen der edelsten Begeisterung enthielt. Streckfuß hat einige derselben mitgeteilt. Hier sei nur einer von ihnen gedacht: Rudolf Werkmeister, der Unternehmer einer Zeitungshalle, welche sich damals eines regen Besuches erfreute, forderte dazu auf, selbst die Trau- und Verlobungsringe auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern und den goldenen Schmuck gegen schlichte Eisenringe mit der Aufschrift:

„Gold gab ich für Eisen 1813"

einzutauschen.

Doch dergleichen herzerhebende Einzelheiten brauchen kaum erwähnt zu werden; — sind dieselben doch zu einem durchaus volkstümlichen Schatze unserer vaterländischen Erinnerungen geworden! Kehren wir daher nunmehr zur großen Geschichte, soweit dieselbe die Stadt Berlin betrifft, zurück!

Es waren seltsame Verhältnisse, welche hier herrschten. Der Marschall Augereau hielt die Stadt besetzt, und doch zogen durch ihre Thore die Freiwilligen ab, Fouqués Jägerlied:

„Frisch auf zum fröhlichen Jagen!"

mit heller Stimme singend. Der Polizei-Präsident Lecoq handhabte die Zensur aufs Schärfste, und doch waren vaterländische Schriften und Aufrufe in aller Händen. Plötzlich am 19. Februar hieß es bereits:

„Die Russen eilen in Geschwindmärschen nach Berlin." Es war wirklich etwas an dem. Der 20. Februar sollte sich zu einem der denkwürdigsten Tage in der Geschichte unserer Stadt gestalten.

Freilich war es nicht das russische Heer, sondern nur eine schwache Reiterschaar, vor allem einige Kosakenpulke unter dem Generale von Tschernitscheff sowie den Obersten von Benkendorf und von Tettenborn, welche sich im Norden der Stadt, in Pankow, vereinigt hatten. Bei ihnen befanden sich einige besonders kampfeslustige preußische Freiwillige, der spätere General von Dobeneck, Alexander von Blomberg und der Tugendbündler Bärsch, ein ehemaliger Schillscher Leutnant; dieselben waren den Russen bis Landsberg entgegengeritten. Sie gerade sollen es gewesen sein, welche im Vertrauen auf eine allgemeine Volkserhebung dem Generale von Tschernitscheff zu einem Handstreich auf Berlin geraten haben.

Französische Kavallerie rückte ihnen entgegen; sie wurde sofort geworfen; in wildem Ritte drangen die Kosaken sowohl durch das Schönhauser, wie durch das

Landsberger und neue Königsthor in die Stadt ein. Sie jagten bis zum Schloßplatze hin, — wenige Mann mitten in eine von 10 000 Franzosen besetzte Stadt! Doch lassen wir einen Augenzeugen über diese kecke That berichten:

„Denke Dir: diese verwegenen Kosaken, vielleicht kaum 150 Mann, sprengten durch verschiedene Thore in die Stadt hinein, ohne von den verdutzten französischen Thorwachen aufgehalten zu werden, bis zum Alexanderplatze. Hier teilten sie sich; ein Teil ritt nach dem Schloßplatze, ein anderer verirrte sich bis zum Dönhofsplatze; selbst unter den Linden will man sie gesehen haben. Unterdessen hatten die Franzosen die Schloß- und Schleusenbrücke mit Kanonen besetzt; in der ganzen Stadt wurde Allarm geschlagen und württembergische leichte Kavallerie verfolgte die Russen. Wäre die Sache besser vorbereitet gewesen und vor Tagesanbruch, nicht am hellen Mittag, unternommen worden, sie hätten das ganze französische Hauptquartier gefangen nehmen können, und wahrscheinlich hatten Tschernitscheff und Tettenborn auf einen Aufstand der Bürger gerechnet. An gutem Willen und Mut fehlte es hier wahrlich nicht, und ich selbst war Zeuge eines Auftritts, der genugsam beweisen kann, wessen sich die Franzosen hier zu versehen haben, wenn sie sich nicht bald empfehlen. Da ich mehrere Freiwillige in der Jägeruniform auf der Straße sah, zog ich auch meinen grünen Rock an, nahm den Hirschfänger um und schloß mich an die andern an; wir zogen nach dem Schloßplatze. Hier kam uns ein anderer Haufen entgegen mit mehreren schwer verwundeten Bürgern. Bald erscholl der Ruf: „Nieder mit den Hunden, den Franzosen, sie schießen auf die Bürger!" Aus der Breiten Straße kam jetzt ein Trupp Handwerker, von einem Grobschmied angeführt. Er schwang einen großen Hammer und rief: „Folgt mir, wir wollen ihnen die Kanonen vernageln!" Nun zogen wir nach der Langen Brücke, wo zwei Kanonen standen. Unser Schmied fackelte nicht lange; zwei Schläge rechts und links, und zwei französische Kanoniere lagen am Boden; die andern ergriffen die Flucht, da Alles auf sie losschlug. Jener langte ein paar Radnägel aus seiner Tasche und schlug sie in das Zündloch der Kanonen. Unterdessen kam Verstärkung von der andern Seite. „Die will ich schon so lange aufhalten, bis Ihr aufgeräumt habt!" rief der Schmied uns zu und warf sich, ein zweiter Horatius Cocles, zur Verteidigung der Brücke den Feinden entgegen. Noch einige Franzosen sanken von seinen Hammerschlägen darnieder, da wurde er von zehn Bajonetten niedergestochen. Es gelang dennoch, die Franzosen zu verjagen, und wir trugen den tapfern Vorkämpfer auf einer Tragbahre nach der königlichen Reitbahn in der Breiten Straße. An der Schleusenbrücke ist es ebenso munter hergegangen; eine Kanone nebst Pulverkarren wurde in den Kanal gestürzt."

Der Überfall war in der Morgenfrühe erfolgt, und die erwartete Schilderhebung des Volkes war glücklicherweise ausgeblieben. Dem Oberst Tettenborn blieb demnach nichts übrig, als die Stadt wiederum zu verlassen. Verwundete Kosaken, verwundete Freiwillige, wie der Leutnant Bärsch und ein Graf Schwerin-Schwerinsburg, blieben in größerer Anzahl zwar in Berlin zurück; sorglich aber wurden dieselben von den Bürgern verborgen gehalten.

Berlin besaß ehedem zwei Denkzeichen dieses kühnen Überfalls durch Tettenborn; es ist heut nur noch eins derselben vorhanden. Verschwunden ist der „Kosak", das Wahrzeichen eines Hauses an der Ecke der Landsberger- und Waßmannsstraße; erhalten dagegen ein marmornes Kreuz, jetzt unter schönem, gothischem Tabernakel stehend, welches dem Andenken des ersten Opfers dieses heiligen Kampfes gewidmet ist. Dies

Denkmal, vor der St. Bartholomäus-Kirche stehend, trägt die folgende Aufschrift: „**Alexander, Freiherr von Blomberg**, geb. zu Iggenhausen, den 31. Januar 1788, fiel als erstes Opfer im deutschen Freiheitskampfe am 20. Februar 1813."

Selbstverständlich trafen die Franzosen jetzt bessere Vorsichtsmaßregeln. Eugen Beauharnais, der Vizekönig von Italien, zog in Köpenick eine größere Truppenmacht zusammen; allein er sah es bald genug ein, daß es ihm, falls ein Volksaufstand ausbräche, unmöglich sein würde, mit etwa 20 000 Mann eine Stadt von mehr als 190 000 Einwohnern zu halten. Er beschloß daher die Kapitale Preußens aufzugeben. Die Spenersche Zeitung berichtet über den Abzug der Franzosen das Folgende:

Am 4. März räumte die französische Garnison vor Tagesanbruch die Stadt und defilierte zum Halleschen Thor hinaus. Während dies auf der Südseite der Stadt geschah, drang von der Nordseite die russische leichte Kavallerie unter dem General Tschernitscheff gegen das Oranienburger Thor. Die Kosaken ebneten mit Hacken und Schaufeln augenblicklich die von den Franzosen veranstalteten Erdaufwürfe und Gräben, und um 6 Uhr zogen, unter Anführung des kommandierenden Generals, die russischen Truppen in die Stadt. Ihr Einmarsch ging durch die gedrängten Reihen des Volkes, das von allen Seiten hinzuströmte und ihnen den freundlichsten Willkommen entgegenbrachte. Der das 18. Kosaken-Regiment Grecow kommandierende Major Graf von Mussin-Puschkin hatte zur Versicherung seiner friedlichen Gesinnungen gegen die Bürger seine gesamte Mannschaft die preußische National-Kokarde anstecken lassen, und so traten sie mit dem Ausruf: „Es lebe König Friedrich Wilhelm III.!" in die Stadt. Jener Zuruf ward von dem Volke mit einem „Hoch lebe Kaiser Alexander!" erwidert. Bei dem Kavallerie-Korps des Generals Tschernitscheff befanden sich die Obersten Graf Dolon, Wlasow und Efremo III.

Die siegreichen russisch-kaiserlichen Truppen stürzten ohne den mindesten Zeitverlust den ausrückenden französischen Truppen nach und erreichten die letzten Bataillone derselben noch innerhalb des Halleschen Thors. Diese gaben auf dem großen Platze, dem Rondel, auf die eindringenden Kosaken Feuer, wodurch von beiden Seiten Mehrere blieben und verwundet, auch russischerseits Gefangene gemacht wurden. Die Russen verfolgten hiernächst auf mehreren Straßen den Feind und wiederholten ihre Angriffe, namentlich in der Nachbarschaft der Dörfer Schöneberg und Steglitz, wobei die Franzosen an Toten und Gefangenen gegen viertehalbhundert Mann verloren.

„An Nachzüglern und Verspäteten waren in der Stadt 218 Mann aufgegriffen worden, und in den Hospitälern an Verwundeten und Kranken ungefähr 1600 Mann in russische Gefangenschaft geraten."

Die Freude, welche das Volk von Berlin erfüllte, als sich am Morgen die Nachricht verbreitete: „Die Franzosen sind fort, die Russen sind da!" läßt sich kaum beschreiben. Die ersten Kosaken hatte man nicht so begrüßen können, wie dies ein Herzensbedürfnis für die Berliner war; zu schnell hatten die flüchtigen Reiter die Friedrichsstraße durcheilt, um die Franzosen zu verfolgen; als aber um 11 Uhr Morgens das unter dem Befehl des Fürsten Repnin stehende Avantgarde-Korps in die Stadt rückte, da blieb kein Berliner zu Hause, die ganze Bevölkerung war auf den Straßen, um die Freunde zu empfangen.

Rellstab erzählt:

„Mir stehen nur noch lange Züge von Kosaken und Baschkiren lebendig vor Augen, welche die Friedrichsstraße vom Oranienburger Thor her herabmarschierten.

Fast an jeden Steigbügel hingen sich ein Paar Jungen, neben jedem Sattel marschierten als Seitentrabanten Berliner Bürger mit lautem Jubelgeschrei. Sie drückten den Reitern die Hände, zogen sie halb herab, um sie zu küssen, und unablässig gingen die gefüllten Flaschen mit Branntwein und Bier von einer Hand in die andere. — Daß die Bewohner der asiatischen Steppe nicht in der strengsten militärischen Haltung und Subordination in die preußische Hauptstadt einrückten, läßt sich begreifen.

Der Abend dieses 4. März gestaltete sich zu einem Freudenfeste für die Berliner; am 5. wurde im Lustgarten eine Dankesfeier veranstaltet; dann zog das Gros der Russen weiter; der Fürst Repnin aber übernahm die Geschäfte des Gouvernements von Berlin.

Es war, als ob noch langer Abwesenheit die Göttin der Freude mit den Söhnen des Nordens und Ostens zugleich wiederum in die Stadt eingezogen wäre. In glänzender Weise feierte man „die Befreier der preußischen Hauptstadt". Ernster und tiefer aber war die Freude, als York, — als am 24. März endlich auch der König wieder nach Berlin kam. Verweilte Friedrich Wilhelm auch nur wenige Tage hierselbst: er hatte gleichwohl Gelegenheit vollauf, sich von jener begeisterten Opferfreudigkeit zu überzeugen, mit welcher alle Klassen der Bürgerschaft nach dem Rathause strömten, um ihre Gaben auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen. Und wie zündete dieser Aufruf der preußischen Prinzessinnen „an die Frauen im preußischen Staate" vom 1. April 1813, welcher zu echt weiblicher Thätigkeit für die Wiedererkämpfer der nationalen Ehre und Freiheit aufforderte! Daß Kotzebues Vorschlag, die deutschen Frauen sollten aus ihrer Mitte Amazonenkorps bilden, dagegen nicht den mindesten Anklang fand, zeugt am besten für die Würde der Begeisterung, welche in diesen unvergeßlichen Tagen auch die Frauenwelt ergriffen hatte.

Mit höchstem Jubel aber wurden besonders jene königlichen Erlasse begrüßt, durch welche am 10. März das eiserne Kreuz gestiftet, am 17. März die Bildung der Landwehr und am 8. Mai diejenige des Landsturmes anbefohlen wurde. Ein beliebtes Bild aus dieser Zeit stellt den Professor Fichte als Landsturmmann vor. „Ein breiter Ledergurt, welcher fast einem Küraß gleicht, umschließt seinen Leib; zwei gewaltige Pistolen sowie ein mächtiger Pallasch, welcher hinter ihm herschleppt, bilden des Philosophen Bewaffnung." Schleiermacher als Lanzenträger, sowie Iffland mit dem Harnische und dem Schilde der Jungfrau von Orleans: gewiß, es war recht gut gemeint, wenn auch ein wenig abenteuerlich und fast komisch! —

Doch die Zeit des Kampfes nahte, und nun fiel Alles ab, was noch von Schlacke haftete an dem echten Silber der Volksbewegung, an dem hellen Golde der vaterländischen Begeisterung! Am 27. März zog York wieder aus der Hauptstadt aus, nachdem er im Lustgarten einen feierlichen Gottesdienst hatte abhalten lassen. Sein letztes Wort an seine Truppen war:

„Thut eure Pflicht, — ihr sollt mich stets an eurer Spitze seh'n! Nur ein freies und glückliches Vaterland sieht mich wieder, — ein unglückliches nie!"

„Das soll ein Wort sein!" antworteten ihm die Krieger.

Und nun kamen die Nachrichten von Lüneburg, von Möckern und von Groß Görschen! In letzterer Schlacht war Berliner Blut reichlich geflossen; denn das an ihr beteiligte Garde-Jäger-Bataillon bestand zum großen Teile aus Söhnen hiesiger bemittelter Einwohner. Unterdessen hatte General von Thümen die Stadt Spandau beschießen lassen müssen, um die Festung wiederzugewinnen. Sie kapitulierte am

24. April. Auch hier bewies die Berliner Wohlthätigkeit sich wieder in glanzvoller Weise. Fühlte man sich doch nun, nachdem die Franzosen auch diesen festen Stützpunkt verloren hatten, in Berlin um ein Bedeutendes sicherer! Im Mai hieß es freilich wieder, Marschall Ney, der Bravste der Braven, sei im Anzuge auf die Hauptstadt. Jetzt aber floh man nicht; man harrte mutig aus, und Julius von Voß, — ein verdorbener Offizier freilich nur, aber ein Schriftsteller von einigem Einflusse, — befestigte die Höhenzüge im Süden von Berlin. Mit Freuden sandte man, was man an Lebensmitteln nur erübrigen konnte, dem Bülowschen Korps zu, welches in der gänzlich ausgesogenen Lausitz stand; und Bülow warf sich mutig nun auf Oudinot; er lieferte ihm am 4. Juni das glänzende Gefecht bei Luckau, durch welches die Absichten der Franzosen auf Berlin völlig vereitelt wurden. An demselben Tage wurde freilich auch jener Waffenstillstand abgeschlossen, welcher der Harfe des edelsten Sängers jener Zeit so tiefstraurige Töne entlockte.

Verstimmung, Mutlosigkeit nun allgemein! „Es ist nichts mit unseren Hoffnungen!" So hieß es überall. Das beklagenswerteste Zeugnis für diese schnelle Abkühlung der vaterländischen Begeisterung in gewissen Kreisen war es, daß die bedeutendsten Wechslerfirmen Berlins eine Anleihe des preußischen Staates erst dann unterbrachten, als Bülow gedroht hatte, Zwangsmaßregeln zu ergreifen. Allein zur Freude des Volkes ging der Waffenstillstand ergebnislos vorüber; der Krieg begann von neuem, und nun war es der schwedische Kronprinz Bernadotte, welchem die Aufgabe zufiel, die Hauptstadt zu schützen.

Allbekannt ist jene bedauerliche Rolle, welche der ehemalige französische Marschall auf Seiten der Verbündeten während des Krieges gespielt hat. Mit Jubel war er, ein zweiter „Löwe aus Norden", einst in Berlin empfangen worden; nur mit Verachtung hat man späterhin von ihm gesprochen. In der That ist sein Verhalten der Hauptstadt gegenüber nimmer zu entschuldigen.

Napoleon unternahm es nämlich sofort, nachdem die Friedensverhandlungen sich zerschlagen hatten, sich Berlins zu bemächtigen. Oudinot sollte am 17. August von Baruth aus mit etwa 68000 Mann gegen die Stadt aufbrechen; von Magdeburg aus sollte ihn ein Korps von 12000, — von Hamburg aus Davoust mit etwa 40000 Mann unterstützen. Diesen 120000 Mann standen zum Schutze Berlins nur 80000 Mann gegenüber: das Korps Bülow, in der Zauche liegend, ein Teil der Mannschaft Tauenziens, die Verbindung der Hauptstadt mit der Oder deckend, die Russen unter Wintzingerode, bei Spandau, und die Schweden bei Charlottenburg postiert. Sofort nach Ablauf des Waffenstillstandes begannen die Operationen der Franzosen. Am 22. nahmen die letzteren die Päffe der Nuthe. Sie hatten jetzt nur noch etwa 40 Kilometer ebnen Weges bis Berlin vor sich.

Es ist sehr oft erzählt worden, wie nun die Kontroverse zwischen Bernadotte und Bülow sich entwickelt hat. Wir dürfen es dem Manne, dessen Marmorbild, von Meisterhand gefertigt, neben der neuen Wache steht, niemals vergessen, daß er dem Kronprinzen von Schweden auf die Frage:

„Was ist Berlin! — Nur eine Stadt!"

entgegnet hat:

„Nein, einem Preußen ist des Landes Hauptstadt mehr!",

und daß er auf den Vorschlag, hinter Berlin sich aufzustellen, das Wort gefunden:

„Ich gehe über seine Moabiter Brücke nicht zurück! Unsere Knochen sollen bleichen vor Berlin, nicht rückwärts!“

So brachte Bülow es denn zu dem Tage der Ehren bei Groß-Beeren, dem 23. August. Deutlich vernahm man am Nachmittage in Berlin den Schlachtendonner. Bald kamen auch die Verwundeten; — die Siegesnachricht ließ dagegen lange auf sich harren. Wie die Berliner aber damals edler, hoher Pflicht genügt, — wie sie gebangt, — wie sie dann hell gejauchzt, — das wolle man in Rellstabs „Jugenderinnerungen“ und in anderen Aufzeichnungen nachlesen: der 23. August hat eine Litteratur für sich allein.

Bülow, der eigentliche Retter Berlins, sah seinen wohlerworbenen Lorbeer seinem Haupte zwar entrissen; der Kronprinz von Schweden nahm den Sieg für sich in Anspruch. Das hinderte ihn indessen nicht, am 6. September bei Dennewitz mit gleicher Thatkraft seinen Pflichten zu genügen. Jetzt war jede unmittelbare Gefahr für Berlin beseitigt; selbst Marschall Ney war unter großen Verlusten zurückgeschlagen. „Die Berliner prägten nunmehr eine Medaille auf den Kronprinzen von Schweden; die Rückseite derselben sollte auch Bülows Namen tragen: er verbat sich indessen diese Ehre.“ Mit schärferem Blicke aber, als solcher den offiziellen Persönlichkeiten eigen war, erkannte das Volk der Hauptstadt in Bülow seinen Befreier. Freilich war die Persönlichkeit des Generals nicht dazu angethan, ihm jene Volkstümlichkeit zu erwerben, welche vielen Geringeren mühelos zugefallen ist.

Jetzt erst atmete man auf. Und weiter ging der Siegeslauf. Die Schlacht von Leipzig wurde geschlagen; Rittmeister von Auer von den Leibhusaren brachte am 21. Oktober des Nachmittags mit 32 Postillionen die Siegeskunde nach Berlin. Am 24., Nachmittags 1 Uhr, kam der König selbst. Er ritt durchs Brandenburger Thor dem Dome zu. Auf ihren Knieen dankten Fürst und Volk dem Gott der Gnade für den großen Sieg, welcher der Macht Napoleons den Todesstoß versetzt hatte. Nach etwa vierzehn Tagen kehrte Friedrich Wilhelm dann zu dem Heere zurück.

Am 5. August 1814 kam endlich der siegreiche König in einfachem Wagen wieder heim. Er hatte eine feierliche Begrüßung seiner eigenen Person vereitelt; — was war ihm Jubel, — was ihm Festgepränge, wenn er seiner teuren Heimgegangenen, — wenn er der heilig-großen Opfer dachte, die der Kampf gekostet hatte? Am 7. August aber erfolgte die feierliche Einholung der heimkehrenden Sieger; der König selbst führte sie durch das Brandenburger Thor in seine Hauptstadt ein. Kurz vor dem Thore waren zwischen Fahnen und Laubgewinden zehn Viktorien im Halbkreise aufgerichtet; jede trug einen Schild mit dem Namen einer Siegesschlacht; auf dem Thore selbst aber war in der Nacht zuvor die wieder eroberte und von Paris zurückgebrachte Viktoria auf ihrer Quadriga noch verhüllt aufgestellt worden. Als der König nun, umgeben von allen seinen Prinzen und Generälen, den Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt, mit den siegreichen Truppen hereinführte, fiel die Hülle der Viktoria unter dem Geläut der Glocken. Wieder, wie einst, kehrte die Siegesgöttin ein in Berlin und hob ihren Lorbeerkranz über die Hauptstadt der Hohenzollern.

Unter dem unermeßlichen Jubel der Bewohner kam der Triumphzug durch das Brandenburger Thor die Linden hinunter bis an den Lustgarten. Dort standen bewaffnete Bürger im offnen Karree, und in dessen Mitte erhob sich sechszehn Stufen hoch ein Sieges-Altar. Auf den obersten Stufen desselben erblickte man die gesamte

Geistlichkeit Berlins; hinter dem Altar aber war eine Tribüne für die Prinzessinnen des hohen Königlichen Hauses und die höchsten Staatsbeamten errichtet; auf einer Estrade vor dem Altare endlich nahm der König mit den Prinzen und Generälen Platz. Die Truppen schwenkten zum Kreise ein. Plötzlich schwieg das Glockengeläut. Posaunen eröffneten den Choral; Aller Häupter entblößten sich, und der volle Chorgesang brauste auf gen Himmel. Als der letzte Ton des Gesanges verklungen war, trat der greise Feldpropst Offelsmeyer auf die höchste Stufe des Altars; er hatte den Feldzug mit den Truppen mitgemacht und sprach in kräftigen Worten das Sieges-, Friedens- und Dankgebet. Alles Volk ringsum, die Prinzen, die Generäle, Alle, Alle folgten dem Beispiele des Königs und sanken nieder aufs Knie zum stillen Gebet.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier setzte sich der König dann wieder zu Rosse und ritt langsam durch die Massen seines getreuen Volkes, welches ihn eng umringte. Er mußte es geschehen lassen, daß die Bürger ihm die Füße küßten, daß sie sein Pferd liebkosten und nimmer endeten in unaufhörlichem Jubel; denn die große Freude mußte sich Luft machen. Als er endlich das Schloß erreicht hatte, mußte er sich seinem getreuen Volke noch einmal auf dem Balkone zeigen, der Kronprinz und der Feldmarschall, Fürst Blücher, standen an seiner Seite.

Am Abende erstrahlte die Stadt in einer glänzenden Illumination. Einige Zeit darauf fand eine glänzende Siegesfeier auch für die Russen statt. Verargen wir's den bärtigen Sarmaten nicht, wenn sie an den offenen Tischen, welche für sie unter den Linden und im Lustgarten gedeckt waren, sich an diesem Tage etwas mehr, als zuträglich war, an starkem Getränke erlabten! —

So war nun wieder Friede in der Welt! Der Zweck der gewaltigen Anstrengungen des preußischen Volkes war, wie der König verkündete, glücklich erreicht; die „freiwilligen Jäger" wurden aufgelöst und kehrten wieder zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurück. Am 27. Mai 1814 wurde das Gesetz vom 9. Februar 1813, welches jeden Jüngling von 17 Jahren zur Stellung verpflichtete, wieder aufgehoben; für Berlin trat damit also die frühere „Kantonfreiheit" wieder inkraft. Auf Veranlassung des Kriegsministers von Boyen und durch den Erlaß des Gesetzes vom 3. September 1814 erlosch dieselbe jedoch sehr bald. Wohl wagte es der Magistrat, den Monarchen im Jahre 1816 noch einmal um die Bestätigung derselben zu bitten; „mit gerechtem Unwillen" wies der König indessen das selbstsüchtige und unpatriotische Gesuch zurück. —

Es kam nun eine verhältnismäßig stille Zeit über die Hauptstadt. Es galt ja, so vieles neu zu ordnen, so vieles neu zu schaffen! Da fuhr die Nachricht, daß Napoleon am 1. März des Jahres 1815 wieder bei Toulon gelandet sei, thatsächlich wie ein Wetterstrahl in jedes Haus der Residenz. Nach dem jedoch, was in der großen politischen Welt sich inzwischen leider zugetragen hatte, konnte von einem Wiedererwachen des hohen Enthusiasmus von 1813 nicht mehr die Rede sein; selbst das berühmte Gesetz vom 22. Mai 1815 mit seinem ersten Paragraphen:

„Es soll eine Repräsentation des Volkes begründet werden",

hat einen solchen keineswegs hervorgerufen. Die Mehrheit des Volkes wußte den Wert einer Verfassung in der That noch nicht zu schätzen. Es war daher nichts als die harte Notwendigkeit, nichts als die Erkenntnis, „daß der Schlange endlich einmal der Kopf zertreten werden müsse", welche den alten Kämpfern von 1813 die Waffe wieder in

die Hand drückte und die junge, inzwischen herangewachsene Mannschaft bewog, sich gleichen Ruhm zu suchen, wie ihn die Brüder erworben hatten.

Am 24. Juni brachte Leutnant Nernst die Siegesbotschaft von La Belle-Alliance in üblicher Weise nach der Hauptstadt; am 19. Oktober traf der König Friedrich Wilhelm III. wiederum in Charlottenburg ein. Von einer Siegesfeier wurde für diesmal Abstand genommen. Am 21. Oktober 1415 hatten indessen einstmals die Stände der Mark im grauen Kloster zu Berlin dem Burggrafen Friedrich „zu seinem Gelde" gehuldigt, und dieser Tag war's, welcher am 22. Oktober 1815, — einem Sonntage, — durch eine glänzende Parade und ein großes Volksfest im Tiergarten feierlich begangen wurde. Der Durchzug des Kaiser Alexander durch Berlin und sein Verweilen in der preußischen Hauptstadt beschlossen endlich diese unvergänglich große Zeit für unsere Vorfahren. —

Der monumentalen Zeugnisse für dieselbe besitzen wir bekanntlich eine Fülle, — von den schlichten Tafeln in unseren Kirchen, — von den erbeuteten Geschützen vor unseren Schlössern an bis zu dem imposanten Monumente auf dem Kreuzberge und zu dem Enckeschen Luisendenkmale. Es kann hier unsere Absicht nicht wohl sein, Notizen wiederzugeben, welche in jedem „Führer" durch die Hauptstadt aufzufinden sind, noch zu schildern, was in Schönheit oder Majestät vor aller Augen steht. Wir haben bei unserer Arbeit das Hauptgewicht stets darauf gelegt, daß dieselbe die verschiedenen Geistesströmungen, welche für das Berliner Bürgertum jeweilig die bestimmenden gewesen sind, zu möglichst gewissenhaftem und klarem Ausdruck bringen sollte. Der Geist nun freilich, der während der Jahre 1812—1815 veredelnd, stärkend, tröstend und über das Gemeine hinwegsetzend, in unserer Mitte gewaltet hat, bedarf einer Schilderung kaum. Das Wort:

„Mit Gott für König und Vaterland!" —

das bloße Symbol des eisernen Kreuzes bringen ihn bereits zu knappem, aber durchaus vollinhaltlichem Ausdrucke. Eins aber fragt sich:

Ist dieser Geist, — der Geist höchsten deutschen Seelenadels, — ein Gast gewesen nur bei uns oder hat er die Heimat in Berlin gefunden? —

Noch die letzte der Geschlechtsfolgen vor uns, die Männer, welchen das Jahr 1870 zu erleben nicht mehr verstattet war, hatten die rechten Unterlagen nicht, um diese Frage zu beantworten. Wir aber, die wir ein „Sedan" miterlebt, die wir deß' Zeugen sind, wie der Wert der idealen Güter jetzt wiedererkannt wird, wie die Thatkraft edler Nächstenliebe wächst, wie die Nation um ihre großen Toten trauert, wie sie sich schart um ihren jungen, ritterlichen pflichtgetreuen Kaiser: wir sind nicht mehr verlegen um die rechte Antwort. Vergessen wir's jedoch niemals, daß wir nur Erben sind der Streiter der Befreiungskriege. Was sie als dichterischen Schatz z. B. uns gelassen, ist niemals wiederum erreicht. Beschränkt nur waren ihre Mittel; — aufs tiefste aber rührt und ergreift uns noch heute ihre Opferfreudigkeit. Und endlich: ein Titane war's, den sie bekämpften und zerschmetterten.

Ist uns demnach ihr Geist geblieben, — fühlen wir uns eins mit ihnen in der Hingabe an jedes Gute und Große, so ist die erste Pflicht, zu welcher wir verbunden sind, diejenige der treuen Dankbarkeit. Mit der Errichtung glänzender Gedächtnismale ist derselben keineswegs genügt; auch die poetische Verherrlichung thut's nicht. Es gilt vielmehr zunächst, dasjenige herauszufinden, was sie einst befähigt hat, so Großes zu verrichten. Das aber war nichts anderes, als die Selbstverleugnung,

verbunden mit dem Hinblick auf ein großes Ziel, verbunden mit dem Glauben, es dereinst auch zu erreichen. Die harte Zucht des Körpers und des Geistes, die Pflege aller idealen Güter, vor allen anderen aber die der Religion: das sind demnach die Pflichten, welche wir und alle, die einst nach uns kommen, froh und getreu erfüllen müssen, wenn wir den adelnden Zusammenhang mit jenem großen Volke uns wahren wollen, welches uns einst die Freiheit erkämpft hat. Wohl ist es schön, des edlen Dichters Wort:

„Ja, noch einmal müßt ihr ringen
In der ernsten Geisterschlacht";

allein es gebeut uns doch zu wenig. Dem Deutschen, dem Preußen vor allen, ist geboten, getreu zu kämpfen, bis daß das Schwert im Tode ihm entsinkt.

---

23. Das politische Leben der Hauptstadt nach den Befreiungskriegen.

Litteratur: Vertraute Briefe aus Preußens Hauptstadt. Stuttg. u. Leipzg. 1837.
Streckfuß, Berlin im 19 Jahrh. Bd. I. Berl. o. J.
Eberty, Jugenderinnerungen. Berl. 1878.
Treitschke, deutsche Gesch. i. 19. Jahrh. Berl. Leipzg. 1879.

Es bedarf hier der näheren Ausführung nicht, warum die Bestimmungen des zweiten Pariser Friedens das preußische Volk, welches die schwersten Opfer willig dargebracht hatte, unmöglich befriedigen konnten; es genügt, daß wir auf jene allgemeine Enttäuschung hinweisen, welche sich der Geister bemächtigte, als man erfuhr, wie wenig Preußen durch jene Wiener Schlußakte errungen hatte, welche am 8. Juni 1820 nach langwierigen Verhandlungen zum Grundgesetze des neuen deutschen Bundes erhoben wurde. Richtete sich der Blick des Vaterlandsfreundes dann auf die inneren Verhältnisse Preußens, so war es indessen noch mehr als bloße Unzufriedenheit, was in seiner Brust sich regen mußte. Denn auf diesem Gebiete trat nicht nur Unerquickliches, sondern geradezu Unwürdiges zutage, — Dinge, welche nichts als Entrüstung erregen konnten. Dem Manne der „Partei" allein erschien leider schon damals jedweď Mittel recht und gut, sobald es nur geeignet war, den Gegner zu vernichten.

Es galt dies zunächst freilich nur von den Berufspolitikern, welche in der Staatskunst nach alter Auffassung lediglich die ars magna erblickten, den Gegner zu täuschen. Eifrige Wahrnehmung des Sonderinteresses machte sich indessen auch sonst bemerkbar. Sowie die drohenden Wolken des Unheils sich verzogen hatten, war die Selbstsucht wieder erwacht, — war Schillers hehres Wort:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns fürchten noch Gefahr!"

aus der Erinnerung getilgt. Dasselbe Volk, das sich im Kampfe eben noch so groß erwiesen hatte, war nicht gereift genug, des Friedens holde Arbeit zu vollbringen.

Die preußischen Staatsmänner waren sogleich nach dem Frieden in zwei Parteien auseinandergetreten: auf der liberalen Seite standen die Anhänger Hardenbergs, auf der konservativen die des Fürsten Wittgenstein. Von letzterer Seite wurde zunächst jenes obenerwähnte Geheimbündnis angegriffen, welches wir als „deutschen Bund" oben erwähnt haben; der Geheime Rat Schmalz beschuldigte diese und ähnliche politische Gesellschaften geradezu verbrecherischer Absichten gegen Thron und Altar. Man kämpfte in einem Tone gegeneinander, der an Niedrigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Daß auch dem politischen Gegner das Herz für das Vaterland schlagen könne, erschien der Zeit als ganz unmöglich! —

Der alte Jahn mit seiner Deutschtümelei trieb jetzt freilich allerlei merkwürdige Dinge auf den Turnplätzen und in seinen Privatvorlesungen. War indes der Mann im Barte überhaupt noch ernst zu nehmen? — Es war entschieden ein großer Fehler, daß die Regierung ihn als einen Hochverräter, welcher statt der Monarchieen freie Eidgenossenschaften einführen wollte, gefangen setzen ließ. Der König traf das Richtige, indem er den Alten aus Berlin, sowie aus allen Universitäts- und Gymnasialstädten verbannte und ihm seine Pension von 1000 Thalern fortgewährte. — Jener grobe, oft sogar unflätige Ton, welchen die Turner angenommen hatten, war gewiß nicht zu beschönigen: — wie aber mußte es auf das Gemüt des Volkes wirken, wenn am 18. Oktober 1819 den Turnern verboten wurde, das Gedächtnis der Leipziger Schlacht auf ihrem Übungsplatze in der Hasenhaide durch die Entzündung eines Holzstoßes festlich zu begehen? —

Es ist tiefschmerzlich, es ferner eingestehen zu müssen: Die Welt war feiger Denunzianten voll. Allüberall witterten diese jämmerlichen Gesellen Verbrechen wider den Staat und dessen Ordnungen. „Gymnasiasten und junge Studenten wurden tagelang verhört; das Briefgeheimnis wurde ohne Scheu verletzt." — Treitschke berichtet weiter: „Eine ganze Schar junger Leute ward monatelang wegen einzelner thörichter oder auch ganz harmloser brieflicher Äußerungen von einem Verhör in das andere geschleppt. So mußten die beiden Schweizer Studenten Ulrich und v. Wyß eine lange Untersuchung aushalten, weil sich in einem ihrer Briefe die Bemerkung fand, Sands That werde der guten Sache schaden. Unter der guten Sache konnte ja nur eine demagogische Verschwörung gemeint sein; auf die Frage der Angeklagten, was man denn eigentlich unter „demagogisch" verstehe, gab der Untersuchungsrichter, ein blutjunger Referendar, die Antwort: demagogisch heißt jedes gewaltsame Hervorrufen einer Verfassung. Auch einer der angesehensten Bürger Berlins, der Buchhändler G. A. Reimer, ein Geschäftsmann großen Stils, kühn im Wagen und klug im Rechnen, einer der ersten Vertreter der wiedererwachenden wirtschaftlichen Thatkraft des deutschen Bürgertums, mußte eine Haussuchung über sich ergehen lassen, weil er mit Niebuhr, Eichhorn, Schleiermacher nahe befreundet war und die Turnfreunde in seinem gastlichen Hause viel verkehrten. Die Denunzianten beteiligten sich persönlich an diesem wichtigen Geschäfte. Reimer selbst war grade verreist, und da Eichhorn als Freund des Hauses sich der Frau tapfer annahm und die Kommission zur Vorzeigung ihrer Vollmacht zwang, so rächten sich diese Subalternen durch einen unverschämten Bericht, worin sie deutlich zu verstehen gaben, der pp. Eichhorn — einer der ersten Beamten der Monarchie — möchte wohl auch mit zu der Verschwörung

gehören. In Reimers Papieren fanden sich einige Briefe Schleiermachers aus der Zeit des Tilsiter Friedens, die von einer nahenden Volkserhebung sprachen, und diese gegen die Fremdherrschaft gerichteten Worte genügten, um auch den großen Theologen verdächtig erscheinen zu lassen. Seine Predigten wurden während der nächsten Monate polizeilich überwacht. Spione zeichneten auf, wie er von der Befreiung aller geistigen Kräfte des Menschen, die wir der Lehre Christi verdanken, sprach, wie die Gemeinde sang: „Lobsingt! Nun hat er schon Am Holz ein Fluch gehangen!" — und wie endlich gar „vier mit Bärten versehene Studenten nach erhaltenem Abendmahl knieend scheinbar inbrünstig beteten".

Der Minister von Kamptz trug kein Bedenken, zahlreiche, zum Teil entstellte, Sätze aus den Briefen der Verhafteten sofort zu veröffentlichen, obwohl er zu den eifrigsten Verteidigern des geheimen Gerichtsverfahrens zählte; er schrieb in die Vossische Zeitung einen so beleidigenden Artikel über Jahns Verhaftung, daß der Gefangene eine Verleumdungsklage anstrengte, welche nur durch die Erhebung des Kompetenzkonflikts unterdrückt werden konnte; er suchte sogar in den „Jahrbüchern der Gesetzgebung" die preußischen Richter darüber zu belehren, daß sie, selbst wenn nur verbrecherische Theorien vorlägen, auf Hochverrat erkennen müßten. Der ehrliche Stägemann mußte die Spalten seiner Staatszeitung den lächerlichsten Enthüllungen öffnen und tröstete sich, wie mancher andere rechtschaffene Beamte, mit der Meinung: ganz grundlos könne der Verdacht doch nicht sein, sonst würden die höchsten Polizeibehörden nicht so bestimmt reden. Da stand dann zu lesen, daß ein sechzehnjähriger Gymnasiast die gräßliche Äußerung gethan: „O braver Sand, du wußtest nicht, welche Heuochsen wir waren"; derselbe junge Teufel, der sich offenbar soeben an Schillers Räubern berauscht, hatte auch geschrieben: „An jedem Baume zwischen hier und Charlottenburg sollte mir Einer hängen; o ich wollte mir Luft machen!" — und weiter: „Alle Achtunddreißig zu töten ist ein leichtes Ding, ein Werk des Augenblicks" — wozu die Staatszeitung weise bemerkte, damit seien offenbar die durchlauchtigen Souveräne des Deutschen Bundes gemeint. Und diese schimpflichen Albernheiten standen in dem amtlichen Blatte der Monarchie dicht neben vortrefflichen Aufsätzen, welche die Einsicht einer wohlwollenden und gerechten Regierung bekundeten! Wenn die Affenbosheit niedriger Handlanger diesen glorreichen Staat also dem allgemeinen Hohngelächter preisgeben durfte, was Wunder, daß die öffentliche Meinung dann zu hoffen verlernte? Der preußische Staat glich einem von einer fixen Idee ergriffenen, doch im übrigen noch gesunden Geiste; in allen Zweigen der Verwaltung wurden die alten ehrenhaften Traditionen gewahrt, nur gegen die Demagogen erhielten die verworfenen Elemente des Beamtentums freies Spiel."

Verlassen wir jedoch dieses so unerquickliche, so tiefbeschämende Thema! — Wie aber stand es um die Verfassung, welche der König dem Volke einst in so feierlicher Weise versprochen hatte? — Gewährt wurde sie nicht! — Aber warum nicht? — Selbst die offensten Gegner des Königs gestehen es zu, daß die Absicht eines Wortbruchs dem Monarchen durchaus ferngelegen habe Die angemessenste Erklärung für das Nichtzustandekommen der „Volksrepräsentation" ist wohl diejenige, anzunehmen, daß es den Gegnern derselben gelang, den König zu überzeugen, daß dies Volk zu einer solchen lange noch nicht reif sei. Zu untersuchen, inwiefern dies zutreffend war oder nicht, liegt uns hier fern. Der Bischof Eylert meint in seiner uns nicht eben anheimelnden Weise gleichfalls:

„Der König handelte in diesem Stücke wie ein weiser Vater, der . . . in die Wünsche seiner Kinder eingeht, dann aber sie mit Ruhe oftmals — modifiziert.“

So war's denn leider eine schwüle Atmosphäre, welche trotz allem, was für Wissenschaft und Kunst geschah, über der Hauptstadt lastete — nicht Jahre, — nein, Jahrzehnte lang. Die Demagogen- und Strafprozesse hörten nicht auf. Es gährte derentwegen schon seit geraumer Zeit; dennoch war es eine durchaus andere Veranlassung, welche die erste Ruhestörung in Berlin veranlaßte. —

Seit Einführung der Städteordnung war die Polizei eine königliche Behörde geworden; die Gesetze wurden nun strenger und barscher gehandhabt denn früher. So wurde am 15. September 1840 ein Schneidergesell verhaftet, welcher seine Genossen im sozialdemokratischen Sinne zu beeinflussen versucht hatte, von ihnen selbst jedoch als Ruhestörer der Polizei angegeben worden war. Am Tage darauf wurden noch einige andere Schneidergesellen festgesetzt, angeblich, weil sie keine Arbeit gefunden hätten, und doch in Berlin verblieben wären. Darob erwachte der Grimm der Schneidergesellen von Berlin. Am Abende erschienen sie in hellen Haufen, johlend und schreiend, vor dem Köllnischen Rathause, um die Freilassung ihrer Genossen zu fordern und nötigenfalls zu ertrotzen. Wohl wurden sie mit leichter Mühe zerstreut; allein auch am 17. September fanden auf dem Schloßplatze Ruhestörungen statt. Die tumultuierende Menge mußte von Polizisten und Gensdarmen mit der flachen Klinge auseinandergetrieben werden. Gewiß, — es war nur eine „Schneiderrevolte“ gewesen, und eine Parodie der „Kapuziner-Predigt“ aus „Wallensteins Lager“ las den müßigen Gesellen scharf den Text:

„Heisa, Juchheisa, Dudeldumdei!
Das geht ja laut her. Bin auch dabei!
Ist das ein Haufen ruhiger Bürger?
Sind wir Kosaken? Sind wir Türkenwürger?
Treibt man so mit der Obrigkeit Spott,
Als hätte die Polizei, der allmächtige Gott,
Nicht Gensdarmen und Nachtwächter, die könnten drein schlagen?
Ist's jetzt Zeit zu blauen Montagen?
Zu Wurstpicknicks und Tanzgelagen?
Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und legt die Hände in Schoß?
Die Revolution ist in Frankreich los,
Das Bollwerk der Niederlande ist gefallen,
Brüssel ist in der Insurgenten Krallen.
Und ihr seyd hier in der Residenz Berlin,
Schlendert nach Wisotzky und Herig*) hin.
Kümmert euch mehr um die Stich**) als den Stich,
Wetzt lieber den Schnabel als die Nadel,
Treibt euch lieber herum mit der Dirn
Als mit Fingerhut, Scheere, Nadel und Zwirn.
Die Meister trauern in Sack und Asche;
Ausgeleert ist eines Jeden Tasche.

*) Tanzlokale damaliger Zeit.
**) Die berühmte Schauspielerin Clara Stich.

Es ist eine Zeit des Mangels, der Not;
Es regnet kein Manna, es geschehn keine Wunder.
Die Bäcker backen gar kleines Brot,
Davon schneidet man nicht viel Schnitte herunter.
Die Meisterwelt ist ein Klagehaus;
Die Gesellenwelt lebt in Saus und Braus.
Daß Gott erbarm! Der Meister Reich
Liegt ganz und gar außer ihrem Bereich.
Die Meister sind worden dienende Geister,
Die Gesellen-Herberge ist des Handwerks Totenbett und Särge.
Die Schneider-Innung hat keine Geld-Gewinnung,
Und all die gesegneten Handwerks-Zünfte
Haben alle kein Geld und keine Einkünfte.
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden!
Das schreibt sich her von eurem Schlendern unter den Linden.
Von dem faulen und vornehmen Leben,
Dem sich die Gesellen alle ergeben.
Denn der Müßiggang
Ist aller Laster Anfang.
Auf das Laster folgt das Übel
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel.
Hinter dem U kommt gleich das Weh!
Das ist die Ordnung im A B C."

Indessen war es immer eine erste Auflehnung gegen die Obrigkeit, — ein Tumult, welchem weitere Ausschreitungen leider bald folgen sollten.

Denn die Gemüter zu beruhigen, — dazu war diese Zeit in keiner Weise angethan. Von Rußland und von Polen her nahte ein furchtbarer Gast, dessen unheimliches Wesen um so grauenhafter erschien, weil er zum ersten Male auftrat: die Cholera. Noch ward das Wüten der Seuche in seiner entsetzlichen Gewalt von keinem Arzt geahnt: ein Militär-Kordon an der Oder sollte den Fortschritten der Krankheit Halt gebieten, und das Berliner Cholera-Lazareth wurde mit ganzen — 13 Betten ausgestattet! Die Seuche kam; am 29. August 1831 starb ein Schiffer auf einem Torfkahne, welcher in Charlottenburg angelegt hatte, an der Cholera; am folgenden Tage forderte die tückische Krankheit ihre ersten Opfer in Berlin und zwar am Schiffbauerdamme. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Einwohner, und die Sanitätspolizei that ihr Bestes, um denselben noch bedeutend zu vermehren. Träger, welche in schwarzes Glanzleder gekleidet waren, brachten, die Klingel vor sich her beständig rührend, die Kranken in Körben nach den Lazarethen. Alles und Jedes wurde desinfiziert; das gemünzte Geld in Essigschüsseln geworfen u. s. w.; ja selbst die Leichenfolge wurde bei den an der Cholera Verstorbenen nicht gestattet, bis endlich auch der große Hegel der Seuche erlag und seine Schüler sich die Ehrenpflicht nicht nehmen ließen, den verehrten Meister in dichtgedrängter Schaar zu Grabe zu geleiten. Auch die Ärzte erschienen anfänglich mit Wachstuchmänteln und venetianischen Masken bei ihren Berufsgängen; — ein widerlicher Geruch, verursacht durch den übermäßigen Gebrauch aller nur irgend möglicher Desinfektionsmittel erfüllte die Stadt; schließlich aber wurde man auch gegen diesen unheimlichen Gast — gleichgültig. Der Doktor Sachs begann eine scharfe litterarische Fehde gegen

den Urheber der Absperrungstheorie, den Geheimen Sanitätsrat Rust, und da die Seuche gegen Ende des Jahres mehr und mehr an Heftigkeit verlor, so hob auch das lebenslustige Berlin an, sich wieder seines Daseins zu freuen.

Wir sagten soeben, die Zeit sei in keiner Weise dazu angethan gewesen, die Gemüter zu beruhigen, und diese Behauptung wird sich nicht wohl bestreiten lassen. Es waren indessen weniger die Verhältnisse der Hauptstadt selbst, welche die Gährung veranlaßten; — was hätte man auch gegen einen Selbstherrscher an Vorwürfen vorzubringen gehabt, welcher mit der tadellosesten Sittenreinheit die größte Schlichtheit der Lebensführung und das ernsteste Bestreben verband, das Wohl seines Volkes auf jede nur mögliche Weise zu befördern? — In der That ist Friedrich Wilhelm III. von seinem Volke auch geliebt worden wie nur selten ein Fürst. Es waren vielmehr überaus unheilvolle äußere Einflüsse, welche dem verhängnisvollen Geiste der Unruhe in der preußischen Hauptstadt Bahn gebrochen haben. Emissäre der Revolution, Demokraten vom „Hambacher Feste“, der Geister des feurigen Traminers noch nicht ledig, — „Apostel der Freiheit“, die keinen roten Pfennig in der Tasche hatten und denen daher die Pflicht, ihren Geldverbindlichkeiten nachzukommen, bereits als ein Gebot der unerträglichsten Tyrannei erschien, — kurz mauvais sujets von jeder Art und Sorte waren die Eclaireurs der Revolution auch zu Berlin. Damit ist nicht gesagt, daß die bestehenden Verhältnisse etwa tadellose gewesen wären. Die Zensoren überboten sich gegenseitig an den erbärmlichsten Seltsamkeiten, Kleinlichkeiten und Absurditäten; wie ein Alpdruck lag's auf allen Verhältnissen, und die Verletzungen des Briefgeheimnisses, welche vorgenommen wurden, waren unverantwortlich. Dennoch ist das, was an Exzessen gegen die Regierung des wohlwollendsten Königs geschah, nur als unendlich kläglich, — ja gradezu als zynisch-pöbelhaft zu bezeichnen. Gott Lob! Wir haben diese Ausschreitungen nicht dem Volke von Berlin, sondern nur einigen verlaufenen Abenteurern, — um mit des Königs Worten zu sprechen: „einem zügellosen Haufen von der niedrigsten Gesinnung“ zuzuschreiben.

Am 3. August 1835 erfolgten nämlich wiederum Exzesse. Man operierte vorzüglich mit Feuerwerkskörpern; — deshalb der Name „Feuerwerksrevolution“. Auf dem Exerzierplatze vor dem Brandenburger Thore mußten die Kürassiere bereits zu den Pallaschen greifen. Am 4. Abends wurden im Prinzessinnen-Palais und in vielen anderen Gebäuden die Fenster eingeworfen, nachdem man „zum Frühstück“ die Zirkusbude auf dem Exerzier- (Königs-) Platz niedergerissen und in Brand zu stecken versucht hatte. Am 5. galt es den Laternen und den eisernen Stangen zwischen den Sandsteinpfeilern der Linden; — glanzvoll schloß dann der Tag mit einem abgeschlagenen Sturme auf „Kranzler“ ab. Am 24. aber, am Stralauer Fischzuge, sollte der „Hauptrummel“ stattfinden; indes, wie ein Plakat am Stralauer Thore besagte:

„Wegen Unpäßlichkeit des Schusterjungen Herrn Friedrich Wilhelm Schulze konnte die große Berliner Revolution an diesem Tage nicht stattfinden.“

Dergleichen Dinge sind ebenso widerlich wie traurig, aber auch sie wollen erwähnt sein. Noch ärger war indessen das Benehmen des Janhagels beim Leichenbegängnisse des verhaßten Herzogs Karls von Mecklenburg, des Bruders der Königin Luise. Wenn noch jüngst laute Ausrufe wie z. B.:

„Jott sei Dank, daß der Kerl dot is!“

nur als „höchst verfängliche“ bezeichnet worden sind, so läßt sich darüber eben nicht rechten.

Wir sind weit davon entfernt, dergleichen ärgerliche Dinge als Äußerungen des politischen Kampfes aufzufassen; nur das fremde agitatorische Gesindel war für diese Gemeinheiten verantwortlich, durch welche sich die niederen Volksklassen von Berlin in jenen Tagen zum ersten Male prostituiert haben. Vielleicht mögen wir Unrecht gethan haben, indem wir diese Straßenexzesse hier verzeichneten. Allein sie sind nachmals politisch ausgebeutet worden; darum muß man von ihnen wissen. Nicht im entferntesten aber hängt mit ihnen jene tiefe Teilnahme zusammen, welche sich in den Kreisen des jüngeren Berlin, selbstverständlich vorzüglich auf der Universität, für die berühmten „Göttinger Sieben“ im Jahre 1838 kundgab. Friedrich Wilhelm jedoch verurteilte jene Gelehrten, und um keinen Zweifel an seinen Überzeugungen aufkommen zu lassen, verlieh er dem hannoverschen Minister von Scheele, dem Vertreiber der Sieben, den Rothen Adler-Orden I. Klasse. Trotz all' der Liebe, welche der König genoß, war also dennoch ein Zwiespalt zwischen ihm und dem jüngeren Geschlechte unleugbar vorhanden.

24. Die kirchliche Union.

Litteratur: Nitzsch, Urkundenbuch der ev. Union. Bonn 1853.
Mücke, Preußens landeskirchl. Unionsentwickelung. Brandenburg 1879.

Die Unionsbestrebungen innerhalb der evangelischen Kirche sind ein köstliches, altes Erbe der Hohenzollern. Vor allem war der große Kurfürst mit dem lebhaftesten Eifer auf sie eingegangen. Dasselbe Beispiel edler, religiöser Duldsamkeit hatten fast alle Fürsten des erlauchten Hauses ihren Völkern dargeboten; es hatte leider — jedoch keineswegs die Kraft gehabt, die ärgerlichen konfessionellen Kämpfe aus dem Staate zu verbannen.

Neugestärkt waren jetzt sämtliche christliche Bekenntnisse, — neugestärkt war auch das christliche Gemeindeleben aus dem großen Freiheitskampfe hervorgegangen. Die Begeisterung der Krieger und der Sänger der unvergeßlichen Zeit war von Gottes Geist geweiht gewesen, und ein großer Teil des deutschen Volkes hatte für immer mit dem Unglauben gebrochen. Der König selbst war tief religiös; — hätte ihn sonst ein so inniges Band der Liebe mit einer Königin Luise zu vereinigen vermocht? — Mit voller Klarheit erkannte er, daß eine wahrhafte, klare, nüchterne und in die That sich umsetzende Religiosität stets die festeste Grundlage des Volkswohls bildet.

Diese durchaus praktische Auffassung Friedrich Wilhelms von der Religion äußerte sich nun aber in einer doppelten Weise. Sie ließ ihn einmal die Kirche, — was sie ja auch sein soll, — als eine Erziehungsanstalt erscheinen; sie ließ ihn sodann das Hauptgewicht auf das religiöse Leben, nicht auf die Lehre legen, was wiederum dem Geiste Christi voll und ganz entspricht.

Ist aber die Kirche eine Erziehungsanstalt, wie auch etwa das Heer, so folgt ohne weiteres, daß Willkürlichkeiten in ihr nicht gestattet sind. Es gebührt ihr daher eine uniforme Verfassung. Ist ferner die christliche That das Entscheidende, so ist es sehr wohl möglich, Bekenntnisse, welche sich nur in geringern Dingen unterscheiden, zu vereinigen.

Bleiben wir bei dem letzteren Punkt zuerst stehen! — Berlin war im 17. Jahrhunderte der Schauplatz ingrimmiger kirchlicher Kämpfe gewesen; längst jedoch waren dieselben vergessen. Die Aufklärung hatte konfessionell nivellierend gewirkt, und vorzüglich hatte Schleiermacher, welcher in der Religion nur das Gefühl der Abhängigkeit von Gott erblickte, durch seine Lehrthätigkeit in der Hauptstadt der Union die Wege gebahnt. Hier also schien ein großer Erfolg mit leichter Mühe erreichbar zu sein. Auf dem Gebiete der kirchlichen Formen, des Kultus, der Verfassung u. s. w. aber herrschte eine so bunte Mannigfaltigkeit, daß wirksame Änderungen hier kaum möglich erschienen, zumal da die Zugehörigen der einzelnen Kirchen solchen Äußerlichkeiten gemeinhin eine überaus treue Anhänglichkeit zu bewahren pflegen.

Seiner innigsten Überzeugung nach erschien es dem König jedoch durchaus notwendig, die bessernde Hand zuerst an jene Äußerlichkeiten zu legen. Am 20. März 1811 wurde den Geistlichen, welche zuletzt nur noch ein seidenes Mäntelchen als Amtsabzeichen benutzt hatten, die noch heute übliche Amtstracht gegeben; zu Pfingsten 1811 predigten die Berliner Pfarrer zuerst im Luthertalare. Bischöfen und sonst hochstehenden Geistlichen wurde „ein seidener Talar“ besonders verliehen. Es folgte nach verschiedenen mißglückten Versuchen die endliche Feststellung der „Liturgie für die Berliner Garnison- und die Potsdamer Hof- und Garnisonkirche“, an deren Ausarbeitung Friedrich Wilhelm wahrscheinlich selbstthätig Anteil genommen hat. Man muß dieser Liturgie des Königs, so viele Anfechtungen sie auch erlitten hat, dennoch das Zeugnis geben, daß sie die unendlich schwierige Aufgabe in durchaus würdiger Weise gelöst hat.

Am 13. März 1817 erfolgte ferner die Regelung der protestantischen Kirchenverfassung. Dem Geistlichen wurden in jedem Kirchspiele als Gehülfen nach apostolischer Weise noch einige Presbyter beigeordnet; die Geistlichen benachbarter Gemeinden aber wurden unter Superintendenten zu Kreissynoden vereinigt und ihnen die Lokal-, beziehungsweise die Kreis-Schul-Inspektion übertragen. Aus den Kreissynoden sollten dann die Provinzial-Synoden und aus diesen wiederum die General-Synode gebildet werden, welche letztere alle fünf Jahre in Berlin zusammenzutreten hatte.

Nunmehr, am 8. Oktober, wurde die vom 17. September datierte königliche Proklamation veröffentlicht, welche zu dem großen Werke der Union mit wahrhaft königlichen Worten mahnte. Mit Recht hieß es in derselben:

„Dieser heilsamen, schon so lange und auch jetzt wieder so heiß gewünschten und so oft vergeblich versuchten Vereinigung, in welcher die reformierte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neubelebte, evangelisch christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters werden, steht kein in der Natur der Sache liegendes Hindernis mehr entgegen, sobald beide Teile nur redlich und ernstlich in wahrhaft christlichem Geiste sie wollen. Von diesem überzeugt, würde sie würdig den Dank aussprechen, welchen wir der göttlichen Vorsehung für den unschätzbaren Segen der Reformation schuldig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter in der Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes durch die That ehren.“

Am 1. Oktober 1817 trat dann die Berliner Geistlichkeit zu einer Synode zusammen, um den hochherzigen Vorschlag des Königs zu erwägen. Der milde Schleiermacher wurde zum Vorsitzenden derselben erwählt; mit höchster Herzensfreude und mit tiefster Herzensbewegung begrüßte er das Werk des königlichen Herrn. Einstimmig wurde auf dieser Synode die Union für Preußens Hauptstadt angenommen. Am 30. Oktober Vormittags nahmen unter dem Geläut sämtlicher Glocken der Stadt die Berliner Geistlichen, die Mitglieder des Konsistoriums und der Universität, die Direktoren und Lehrer der Gymnasien, der Magistrat, die Stadtverordneten und die Bezirksvorsteher, sowie viele hohe Staatsbeamte in der von Schinkel edelschön wiederhergestellten St. Nikolai-Kirche gemeinschaftlich das h. Abendmahl. So war es den Bemühungen des schlichten, ernsten Königs gelungen, ein Werk zu stande zu bringen, an welchem die Kraft der besten und lautersten Männer des evangelischen Deutschlands sich drei Jahrhunderte hindurch vergeblich abgemüht hatte Unter den wahrhaften Wohlthätern der protestantischen Kirche hat der ernste Herrscher sich damit die erste Stellung errungen.

Die innige Teilnahme, welche Friedrich Wilhelm den religiösen Dingen zollte und die Erfolge, welche ihm geworden waren, trieben ihn indessen manchmal leider auch über das Ziel hinaus. Die evangelische Kirche hatte in ihrer territorialen Zersplitterung einen überreichen Schatz gottesdienstlicher Formen aus sich herausgebildet, zu welchem überdies noch eine reiche Fülle der verschiedenartigsten Gestaltungen für jede geistliche Amtshandlung hinzutrat. Auch in dieser Beziehung wünschte Friedrich Wilhelm III. Einhelligkeit und die Frucht dieses Wunsches war die „Agende“ von 1821, deren Annahme seitens der Geistlichkeit der König selbst als die größte Freude bezeichnete, welche man ihm bereiten könne. Durfte er doch dies Werk der Hauptsache nach als das seinige bezeichnen!

Indessen, — gerade diese Freude wurde ihm nicht zu teil. Trotzdem sich eigentlich wenig Gegründetes gegen die Agende einwenden läßt, stieß die Einführung derselben dennoch auf den lebhaftesten Widerspruch. Auch in Berlin. Den strenggläubigen Lutheranern unter den Unierten war sie nicht altkirchlich genug; Männer neuerer Richtung dagegen wie Schleiermacher und elf andere hervorragende Geistliche der Residenz, welchen sich auch der Magistrat anschloß, meinten dagegen, das Wort des 16. Jahrhunderts, welches der Agende zum größten Teile zu grunde läge, könne unmöglich der Überzeugung des 19. den angemessenen Ausdruck verleihen; einer archaistischen Kirchensprache räumten sie also das Recht der Existenz nicht ein. Nach langen Verhandlungen, welche eine Zeit hindurch sogar den Bestand der Union gefährdeten, wurde endlich am 12. April 1829 die Agende in einer veränderten Form von allen Kirchen der Hauptstadt angenommen und hiermit ein Streit beendigt, welcher als „Agendestreit“ zum Teile mit einer uns unbegreiflichen Heftigkeit geführt worden ist.

Die Fürsorge des Königs für die religiösen Dinge wendete sich endlich auch dem Gesangbuche zu. Am 25. August 1829 wurde den Berliner Gemeinden durch eine von Friedrich Wilhelm eingesetzte Kommission ein neues Gesangbuch dargeboten; — es ist dasjenige, welches wir noch heute gebrauchen. Auch diese Arbeit hat harten Tadel erfahren und, wie wir glauben, in gewisser Beziehung auch mit Recht, denn sie strotzt von unnötigen Abänderungen, welche zum großen Teile nur Verwässerungen und Verflüchtigungen der festen, starken Gedanken jener alten Poeten sind. Auf der

andern Seite läßt sich freilich nicht leugnen, daß das Berliner Volk von 1829 die alten Texte kaum mehr verstand und sie zum Teil sogar — belächelte. Auch in diesem Werke bekundete sich der edle, religiöse Eifer des vielgeprüften Fürsten, welcher den Inhalt seines Lebens mit dem tiefernsten Worte bezeichnet hat:

„Meine Zeit mit Unruhe,
Meine Hoffnung in Gott!"

und dennoch hielt es sehr schwer, das neue Gesangbuch einzuführen. —

Wie wir oft schon zu bemerken Veranlassung hatten, ist der Boden für die Sektenbildung zu Berlin im allgemeinen kein allzu günstiger. Schwärmerische Anregungen finden wohl dann und wann Anklang, namentlich wenn sie die Sinne zu reizen vermögen; — im großen und ganzen ist der Volkscharakter jedoch viel zu gesund, als daß dergleichen Phantasmen sich auf die Dauer zu halten vermöchten. Auch jener Supranaturalismus und jene mystisch-wollüstige Verzückung, welche in den letzten Jahren von den „Stillen im Lande", von den „Muckern", den „Seelenbräuten" u. s. w. als das alleinige „Heil" und das „eine notwendige Teil" gepriesen wurden, fanden unter der Regierung Friedrich Wilhelms durchaus noch keinen Anklang in der Hauptstadt. Wohl verdrehte die „predigend wandernde" Mistreß Fry einige Zeit lang einigen vornehmen Kreisen die Köpfe; — das Volk aber und sein Kern, das Bürgertum, bewahrte sich ein besseres Gut: das Christentum der That, und die Religion der Nächstenliebe. Deß freute sich auch Friedrich Willelm III; denn allem Sektenwesen war er abhold.

---

25. Kunst und Wissenschaft unter Friedrich Wilhelm III.

Litteratur: Woltmann, Baugeschichte. Berlin 1872.
Seidel, die schönen Künste in Berlin. Berlin 1828.
Brachvogel, Gesch. des Königl. Theaters. Berlin 1877/8.
Vertraute Briefe. Stuttgart und Leipzig 1837.
Riegel, Wiedererstehen der deutschen Kunst. Hannover 1876.

Welche Bedeutsamkeit die Freiheitskriege für das nationale Leben des gesamten deutschen Vaterlandes gehabt haben, erweist sich am klarsten und am glänzendsten unzweifelhaft wohl aus jener Thatsache, daß erst sie uns wiederum mit einer nationalen, aus dem Volksgeiste geborenen, uns wirklich angehörigen Kunst beschenkt haben. —

Die Baukunst dieser Zeit wird durch den ruhmvollen Namen Karl Friedrich Schinkel voll und ganz vertreten. Der große Künstler war am 13. März 1781 zu Ruppin geboren worden; wir trafen ihn oben bereits als Schüler von Friedrich Gilly an. Er war's, der dann dem Prinzen Ludwig Ferdinand sein schönes Heim in der

Friedrichsstraße 103 erbaute. Hatte vorher aber die Sonne Italiens dem jugendlichen Künstler geleuchtet, so ergriff ihn nach dem Abschlusse des Befreiungskampfes nun auch jener hohe, fromme, freilich ein wenig weltflüchtige und darum auch manchmal so kränkliche Geist, welchen wir mit dem Namen der „Romantik“ zu bezeichnen gewohnt sind. Wir finden Schinkel zu dieser Zeit in engem Bündnisse mit den Berliner Dichtern Tieck, Wackenroder, den beiden Schlegel und Klemens Brentano. „Der originellste und umfangreichste Plan aus dieser romantischen Richtung Schinkels, dabei zugleich der Abschluß derselben, ist der Entwurf eines großen gothischen Doms für Berlin, als eines Denkmals der Befreiungskriege. Dieser wurde dem Könige freilich erst 1819 vorgelegt, aber die Arbeit dazu beruhte auf langer Vorbereitung. Das Schinkelmuseum bewahrt eine große Reihe von Skizzen wie von ausgeführten Blättern zu diesem Werke. Die Ideen, welche den Meister bei dieser Arbeit leiteten, legte er in einer Eingabe an den König nieder. ‚Wenn Gott den Völkern neues Leben einhaucht, gegen den Untergang sich zu erheben, wenn er sie stark macht, die Freiheit zu erkämpfen, und wenn so ein großer Akt der Weltgeschichte geschlossen wird, dann ist hiernach das Edelste, was der Mensch beginnen kann, das Andenken einer solchen Zeit in religiösem Sinne fest zu halten und würdig zu ehren, und dazu ist nur ein Medium vorhanden: die schöne Kunst. Was auch Herrliches gethan und in den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft niedergelegt wird, es verlebt sich mit der Zeit, da die vorhandenen Gebrechen ohnehin verhindern, daß es in vollkommener Reinheit hervorgehen kann; nach Jahrhunderten sucht man oft vergeblich seine Spuren. Eine große und herrliche Handlung, durch die Kunst erfaßt, hält sich in ihrer höchsten Reinheit durch Jahrtausende, und der Anblick großer Monumente führt uns das ideale Bild ganzer Nationen in die Gegenwart zurück.‘

Als Platz für den Dom wünschte der König den Spittelmarkt. Schinkel versuchte in einem Situationsplan sein Bauwerk dieser Lage anzupassen, aber nur, um zu beweisen, daß hier nicht die volle Wirkung erreicht werden könne. Seine Wahl fiel auf den Leipziger Platz, der weit über seinen jetzigen Umfang nach außen verlängert werden sollte. Es war der nämliche Platz, den einst sein Lehrer Gilly für das Friedrichsmonument gewählt hatte. In der Mitte von Gartenanlagen und Fontänen sollte die Kathedrale am Eingang der Hauptstadt dem Kommenden entgegenragen: und zwar auf einem terrassenartigen Unterbau, welchen das Mittelalter nur anbrachte, wenn es darauf ankam, örtliche Unebenheiten auszugleichen. Wer aber den Erfurter, den Regensburger Dom, oder Sankt Gudula in Brüssel gesehen, der weiß, wie günstig eine solche Anordnung wirkt, indem so ein festes Gegengewicht den sich spaltenden und immer schlanker werdenden Massen gegenübersteht. Die Kathedrale sollte aus einem dreischiffigen Langhaus mit einem Turme an der schmalen Hauptfassade und aus einem großen achteckigen Kuppelbaue, bestehen. Sie sollte die größte Kirche Berlins werden, aber immer noch um den dritten Teil kleiner sein, als der Mailänder Dom, und ihr Turm hundert Fuß niedriger als der des Straßburger Münsters.“ Dombaupläne haben für uns augenblicklich ein hohes Interesse. Verweilen wir daher noch einen Augenblick bei diesem Entwurfe! — „Nur von der malerischen Seite,“ sagt Woltmann, „hat er ein Verhältnis zu der Gothik; nur phantastische Wirkungen lauscht er ihr ab, und dabei bewährt er allerdings eine glänzende Kraft. So in der Anlage der Portale, die er mit der Höhe des darüber aufragenden Turms besser in Einklang setzen will, indem er über ihnen eine hohe offene Nische emporwölbt, eben so tief wie die reich

gegliederten Thürwandungen unten. In ihrem Grunde entfaltet sich eine große Fensterrose, und vor derselben sprengt der Erzengel Michael, in kolossalem Reiterbilde, nach vorn, indem er den niedergeschmetterten Satan durchbohrt. Bei dem Innern hatte der Sinn für das Malerische mit den rituellen Forderungen des evangelischen Gottesdienstes abzurechnen. Das Mittelschiff allein enthält die Sitzplätze und liegt um einige Fuß tiefer als die Seitenschiffe, welche als Gänge dienen. Eine Terrasse, von welcher die Kanzel hervorspringt, bildet den Abschluß des Mittelschiffes, sie liegt in der Fußbodenhöhe des anstoßenden Kuppelraumes, zu welchem von jedem Seitenschiff vierzehn Stufen emporführen. Dieser Raum für die Abendmahlsfeier, für Taufen und andere besondere Feierlichkeiten bestimmt, strahlt im Scheine großer farbiger Radfenster, während das Langhaus hell bleibt. Fünf Kapellen schließen sich an ihn an, deren jede eine plastische Gruppe enthält. Die mittlere, den Erlöser mit der Siegesfahne darstellend, schmückt den Hochaltar; die übrigen beziehen sich auf die drei christlichen Hauptfeste und auf die Taufe. Eine Kapelle ist je nach Bedürfnis geöffnet; die übrigen schließt ein purpurner Vorhang. Auch am Äußeren ist für reichen, stattlichen Schmuck gesorgt, religiöse Bildwerke, und zwar bemalte, füllen die Hohlkehlen der Portale, und an den Strebepfeilern, unter Baldachinen, sitzen die vorigen Herrscher des Landes hoch zu Rosse.

Doch nicht bloß ein religiöses und geschichtliches Denkmal sollte dieser Dom sein: er sollte zugleich durch die Art seiner Errichtung „ein lebendiges Monument im Volke, unmittelbar etwas begründend, was fortlebt und was Früchte trägt“ werden. Dem eingerissenen Verfalle in den Künsten und Gewerben glaubte Schinkel nicht besser steuern zu können, als wenn ein solches Monument durch wenigstens anderthalb Jahrzehnte der Zentralpunkt aller höheren Kunstbetriebsamkeit des Landes würde. Hieran sollten alle vorzüglichen Künstler arbeiten; hierauf sollte der Staat alles konzentrieren, was er sonst für Gewerbe und Künste thun wollte. Auf solchem Wege des Praktischen, betont Schinkel, komme die Kunst weiter, als durch hundertjährige Lehrkurse auf Akademien. Und daß die Sache kein bloßer Traum sei, sondern daß die Mittel vorhanden seien, wenn sie nur gut benutzt werden, rechnet Schinkel uns genau vor. Die bei dem Hofbauamtsetat unnütz zersplitterte Summe von 400,000 Thalern jährlich würde für ein solches Werk fruchtbringend zu verwenden sein. — Dieser Sinn für das Ganze der Kunst, den wir hier wieder hervortreten sehen, der Sinn für das Heranbilden, Sammeln und gemeinschaftliche Entfalten aller Kräfte bei einer großen Aufgabe, zeichnet Schinkel vor allen Architekten der Neuzeit aus.“ — Hoffen wir, daß es der Neuzeit gelinge, das große Werk, welches dieser Meister einst geplant, zur Ehre deutschen Geistes zu vollbringen. Also Woltmann.

Hier also ein Mißlingen. Wohl aber war es Schinkel vergönnt, im innigsten Vereine mit Rauch die Freiheitskriege künstlerisch zu verherrlichen. Er ist der Schöpfer des erhabenen Siegesmonumentes auf dem Kreuzberge, welches am 30. März 1821 enthüllt wurde; Rauch, Tieck und Wichmann hatten sich dem Meister verbunden, um diese schlanke, gothische Pyramide mit ihrem herrlichen Statuenschmucke zu beleben.

Eine Apotheose des glorreichen Kampfes — fern vor den Thoren der Stadt, in einer „Wildnis“, an welche sich nur hier und dort ein Stücklein Anbau anlehnte, — sie konnte indessen wohl unmöglich genügen; auch das Innere Berlins mußte beziehungsreich geschmückt werden. Und auch dies geschah. Schon 1817 wurde der Dom nach Schinkels Plänen umgebaut, und nun begann die Schöpfungszeit jenes glanzvollen

Raumes zwischen dem Dome und dem Anfange der Linden, welche mit der Aufstellung des Rauchschen Reiterbildes Friedrichs des Großen, — mit der Vollendung von St. Hedwig und der Kaiser-Wilhelms-Brücke vorläufig wenigstens einen Abschluß gefunden hat. Im Jahre 1816 wurden ferner zwei den Franzosen abgenommene Mörser vor dem Zeughause aufgestellt, zu welchen später noch ein prächtig ciseliertes Bronze-Geschütz und jüngst die gewaltige Kanone vom Mont-Valérien sich zugesellt haben; 1817 folgte der Umbau des Domes, 1818 der Aufbau der „neuen Wache“ nach Art eines Feldherrngebäudes in einem römischen Lager. Die erste der Siegerstatuen, welche neben diesem Castrum errichtet wurden, war diejenige von Scharnhorst, — 1822. Es folgten Bülow von Dennewitz, der Retter Berlins, 1823, Blücher, 1826, und in neuerer Zeit York und Gneisenau, — sämtlich Werke des großen Meisters Christian Rauch. Die Schloßbrücke von 1823, die Sing-Akademie von 1826, — letztere wie erwähnt, ein Werk Otmers aus Braunschweig, führten die Verschönerung dieses Teiles der Hauptstadt dann weiter, und am 3. August 1830, dem jubelnd alljährlich gefeierten Königsgeburtstage, konnte auch die Eröffnung des Museums, des hoheitsvollsten Baues Schinkels, feierlichst erfolgen.

Über den letzteren hier noch ein kurzes Wort! „‚Wie Schinkel sein Museum baute,‘ so sagt Friedrich Eggers, „würde nie ein Römer, so würde aber ein Grieche die gegenüberstehenden Baubedingungen gelöst haben. Hätte man zu einem Griechen gesagt: ‚Baue ein Haus, welches die Marmorbilder und die gemalten Tafeln zum Genuß stellt, die der Norden aus dem Süden für sich gerettet hat‘, — er würde ein Gebäude errichtet haben, welches sich schützend um diese Schätze legt, sie gleichsam in den Arm nimmt und sich zugleich auf festlich erhebende Weise zu ihrer Betrachtung eröffnet.‘ Die Nebenseiten, einfach und geschlossen, bergen den köstlichen Inhalt; der hohe Unterbau hebt über das Treiben des Tages empor; aber die Vorderfront mit ihrer Halle von achtzehn ionischen Säulen, zu welcher die breite Freitreppe emporführt, öffnet sich dem ganzen Volke, ladet zum Eintritt ein, und die Vertiefung der Vorhalle, in welcher man die Treppe zum oberen Geschosse erblickt, zieht den Blick unwiderstehlich in das Innere hinein. Oben aber ragt der würfelförmige Überbau der Kuppel empor, der die rossebändigenden Söhne des Zeus trägt. Wer ahnte da nicht, daß er ein Heiligtum im Kerne des Baues umschließt? Dieser Kuppelraum, das ‚Pantheon‘, wie Schinkel es nannte, mit dem Kranze korinthischer Säulen, die den oberen Umgang tragen, mit Marmorbildern des Altertums zwischen ihnen und der mächtigen, kassettierten Decke, bildet einen Empfangsraum, welcher den Eintretenden zugleich mit einem Gefühle der Ehrfurcht und der Befreiung erfüllt.

Sonst verdient im Museum kaum etwas eine so hohe Anerkennung, wie jene Resignation, mit welcher die architektonische Wirkung überall dem Zwecke des Bauwerks sich fügt. Schinkel verfiel nicht in den Fehler mancher moderner Architekten, bei einem Gebäude für Kunstsammlungen zunächst auf die Anlage imposanter Räume auszugehen, und die Kunstwerke bloß als eine Dekoration derselben anzusehen. In größter Einfachheit sind die Säle der Skulpturen gehalten; — die mit farbigem Stuck bekleideten Säulen, welche die Balken der Decke tragen, gewähren den Marmorbildwerken einen ruhigen Hintergrund. Da sie ihrer Bekleidung wegen nicht kanneliert sein können, so sind die römisch-dorischen Formen durchaus angemessen; die ornamentale Ausbildung der Kapitäle derselben, in jedem Saal verschieden, ist von Schinkel in höchster Feinheit erfunden. Der ruhige, strenge Stil gewährt diesen Räumen

ihren eigentümlichen Charakter. Die Anlage der Bildergalerie, deren Säle durch Zwischenwände in kleinere Gemächer mit je einem Fenster abgeteilt sind, folgt einem ganz neuen Gedanken. So war es möglich, die Bilder in bestimmte Gruppen von mäßigem Umfange zu sondern; der Beschauer wird nicht von der Masse überwältigt, nicht durch Fremdartiges verwirrt und die Gemälde hängen nicht zu hoch. Dabei sind die einzelnen Kompartimente groß genug, um genügenden Abstand und freie Bewegung zu gewähren, und die Größe des ganzen Saals wirkt noch immer imponierend. Vielleicht kann man aussetzen, daß eine gewisse Abwechslung in den Räumlichkeiten fehle, aber wenn man auch zugiebt, daß für andere Galerien noch andere Anlagen möglich sind, so ist doch gerade die hiesige dem besonderen Charakter der Berliner Sammlung angemessen; sie macht die streng-kunsthistorische Aufstellung möglich, welche hier so glücklich durchgeführt worden ist.“ —

Ja, — wohl dürfen wir sagen: „Berlin ist die Stadt Schinkels!“ Er hat ja auch den ursprünglichen, inmitten des Lustgartens befindlichen Springbrunnen, er hat auch die Aufstellung jener Granitschale von Cantian angeordnet, zu welcher einer der gewaltigen Findlinge auf den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde das Material hergeben mußte! Von ferneren Werken des Meisters erwähnen wir noch die Werdersche Kirche, 1825—1828 erbaut, den neuen Packhof und vor allem das Schauspielhaus; das alte, von Langhaus erbaute, war im Jahre 1817 abgebrannt. Das neuere wurde am 26. Juni 1821 eröffnet: „als die Ouvertüre verrauscht war, stieg der von Schinkel erfundene Vorhang mit den beiden Greifen und der Leier in der Mitte in die Höhe. Die Versammelten schauten in eine prächtige Szenerie hinein: die Muse betrat staunend den festlichen Raum und sprach den herrlichen Prolog von Goethe:

„So war es recht; so wollt' es meine Macht!“ —

Die Bau-Akademie, — ein schlichter Backsteinbau, — die Artillerie- und Ingenieur-Schule, die nun entfernte Kolonnade vor der Neuen Wilhelmsstraße, die Sternwarte, die Umbauten des Graf Redernschen und Prinz Karlschen Palais, die Basilika-ähnlichen Vorstadtkirchen zu St. Paul, St. Elisabeth und Nazareth, das Monument Scharnhorsts auf dem Invaliden-Kirchhofe, die Kaserne in der Karlsstraße, die Wachthäuser am Potsdamer und am Neuen Thore, das Feilnersche Haus und der Militär-Arrest in der Lindenstraße schließen den vollen Kranz der edlen Schöpfungen Schinkels, welcher nach Schlüter das größte Verdienst um die Verschönerung der Hauptstadt sich erworben hat, endlich in ruhmeswürdiger Weise ab.

Fürwahr, ein Künstler von universaler Begabung, — in seiner Vielseitigkeit zugleich als Maler, als Skulpturen-Zeichner und als Architekt zugleich auf das Lebhafteste an die alten, großen Italiener erinnernd! — Stets war der Sinn ihm auf das Ganze der Schönheit, — auf das Zusammenwirken aller einzelnen Künste gerichtet. Er überlebte noch den edlen König; — lange freilich nicht. „Im Frühjahre 1841 brach ein Gehirnleiden in ihm aus, welchem er als Opfer jener übermenschlichen Arbeit, die ihm aufgebürdet worden war, erlag. Bald war der hohe, eben noch rastlos schaffende Geist unter schrecklichen Leiden in einen halbbewußten Zustand gebannt. Nur selten noch ein Lichtblick. Als Cornelius bei ihm eintrat, schien er ihn noch zu erkennen. Als der große nordische Bildhauer, den man mit Recht einen nachgeborenen Griechen genannt hat, ergriffen von der Schönheit jener Frieskompositionen zum Museum, es [illegible] fassen konnte, dem Krankenlager Schinkels zu nahen, lispelte der Kranke den [illegible] Namen Thorwaldsen, dieser aber mußte sich abwenden, um seine Thränen zu ver-

bergen. Und als sein Freund Waagen Abschied nehmen wollte, um nach Italien zu gehen, welcher sie einst gemeinschaftlich betreten, brach Schinkel in ein bitterliches Weinen aus. Kurz darauf, am 9. Oktober 1841, war er verschieden."

„Glücklich der Ort, an dem ein solcher Meister dem kommenden Geschlechte sein Vermächtnis hinterließ!", ruft Alfred Woltmann aus.

Von anderen Schöpfungen der Berliner Architektur dieser Zeit sei hier nur noch die Errichtung des Palais des Prinzen Wilhelm durch Langhans erwähnt, welche während der Jahre 1834 bis 1836 erfolgte. Der schlicht-vornehme Palast war dazu bestimmt, nicht allein den Preußen, sondern allem deutschen Volke dereinst ein hehres Heiligtum zu werden: hier sollte der erhabene erste Herr des neuen Reiches streben, schaffen und sterben. —

Aus dem Kreise der Berliner Bildhauer haben wir Christian Rauch bereits erwähnt. Die Stellung dieses großen Künstlers auf dem Gebiete der Skulptur ist völlig die gleiche wie die Bedeutsamkeit Schinkels auf demjenigen der Architektur. Er ist der Meister dieser Epoche im besonderen Sinne. Seine Schöpfungen, von welchen wir mehrere bereits zu erwähnen hatten, sind dem Volke indessen unendlich viel vertrauter geworden als selbst Schinkels edelste Bauten. Das Rauch-Museum in der Klosterstraße 76 enthält die Abgüsse von fast allen Werken Rauchs. Sie bedürfen daher der Beschreibung nicht; nur einiges Wenige zur Geschichte des Friedrich-Denkmals sei hier noch erwähnt.

Schon bei Lebzeiten des Königs wurde der Wunsch rege, ihm ein Standbild, dem des großen Kurfürsten auf der langen Brücke ähnlich, zu errichten, was Friedrich sich jedoch entschieden verbat. Nach seinem Tode wurde der Gedanke aber wieder aufgenommen und von Friedrich Wilhelm III. der Verwirklichung nahe gebracht. Zu diesem Behufe erhielten der Oberbaurat Schinkel und der Professor Rauch 1830 den Auftrag, Plan und Kostenanschlag zu einem Denkmale Friedrichs des Großen einzureichen. Nach dem ersten Entwurfe sollte dasselbe in Form der antiken Trajans-Säule am Eingange der Linden aufgestellt werden, rings um den Schaft der Säule die Thaten und auf der Spitze das Standbild das Königs tragend. Da gegen diesen Entwurf sich jedoch gewichtige Stimmen erhoben, so faßte Rauch den glücklichen Gedanken, Friedrich zu Pferde in der Tracht seiner Zeit darzustellen, umgeben von seinen Feldherren und Staatsmännern. Das von Rauch angefertigte Modell fand den vollen Beifall des Königs, der im Vorgefühl seines nahen Endes von seinem Krankenlager zur Feier des hundertjährigen Thronbesteigungstages alles anordnete und am 1. Juni 1840 durch den damaligen Kronprinzen den Grundstein an der bestimmten Stelle legen ließ, während er selbst an einem Fenster seiner Wohnung auf das Schauspiel zu seinen Füßen herabblickte. Mit Hilfe seiner Schüler Albert Wolf, Gustav Bläser, Wolgast und Genschow beendete Rauch 1842 das kolossale Modell, worauf 1846 der glückliche Guß des Standbildes durch den Kunstgießer Friebel erfolgte. Den architektonischen Aufbau leitete der Oberbaurat Strack, die Steinarbeiten führte der Steinmetzmeister Müller aus. Am 31. Mai 1851 fand die feierliche Enthüllung des Denkmals unter dem Zudrange des begeisterten und bewundernden Volkes statt, das seinen „alten Fritz" mit lautem Jubel begrüßte."

Von den anderen, rüstig schaffenden Künstlern dieser Zeit nennen wir hier nur noch die Bildhauer Wichmann und Friedrich Tieck, den Bruder des Dichters Ludwig Tieck. Auch ihm hatte Rom die Weihe der Kunst erteilt; er ist Zeit seines Lebens

dann für das antike Ideal eingetreten. Seine bekanntesten Werke in Berlin sind die beiden Engel am Dome. Noch fällt in diese Zeit auch die Anfertigung des Modells zu der Amazonengruppe vor dem Museum von Kiß; doch schien anfangs die Hoffnung, dieses edle Werk in Bronze auszuführen, dem begabten Künstler nicht zu lächeln.

Von den berühmteren Malern dieser Zeit erwähnen wir hier nur Hensel, Klöber, Schröter, den „Pferde-Krüger", den hochgebildeten Eduard Magnus, Schirmer und Biermann. Wilhelm Schadow verließ uns leider, um nach Düsseldorf zu gehen. Eine besonders angestrengte Thätigkeit aber entfaltete Wilhelm Wach, Schadows Freund und des gefeierten Parisers David hochbegabter Schüler; im allgemeinen jedoch erreichten die Leistungen der Berliner Malerei auch nicht im entferntesten jene hohe Bedeutsamkeit, welche die Werke der Skulptur dieser Epoche auszeichnete. —

Werfen wir nunmehr einen Blick auch auf die redenden Künste! Die Tonkunst hat zu Berlin stets eine große Anzahl von Verehrern gehabt; wohl nie ist sie indessen mit so hoher Begeisterung gepflegt worden wie unter Friedrich Wilhelm III. Es liegt offenbar ein wenig Lüge in diesem allgemeinen, fast verzückten Enthusiasmus für die Musik, wie er sich damals in unsrer Stadt breit machte. „In jedem Haus 'en Klimperkasten!", sang mit Recht der spöttische Gassenhauer. Allein es gehörte nun einmal zum guten Geschmacke, für die Tonkunst zu schwärmen und für ein Billet zu den Vorträgen Paganinis „2 Reichsthaler bar" bezahlt zu haben. An der königlichen Oper aber hieß es: „Hie Weber! Hie Spontini!" Der bessere Mann siegte in diesem Intrigenkampfe leider nicht; Weber, schwer leidend, mußte sich nach dem Bade Ems zurückziehen. Nach Berlin heimgekehrt, unterlag der unsterbliche Komponist des „Freischützen" den Folgen eines Blutsturzes. „Er ist an Spontini gestorben!", sagte ein frivoles Wort der damaligen Zeit. Berüchtigt ist, in welch' geradezu toller Weise der Musik-Enthusiasmus sich der Sängerin Henriette Sonntag gegenüber kundgab. „Wir haben seit den Freiheitskriegen drei Zeitalter durchlebt," schreibt der Verfasser der „vertrauten Briefe". — „Das erste war dasjenige Jahns und der eisenfressenden, deutschtümelnden Turnerei; das zweite hieß: ‚Lutter und Wegener' oder ‚E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient'; das dritte ist dasjenige Saphirs und der Sonntag." — Er hat Recht; denn der „Sonntag-Kultus" wurde zuletzt ein nahezu kindischer. Mochte der Handwerker das Bild der Sängerin immerhin in seiner Putzstube aufhängen: gradezu widerlich aber war's, wenn die „Löwen Berlins" darum stritten und wetteten, wie oft Henriette Sonntag täglich badete und welche Tinkturen sie in das Wasser mischte. —

Wir dürfen die kurze Darstellung der künstlerischen Bedeutung, welche Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. errang, hier indessen nicht beschließen, ohne noch der Schauspielkunst zu gedenken. So Großes in der Neuzeit auch geleistet worden ist: es giebt der Kritiker dennoch genug, welche — und sicherlich nicht ohne Grund, — behaupten, es habe ehedem besser um die Berliner Bühne gestanden. Ein verklärender Schimmer webt sich im Geiste derer, welche jene Zeit noch geschaut, um die Gestalten Ludwig Devrients, des Wolffschen Paares, der Madame Stich, Seydelmanns, der Madame Crelinger, Charlotten's von Hagns und des „liebenswürdigen, liederlichen Kleeblattes Schmelka, Plock und Beckmann." Es ist allerdings sehr zu beachten, daß jene großen, tiefeinschneidenden Fragen, welche heute die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, damals überhaupt noch nicht aufgeworfen worden waren. Unmittelbarer und ungeteilter gab man sich daher der Kunst des

Schauspielers hin. Die Theater-Chronik und die persönlichen, nicht selten sehr widerwärtigen Verhältnisse der Darstellenden wurden zwar schon damals wie noch heut' zu Haupt- und Staatsaktionen aufgebauscht; dennoch läßt sich wohl nicht leugnen, daß die alten Schauspieler mehr Begeisterung für ihre Kunst und etwas weniger Geschäftstalent ihr eigen nannten, als die heutigen Theatergrößen zu besitzen pflegen.

Am 29. Juli 1817 sank, wie wir sagten, das alte Schauspielhaus in einer Feuersbrunst in Asche; — dieselbe war während der Probe zu den „Räubern" entstanden. Graf Brühl, welcher seit 1815 Iffland in der Intendanz der Königlichen Theater abgelöst hatte, ließ indessen im Opernhause weiterspielen. Diesem hochverdienten General-Intendanten folgte im Jahre 1828 der Graf Wilhelm von Redern. Er fand die Berliner Bühne im Zenithe ihres Glanzes vor. Im Schauspiele wirkten Ludwig Devrient, Rebenstein, Gern, Vater und Sohn, Weiß, die Wolff, die Crelinger, in der Oper Bader, die Milder, die Schulz, das Fräulein von Schaetzell und andere ausgezeichnete Kräfte zusammen. Graf Redern hatte daher nur die Aufgabe, das, was sein Vorgänger genial geschaffen, gewissenhaft zu erhalten, für die ausscheidenden Kräfte neue, gleichtüchtige zu gewinnen und das Repertoir mit dem Neuesten und Besten der dramatischen Litteratur zu bereichern. Diese Aufgabe hat er im großen und ganzen auch erfüllt. Der Kritiker Teichmann äußert sich hierüber:

„Dauernd war es des Grafen Redern eifrigstes Bestreben, das Königliche Theater, welches er in einem glänzenden Stande übernommen, zu erhalten und nach Möglichkeit zu heben. Er wurde hierbei vom Glücke begünstigt, da seine Verwaltung in eine Zeit des Friedens und der Industrie fiel, während Iffland und Graf Brühl mit Krieg und Theaterbrand zu kämpfen gehabt hatten. Sein Repertoir bereicherte er mit dem Besten, was die Zeit bot. An Raupach und an die Prinzessin Amalie von Sachsen schlossen sich Bauernfeld, R. Benedix, Toepfer, C. Blum, Lebrun, Ed. Devrient, K. v. Holtei, Alexander Cosmar, Adalbert von Thaie, L. Schneider, Gutzkow, Friedrich Hebbel, Pauline Werner, Ch. Birch-Pfeiffer, L. Werder, Laube, Halm, von Heyden, H. Schmidt, W. Vogel, L. Feldmann u. n. a. m.

Zu den früher genannten Opern kommen vom Jahre 1832 Meyerbeers „Robert der Teufel" und „die Hugenotten"; Aubers „Feensee" und „die Krondiamanten"; Bellini's „Capuletti und Montecchi", „die Puritaner", „die Nachtwandlerin" und „Norma" hinzu, sowie verdienstliche Gaben der Meister Lortzing, Taubert, Herold, Donizetti, Rossini, Halevy, Adam u. a. Glänzender aber als alles war der von dem besten Erfolg gekrönte Versuch, Goethes Riesenwerk: „Faust" in den engen Raum der Bühne zu bringen." —

Schon im Jahre 1824 hatten die königlichen Theater indessen eine Konkurrenz erhalten. Am Alexanderplatze war von Aktionären nämlich ein „Königstädtisches Theater" gegründet und mit der dem früheren Kaufmann Friedrich Cerf vom Könige gewährten Konzession unter der Leitung von Herz Beer und Karl von Holtei am 4. August des genannten Jahres eröffnet worden. Das Königstädtische Theater erlebte eine den alten Berlinern noch heute unvergeßliche Blütezeit und ist in kulturhistorischer Beziehung für die Stadt Berlin und für die Berliner äußerst wichtig geworden. Hier gingen die Volksstücke von Karl von Holtei und Louis Angely über die Bretter; von hier aus wurde nicht allein die Sprache, sondern auch der Geist der Berliner aufs Nachhaltigste beeinflußt. Von hier sind die Lieder „Schier dreißig Jahre bist du alt" und das elegische „Ford're niemand mein Schicksal zu hören" durch ganz Deutschland ge-

zogen; hier hat auch Friedrich Beckmanns „Eckensteher Nante“ das Licht der Welt erblickt. Eine ganze „Nante-Litteratur“ folgte dem ersten Nante-Stücke. Angely, später ein behäbiger Gastwirt, vertrat den gutmütigen Berliner Humor, Saphirs „Schnellpost“ aber pflegte den kaustischen Witz, — „Nante“ jedoch, „Nante im Verhör“, „Nante im Bierkeller“ u. s. w. — diese Figur war nur heimisch auf der Gasse und im Schnapsladen. Darum hinweg davon zu würdigeren Dingen! —

Die Freiheitskriege hatten ein überreiches, geistiges Leben, welches bis dahin gebunden gewesen war, entfesselt. Wie ein Bergstrom, welcher den hindernden Felsen endlich beseitigt hat, war dasselbe zu Thale gebraust, um sich leider nur allzu schnell in der Ebene zu — verflachen oder auf schlechtem Boden gar zu versumpfen. Welchen Anteil aber nahm Berlin an diesen Vorgängen, welche sich innerhalb des Gebietes der deutschen Litteratur vollzogen? —

Von den Lyrikern der Befreiungskriege gehört uns zunächst Friedrich August von Stägemann an; der Hörsaal des Gymnasiums zum grauen Kloster bewahrt noch heute sein Bildnis. Stägemann, der den markigen Ton recht wohl zu treffen wußte, „blieb Steinschen Grundsätzen ergeben und verdammte die Demagogenriecherei“. Auch Fouqué hatte seiner Harfe einst gar zornige Klänge gegen den Erbfeind entlockt; er bleibt indessen in einem andern Zusammenhange zu betrachten. Julius von Voß, welchen wir oben als einen der Verteidiger Berlins antrafen, hatte in den „Begebenheiten einer Marketenderin“ und in seinen Lustspielen unter dem Einflusse des Krieges derbe, fast naturalistische Töne angeschlagen; auch sein Schauspiel „Künstlers Erdenwallen“ wurde gern gesehen; leider verkam indes der talentvolle Autor. Iffland und Kotzebue standen daher noch immer im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses, und — in der That — sie schrieben ihrer Zeit auch aus dem Herzen! Rudolf von Gottschall hat mit Recht auf die vorzügliche Bühnentechnik aufmerksam gemacht, über welche beide Männer geboten.

Bald aber gewann auch die Schicksalstragödie, welche kein anderer als Schiller selbst mit seiner düstern, großartig hoheitsvollen, aber das Gemüt zermalmenden „Braut von Messina“ heraufgeführt hatte, ihren Einfluß auf das Berliner Publikum auszuüben. Adolf Müllner, Zacharias Werner und Franz Grillparzer, wußten mit der „Schuld“, mit dem „24. Februar“, und mit der „Ahnfrau“ das Berliner Publikum in hohem Maße zu fesseln. Wie durch diese Dichter der glatten Verständigkeit Ifflands gegenüber im Drama auf das Geheimnisvolle, Unerklärliche als auf den Urgrund des Menschenschicksales hingewiesen wurde, so vollzog sich eine ähnliche Wandlung jetzt auch auf dem Gebiete der lyrischen Poesie. Aus der kristallhellen Atmosphäre der Klassizität, aus dem leuchtenden Sonnenscheine, welcher den Augen fast wehe that, floh man in das Dunkel des Mittelalters, in das dämmernde Reich unbestimmter, nach allen Aufregungen des Tages die Seele endlich in sanften Schlummer wiegender Gefühle; mit einem Worte: die Romantik stieg wie eine wunderwirkende Sternennacht am Himmel auf.

Mit Recht hat man die Romantik als den Rückschlag gegen die Periode der Aufklärung angesehen. War nun Berlin die Stadt der Aufklärung im besonderen Sinne gewesen, so ließ sich von vornherein wohl vermuten, daß auch die Romantik hier ganz besonders zahlreiche und begeisterte Bürger finden werde, und das ist dann auch thatsächlich der Fall gewesen.

Von den Häuptern dieser Richtung steht uns Ludwig Tieck, „der romantische

Dichterfürst", am nächsten; das Haus Roßstraße Nr. 1 trägt eine ihm vom „Vereine für die Geschichte der Stadt Berlin" gewidmete Gedenktafel. Tieck war ein Berliner Handwerkersohn. Wilhelm Heinrich Wackenroder aber war der Sohn eines Berliner Kriegsrates; wir zählen den edlen, schon in einem Alter von 25 Jahren verstorbenen Verfasser von „Franz Sternbalds Wanderungen" mit Novalis, Körner und Max Waldau „zu den verklärten Dichterjünglingen unsrer Litteratur". Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der eine der beiden Dioskuren von Lutter und Wegener, der „Jean Paul der Romantik", stellt uns in seiner Persönlichkeit selbst ein gutes Stück Berliner Geschichte dar; in seiner Skizze „Des Vetters Eckfenster" hat er das Fließen und Wogen des damaligen Lebens der Hauptstadt auch mit liebevoller Treue gezeichnet. Doch nun zu dem Dreigestirne Klemens Brentano, Achim von Arnim und Friedrich de la Motte-Fouqué. Dank ihnen, die uns des „Knaben Wunderhorn", diese ewig frische Gabe, geschenkt und das Volkslied durch sie wieder zu Ehren gebracht haben, so mangelhaft in wissenschaftlicher Beziehung die Sammlung auch ist! Und wenn auch Fouqué schließlich im Wuste des Rittertumes und in den fratzenhaften Zerrbildern der Nordlandssage versunken ist: doch wollen wir der „Undine" uns freuen. „Nie ist das freundliche Element des Thales, das Wasser, lieblicher gefeiert worden als in dieser träumerischen Dichtung."

Heinrich von Kleist ist nun zu unvergänglichen Ehren gelangt; es wäre überflüssig, wollten wir hier auch nur auf das eigentümlich Märkische in seinen Dramen und Novellen hinweisen. Eins aber muß denn doch gesagt sein: der historische Kohlhase ist unendlich viel anziehender als der seinige. Wohin aber stellen wir ihn, — wo finden wir Geistesverwandte für ihn, den liebenswürdigsten aller Franzosen, die jemals zu uns gekommen sind, Franz Adalbert von Chamisso? — Der Dichter, der uns die „alte Waschfrau" und „Frauenliebe und Leben" geschenkt hat, — er steht mit seinem staunenswerten Talente, mit seinem warmen Herzen, vor allem aber mit seinem hellen Auge als ein ganzer und selbständiger Mann da. Der Erbe von Boncourt ist unserer Stadt zu einem teuren Mitbürger geworden: da war es ziemlich, daß des Reiches Metropole ihn auch ehrte, wie es jüngst geschehen ist. —

In den letzten Jahren Friedrich Wilhelms aber machte eine neue Bewegung in der Litteratur sich fühlbar; das „junge Deutschland" trat auf den Plan. Es ist der Berliner Schriftsteller und Privat-Dozent Ludolf Wienbarg gewesen, welcher diesen Namen erfunden und zuerst gebraucht hat Er verstand unter dem „jungen Deutschland" die Gesamtheit aller derer, welche in Staat und Kirche, in Gesellschaft und Kunst mit der Tradition gebrochen hatten. Mit Wienbarg selbst waren Karl Gutzkow und Theodor Mundt die schneidigsten Verfechter dieser Richtung zu Berlin. Nachdem der jugendliche Gutzkow „Wally die Zweiflerin" geschrieben hatte, konnte er indes wohl selber kaum erwarten, daß sein Glück in seiner Vaterstadt ihm blühen werde; — es hätte der üblen Denunziation Wolfgang Menzels gegen ihn garnicht bedurft. Gutzkow wurde wegen der angeführten Schrift, in welcher man mit Recht eine Verherrlichung des reinen Atheismus erblickte, zu dreimonatlicher Haft verurteilt. Auch Theodor Mundt predigte ganz offen die Emanzipation des Fleisches; die Trennung von Fleisch und Geist galt ihm für den „unsühnbaren Selbstmord des menschlichen Bewußtseins!" — Das war allerdings etwas mehr als — keck, und man begreift die Strenge der Zensurgesetze gegen derartige, völlig unsittliche Theorien sehr wohl. Es ist in der That viel Unheil durch die Extravaganzen des jungen Deutschlands angerichtet

worden; wir erinnern nur an den entsetzlichen Selbstmord der armen, überspannten Charlotte Stieglitz, die sich erstach, um nur den Gatten frei werden zu lassen. Diesem Geheimbunde revolutionärer Naturen traten übrigens auch Frauen bei, — nicht eine Rahel Lewin, die da von sich sagte: „Ich bin auf Gott und auf die Ewigkeit gestellt!", — wohl aber Frau Bettina, die Schwester von Klemens Brentano und die Gattin von Achim von Arnim. Bettina, das „Kind" oder vielmehr die „bakchisch-begeisterte, zimbelschlagende Tänzerin", bietet in Leben und Schrift uns schließlich nichts als das peinliche Bild absolutester Formlosigkeit, und es will uns schier ein Lächeln über die Züge gleiten, wenn wir sie in ihrem Werke „Dies Buch gehört dem Könige!", zu welchem die Idee schon aus dieser Zeit stammte, Fragen von tiefster, sozialer Bedeutung erörtern hören, wie z. B. die, ob die Arbeiter des Vogtlandes vor dem Rosenthaler Thore heiraten sollen oder nicht. Wir haben keine Spur von wahrhaft sittlicher Energie bei diesem „Kinde" vorgefunden.

Was also waren diese von dem „jungen Deutschland" ausgehenden Erscheinungen anders als Sturmvögel der Revolution? — Es gehörte in der That nicht viel Scharfsinn dazu, um diese Zeichen der Zeit sachgemäß zu deuten. Der König verstand sie auch sehr wohl; — vielleicht war er ihretwegen oft so ernst, ja fast mürrisch gestimmt. Die Zensur war zwar streng genug; dennoch vermochte sie die litterarische Produktion nicht zu ersticken. Als der König dann aber die müden Augen schloß, da stand das junge Deutschland freilich mächtiger und einflußreicher da als je, — einflußreich vorzüglich bei den Urteilslosen. Von dem Gifte, welches auswärtige Größen des jungen Deutschland in die Adern des Volkes gespritzt haben, — von jener nicht qualifizierbaren Weise, in welcher Heine z. B geflissentlich wider den preußischen Staat gehetzt hat, soll hier ganz geschwiegen sein. Es mochte ja manches in Berlin den Spott herausfordern; — dieser cynische Hohn und unsägliche Schmutz war dennoch nicht an seiner Stelle.

Wir haben hier nur besonders bezeichnende Gestalten der „Berliner Litteratur" aus vormärzlicher Zeit erwähnt; ein näheres Eingehen auf den Wert der bereits massenhaft auftretenden Produktion verbietet sich an diesem Orte von selbst. Verlangt man aber ein Gesamturteil von uns, so kann mit Schmerz allein darauf verwiesen werden, wie weniges von bleibendem Werte damals geschaffen worden ist. Unbedenklich reichen wir unter all' den Genannten Adalbert von Chamisso die Palme. Im großen und ganzen behielt die litterarische Thätigkeit auch noch unter der folgenden Regierung dieselben engen, von uns bezeichneten Bahnen inne. Nur, daß das „junge Deutschland" sich freier zu regen vermochte, und Raupachs dramatische Muse mehr in den Vordergrund trat.

Doch nun zu den Zeitungen!

Über die Berliner Publizistik, wie sie im Jahre 1822 beschaffen war, möge Adolf von Schaden hier urteilen:

„Die alten und viel gelesenen politischen Blätter — die Spenersche und Vossische Zeitung — vermögen auf einen ausgezeichneten Wert wahrlich nicht Anspruch zu machen. Man hat ihre Novitäten nicht Tage, nein oft Wochen lang vorher im Hamburger oder im Nürnberger Korrespondenten von und für Deutschland und in andern guten Blättern des großen Vaterlands bereits gelesen.

Nehmen sich die Redakteure jener Herren auch einmal die Mühe, interessante Artikel aus gallischen oder englischen Blättern zu übersetzen, so werden diese Über-

tragungen so mangelhaft und schlecht geliefert, daß man sie ihnen gern erlassen hätte, und dennoch prosperieren diese beiden Zeitungen vortrefflich, bestimmt viel besser, als manches andere gehaltvollere Blatt; man ist einmal seit Jahren daran gewöhnt, daß Spener und Voß nur aufgewärmte Schüsseln zu sich zu nehmen.

Der neue Berliner Moniteur — wir meinen die Staatszeitung — machte leider unter der Redaktion des übrigens geistvollen Herrn Präsidenten von Stägemann nur wenig Glück; eine Privatunternehmung, wäre das Institut längst zu grunde gegangen. Nun besorgt der geheime Hofrat Heune (dem gebildeten deutschen Publikum unter dem Namen Herr Clauren als Schriftsteller bekannt,) die Redaktion des Blattes. Man kann aber ein vortrefflicher Humorist, ein glücklicher dramatischer Dichter und ein angenehmer Erzähler sein, ohne deshalb einen gewissen Takt zu besitzen, der dem politischen Zeitungsschreiber die „conditio sine qua non" ist.

Wollten die Herausgeber der hiesigen belletristischen Blätter sich vereinigen, am letzten Tage des Jahres ihre Makulatur auf einer und derselben Stelle in die Spree zu werfen: der kleine Strom würde seine Ufer sicher übertreten, denn die Zahl jener Zeitschriften heißt in ihrer Art Legion.

Der alte Freimütige wird seit einer Reihe von Jahren vom Dr. A. Kuhn redigiert. Dem Herausgeber wohnen allerdings richtiger Takt und, wenn auch ein derber, doch zuweilen treffender Witz bei; allein seit einiger Zeit scheint das Blatt an seinem Werte bedeutend verloren zu haben.

Des Professors der Holzschneidekunst, Herrn Gubitz, Gesellschafter zeichnet sich durch recht artige und mannigfaltige Holzschnitte, aber auch nur — durch diese aus. Als graphischer Künstler hat sich der Mann fürwahr unvergängliche Verdienste erworben, allein als Dichter, als Schriftsteller, als Übersetzer aus dem Neugriechischen und als Erfinder einer neuen Orthographie vermögen wir, bei dem besten Willen, ihn nicht sehr hoch zu schätzen, sondern sehen uns im Gegenteil veranlaßt, ihm aus voller Überzeugung das: „Ne sutor ultra crepidam" zuzurufen.

Der martialische Geheimschreiber Herr Symanski ist von einer Journalisten-manie im eigentlichen Sinne des Wortes besessen; der Mann ist nicht ohne Talent, allein sein Glück ist geringer, als sein Dünkel. Schon in Königsberg sah er vor mehreren Jahren eine von ihm redigierte Zeitschrift untergehen, in Berlin trat er dann mit einer Leuchte hervor, deren Licht schnell verlöschte, später folgte der Freimütige für Deutschland, welcher eines Aufsatzes demagogischer Tendenz halber von der Regierung unterdrückt wurde, und in der neuesten Zeit ist Herr S. mit einem Zuschauer ans Licht getreten, welchem man kein Prognostikon stellen will. — Das nennt man Konsequenz.

Der quiesszierende Professor Herr Wadzeck giebt ein Wochenblatt heraus; er füllt seine Blätter mit alten Anekdoten, mit physikalischen, geographischen und historischen Notizen, mit wässrichten Gedichten und Parabeln und endlich mit erbärmlichen prosaischen Rätseln. Außerdem ist dieser Professor ein edler Mensch; beinahe ohne alle Fonds hat er, durch des Publikums regeste Teilnahme allerdings unterstützt, ein Erziehungshaus für arme Kinder gestiftet. Von pedantischer Charlanterie vermag sich übrigens Herr W. nicht loszumachen und der witzige Professor H. behauptet: „W. könne im 60. Lebensjahr den ehemaligen Kurrendeführer noch nicht verleugnen."

Das schon seit 19 Jahren bestehende berlinische Wochenblatt: Der Beobachter an der Spree, von welchem jeden Freitag gegen 4000 Exemplare abgesetzt werden,

darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es ist ursprünglich eine Nachahmung der alten, berühmten englischen Wochenschrift, genannt: „The spectator", und wenn es schon hinter seinem Vorbilde weit genug zurückbleibt, so that ihm Kotzebue dennoch zu viel, wenn er es die Kloake der deutschen Litteratur nannte, wie denn der selige Theaterdichter überhaupt in vieler Hinsicht zu manchem unheilbringenden Extreme sich hinneigte.

Zwar ist es wahr, der Beobachter liefert zuweilen, sein größtes Publikum beachtend, Nuditäten der höchsten Potenz und gehaltlose Gemeinheiten, oft sogar auch beleidigende Personalitäten, wohl gar im unfeinen Volksdialekte. Oft aber bringt er auch Vortreffliches. Unwillkürlich griff ich neulich in einer Weinstube nach dem vor mir liegenden, berüchtigten Volksblatte. Ich las eine Satire über die Freundschaft, deren sich ein Juvenal, ein Boileau, ein Swift zu schämen wahrlich nicht nötig gehabt hätte." —

Völlig anders aber und viel edler stellt das Bild der Stadt Berlin in den 20 ger, 30 ger und 40 ger Jahren sich uns dar, wenn wir das wissenschaftliche Leben jener Tage betrachten. War der König auch selbst kein Mäcen: der Kultusminister von Altenstein war's, und die Wissenschaften waren so glücklich, sich seines Schutzes bis zum Jahre 1840 froh erfreuen zu können. Altenstein war's auch vorzüglich oder vielmehr allein, welchem das herrliche Aufblühen der Berliner Universität zu verdanken war. Es ist eine leuchtende Schaar berühmter Namen, welche wir hier anzuführen haben, um nur ein ungefähres Bild von der hohen Bedeutsamkeit der Berliner Hochschule in jenen Tagen zu geben. Unter den Theologen sei nur des Dogmatikers Schleiermacher und des Kirchenhistorikers Neander gedacht. Eine neue, den Berlinern freilich nur wenig zusagende Richtung führte dann Hengstenberg ein; mit Mut und ohne Ermüden hat er sein Lebelang für das positive Christentum auch in der wissenschaftlichen Forschung gekämpft. Unter den Juristen glänzten Savigny, Klenze und Gans. Die philosophische Fakultät war im großen und ganzen von Hegels überlegenem Geiste beherrscht, und dem Fluge desselben zu folgen, war und ist nicht jedermann beschieden; Großes aber wurde in den der Philosophie affiliierten Wissenschaften geleistet. Wir erinnern nur an die Historiker Raumer, Niebuhr und Wilken, an Alexander von Humboldts universalen Geist, an den Geographen Ritter, an den Geologen Leopold von Buch, an die Sprachforscher Boeckh, Becker und Wolf, — an Link, Lichtenstein, Weiß, Hermbstädt, Ehrenberg, Mitscherlich, von Schlechtendahl, an die Gebrüder Rose, — Heroen allzumal der Naturwissenschaften! Und welche Männer wies die medizinische Fakultät auf! Heine, Barrez, Dieffenbach, Hufeland, Kluge, Jüngken und Kranichfeld sind nur einige der gefeiertsten Lehrer dieser Zeit.

Kein Wunder, wenn nun ein reges wissenschaftliches Leben sich in Berlin entfaltete! Dasselbe zog sich zum Teile in engere Kreise zusammen: eine Menge wissenschaftlicher Vereine entstanden damals und — arbeiteten, — arbeiteten in ihrer Art ebenso angestrengt, ebenso erfolgreich, wie beispielsweise die Bibel- und Missionsgesellschaften auf religiösem Gebiete. Die Wissenschaft weihte indessen auch das Haus und seine Geselligkeit. Die „ästhetischen Abende" des alten Berlin sind unendlich oft verspottet worden; — das haben sie nicht verdient. Wollte Gott, wir hätten etwas Ähnliches, — vielleicht in geschmackvollerer Form: es stände dann um unser Familienleben wohl ein wenig besser.

Doch eilen wir zum Schlusse! Eine Zeit, welche uns in der bildenden Kunst

und in der Wissenschaft so Großes hinterlassen hat, kann keine kleine gewesen sein so engherzig ihre Lebensformen uns auch erscheinen mögen. Erst, wenn man die genannten beiden Gebiete durcheilt hat, gewahrt man, daß es dennoch vorwärts ging mit Preußen und mit der Stadt Berlin, so fühlbar sich ein Rückschlag im öffentlichen Leben und der Politik auch machte. Auf eine neue Zeit trieb Alles hin.

---

26. Die städtischen Verhältnisse und das bürgerliche Leben unter Friedrich Wilhelm III.

Litteratur: Berlin, wie es ist. Berlin 1827.
Berlin, wie es ist. Berlin 1831.
v. Schaden, Berlins Licht- und Schattenseiten. Dessau 1822.
Briefe aus Berlin. Hanau 1832.
Vertraute Briefe. Stuttg. u. Leipzig 1837.
Glaßbrenner, Schilderungen aus dem Berliner Volksleben. Berlin 1841.

Der Friede, dessen sich Europa nach der Niederwerfung des Korsen erfreuen durfte, begünstigte das Anwachsen der Bevölkerung Berlins in hohem Maße. Wenn die Einwohnerzahl im Jahre 1815 etwa 191 500 Seelen umfaßte, so betrug sie im Jahre 1840 deren mindestens 328 700. Berlin mußte sich also ausdehnen, oder vielmehr: der unbebaute Teil innerhalb der Ringmauern mußte mit Gebäuden dichter besetzt werden. Es geschah dies besonders nach zwei Richtungen hin, nach Nordwesten und nach Südosten.

Nachdem das medizinische-chirurgische Friedrichs-Wilhelms-Institut, die Pepinière, aus der Artillerie-Kaserne am Kupfergraben in die großen Georgeschen Häuser der Friedrichsstraße verlegt worden war, wurde zunächst die „Weidendammer Brücke" in Angriff genommen und im Oktober 1826 mit einem Kostenaufwande von 60 000 Thlr. in Eisen- und Granitbau vollendet. Im Norden der Spree entstand nun, wie wir sogleich des Näheren sehen werden, nach Westen hin die ernst-stille Friedrich-Wilhelmsstadt. Auch in der Spandauer Vorstadt regte sich jetzt rühriger die Baulust. Um die neueren Teile Berlins mit der Friedrichsstadt zu verbinden, wurden sodann zwei Brücken über die Spree geschlagen: die Aktien-Brücke, welche später der Seehandlungs-Rendant Ebert übernahm, und die Marschallsbrücke, — so nach dem alten Blücher genannt, welch' letztere von den Linden zum Schiffbauerdamm und der Luisenstraße hinführt. Hinter dem Spreeflusse wurden die Wiesen ausgetrocknet, die Gärten und Holzplätze parzelliert. Ein Privatmann, Namens Schuhmann, machte den Anfang mit dem Anbaue des neuen Stadtteils; die Luisen-, Karls-, Albrechts- und Marienstraße entstanden und wurden nach Mitgliedern des Königlichen Hauses benannt. Auch in der Oranienburger Vorstadt, zuerst in der Chausseestraße, erhoben sich, wenn auch nur vereinzelt, schon Gebäude. In diesem Stadtteile wurde auf Veranlassung des Ministers Grafen von Reden 1804 die Königliche Eisengießerei in der

Invalidenstraße vor dem neuen, durch die Stadtmauer durchgebrochenen Thore gegründet. Die Zeitgenossen bewunderten es, wie hier nicht allein Statuen, Büsten, kolossale Denkmäler, Brückenbogen, Räder- und Walzenwerke, sondern auch die kleinsten Figürchen und feinsten Ketten hergestellt wurden. Auch die Egelsche Maschinen-Bauanstalt entstand schon früh, und mit bewundernswerter Sicherheit der Beurteilung der Zukunft wurde der Bebauungsplan dieser Vorstadt bis an den Rand der dürren „Jungfernheide", bis zu der Trift-, Fenn- und Seestraße hin ausgedehnt. —

Doch nun nach dem Südosten! Der Bürgerkompagnie der „Köpenicker Vorstadt" hatte die Hochselige Königin Luise im Jahre 1802 einst eine Fahne geschenkt; zum Danke nahm dieser Stadtteil nun den Namen „Luisenstadt" an. Auch hier zählte man 1828 schon 13 Straßen und 9 Gassen, obwohl das Köpnickerfeld, abgesehen von einigen Militär-Wirtschafts- und Kasernen-Bauten, noch immer wüst lag. Um das Spandauer- mit dem Königs-Viertel zu verbinden, legte der Fabrikant Jannowitz hier eine Aktien-Brücke an, und der Justiz-Kommissionsrat Kunowski, sowie der Bau-Kondukteur Koch thaten desgleichen, um den Verkehr zwischen der inneren Stadt und dem Spandauer-Thor-Viertel zu erleichtern. Endlich wurde auch noch das Stralauer-Viertel mit der Luisenstadt vom Maurermeister Schilling durch eine Aktien-Brücke verbunden, sodaß der mittelalterliche „Brückenzoll" in der preußischen Residenz fast wieder aufzuleben schien.

Doch auch draußen vor den Thoren wurde fleißig gearbeitet; die Anfänge des Geheim-Rats-Viertels vor dem Potsdamer Thore, der weitere Anbau der Schul- und Tiergartenstraße fallen gleichfalls noch in diese Zeit. „Berlin wird eine Weltstadt"; — das Wort ist thatsächlich schon in den dreißiger Jahren ausgesprochen worden! Es kam nun aber auch darauf an, Handel und Wandel, Verkehr und Betriebsamkeit durch wahrhaft großstädtische Einrichtungen zu heben und zu erleichtern.

Wohl war nun zwar die Selbstverwaltung durch die Städte-Ordnung gewährleistet und auch eingeführt. Allein es fehlte dennoch viel daran, daß der vortrefflich konstruierte Apparat nun auch sogleich funktionierte. Die Geschichte der inneren Verwaltung von Berlin bietet innerhalb der Zeit von 1815 bis 1840 uns leider durchaus kein erfreuliches Bild dar. Fortdauernd fielen Kompetenz-Konflikte zwischen dem Magistrate und den Stadtverordneten vor; fortwährend wurden der Regierung kleinliche Beschwerden zugesendet und endlich schwand die Einigkeit im Magistrate selbst.

Es war der Oberbürgermeister von Bärensprung, welcher durch vermeintliche Eigenmächtigkeiten seiner Amtsführung nach und nach mit fast allen Stadträten, besonders aber mit dem Bürgermeister Rehfeldt zerfiel; die Regelung des Armenwesens und der Beitrag, welchen die Staatskasse zur Armen-Kasse zu zahlen hatte, bildeten die ursprünglichen Streitpunkte. Die Kontroverse spitzte sich schließlich bis auf das Kleinlichste und Gehässigste zu, und der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, welcher dem Könige über diese Dinge Bericht zu erstatten pflegte, hatte durchaus nur Recht, wenn er von einem Zustande „innerer Anarchie und regelloser Willkür" sprach, „welchem endlich ein Ende gemacht werden müsse". Friedrich Wilhelm beauftragte daher den Ober-Regierungsrat Köhler, einen Sühneversuch zwischen dem Ober-Bürgermeister und dem Magistrate anzustellen; der letztere hatte indessen so wenig Erfolg, daß der Herr von Bärensprung, — eine überaus tüchtige und energische Arbeitskraft, — um nur den Frieden wiederherzustellen, pensioniert werden mußte. Es folgte ihm im Oktober 1834 der Geheime Justiz-Rat Krausnick als Ober-Bürgermeister. —

Es wäre ungerecht, aus diesen unerquicklichen Dingen, welche in dem Werke von Streckfuß in voller Ausführlichkeit dargestellt sind, einen Vorwurf gegen die Selbstverwaltung selbst zu entnehmen. Man sieht indessen klar, wie wenig sich das Berliner Bürgertum noch in parlamentarische Verhältnisse und Formen zu finden wußte, und es fällt aus diesen Streitigkeiten ein grelles Schlaglicht auch auf den Wert der Behauptung, der König habe übel daran gethan, die Berufung der Volksvertretung zu verzögern. Wenn dergleichen Dinge schon in der ziemlich einfachen Stadtverwaltung von 1833/4 möglich waren, — was würde erst geschehen sein, wenn die Verwaltung des Staates bereits damals unter Mitbeteiligung repräsentativer Körperschaften zu erfolgen gehabt hätte? —

Auf die Entwickelung Berlins übten diese peinlichen Vorfälle selbstverständlich aber den hemmendsten Einfluß aus. „Soweit großstädtische Einrichtungen durch die königliche Initiative eingeführt werden konnten, geschah es; — wenn sie aber durch die städtischen Behörden ins Leben gerufen werden mußten, so stockte stets der Lauf der Dinge." In dieser Weise spricht sich selbst Streckfuß auf Seite 815 seines Werkes über die damaligen Zustände aus.

Den Anregungen des Königs und der Regierung sind in der That all' jene Einrichtungen zu verdanken, auf welchen in der neuesten Zeit weitergebaut werden konnte. Die Pflasterung innerhalb der Stadt sprach aller Bequemlichkeit Hohn und fehlte in den äußeren Stadtteilen fast noch gänzlich: Friedrich Wilhelm drückte den Wunsch aus, sie durchgeführt zu sehen; 1825 wurden auf seine Veranlassung die Leipziger-, die Jäger-, die Neue Friedrichs-, und die Königsstraße mit Trottoirs oder Granitbahnen versehen. Schließlich nahmen die Königlichen Behörden diese Angelegenheit, welche die zur Pflasterung verpflichteten Eigentümer allerdings nicht unerheblich belastete, dann gänzlich in die Hand, und als im Jahre 1830 die Hundesteuer eingeführt worden war, erhielten die Hausbesitzer zu ihrer großen Freude zwei Dritteile der aufgewendeten Kosten zurück.

Arg stand es ferner auch noch um die Straßenreinigung. Die Rinnsteine, vulgo „Rennen" genannt, dufteten entsetzlich; Unrat lag allenthalben umher. Gewisse, nicht näher zu bezeichnende „Winkel" erschienen als eine berechtigte Eigentümlichkeit auch noch des Schinkelschen Berlins. Wir dürfen indessen nicht behaupten, daß unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. auch schon in dieser Beziehung Wandel geschafft worden wäre. Hier sollte erst die Thatkraft anderer Zeiten helfen.

Wohl aber geschah Treffliches in bezug auf die Beleuchtung. Bis 1826 schimmerte in den Straßen von Berlin, falls nicht der Mond sein bleiches Licht herniedersandte, zu „nachtschlafender Stunde" nur der Laternen schmutzig-roter Schein. Man sah im Jahre 1826 endlich ein, daß dies „im Interesse der öffentlichen Sicherheit und der Sittlichkeit" doch anders werden müsse, und schloß mit einer englischen Gas-Anstalt, der „Imperial Continental-Association", auf 21 Jahre, d. h bis zum 1. Januar 1847, einen Vertrag ab, kraft dessen die Gesellschaft die Gaslaternen der Straßen jährlich 1300 Stunden für eine Vergütung von 31000 Thalern zu speisen hatte, außerdem aber das Monopol erhielt, Privat-Gasleitungen einzurichten. „Am 19. September 1826 strahlten die ersten Gasflammen unter den Linden ihr Licht aus, und die Berliner drängten sich in dichten Scharen, dies Wunderwerk zu schauen." Während der letzten Jahre der Kontrakts-Dauer fielen indessen so arge Mißhelligkeiten vor, daß die nun erstarkten städtischen Behörden bereits im Jahre 1841 beschlossen, von einem weiteren

Vertrage mit den rücksichtslos und geradezu unbescheiden spekulierenden Engländern abzusehen und sich eigene Gaswerke einzurichten. Am 1. Januar 1847 traten die städtischen Erleuchtungswerke in Thätigkeit, und wie mühevoll auch die erste Einrichtung war: welches berechtigte Selbstgefühl errangen die städtischen Behörden schon dadurch allein: daß sie sich sagen konnten:

„Die Fremden brauchen wir nicht mehr!" —

Blicken wir nunmehr auf die öffentlichen Verkehrsanstalten hin. Der Berliner „Fußbotenpost" von 1800 gedachten wir bereits; dieselbe ging indessen 1806, als die Franzosen herannahten, ein. Am 1. Dezember 1827 richtete jedoch das Hofpostamt eine Stadtpost „zur Beförderung der Korrespondenz zwischen hiesigen Personen" ein. Außer dem Zentral-Bureau in dem Hofpostgebäude Königstraße 60 und Spandauer-Straße 21/22, wurden noch 60 Brief-Annahme-Komptore in den einzelnen Straßen der Stadt errichtet. Jeder Brief und jedes Päckchen, welches „nicht viel" über ein Pfund wog, wurde von ihnen für einen Silbergroschen befördert.

Das Staunenswerteste kam indessen mit dem Jahre 1838: von einer Privatgesellschaft begründet, wurde am 21. September 1838 die **Potsdamer Eisenbahn** wenigstens für die Bahnstrecke Berlin-Zehlendorf eröffnet. Die Schnelligkeit des Fahrens war nicht eben groß. Bald nach der Eröffnung der Bahn trug daher ein Anonymus den Behörden die Bitte vor, sie möchten doch dafür Sorge tragen, daß die Passagiere während der Fahrt nicht allzusehr durch das — Betteln belästigt würden. Ganz besonders unschicklich aber sei es, wenn Invaliden mit Stelzfüßen neben dem Zuge einherliefen, um sich eine milde Gabe zu erbitten. Wir sehen: auch der spezifische berlinische Witz war bereits erwacht. Bald nach der Potsdamer aber wurde auch die Anhalter Bahn in Angriff genommen; um den Zugang zu ihr zu erleichtern, entstand damals der Durchbruch von der Wilhelmsstraße her: die Anhalter-Straße mit dem Anhalter Thor, — welche beide im Jahre 1840 angelegt wurden.

Fortschritte also, — sehr bedeutende Fortschritte in mannigfachster Beziehung! Man hat sich heut' daran gewöhnt, über die Zeit Friedrich Wilhelms III. in der geringschätzigsten Weise abzusprechen; — man pflegt sich unter ihr nur eine Epoche vorzustellen, in welcher der Berliner gleichsam von allen Seiten dem Drucke engherzigster Verhältnisse unterworfen gewesen sei. Diese Anschauung entspricht den thatsächlichen Verhältnissen indessen keineswegs. Verargen wir es darum unsern Vätern nicht, wenn sie stolz waren auf das, was sie selbst erreicht hatten und was ihnen von einem hochverehrten Herrscher nach und nach gespendet worden war.

Freilich, auf anderen Gebieten traten Stockungen ein. Besondere Schwierigkeiten machte namentlich die Organisation der Armenpflege, an welcher sowohl die staatlichen wie die städtischen Behörden Anteil hatten. Die langwierigen Verhandlungen, welche über diesen Gegenstand gepflogen worden sind, besitzen indessen heut' nicht einmal ein bureaukratisches Interesse mehr; das Ende derselben war, daß am 3. Oktober 1826 endlich eine neue „Armen-Ordnung für die Stadt Berlin" ins Leben trat. Trotz derselben verblieben die 12 alten, verhaßten Bettelvögte noch immer in Thätigkeit und die Straßenjungen, sowie der Pöbel lieferte denselben in den abgeschiedenen Straßen förmliche Schlachten. Ganz abscheulich war ferner die Bestimmung, daß der Bettelvogt, beziehungsweise der „uniformierte Armenwächter" ein Praemium von 2 guten Groschen erhielt, sobald er einen Bettler eingebracht hatte. Sie wurde dann auch später abgeschafft. Empörend war endlich die Behandlung, welche man

den Leichen der Selbstmörder zuteil werden ließ. Die Leichen der Ertrunkenen oder aus Verzweiflung ins Wasser Gegangenen wurden mit großen Schiffshaken zu Lande gebracht und aufs Roheste in den sogenannten „Nasenquetscher“ geworfen. Sie alle waren dem „Türmchen“ verfallen. So hieß im Volksmunde nämlich das von dem alten Stadthauptmann Koppe errichtete Armenhaus, bei welchem sich der Kirchhof der Armen und der Selbstmörder befand. Bei Streckfuß findet sich S. 833 ff. eine düstere Schilderung dieser Stätte aus persönlicher Erinnerung.

Verlassen wir indessen das Gebiet dieser allgemeinen städtischen Dinge und suchen wir in die Tiefen des individuellen, bürgerlichen Lebens einzudringen! Wollten wir den ganzen Zeitraum von 1815 bis 1840 schildern, so werden wir, wenn wir ein treffendes Wort gebrauchen wollen, kaum anders sagen können als: „Berlin stand trotz des jungen Deutschlands, trotz des Musik- und Theaterenthusiasmus unter dem Zeichen der höchsten Einfachheit, der sittlichen Gesundheit und des — Spießbürgertums. Stätten des Lasters, verzweifelten Spieles und schamloser Orgien fanden sich freilich, wie in jeder Großstadt, so auch hier; im allgemeinen aber herrschten die Schlichtheit, der Anstand und die Anspruchslosigkeit. Ein „Glas Weißbier“ genügte, um der Bürgerfamilie bei ihrem sonntäglichen Spaziergange Erquickung zu gewähren und das mitgebrachte Abendbrot herunterzuspülen. Von rauschenderen Vergnügungen behauptete der „Stralauer Fischzug“ noch immer sein Recht; auch der „Weihnachtsmarkt“ mit seinen primitiven Schaustellungen genügte den Ansprüchen der Bürgerschaft noch vollkommen; ein „Karneval“ war nur für die besser situierte Minderheit vorhanden.

Eine ausführliche kulturgeschichtliche Darstellung hätte diesen mehr oder minder soliden, allbekannten Vergnügungen gegenüber auch auf das Treiben in den berüchtigten Lokalen des damaligen Berlin einzugehen. Wir verweisen hier indessen auf die oben angeführten zeitgenössischen Quellen. Es ist oft genug mit der Breite des Behagens geschildert worden, wie es damals in den Schlupfwinkeln der Prostitution, in der „Königsmauer“ und der „Petrigasse“ zugegangen ist. Die „Tabagien“, welche der „ruhige“ Bürger mit der langen Pfeife mit Vorliebe besuchte und in denen die „Keilerei mit Gartenvergnügen“ und das „Frikassee mit Schemelbeinen“ durchaus obligatorisch geworden waren, haben im großen und ganzen ein zähes Leben bewiesen. Das „Hundeleben“ in der alten Jakobstraße 64 aber wandelte sich im Laufe der Zeiten zu dem „Wiener Saal“ und zu dem „Kolosseum“ um. Vielen Beifall fand in jenen Tagen auch das „Marionetten-Theater“, — „Vater Linde“ sollte sich zu einem Berliner Originale heranbilden. Der Geschmack unternehmungslustiger Berliner suchte jedoch pikantere Dinge. Der Student oder der Offizier in Zivil begab sich „zu Onkel'n“ in der Dorotheenstraße; der angehende Kaufmann und der Gesell zu „Vater Gräbert“ in der heutigen Joachimsstraße, allwo der Lokal-Inhaber seine berühmten Reden hielt und die „Damen“ sogar auf — Stelzen tanzten. Noch tiefer standen Lokale wie die „lederne Flinte“, der „blutige Knochen“, der „Schmortopf“, sowie der „Türken-“ und der „Verbrecher-Keller“. Wir haben es leider schon für diese Zeit zu bestätigen, daß ein hervorstechender Zug der Roheit immer mehr und mehr im Berliner Leben Platz griff; die eingeborene „Schnoddrigkeit“ schloß einen Bund mit der fremden Lüderlichkeit, aus welchem dann so abscheuliche Wechselbälge des Volkslebens wie die Frechheit, das Phrynen- und Rowdietum u. s. w. vielversprechend hervorgingen. Die hohe Polizei der vormärzlichen Zeit aber rekrutierte sich, um berlinisch

zu reden, meistenteils aus „Schlaf=gesund=Mützen". Der Schlendrian dieser Jahre trägt daher einen großen Teil der Schuld an den traurigen Begebenheiten der Folgezeit.

Solchen Auswüchsen des Berliner Lebens gegenüber haben wir indessen auch auf Erfreulicheres hinzuweisen. Ein so vielbewegtes Treiben, wie es jetzt die Hauptstadt durchwogte, mußte auch einen eigentümlichen Humor zeitigen. Dieser Humor aber war echt; d. h. er vermochte zu gleicher Zeit zu weinen und zu lachen. Er war darum nicht verletzend, geschweige denn giftig; er verspottete gutmütig unterweilen auch sich selbst. Der litterarische Vertreter desselben ist der äußerst produktive Schriftsteller Adolf Glasbrenner, vulgo „Brennglaß" genannt; — mit photographischer Treue hat er das Leben und Weben dieser auch der nachfolgenden Generation aufgenommen und auf diese Weise uns Bilder des Berliner Volkstums hinterlassen, welche eben so belehrend wie belustigend sind. In Theodor Hosemann fand Glasbrenner einen Bundesgenossen, welcher dem fliegenden Blatte die gleichwertige Illustration beizufügen verstand.

Unsere kurze Schilderung des Berliner Lebens jener nun fast wie eine versunkene Welt vor uns liegenden Tage würde indessen jedes Wertes entraten, wenn sie nicht noch auf ein Element des Volksgeistes von 1830 bis 1840 aufmerksam machen wollte. Das war die große Liebe der Berliner zu ihrem Könige. Die Vermählung Friedrich Wilhelms III. mit der Gräfin Auguste von Harrach, der edlen Fürstin von Liegnitz, hatte das schöne Verhältnis, welches den Monarchen mit seinem Volke verband, nicht zu erschüttern vermocht. „Königs Geburtstag" war damals der größte Festtag des Jahres. Im Frühjahr 1840 aber durchschwirrten bereits sehr düstere Gerüchte die Luft. Es tauchte nicht allein die alte Sage von der weißen Frau wieder auf; es hieß auch, der Wahrsager Sohn habe dem Könige mit aller Bestimmtheit den Tod im Laufe jenes Jahres prophezeit. In der That schwanden die Kräfte des Königs unerwartet schnell. Am 1. Juni noch wollte er wenigstens aus der Entfernung an der Grundsteinlegung des Denkmals Friedrichs des Großen teilnehmen; todmatt aber sprach er bei dieser Gelegenheit zur Fürstin von Liegnitz:

„Ich kann nichts weiter sehen als die ungeheure Menschenmenge; ich fühle mich unsäglich schwach und hinfällig." Am 7. Juni traf der Kaiser von Rußland in dem schlichten, alten Schombergschen Schlosse gegenüber dem Zeughause ein; noch an demselben Tage, 22 Minuten nach 3 Uhr Nachmittags, wurde Friedrich Wilhelm III. zu seinen Vätern versammelt. —

Groß war und tief der Schmerz des Volkes. Eine Deputation des Magistrates und der Stadtverordneten von Berlin begab sich am 8. Juni zu dem Erben des Thrones, zu König Friedrich Wilhelm IV., um ihm ein Beileids= und Huldigungsschreiben zu übergeben. Der König ließ die Abgeordneten sogleich eintreten. Bei ihrer Annäherung stürzten Thränen aus seinen Augen; er drückte dem Oberbürgermeister Krausnick und dem Stadtverordnetenvorsteher Desselmann die Hand, vernahm unter den Äußerungen des größten Schmerzes die Anrede des Oberbürgermeisters und erwiderte: „Ich bin tief erschüttert von dem großen Verluste, welchen mein Land und ich durch den Hintritt eines so vortrefflichen Vaters erleiden, aber doch auch innig gerührt von der Hingebung, welche die Stadt Berlin immer ihren Herrschern bewiesen. Besonders haben dies die letzten Tage gezeigt. Die allgemeine Teilnahme aller Einwohner, die sich so klar aussprach, ist wahrhaft rührend für mich und für uns Alle gewesen, und gereicht uns sehr zum Troste. Ich liebe Berlin, nicht bloß

als meine Vaterstadt, sondern auch, weil es immer dem ganzen Lande mit den besten Gesinnungen und in allem Guten vorangegangen ist; es hat dies besonders in den Jahren 1810 und 1813 und auch neuerdings dargethan. Ich werde nie das Jahr 1810 vergessen, noch das Jahr 1813, wo ich selbst auf kurze Zeit hier war und davon Zeuge gewesen bin, und wo sich überall, wie jetzt, ein so herrlicher Sinn und Geist aussprach. Ich sehe Sie unvorbereitet, — diese Worte kommen aus meinem Herzen, und so wird es immer unter uns sein. Ich bin Ihr wahrer und wärmster Freund."

Nachdem die Beisetzungsfeierlichkeiten in gewohnter Weise abgehalten worden waren, wurde die Königliche Leiche in der Nacht vom 11. zum 12. Juni in stillem, feierlichem Zuge nach dem Mausoleum in Charlottenburg gebracht, welches König Friedrich Wilhelm IV. dann in jener weihevollen Weise ausschmückte, in welcher es sich jetzt dem tiefergriffenen Besucher darstellt. —

27. Die Revolution.

Litteratur: Saß, Berlin in seiner neuesten Entwickelung. Berl. 1846.
Wolff, Berliner Revolutions-Chronik. Berl. 1852.
Streckfuß, Berl. im 19. Jahrh. Bd. II. o. J.
Angerstein, die Berliner Märzereignisse. Leipzig 1864.
Bernstein, die Märztage. Berl. 1873.
Gneist, Berliner Zustände. Berl. 1849.
Berliner Revue von 1864.
Viele Flugschriften.

Eine aufrichtige und tiefe Rührung bemächtigte sich des Volkes, als Friedrich Wilhelm IV. jene beiden „kostbaren Dokumente" veröffentlichte, welche ihm am Tage des Heimganges seines Vaters eingehändigt wurden, den letzten Willen des verstorbenen Herrschers und die Mahnung: „Auf Dich, meinen lieben Fritz u. s. w." Begeistert jubelte das Volk dem Könige entgegen, — dem ersten Herrscher, welcher mit dem Systeme der Zurückhaltung brach und die Öffentlichkeit geradezu suchte. „Reich an Geist, vielseitig in seinem Wissen, beweglichen Gemütes, begeistert für alles Schöne, mutvoll genug, um die Mängel des bisherigen Systems nicht zu beschönigen, stand Friedrich Wilhelm IV. als eine Idealgestalt da, auf welche sich die kühnsten Erwartungen nicht nur für eine Neugestaltung Preußens, sondern auch ganz Deutschlands knüpften." Groß war die Freude, — ja, fast ohne Gleichen, als am 10. August eine Amnestie und zwar vorzugsweise für politische Verbrecher verkündigt wurde. „Die Zeit der Kamptz, Tzschoppe und Dambach, der berüchtigten Demagogenverfolger, ist nun vorüber! Arndt ist in seine Bonner Professur wieder eingesetzt; Alexander von Humboldt ist an den Hof, — Boyen, der hochsinnige Militär, in den Staatsrat berufen; Jahn darf sich wieder frei bewegen; der König hat verkündet, er sei nun nicht mehr der erste Edelmann, sondern vielmehr der erste Bürger des Staates": — es waren Botschaften, welche die weitgehendsten Erwartungen erregten.

Wer indessen tiefer blickte, konnte sich schon damals der Wahrheit nicht verschließen, daß der König mißverstanden, ja gradezu falsch beurteilt wurde. Schon sein Gelöbnis bei der Huldigung in Königsberg:

„Ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß Ich ein gerechter Richter, ein treuer sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will, wie mein unvergeßlicher Vater es war! Gesegnet sei sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person; Ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen und fördern — und Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler!“ Und weiter: „Gott segne Unser teures Vaterland! Sein Zustand ist von altersher oft beneidet, oft vergebens erstrebt worden! Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im großen und ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände, aller Volksstämme, aller Bekenntnisse, nach einem schönen Ziel, — nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. — So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten. Mannigfach und doch Eins! Wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges edelstes ist, — keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte,“ — schon dieses Gelöbnis erwähnte die Hoffnungen des Volkes auf die Erteilung einer Verfassung mit keinem Worte. Die Anschauungen des neuen Herrschers von dem Königtume beruhten auf der tiefsten Überzeugung von dem Gottesgnadentume; sie entfalteten denselben Schwung wie die eines Richard II. bei Shakespeare; sein staatsmännisches Ideal war die ständische Gliederung, belebt von positiv-christlichem Geiste. Die herrliche Ansprache des Königs bei der Berliner Huldigung vom 15. Oktober 1840 richtete sich wörtlich an „Ritter, Bürger und Landleute“. Man darf nicht sagen, daß Friedrich Wilhelm IV. auch nur ein einzig' Mal, — auch nur einen Augenblick lang eine Unklarheit darüber habe bestehen lassen, daß ihm der liberale Geist durchaus zuwider war; — das Volk jedoch, — es glaubte, was die große Mehrzahl wenigstens der städtischen Einwohnerschaften wünschte.

Eine Ernüchterung mußte also sehr bald eintreten, namentlich, da der König unverweilt jene Maßnahmen traf, zu welchen seine politischen Überzeugungen ihn drängten. Die Berufung des Erlanger Professors Stahl, des Romantikers auf dem Gebiete der Politik, die Dekorierung des Ministers von Rochow, des Urhebers des geflügelten Wortes vom „beschränkten Untertanenverstande“, die Ernennung des pietistisch-gesinnten Generals von Thile zum Minister und des verhaßten kurhessischen Ex-Ministers Hassenpflug zum Ober-Tribunals-Rate, öffneten dann den Männern weitgehender, liberaler Hoffnungen auch sehr bald die Augen. Nach kurzer Zeit schon konnte Friedrich Wilhelm von einem ersten schmerzlichen Tage seiner Regierung sprechen: es geschah, nachdem er die Parodie des Beckerschen „Rheinliedes“ gelesen hatte:

„Wir wollen ihn nicht haben,
Den Herrn von Hassenpflug.“

Varnhagen von Ense hat uns ferner schon aus dem Winter zu 1841 ein sehr schlimmes Wort der Berliner überliefert. Man sagte:

„Der König hat sich umgeben mit Stahl, Zink, Eisen, Grimm, Haß und Fluch!"

Unverweilt erhob sich nun auch die politische Tageslitteratur, um bestimmte Forderungen an das Königtum zu stellen. Der Minister von Schön und sein Hausarzt Dr. Johann Jacoby in Königsberg, forderten in dem „Woher und Wohin?" und in den „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen", ein jeder auf seine Weise, den Erlaß einer Verfassung. Jacoby wurde deshalb des Hochverrats angeklagt; das Kammergericht verurteilte ihn, — das Obertribunal unter Grolmanns Vorsitz sprach ihn im Januar des Jahres 1843 frei.

Zu der politischen Mißstimmung gesellte sich bald auch die religiöse Unzufriedenheit. Die Begeisterung für das christliche Ideal ist, wenn wir von einer kurzen Periode am Schlusse des Mittelalters absehen, nie die Sache des Berliners gewesen; wohl aber war sie die dieses hochherzigen Monarchen, dessen innerstes Leben aus der Hingabe an den Erlöser emporquoll. Das Berliner Volk nahm keinen Anteil daran, daß der König sich das Schinkelsche Dombau-Projekt am Herzen liegen ließ; es spöttelte über die strengen Gesetze, welche dem Sonntage seine religiöse Bedeutung zurückgeben sollten, und über den „Bund zum historischen Christus", welchen einige Studenten der Universität Berlin unter der Führung des Professors Hengstenberg und unter dem Beifalle des neuen Kultusministers Eichhorn zur Verteidigung des christlichen Bekenntnisses gegenüber den Angriffen der radikalen Philosophie geschlossen hatten. Daß ein Geschlecht, welchem der Hohn gegen das Christentum leider in breiten Schichten zu einem Lebenselemente geworden war, für die Errichtung des englisch-preußischen Bistums Jerusalem und die Wiederherstellung des edlen Schwanen-Ordens keinen Sinn besaß, versteht sich wohl von selbst.

Auch im kommunalen Leben Berlins regte sich ein unzufriedener Geist. Ein großer Teil der Bürgerschaft forderte dringend die Öffentlichkeit der Stadtverordneten-Sitzungen; die Regierung glaubte indessen, dieselbe noch nicht gewähren zu dürfen; die Verfügung vom 13. September 1843 wies den Magistrat nur an, thunlichst für die Veröffentlichung der gefaßten Beschlüsse Sorge zu tragen und seine Verwaltungsberichte regelmäßig auszugeben. Plötzlich beleuchtete ein greller Blitz die sturmzerwühlte, von dem Gewitterhimmel bedeckte Landschaft: am Morgen des 26. Juli 1844, um 8 Uhr, als der König soeben zur Königin in den Wagen gestiegen war, um die Reise nach Erdmannsdorf anzutreten, feuerte der ehemalige Bürgermeister Tschech aus Storkow zwei Schüsse aus einer Doppelpistole auf den König ab. Die eine der Kugeln fuhr über dem Haupte der Königin in das Holzgestell des Wagens; die zweite traf den Monarchen auf die Brust, wurde jedoch durch die Falten des Mantels abgeschwächt und verursachte nur eine leichte Kontusion. Tschech büßte am Morgen des 14. Dezember 1844 auf der Richtstätte zu Spandau mit dem Leben. Die exaltierte Tochter des Mörders, die es versucht hat, eine Aureole um das Haupt ihres Vaters zu weben, schlug die Königliche Gnade, welche ihr ein sorgenloses Dasein bereiten wollte, fest und trotzig aus.

Es folgte nun eine verhältnismäßig stille Zeit, — die Stille vor dem Sturme! Die Wallfahrten nach Trier zum heiligen Rocke, die deutsch-katholische Bewegung des Kaplans Johannes Ronge aus Laurahütte und des Pfarrers Czerski aus Schneidemühl erregten zwar die Geister, hatten für Berlin selbst indessen nur wenig Bedeutung. Wichtiger wurde für die Hauptstadt eine unter dem Namen der „Lichtfreunde" geschlossene Vereinigung, welche dem überlieferten Dogma der evangelischen Kirche

den Untergang geschworen hatte und eine Anzahl „freireligiöser“ Männer, wie Uhlich, Wislicenus, König, Rupp u. s. w. umfaßte. Der Berliner Magistrat nahm unverständlicherweise — die Religion war doch gewiß sein Arbeitsfeld nicht, — offen für diese „Lichtfreunde“ Partei; ja, er fand sich gemüßigt, am 2. Oktober 1845 dem Könige eine Adresse zu überreichen, in welcher der Monarch gebeten wurde, die von positiver Seite bedrohte Gewissensfreiheit des Volkes zu schützen. Friedrich Wilhelm wies die erhobenen Anklagen „gegen die Treuen im Lande“ selbstverständlich mit Entschiedenheit zurück und brandmarkte das „unerhörte Treiben“ der Lichtfreunde. Wenn irgend etwas, so stand das dem Monarchen fest, daß die Verflüchtigung der christlichen Heilswahrheiten den Untergang seines Volkes unzweifelhaft mit sich führen müsse. Wie antwortete die im Jahre 1846 zusammentretende General-Synode indessen auf die Bemühungen des Königs, dem positiven Bekenntnisse zur Alleinherrschaft zu verhelfen? — Die liberale kirchliche Partei besaß in ihr das entschiedenste Übergewicht; von den kirchlichen Wünschen des Monarchen wurde auch nicht ein einziger erfüllt.

Als viertes Übel der Zeit trat eine wirtschaftliche Not von großer Schwere hervor, welche dann wiederum sozialistische Bestrebungen wachrief. Die schlesischen Weber litten entsetzlich; in Berlin selbst stellten die Kattundrucker die Arbeit ein. Was half eine Gewerbe-Ausstellung wie die im Zeughause im Jahre 1844 veranstaltete, wenn es der Industrie eben an Absatzgebieten fehlte? Man suchte durch Vereinsbildungen der überhandnehmenden Not zu steuern. So entstanden in Berlin der Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen und der Handwerkerverein.

Der letztere lenkte indessen sofort in das Fahrwasser einer bestimmten Partei ein, so tüchtig er sich auch sonst bewies; — der erstere, obwohl vom Könige mit 15000 Thalern Kapital ausgestattet, wirkte fast gar nichts. „So vergingen die Jahre, — verging die kostbare Zeit unter immer wechselnden Stürmen und Wünschen, unter einem beständigen Vorwärtsdrängen und einem ebenso eifrigen Zurückhalten, die Beide gleich vergeblich waren.“ Der König, durch die Schwierigkeiten, welche er allerorten vorfand, bereits oft mißgestimmt, arbeitete unterdessen an seinem Ideale, der ständischen Verfassung.

Die Verhandlungen der einzelnen Provinzial-Landtage hatten jedoch seit 1840 brauchbares Material für den Bau der Zukunft fast in keiner Weise ergeben; man war der Herstellung einer Repräsentation des Volkes bisher auch nicht um einen einzigen Schritt näher gekommen. Friedrich Wilhelm IV. entschloß sich daher zu einem neuen Versuche, den Aufbau der Verfassung des ständischen Staates in Fluß zu bringen. Am 3. Februar 1847, am Jahrestage des berühmten Aufrufes, durch welchen Friedrich Wilhelm III. einst das Volk zum Freiheitskampfe begeistert hatte, erschien eine königliche Bekanntmachung, durch welche aus sämtlichen Provinzialständen der Monarchie ein vereinigter Landtag gebildet wurde. Der König gewährte dieser allgemeinen Landesvertretung das wichtige Recht, bei der Einführung neuer Steuern ihre Zustimmung zu geben oder zu verweigern und zugleich das Recht des Beirates bei der Gesetzgebung.

Am 11. April eröffnete der König die erste Versammlung des vereinigten Landtages mit einer feierlichen Anrede. Nachdem er die Vertreter der Stände „am Tage der Vollendung eines großen Werkes des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelms III.“ herzlich willkommen geheißen, fuhr er fort: „Der edle Bau stän-

discher Freiheiten, dessen acht mächtige Pfeiler*) der hochselige König tief und unerschütterlich auf den Eigentümlichkeiten seiner Länder gegründet hat, ist heute durch Ihre Vereinigung vollendet. Segnen wir noch heute das Gewissen des treuen, lieben Herrn, der eigene, frühe Triumphe verschmähte, um sein Volk vor späterem Verderben zu bewahren, und ehren wir sein Andenken auch in dem Stücke, daß wir sein eben vollendetes Werk nicht gleich durch ungenügsame Neuerungssucht in Frage stellen. Lassen wir die Zeit und vor allem die Erfahrung walten, und vertrauen wir dies Werk, das, wenn es gut, auch bildsam ist, wie sich's gebührt, glaubensvoll den bildenden, fördernden Händen der göttlichen Vorsehung. Mein und Meines Vaters freies und treues Volk hat alle die Gesetze, die Wir Beide ihm zum Schutze seiner höchsten Interessen gegeben haben, mit warmer Dankbarkeit empfangen, und wehe dem, der ihm seinen Dank verkümmern oder ihn gar in Undank verkehren wollte. Jeder Preuße weiß seit 24 Jahren, daß alle Gesetze, die seine Freiheit und sein Eigentum betreffen, zuvor mit den Ständen beraten werden. Von dieser Zeit an aber weiß jedermann im Lande, daß Ich keine Staatsanleihe abschließen, keine Steuer erhöhen, keine neue Steuer auflegen werde ohne die freie Zustimmung aller Stände. — Ich weiß, daß Ich mit diesen Rechten ein kostbares Kleinod der Freiheit Ihren Händen anvertraue, und Sie werden es treu verwalten. Es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, Preußen durch das Schwert groß zu machen, durch das Schwert des Krieges nach außen, durch das Schwert des Geistes nach innen; aber wahrlich nicht des verneinenden Geistes der Zeit, sondern des Geistes der Ordnung und der Zucht. Wie im Feldlager nur Ein Wille gebieten darf, so können dieses Landes Geschicke, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe herabfallen, nur von Einem Willen geleitet werden, und beginge der König von Preußen einen Frevel, wenn er von seinen Unterthanen die Folgsamkeit des Knechtes forderte, so würde er wahrscheinlich einen noch viel größeren Frevel begehen, wenn er nicht das von ihnen fordern wollte, was die Krone des freien Mannes ist: den Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen. Zwischen uns sei Wahrheit. Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: Ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. — Und wer könnte das, der sich durch die Geschichte belehren läßt? — Ich strebe allein darnach, Meine Pflicht nach bestem Wissen und nach Meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank Meines Volkes zu verdienen, sollte er Mir auch nimmer zuteil werden." — Mit Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse sagte dann der König: „Ein Bekenntnis vermag Ich heute unmöglich zu unterdrücken, eingedenk des entsetzlichen Beginnens, Mein Volk um sein heiligstes Kleinod zu betrügen, um den Glauben an seinen und unser Aller göttlichen Heiland, Herrn und König. Dies Bekenntnis aber lautet: „„Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen."" — „Wohlan denn," so schloß der Fürst, „gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit! Sie werden sich (deß bin Ich in Hoffnung gewiß), während ganz Europa die Augen auf Sie gerichtet hat, als echte Preußen zeigen. Dann bleibt auch, glauben Sie mir, das Eine, was Not thut, nicht aus, nämlich Gottes Segen, an dem Alles allein gelegen. Und nun noch einmal aus der Fülle Meines Herzens willkommen."

Wir vermögen hier auf die Geschichte des vereinigten Landtags, welcher vom 11. April bis zum 26. Juni 1847 in Berlin versammelt war, nicht näher einzu-

*) Die acht Provinzialverfassungen.

gehen; es ist bekannt, wie wenig seine Resultate den König, — wie wenig sie auch das Volk befriedigten. Auf die Verfassung der Stadt Berlin haben die Verhandlungen dieser Körperschaft indes doch einen, und zwar einen heilsamen Einfluß geübt: ein Antrag auf die Öffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen war von dem illustren Hause nahezu mit Einstimmigkeit angenommen worden. Am 19. November fand die erste öffentliche Sitzung der Stadtverordneten im Köllnischen Rathause statt; der Sitzungssaal der Versammlung war dazu entsprechend erweitert worden.

Unterdessen waren bereits verhängnisvolle Dinge geschehen. Während Aller Augen auf das Zustandekommen des Verfassungswerkes gerichtet waren, hatte im April 1847 die Not der ärmeren Klassen ihren Höhepunkt erreicht. Was half es, daß der König die Mahlsteuer, welche aus der alten Accise hervorgegangen war, am 19. April vorläufig suspendierte? — Am 21. April fielen Unruhen auf dem Gensdarmen-Markte vor; eine Hökerin hatte den Preis der Metze Kartoffeln urplötzlich von 3 auf 4 Silbergroschen erhöht. Es kam zu Schimpfreden und zu Thätlichkeiten, und das Publikum übte an den braven Bauersleuten, welche sich die Not ihrer Mitmenschen so schlau zunutze machen wollten, eine wohlverdiente, wenn auch keineswegs zu entschuldigende Lynchjustiz. Am Abende erging es verschiedenen Bäckern und Schlächtern in der Stadt nicht eben gnädig, und am 22. wurde auch der Markt auf dem Alexander-Platze die Stätte von Volkstumulten. Durch das Einschreiten des Militärs wurde die „Kartoffel-Revolution“ indessen noch an demselben Tage unterdrückt.

„Die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwert, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen!“ — Friedrich Wilhelm hatte in seiner Huldigungsrede zu Berlin einst selbst diese Wahrheit ausgesprochen, die wie ein pythisches Orakel verhängnisvoll auf seinem ganzen Leben lasten sollte. Milde verzieh der König am 15. Oktober 1847 den Tumultuanten vom 21. und 22. April ihre Ausschreitungen. Umsonst; er sah seine Güte nicht anerkannt. In den Ausschußberatungen des vereinigten Landtags warf der Mann des Wechsels, Herr Camphausen, der Regierung offen den Fehdehandschuh hin, indem er die mehr rhetorischen, als begründeten zürnenden Worte sprach:

„Die Stände sind bis an die äußerste Grenze vorgerückt; — weithin übergebogen haben sie die Hand zur Ausgleichung geboten; diese Hand ist hinweggestoßen worden! — Ein Wort hätte hingereicht, den Verfassungsstreit in Preußen zu beendigen. Es ist nicht gesprochen worden; — die Folgen müssen getragen werden; — die Geschichte wird richten zwischen uns und der Regierung.“

Welches Wort wollte Camphausen ausgesprochen haben? — Diese Unbestimmtheit der Ausdrucksweise charakterisiert aufs Treffendste die überall herrschende Unklarheit. — Noch schmerzlicher als solch' eine Absage aber traf den König jener Hochverrat, welcher mit den gefangenen Polen fraternisierte. Selbst ein demokratischer Schriftsteller sieht sich zu der gezwungenen Entschuldigung genötigt:

„Das Wort ‚Freiheit‘ wirkte damals so mächtig auf das Volk, daß die Berliner wenig an die Folgen dachten, welche eine glückliche Schilderhebung der Polen für Preußen gehabt haben würde.“

Zündstoff war also in Menge vorhanden; noch aber fehlte der feurige Funke. —

Da brach am 24. Februar 1848 die Revolution, nachdem ihre Kämpfe bereits

die Schweiz und Italien durchzogen hatten, auch in Paris aus; mit überraschender Schnelligkeit stürzte der Thron Louis Philipps in sich zusammen.

Dem Könige Friedrich Wilhelm galt die Revolution für nichts als für eine Macht der Hölle; seine Briefe an Bunsen lassen darüber auch nicht den mindesten Zweifel. In demselben Sinne schrieb er jetzt an Alexander von Humboldt: „Lassen wir schweigend die Gerechtigkeit Gottes gewähren.“ In dieser tiefen Leidenschaftlichkeit innerster Überzeugung, welcher nur leider die Thatkraft des eigenen Wollens und Handelns nicht entsprach, liegt die tragische Verschuldung dieses Monarchen, welche ihm so unsägliches Leid gebracht hat.

Am 6. März 1848 wurden auch die ständischen Ausschüsse des vereinigten Landtages entlassen, welche bis dahin an einem Strafgesetzbuche gearbeitet hatten. Der König sprach herrlich. Er mahnte: „Lasset alle Parteien ruhen! Sehet nur auf das Eine, was uns notthut, wenn wir mit Ehren und Segen aus dem Kampfe hervorgehen wollen.“ Er verkündete es, „daß das Vertrauen seines Volkes seine festeste Stütze sei“, und „daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben seien von Geschlecht zu Geschlecht“. Das stand ihm fest; — war es aber auch objektiv wahr?

An demselben Tage begannen die vielberufenen Versammlungen in den Zelten des Tiergartens. Es waren zunächst nur Studenten, junge Künstler u. s. w., die sich hier zusammenfanden; andere Elemente kamen erst später. Groteske Versammlungen! „Während sich Weiber mit sauren Gurken, warmen Knoblauchswürsten, Schnaps und Semmeln durch die Menge drängten oder Jungen mit dem ewig wiederholten Rufe: „Cigarro mit avec du feu!“ ihren Tabak feil boten, verhandelten Jünglinge auf der zur Tribüne umgeschaffenen Musikbühne über des Landes und der Zukunft Wohl und Wehe! In der ersten Versammlung am 6. März wurden drei Mitglieder beauftragt, eine Adresse an des Königs Majestät zu entwerfen. Auch die städtischen Behörden berieten eine solche; der Oberbürgermeister Krausnick wußte indessen wenigstens den Magistrat zu bestimmen, von einer solchen, augenscheinlich nicht angezeigten Maßnahme Abstand zu nehmen. In der zweiten Zelten-Versammlung am 7. März wurde unter dem Vorsitze eines Kandidaten der Philosophie, Löwenberg, dagegen ein ungeheuerliches Aktenstück genehmigt, welches vom Könige sogar die Verminderung des stehenden Heeres und die Einführung einer Volksbewaffnung unter freier Wahl der betreffenden Führer zu fordern die Kühnheit hatte. Der Polizei-Präsident von Minutoli erklärte darauf, daß die Stadtpost der einzige Weg sei, dem Könige diese Forderungen zu unterbreiten!! In der dritten, bereits sehr stürmischen Versammlung am Donnerstag, den 9. März, wurde beschlossen, die erwähnte Adresse durch die Stadtverordneten überreichen zu lassen; die letzteren, einverstanden damit, stellten sich also an die Spitze der radikalen Bewegung. Nach langen Verhandlungen mit den Behörden kam man endlich dahin überein, daß die städtischen Korporationen in gemischter Deputation am 14. März eine eigene Adresse überreichen sollten; die persönliche Entgegennahme der in den Zelten erhobenen Forderungen hatte der König, wie nicht anders zu erwarten war, entschieden abgelehnt. Dennoch erklärte der Herr Kabinetsrat Illaire sich dazu bereit, auch die Wünsche der Zelten-Versammlungen Sr. Majestät zu unterbreiten! Man stand vernünftigerweise endlich selber davon ab, das radikale Schriftstück dem Monarchen zu übergeben.

So kam der 13. März heran. Unbestimmte, düstere Gerüchte durchschwirrten

die Stadt. Es wäre unter solchen Umständen die Sache des Polizei-Präsidenten gewesen, mit Besonnenheit, Klugheit und Kraft die aufgeregten Leidenschaften zu dämpfen und Zusammenrottungen zu verhindern; Herr von Minutoli erwies sich indessen als ein absolut schlaffer, mit sich selber noch nicht ins Reine gekommener, ja gradezu als ein beklagenswerter Mann; er ist der Hauptschuldige alles dessen, was nun kam. Statt mit Energie eine weitere „Zelten-Versammlung“ zu unterdrücken, fraternisierte dieser — mutige Beamte mit der Menge. Johlend und schreiend, trat die Volksmasse, welche „an einem herrlichen Frühlingstage“, dem 13. März, resultatlos, wie immer, in den Zelten vereinigt gewesen war, am Abende ihren Heimweg durch das Brandenburger Thor an. Die Militärabteilungen, welchen man begegnete, wurden „von den freien Bürgern“ verhöhnt. Schließlich sah sich eine Abteilung Kavallerie, welche auf dem Schloßplatze aufgestellt war, dazu genötigt, zur Waffe zu greifen und die Tumultuanten mit blanker Klinge zu zerstreuen. Da floß dann freilich das erste Bürgerblut, und auch „edle, deutsche Frauen“ (!), welche bei dem Krawalle nicht zu Hause zu bleiben vermocht hatten, erhielten flache Hiebe. An der Grünstraßen-Brücke erbaute sich schon damals die erste Barrikade, welche von des Königs Truppen jedoch sehr bald wiederum entfernt wurde.

Wir stehen also bereits mitten in der Revolution. Völlig objektiv werden wir versuchen, die nun folgenden Ereignisse darzustellen. Grade diese Objektivität aber, sie zwingt uns zu sagen, daß die Frechheit des Pöbels, die Schwäche der Gutgesinnten und die Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms IV. unleugbar die traurigen Momente sind, aus welchen sich dies widerliche Zerrbild ohne Gleichen zusammengesetzt hat. Den Namen einer „Revolution“ verdienen die Berliner Tumulte von 1848 überhaupt nicht; denn diesem Volke fehlten die Ideen, welche den Kriegern Cromwells und den Jakobinern einst Seele und Leidenschaft verliehen hatten, vollständig. Es ist eine unendliche Kläglichkeit, Verwirrtheit und Verworrenheit an allen Stellen, welche wir zu schildern haben, — eine Unentschlossenheit ohne Gleichen, und die Geschichte hat mit richterlichem Ernst abzuurtheilen nicht allein über das von den Sendlingen der Revolution, von den „Polen, Juden und Franzosen“ verführte Volk, sondern auch über seinen schwachen König, dem es nicht gelang, den Sturm zu beschwören. Ein Richard II. Ein Schöngeist, doch kein fester, stolzer Mann! —

Am 14. März Nachmittags 2 Uhr überreichten die städtischen Behörden Berlins dem Monarchen verabredetermaßen die oft beregte Adresse, welche aus einem Phrasengeklingel ohne Ende bestand. Sie ist bei Streckfuß S. 961 vollinhaltlich zu lesen: es findet sich auch nicht eine einzige positive Forderung, auch nicht ein Gedanke voller Klarheit in ihr. Gleich schwächlich aber war auch Friedrich Wilhelms IV. Erwiderung. „Kühn und bedächtig!“, das sollte das Losungswort der Zukunft sein; es sagte so gut wie nichts. Die Berufung des vereinigten Landtags auf den 27. April war die erste positive Maßregel seitens der Krone.

Der süße Pöbel that indessen, was ihm immer nur beliebte. Wo sich Militär blicken ließ, wurde dasselbe verhöhnt. Gassenbuben, welche gegen die Blüte des Volkes in dieser Weise vorgingen, sprachen sich ihr Urteil selbst. Nicht genug zu bewundern ist die Geduld und die Zurückhaltung der Offiziere; — wir glauben nicht, daß irgend eine Armee sich heute ähnliches bieten lassen würde. Des Königs treue Diener wurden vom „Volk“ mit Kot beworfen und zogen nicht einmal den Degen! —

Am 14. Abends kam es zu neuen Ausschreitungen auf dem Schloßplatze und in der Brüderstraße. Ganz nichtssagend ist die Darstellung von Streckfuß:

„Mehrere Menschen, die sich in die verschlossenen Häuser nicht zu flüchten vermochten, wurden unbarmherzig niedergehauen.“

„Mehrere Menschen!“ Nun, — wer sich in Gefahr begiebt, der pflegt auch darin umzukommen! Die Herren Spießbürger aber petitionierten in unendlich kläglicher Weise gegen die Gewaltthaten der „Soldateska“, einer Armee, welche doch einzig und allein aus den Söhnen des Landes bestand, — gegen ein Heer, welches nur seine Pflicht gethan hatte, und der Minister von Bodelschwingh war feig genug, eine strenge Untersuchung zu versprechen gegen — die vertierte Soldateska!

Am 15. März schien indessen in die wilderregte Masse ein wenig von Vernunft zurückgekehrt zu sein. Bürger mit weißen Binden um den Arm suchten das Volk zu beruhigen; der Pöbel aber verspottete die „Friedensengel“. Am Abende kam es daher wiederum zu Exzessen; die Militär-Piketts, welche auf dem Schloßplatze, sowie in der Breiten- und Brüderstraße aufgestellt waren, wurden mit Steinen beworfen; an der Jungfern- und Gertraudenbrücke sahen sie sich darum gezwungen, auf die Menge zu feuern. Blut war also wiederum geflossen. Und was geschah? Nichts, gar nichts! Die städtischen Obrigkeiten und die königliche Polizei waren völlig machtlos, weil sie keine einzige Persönlichkeit von Mut und Entschlossenheit zu den Ihrigen zählten.

Es war vielleicht nur ein Mann damals in Berlin, der ein volles Verständnis dafür besaß, was den Jämmerlichkeiten der Regierung und des Volkes gegenüber die Staatsehre gebieterisch erforderte. Das war der Prinz von Preußen, unser nachmaliger Herr und Kaiser Wilhelm I. Er riet zu schneller und entschlossener That. Zürnend herrschte er z. B. den Schwächsten der Schwachen, den General von Pfuel, also an:

„Herr, Sie demoralisieren meine Truppen!“

„Nein! Ich beschwere mich über Ew. Königliche Hoheit bei Sr. Majestät!,“ so lautete die mehr als klägliche Erwiderung. —

Was aber hatte das Militär gethan, um diesen fanatischen Haß zu verdienen? — Was war in das niedere Volk gefahren, um die Truppen immer wieder von neuem herauszufordern? — Auch am 16. März wiederholten sich die Exzesse. Den „Friedensengeln“ mit den weißen Sheriffstäben rief man ergötzlicherweise zu:

„Na, Du olle Schaute, laß' man Deine Ballkelle zu Hause! Spare det Schwebelholz!,“ und auf dem Opernplatze wurden „Hüte angetrieben“, — wurde auch schon das Pflaster aufgerissen. Warnend wirbelten den Aufrührern gegenüber dreimal die Trommeln. Die Menge aber pfiff und johlte weiter. Da kommandierten die Offiziere eine Salve in die Luft. Das Toben ward noch ärger. Nun ein paar Schüsse in die Masse! Zeternd und wehklagend zerstob da der süße Mob; und es war unendlich herzerhebend, als die flüchtenden Helden der Revolution, die Hosen in den Händen: „Waffen! Waffen!“ riefen. —

Der 17. März brach an. Volksversammlungen überall! Eine unendlich traurige Persönlichkeit, die nimmer wußte, was sie wollte, ein „Hans in allen Gassen“ damals, ein Prototyp jener Wichtigthuerei, welche man bei Halbgebildeten so oft bemerkt, der Herr Dr. Woeniger, welcher sich nachmals an die konservative Partei „heranmachte“, ließ in einem Lokale der Köpnicker Straße eine Adresse an den König entwerfen, welche folgende Forderungen des Volkes aufstellte:

1. **Zurückziehung des Militärs,**
2. **Bildung einer Bürgergarde,**
3. **unbegrenzte Preßfreiheit,**
4. **schleunigste Einberufung des vereinigten Landtages.**

Diese Adresse sollte am 18. März, Nachmittags 2 Uhr, durch das Volk selbst, welches sich auf dem Schloßplatze versammeln sollte, Sr Majestät überreicht werden. „Er muß uns hören!" rief man allgemein. Polen, Juden und Franzosen, — verlaufene und verdorbene Studenten machten Stimmung. „Morjen jeht et los!", meinten die Bummler, welche in einer nie zuvor gesehenen Anzahl das sonst so fleißige Berlin durchschwärmten. Der Kläglichste der Kläglichen blieb aber stets Herr von Minutoli. Der brave Mann wußte nicht, „wo die Kerle alle herkamen." Die Bummler aber wußten, was sie wollten:

„Morjen jeht der Feetz los! Morjen is Rivluzion!"; —
so erklang es an allen Straßenecken und in allen Destillationen. Der gute Herr Minutoli schloß seine beiden Augen zu. Friedrich Wilhelm IV. selbst war über die herrschende Aufregung durch diesen braven Mann leider durchaus falsch berichtet. Daß er dem Schwachkopf traute, bleibt freilich seine eigne Schuld.

Der 18. tagte. Die biedern Rheinländer unter Vortritt eines Herrn von Wittgenstein aus Köln erschienen mit einer Adresse bei dem Könige und sagten ungefähr: „Wir sind so aufgeregt, daß wir gern um der Freiheit willen zu dem schönen Frankreich schwören möchten. Unsere Gesetze müssen schnell geändert werden, wenn das nicht geschehen soll!" Anstatt diese Herren sofort als Hochverräter verhaften zu lassen, bequemte der König sich dazu, ihnen in larmoyanter Weise zu antworten; — ein Kongreß zu Potsdam (!) werde demnächst die Neugestaltung Deutschlands beraten. Mit einer solchen Antwort war die Herrscherwürde Friedrich Wilhelms IV. freilich für alle Zeit unwiederbringlich verloren, und was nun kam, kann nicht mehr überraschen. Es ist bezeichnend, was der Prinz von Preußen damals zu den „Köll'schen Männern" sagte: „Ich bitte, meine Herren, eilen Sie schleunigst nach Hause! Ich komme sofort, um die Provinz zu beruhigen!" — Das Wort vom „Abfall" hatte seine edle, starke Seele in ihrer Tiefe getroffen.

Nachdem der König sich solche Nichtswürdigkeiten hatte bieten lassen, kann es nicht mehr verwundern, wenn der Berliner Magistrat, vertreten durch den Herrn Krausnick, denselben Weg des „Soulagements" zu wandeln versuchte, welchen er den Monarchen einschlagen sah. Herr Krausnick versuchte es, die Erregung zu stillen, indem er dem Könige und der Regierung — ein Wohlverhaltungs-Zeugnis ausstellte!! Am 18. vormittags erschien folgende Bekanntmachung:

„Der Magistrat ist amtlich davon unterrichtet, daß ein auf die freisinnigsten Grundlagen sich stützendes Preßfreiheitsgesetz bereits unwiderruflich vollzogen ist, und bürgt der Magistrat mit seiner ganzen Wirksamkeit für die Bewahrheitung dieser Regierungsmaßregel. Gleichzeitig ist Se. Majestät der König gegenwärtig mit der Vollziehung von Entschließungen beschäftigt, welche das Wohl des Vaterlandes auf dauernde Weise sichern werden.

Der Landtag wird zum 2. April einberufen.

Berlin, 18. März 1848.

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rat hiesiger Königlicher Residenzien."

Wirklich hatte Friedrich Wilhelm das versprochen; er hatte dadurch den Forderungen des Volkes die Spitze abzubrechen versucht. Allein es kam anders, als er vermutet hatte.

Schon von Mittag an war der Schloßplatz von einer dichtgedrängten Menge ganz und gar besetzt. Es war wiederum herrliches Frühlingswetter. Im Innern des Schlosses stand Militär. Um Punkt 2 Uhr erschien der König auf dem Balkone des Schlosses, der Breiten Straße gegenüber; ein vieltausendstimmiger Jubelruf begrüßte ihn. Der Monarch versuchte zu sprechen; seine Stimme drang jedoch durch die Volksmassen nicht hindurch. Deshalb verkündete der neben Friedrich Wilhelm stehende Minister von Bodelschwingh die Thatsache, daß alle Forderungen des Volkes vom Könige bereits gewährt seien.

Ein Jubeln nun allüberall! Lebehochs auf den Monarchen! Sie ertönten wohl nur, um den schwachen König zu verspotten. Denn plötzlich fand diese loyale Menge sich gemüßigt, das Hausrecht im Palaste ihres Beherrschers selbst auszuüben. Im Schloßhofe stand, wie wir sagten, Militär. „Soldaten fort!“, brüllte plötzlich der Pöbel. — „Das Militär zurück!“, akkompagnierten ihm die Männer der blassen Furcht mit schlotternden Gebeinen. Da brauste endlich das Hohenzollernblut in Friedrich Wilhelm auf. Er entzog dem Manne der Schwäche, Herrn von Pfuel, das Kommando über die Berliner Garnison und übertrug dasselbe dem General-Leutnant von Prittwitz. Der König soll letzterem gesagt haben:

„Säubern Sie den Platz jetzt mit der Kavallerie! Die Leute sollen jedoch nur Schritt reiten. Nicht ‚Gewehr auf!‘ nehmen.“

Im zweiten Schloßhofe hielten Dragoner unter dem Rittmeister von Borstell. Auf den Befehl des Herrn von Prittwitz ritten dieselben aus dem Portale Nr. 4. nach dem Schloßplatze hinaus. Vor der alten Stechbahn Jan de Bodts machten sie Front gegen die lange Brücke. Sie wurden in der in Berlin leider eingerissenen, nichtswürdig frechen Weise verhöhnt. Vom Portale Nr. 2 drang jetzt auch der Major Vogel von Falckenstein mit den Grenadieren der 1. Kompagnie des Regimentes „Kaiser Franz“ gegen die Breite Straße vor. Der General von Prittwitz war unterdessen von der tobenden Menge umringt worden. Als Vogel von Falckenstein dies bemerkte, ließ er seine Kompagnie sofort mit Trommelschlag, Gewehr über, bis nach der Breiten Straße hin vorrücken. Die zweite Kompagnie desselben Regimentes folgte in der Richtung auf die Lange Brücke zu. Da auch die Dragoner von der Stechbahn aus vordrangen, so wurde der Schloßplatz schnell gesäubert; — nur an der Häuserfront zwischen der Langen Brücke und der Breiten Straße stand noch eine tobende Menge. Um auch diese letztere zu entfernen, ließ Major Vogel von Falckenstein nunmehr den Schützenzug der 1. Kompagnie vom Regimente „Kaiser Franz“ unter dem Leutnant von Preuß von der Breiten Straße her gegen die Brücke vordringen. „Bei dieser Gelegenheit entlud sich,“ wie eine militärische Schrift des Jahres 1850 behauptet, „das Gewehr des Grenadiers Kühn dadurch, daß derselbe mit dem Hahne an seinem Faschinenmesser hängen blieb, und ein zweiter Schuß fiel dadurch, daß ein Bürger dem Unteroffizier Hettchen auf das Piston schlug.“ —

„Verrat!. Verrat! Man schießt auf das Volk!“ So erklang es jetzt von allen Seiten. Die Muse der Geschichte Preußens verbirgt ihr Angesicht; die Revolution war eine Thatsache geworden.

Der König verdarb alles durch seine Schwachheit. Als er von dem Vorgefallenen benachrichtigt worden war, ließ er ein Plakat mit den von ihm selbst herstammenden Worten

„Ein Mißverständnis!
Der König will das Beste!“ —
umhertragen. Wo in aller Welt war hier ein Grund, sich zu entschuldigen? Der Minister von Bodelschwingh aber erließ eine unsagbar klägliche Bekanntmachung, die gewissermaßen um Verzeihung bat, daß der Zufall hier sein Spiel getrieben hatte, und der General-Adjutant von Neumann verhieß dem Volke sogar „die sorgfältigste Untersuchung der beklagenswerten Begebenheit“. Beide Plakate, „welche in der Deckerschen Hofbuchdruckerei mit seltener Schnelligkeit“ gesetzt worden waren, hatten indessen nicht die mindeste Wirkung; die Erbauung von Barrikaden begann nun sofort. Wogend und tosend flüchtete sich die Menge vom Schloßplatze über die Werderschen Mühlen nach der Jägerstraße hin.

Hier fiel der Grenadier Theißen, welcher vor der Königlichen Bank auf Posten stand, als Opfer seiner Pflichttreue: er mochte das Gewehr nicht lassen, welches sein Kriegsherr ihm einst in die Hand gegeben hatte. Die Waffenläden wurden erbrochen; das Pflaster wurde aufgerissen; die Steine desselben, sowie die Ziegel der Dächer wurden gesammelt, um als Wurfgeschosse gegen die Truppen verwendet zu werden. Man wußte, daß ein Kampf mit der Kriegsmacht des eignen Landes unvermeidlich geworden war.

In Berlin befand sich damals eine Garnison von etwa 14250 Mann, denen 36 Geschütze der Garde-Artillerie zu Gebote standen. Oberst-Kommandierender dieser Truppen war in Folge der königlichen Entschließungen jetzt der General von Prittwitz, dessen Plan es war, durch sofortiges, thatkräftiges Eingreifen den Widerstand der Zivilbevölkerung aufs Schnellste zu brechen, im Westen der Stadt sich festzusetzen und die Feuerschlünde gegen die revoltierenden Quartiere derselben spielen zu lassen. Ein Barrikadenkampf entspann sich demnach zuerst an der Ecke der Oberwall- und Werderstraße; die zweiten Garde-Grenadiere nahmen hier die erste Verschanzung ohne weitere Mühe.

Es entwickelte sich nun ein wirrer, jedes Zusammenhanges entbehrender Kampf. Es ist daher auch nicht möglich, das zeitliche Nebeneinander des Bürgerkrieges in pragmatischer Folge darzustellen; — man vermag nur einzelne Kampfesszenen von besonderer Heftigkeit zu schildern. Vor dem Oranienburger Thore befand sich z. B. schon damals ein dichtbevölkertes Arbeiter-Viertel; „hier lagen die großen Maschinenbau-Anstalten von Borsig, Egells, Rüdiger, Wöhlert, Sigl und Webers; — hier auch auch einige große, von Arbeitern dichtbesetzte Zimmerplätze“. Die Aufständischen aber hatten in der Oranienburger Straße bereits eine Barrikade errichtet; sie versuchten die Erbauung einer solchen nun auch vor dem Oranienburger Thore. Die Garde-Artilleristen, welche die letzterwähnte Verschanzung hinwegräumen sollten, wurden mit einem Hagel von Steinen empfangen; sie fuhren daher eine Haubitze auf und schossen auf die dichtgedrängte, in den Thoröffnungen sich stauende Menge mit Kartätschen. Die Wirkung war eine furchtbare: mit Wutgeheul zerstoben die Aufrührer, fünf Tote und viele Verwundete auf dem Platze zurücklassend. —

Unterdessen hatte ein Kampf sich bereits auch vor dem Schlosse Monbijou entsponnen. Das letztere, die Wohnung des Prinzen Adalbert bildend, beherbergte damals zu gleicher Zeit das ägyptische Museum, die Kupferstichsammlung und die prähistorischen Altertümer der germanischen Völkerschaften. Im Schlosse selbst kommandierte der Leutnant von Reibnitz von der Garde-Artillerie. Während derselbe mit dem Professor Hotho verhandelte, um den unschätzbaren Inhalt dieser

Sammlungen zu retten, forderten die Studenten, welche sich dem Volke angeschlossen hatten, von der Wachmannschaft gebieterisch die Abgabe ihrer Waffen. Ein Unteroffizier ließ darauf Feuer geben; — der energielose Herr von Reibnitz verwies ihm das jedoch; er ließ, um die erwähnten Kunstschätze zu retten, die Besatzung abziehen und nahm für sich selbst eine — Zufluchtsstätte bei dem Herrn Professor Hotho an! —

Ganz anders lagen die Verhältnisse in der Königsstraße. Vom Schlosse bis zum Alexanderplatze waren zwar nicht weniger als zwölf Barrikaden entstanden; auch die Bewohner des „Ochsenkopfes“, die Schuldgefangenen, waren von der tobenden Menge befreit worden; ein Pole in seinem Nationalkostüme führte die Empörer mit wilder Begeisterung an. Kinder trugen schwere Körbe mit Pflastersteinen auf die Dächer; rote Fahnen wehten allüberall, und dem von der Langen Brücke aus vordringenden Militär wurde der heftigste Widerstand entgegengesetzt. Unter unendlichen Mühsalen und Gefahren drang das Militär bis zu der Ecke der Neuen Königsstraße vor. Hier aber befand sich die festeste aller in der Stadt entstandenen Barrikaden. General von Möllendorf machte Halt vor ihr; — diese Verschanzung ist daher die einzige geblieben, welche von den Kriegern Friedrich Wilhelms nicht genommen worden ist. Der Kampf hier in der Königsstraße hatte kurz nach vier Uhr des Nachmittags begonnen; um 7 Uhr aber befand sich die gesamte Königsstraße bis auf die soeben erwähnte Barrikade in den Händen der Krieger.

Furchtbar erbittert war der Kampf besonders auch an einer vor dem Köllnischen Rathause errichteten barrikadenähnlichen Verschanzung. Ein Militär, der Herausgeber der „Berliner Märztage, vom kriegerischen Standpunkte aus geschildert“, berichtet uns:

„Diese allgemach zu großer Festigkeit gelangte Barrikade hatte eine schräge Richtung von der in der Gertraudtenstraße liegenden Ecke des Rathauses nach der Ecke der Breiten Straße und des Köllnischen Marktes. Der Haupteingang in das Rathaus von der Breitenstraße her, und die ebenfalls gesperrte Scharrenstraße lagen daher vor derselben. Ihre Widerstandsfähigkeit war überaus groß, indem sie nicht allein von den Häusern zu beiden Seiten und vom Köllnischen Rathause, sondern auch von dem bis zum Dache besetzten d'Heureuse'schen Gebäude, welches in der Verlängerung der Breiten Straße gelegen, diese vollständig übersieht — verteidigt wurde.

Major von Falkenstein erhielt den Auftrag, sie mit dem 1. Bataillone von Kaiser Franz zu nehmen, dem aber eine Kompagnie fehlte, die das Baugerüst am Portal Nr. 3 besetzt hatte. Ein dreimaliger Wirbel sämtlicher Tambours, als Warnung für die Tumultuanten entbehrte des Erfolgs; sie antworteten ebenfalls mit einem Trommelwirbel, wüstem Gebrüll und Flintenschüssen, so daß mehrere Kugeln den Schloßplatz und das Schloß erreichten. Demnächst zog man zwei Sechspfünder vor, die nach einander in der Breiten Straße bis zum Königlichen Marstall vorgingen und 3 Kugel- sowie 4 Kartätschenschüsse gegen die Barrikade thaten. Major von Falckenstein führte nun zwei Kompagnien zum Angriff, ließ auf 80 Schritt eine Salve geben und dann gegen die Verrammelung anstürmen. Wegen ihrer Höhe gelang es nur wenigen, sie zu erklettern; Werkzeuge zum schnellen Abbrechen fehlten ganz Dagegen erfolgte ein heftiges Feuer und ein noch heftigerer Steinregen aus den Fenstern und den Dächern der zur Seite, vorwärts und sogar rückwärts gelegenen Häuser. Das beginnende Gefecht konnte daher zu keinem Ergebnis führen, der Rück[illegible] wurde deshalb angeordnet.

Zwei siebenpfündige Haubitzen, etwa zweihundert Schritte in der Breiten Straße vorgegangen, thaten nun 21 Rollwürfe mit schwacher Ladung, wobei nicht alle Granaten krepierten, vielleicht weil einige auf den Steinen zerschellt, oder die Zünder beim Aufschlagen abgestoßen waren. Unmittelbar nachher machten alle drei Kompagnien einen Angriff und zwar — im Vertrauen auf die Wirkung der Hohlkugeln — wieder mit der Absicht, sich der Barrikade im ersten Anlaufe zu bemächtigen. Die Wiederholung der oben geschilderten Ereignisse bewog den Major, etwa 120 Schritt, d. i. bis dahin zurückzugehen, wo die ersten Schüsse aus den Häusern fielen. Er ließ sie erbrechen, von den Feinden säubern, mit dieser Maßregel von Haus zu Haus vorgehen und aus den genommenen Fenstern auf die Rebellen feuern. Bald darauf nötigte ihn eine Wunde, das Kommando abzugeben.

Dieses Nichtgelingen im Angesichte des Schlosses mußte dem General von Prittwitz um so unangenehmer sein, als man bisher noch nirgend auf wirklich hartnäckigen Widerstand gestoßen war und die Tapferkeit der Gegner nicht eben hoch anschlug. Er verfügte, daß die 5. Kompagnie des 1. Garde-Regiments zur Unterstützung vorgehen, die 7. als Reserve folgen solle.

Erstere rückte in rechtsabmarschirter Zugkolonne mit klingendem Spiel an, fällte in der Nähe der Barrikade das Gewehr und erreichte dieselbe im Sturmmarsch. Obgleich sie schwachbesetzt und das Bataillon von Kaiser Franz mit dem Absuchen der nächsten Häuser beschäftigt war, erfolgte doch ein heftiges Gewehr- und Büchsenfeuer, sowie ein noch heftigerer Hagel von Steinen, Balkenstücken, Brettern, Schutt, namentlich aus dem Köllnischen Rat- und dem d'Heureuse'schen Hause. Das gegebene Signal „Stopfen" ließ die Kompagnie die in ihrer Lage nicht angebrachte Erwiderung des Feuers vermeiden, der zweite Zug verteilte sich rechts und links, teils nach den Fenstern und Dächern der noch besetzten Häuser schießend, teils die im Wege stehenden Hindernisse wegräumend. Ein Teil des zweiten Zuges gelangte gemeinschaftlich mit Grenadieren von Kaiser Franz an das Köllnische Rathaus und kletterte über die schon bedeutend zusammengefallene Barrikade Der Widerstand der festen Eingangsthüre setzte die Stürmenden freilich einem Steinregen aus, bis mittels einer hergebrachten Spitzhacke die Öffnung gelang.

Der erste ihnen mit angeschlagener Büchse entgegentretende Feind wurde von dem Leutnant von Kleist niedergehauen. Sonst fanden sie die hell erleuchteten Gänge, Säle u. s. w. des Erdgeschosses leer, erfuhren aber, daß die Besatzung sich im oberen Stockwerke und dem Bodenraume befinde. Lieutenant von Naville mit ungefähr 20 Mann erhielt den Auftrag, die oberen Stockwerke zu durchsuchen. In der ersten Etage hätte die übereilte Handlung des daselbst wohnenden Direktors des Köllnischen Gymnasiums, August, leicht die unglücklichsten Folgen für ihn und für seine Familie nach sich ziehen können. Derselbe sprang nämlich plötzlich aus einer Thür, was den Anschein hatte, als gehöre er zu den Tumultuanten und wolle nun entfliehen. Einigen, hoffentlich nur leichten Verwundungen konnte er bei der Aufgeregtheit der Grenadiere nicht entgehen; doch geschah nach Aufklärung des Irrtums natürlich weder ihm noch seiner Familie ein Leid. Endlich gelangte die Abteilung an die durch Schränke versetzte Bodentreppe, zu deren Verteidigung etliche Schüsse von Oben fielen. Die Gefangenen mußten bei der Freimachung der Treppe helfen. Auf dem Boden erfolgten noch einige Schüsse vom Dachstuhl her; sie wurden jedoch bald zum Schweigen gebracht. Bei der Untersuchung wurden gegen 30, unter Möbeln, Schränken und in Holzkammern versteckte Menschen auf-

gefunden. Zuletzt ward auch noch eine nach dem Giebel hinführende kleine Stiege und an deren Ende ein verschlossener Raum entdeckt, in welchem sich 6 Juden vorfanden.

Während der hier erwähnten Durchsuchung drang der Unteroffizier Hübsch mit einigen Grenadieren in die Kellerräume, fand diese zwar leer, bemerkte aber, daß aus dem oberen Stockwerke des d'Heureuse'schen Hauses noch immer auf die Straße und nach den Fenstern des Rathauses geschossen wurde. Dies bewog ihn, dorthin zu eilen einzudringen und eine Absuchung vorzunehmen, wobei 15 meist bewaffnete Individuen ihren Tod fanden oder in Gefangenschaft gerieten.

Um 11 Uhr kehrten die beiden Kompagnien des 1. Garde-Regiments nach dem Schloß zurück, die Besetzung des Köllnischen Rathauses mit dessen Umgebungen wurde dem 1. Bataillon von Kaiser Franz übertragen.

Das geschilderte Gefecht kostete den drei Kompagnien dieses Regiments 4 Mann tot, 2 Offiziere, 56 Mann verwundet, der 5. Kompagnie des 1. Garde-Regiments 1 Mann tot, 10 verwundet. Nach einer mäßigen Schätzung wurden im Köllnischen Rathaus allein 70 Rebellen getötet oder gefangen. Unter den Gefangenen befanden sich viele Juden, einige Ausländer, ein Franzose; der Rest bestand aus echten, für ihr Verhältnis reich mit Gelde versehenen Proletariern.

Die Aufregung und Erbitterung der Soldaten hatte einen unglaublich hohen, kaum mehr zu zügelnden Grad erreicht. Sie kannten den Krieg oder Kampf nur aus Erzählungen und diese hatten ihnen stets Schilderungen offener und ehrlicher Soldatenkämpfe geliefert. Nicht aber Darstellungen von Szenen, die den oben erlebten glichen. Ihr Gefühl fand sich durch die Hinterlist und Niederträchtigkeit der feindlichen Fechtart auf's tiefste verletzt."

Doch genug der Greuelszenen! „Der Kampf in den Straßen Berlins," so schreibt Streckfuß, „dauerte mit kurzen Unterbrechungen bis gegen 5 Uhr Morgens am 19. März. Um diese Zeit erhielten die Truppen vom Schlosse aus Befehl, nicht mehr angriffsweise zu verfahren, sondern ruhig in ihren Stellungen zu verharren und auch diese nur im Falle eines Angriffs zu verteidigen. Ein solcher Angriff erfolgte nicht, der Kampf war daher beendet und zwar überall siegreich für die Truppen, denn nur die Barrikade am Alexanderplatz hatte von ihnen nicht genommen werden können.

Am Morgen des 19. um 5 Uhr hatte das Militär zwar nicht den größten, doch aber den wichtigsten Teil der Stadt in seiner Gewalt. Die Truppen beherrschten die Linie vom Brandenburgerthore bis zum Alexanderplatz, vom Potsdamerthore bis zur Friedrichsstraße und letztere von der Leipzigerstraßen-Ecke an bis zur Spree. Die Spreebrücken waren besetzt und durch Geschütze verteidigt, auch der Weg vom Oranienburgerthor bis zum Schlosse konnte in jedem Augenblick frei gemacht werden, die Gegend um das Schloß herum, vom Lustgarten bis Monbijou, der Stadtteil zwischen den Linden und der Spree und zwischen den Linden und der Leipzigerstraße mit Ausnahme der Mauerstraße, die ganze Jägerstraße, der Hausvogteiplatz, die Straßen um die Werdersche Kirche herum, die Umgebungen der Königsstraße waren im unbestrittenen Besitze des Militärs." Der Verlust desselben an Toten und Verwundeten betrug nach den amtlichen Feststellungen indessen immerhin 274 Mann, darunter nicht weniger als 14 Offiziere. Der Verlust der Aufständischen an Verwundeten hat sich allerdings niemals genau ermitteln lassen; die Zahl der Toten allein aus dem Volke aber betrug 230 Personen: diejenige der bürgerlichen Gefangenen gegen 700 Mann.

Wie hatten unterdessen die Behörden, wie der König gehandelt? — Friedrich Wilhelm IV. war fest davon überzeugt, daß nur „Verführte und der Abschaum seines Volkes“ den Barrikadenbau begonnen und dem Militär, welches die Ordnung wiederherstellen sollte, mit Schüssen und Steinwürfen geantwortet hätten. „Niederwerfung des Aufstandes um jeden Preis!“, — das war daher die erste Losung, welche dem Monarchen durch seine Königsehre vorgezeichnet schien. Das Schloß, welches zugleich das militärische Hauptquartier der Stadt geworden war, wurde jedoch von Deputationen jedweder Art bestürmt; es erschienen z. B. der Rektor und der Senat der Universität, mehrere Stadträte und Stadtverordnete, der Buchhändler Gumbinner und der praktische Arzt Dr. Löwe bei dem Monarchen, um ihn dazu zu veranlassen, das Militär zurück zu ziehen. Friedrich Wilhelm konnte nicht wohl anders handeln, als die billige Forderung aussprechen, daß zuerst die Barrikaden entfernt werden möchten, und daß das Volk die Waffen niederlegen sollte, ehe er selbst seine Kriegsmacht zurückziehen könnte. Er vergab sich anfänglich auf diese Weise nicht das Mindeste; er beschloß, keine Bedingungen anzunehmen; er wollte ausharren bis zum Schlusse, was immer ihn auch treffen möchte, und es erhob ihn sichtlich, als auch seine edle Gemahlin Elisabeth den königlichen Entschluß aussprach, nicht zu weichen und zu wanken. Sein gütiges Herz aber riet ihm dann wieder, sich zugleich auch an das Volk zu wenden, welches ihm nur als ein mißleitetes erschien. Um die Mitternachtsstunde des furchtbaren Tages, als der Kampf um die Barrikaden noch immer forttobte, griff Friedrich Wilhelm daher zur Feder, um durch gütige Mahnungen dem Streite ein Ende zu machen: er schrieb, sein volles, tiefbetrübtes Herz allein zu Rate ziehend, die berühmte Proklamation an „seine lieben Berliner“ nieder; er entschloß sich zugleich, den Landtag von neuem zu berufen.

„Durch Mein Einberufungspatent vom heutigen Tage,“ so lautete diese Proklamation, „habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zu dem gesamten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen Mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufen Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein, er vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis in das Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ, und Beleidigungen wider Meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Kavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden. Zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gott Lob! ohne irgend jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüter von vielen Meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt und sind so die greulichen Urheber des Blutvergießens geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die notwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner Meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennet, Euer König und treuester Freund beschwört Euch darum, bei allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrtum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an Mich Männer, voll des

echten, alten Berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich Eurem König gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sofort von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besatzung nur auf die notwendigen Gebäude des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer und auch dort nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die Stimme Eures Königs, Bewohner Meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Friedrich Wilhelm." —

Wer die Aufregung des Volkes kannte, der mußte sich indessen sagen, daß diese königliche Proklamation nur sehr wenig geeignet war, Eindruck zu machen. Der bereits öfter von uns erwähnte wackere Schriftsteller Ludwig Rellstab wagte es, dem Monarchen dies vorzustellen; er schlug daher einen anderen Aufruf vor, welcher die königliche Verheißung:

„Die Truppen ziehen sich in ihre Kasernen zurück!" enthalten sollte. Friedrich Wilhelm genehmigte das Konzept derselben indessen nicht und bat Rellstab nur darum, eine Schar angesehener Bürger nach dem Schlosse zu führen, welcher er seine väterlich=freundlichen und landesherrlichen Absichten enthüllen könnte.

Diese von Herrn Rellstab nur mit großer Mühe zusammengebrachte Deputation wurde am 19. März Morgens um 7 Uhr, also etwa 2 Stunden nach Abbruch der Feindseligkeiten, von dem edlen Könige empfangen. Der Monarch bat die Mitglieder derselben, es aller Orten zu verkünden, daß er lediglich von Gedanken des Friedens erfüllt sei. Der Sieg sei sein; — das behauptete er mit Recht; — trotzdem ersehne er nichts so sehr wie den Frieden. —

Auf welche Weise konnte der letztere indessen zu Stande gebracht werden? — Das Heer sowohl wie das Volk waren bereit, den Kampf fortzusetzen; — wollte der Monarch zuerst seine siegreichen Truppen zurückziehen? — Zahlreiche Deputationen und die angesehensten Bürger der Stadt, z. B. der Oberbürgermeister Krausnick, der Bürgermeister Naunyn, bestürmten ihn gleichwohl, diese Maßregel zu ergreifen; — sei sie doch die einzige, welche weiteres Blutvergießen verhindern könne! So schwer es auch dem Könige wurde: er versprach nach Abhaltung eines Ministerrates einer von dem Stadtrate Duncker, dem Bezirksvorsteher Vollmer und dem Polizei-Assessor Dr. Stieber geführten Deputation in Gegenwart der Prinzen, der Generale, sowie des Ministers von Bodelschwingh und des Grafen von Arnim nun dennoch, daß sein Militär die Stadt teils ganz verlassen, teils in die Kasernen zurückkehren sollte.

Der siegreiche König hatte damit alles geopfert! Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von diesem Befehle des Monarchen durch die Stadt. Sie erweckte selbstverständlich auf den Barrikaden unendlichen Jubel; die Kämpfer der letzteren waren aus den Besiegten nunmehr die Sieger geworden. Der Sonnenschein des prächtigen Frühlingstages, welcher der Hauptstadt nun aufstieg, erblickte daher auch Thaten nicht zu entschuldigenden Übermutes. Auf dem Alexanderplatze, vor jener oben-

erwähnten, noch nicht genommenen Barrikade, wurde z. B. der General von Möllendorf, obwohl er als Parlamentär mit den „Volkskämpfern“ zu verhandeln versucht hatte, gefangen genommen; ein Knabe von 14 Jahren, ein Gamin der Großstadt, entriß dem Offiziere von hinten her den Degen und rief ihm das freche Wort zu: „Sie sind jetzt mein Gefangener, Herr General!“ — Wirklich wurde der Herr von Möllendorf überwältigt und als Geißel für die Gewährung des Rückzuges des Militärs vom Volke zurückbehalten. Man brachte ihn nach dem „Schützenhause“. General von Möllendorf war leider schwach genug, dem Tierarzte Urban hier eine schriftliche Weisung zu übergeben, daß der in der Kaserne des Kaiser-Alexander-Regiment kommandirende Offizier das Feuer sofort einstellen solle. —

Unterdessen sammelten sich die Truppen, um, soweit sie der Garnison der Hauptstadt angehörten, in ihre Kasernen zurückzukehren oder, wie z. B. das von Frankfurt an der Oder herbeigerufene Leib-Regiment, welches am vergangenen Tage von den Frankfurter Linden bis zum Schlosse tapfer kämpfend vorgedrungen war, die Hauptstadt gänzlich zu verlassen. In Folge irrtümlicher Befehle bezog indessen auch die Berliner Garnison Quartiere außerhalb der Stadt. Mit welchen Empfindungen die Offiziere und zum großen Teile auch die Mannschaften, welche so todesmutig für die Ehre des Königtums eingetreten waren, diesen traurigen Rückzug angetreten und vollendet haben, entzieht sich jedweder Schilderung. Wie der königliche Befehl zu diesem Zurückziehen seinen Worten nach gelautet hat, ist freilich streitig, aber völlig gleichgültig; Friedrich Wilhelm IV., — das ist unleugbar; — hat nachgegeben, um nur den Gräueln des Bürgerkrieges ein Ende zu machen. Ob er dabei auf der Innehaltung gewisser Bedingungen bestanden hat, ist nicht von dem mindesten Gewichte; schon das bloße Verhandeln mit der empörten Menge schloß eine Demütigung in sich, wie sie ein Fürst der Mark, ein Herr der Stadt Berlin, noch nie erlitten hatte. —

Wie jubelten jetzt die Empörer! Die von dem treuen Heere Geschlagenen erschienen nun als die Triumphierenden! Am Mittage des 19. März fanden trotzdem wiederum Zusammenrottungen vor dem Schlosse statt, gleich wie am Tage zuvor. In der alten Burg der Ehre und des Heldenthumes eingeschlossen, verstand der König sich endlich dazu, sein Ministerium zu wechseln. Der konservative Graf Arnim wurde mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt, in welches auch die Männer der bisherigen Opposition, z. B. der Graf Schwerin und der Landschaftsrat von Auerswald, als Räte der Krone aufgenommen wurden. Es wäre wunderbar gewesen, wenn des Volkes Selbstgefühl da nicht gewachsen wäre! In ungezügelter Freiheit drang dasselbe jetzt in die Schloßhöfe ein; ja, man wagte es sogar, die blumengeschmückten Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer vor die Königsburg zu führen. Plötzlich aber ertönte der drohende Ruf: „Die Gefangenen frei!“ — Von den oben erwähnten 700 befanden sich viele Freiheitshelden bereits in Spandau; andere der Ergriffenen aber waren in den Kellern des Schlosses untergebracht worden. Der tiefreligiöse Sinn des unglücklichen Monarchen bewährte sich jetzt in einer Selbstüberwindung ohne Gleichen; buchstäblich folgte er den Weisungen seines Heilandes, dessen dornige Pfade von nun an auch die seinigen sein und bleiben sollten: er grüßte nicht allein diejenigen, die mit den Waffen in der Hand, gegen seine Rechte wild empört, gefallen waren; nein; er folgte, neben seiner Gemahlin auf dem Balkon des Schloßhofes stehend, sogar der cynischen Weisung, die zu ihm heraufklang und nicht: „Hut ab!“, sondern „Flaps ab!“ lautete. Er bezeugte den Gefallenen der Revolution auf diese

Weise seine Ehrerbietung. Es war ein Hohn, — ein Hohn wohl ohne Gleichen, daß man die Leichen dieser Rebellen mit dem hehren Liede: „Jesus, meine Zuversicht!" begrüßte. Auch die straflose Freilassung der Gefangenen wurde sofort gewährt. —

Das nächste Verlangen, welches dem Minister von Arnim sofort nach dem Abschlusse dieses erschütternden Auftrittes unterbreitet wurde, war die Einführung einer Bürgerbewaffnung. Der König und seine Berater gewährten unbedenklich jetzt Alles; klägliche Spottbilder auf das „Volk in Waffen" entrollten sich nun in langer, langer Folge. Die Schützengilde zog in ihrem theatralischen Waffenschmucke auf; mit einer schnell gebildeten Abteilung der „Bürgerwehr" übernahm sie den Schutz des Hohenzollernschlosses! Wie kläglich diese Karrikaturen des Militärs ihres Amtes gewartet haben, ist allgemein bekannt und zu unzähligen Malen verspottet worden. Die Männer der Bürgerwehr rauchten gemütlich ihre Cigarren, während sie Schildwacht standen; sie ließen sich die guten Gerichte der königlichen Küche und die Weine des Schloßkellers dabei dann ganz vortrefflich munden. Pöbelexzessen gegenüber waren diese Helden freilich vollkommen machtlos. Freche Ausschreitungen aber fielen zahlreich vor. Dem Oberbürgermeister Krausnick, welcher sich noch ein lebendiges Gefühl für die Würde der Krone bewahrt hatte, tönte, wo immer er sich auch erblicken ließ, der Ruf: „Abdanken! Abdanken!" entgegen; dem Hof-Handschuhmacher Wernicke unter den Linden wurde sogar sein Warenvorrat zerfetzt und vernichtet: Wernicke sollte zwei polnische Aufrührer der Verhaftung entgegengeführt haben. Nachdem der süße Pöbel hier sein Werk gethan, erklang urplötzlich ein neuer Ruf: „Auf, — nach dem Palais des Prinzen von Preußen! Es darf kein Stein dort auf dem andern bleiben!" Nichtswürdige Schmähungen folgten. Schweigen wir von ihnen.

Man hatte in der That wohl das richtige Gefühl, daß jener willensstarke Mann, welchem es beschieden war, dereinst der ruhmvolle Erneuerer von Deutschlands lang' versunkener Herrlichkeit und der hehre Entbieter einer „kaiserlichen Botschaft" zu werden, diesen Verlauf der Dinge unmöglich gut zu heißen vermochte; indessen hatte der Prinz die Hauptstadt schon am Vormittage mit blutendem Herzen verlassen. Doch: „Rache mußte sein!" Sein Palast wäre dem Schicksale der Zerstörung auch gewiß nicht entgangen, — ja, vielleicht wäre selbst die königliche Bibliothek ein Opfer der Flammen geworden, wenn nicht der Agitator Ludwig Eichler dazu gemahnt hätte, Ruhe zu halten, bis die gefallenen Helden der Freiheit bestattet sein würden. Die schwarz-rot-goldene Fahne schwenkend, sprach er von dem Balkone des prinzlichen Schlosses aus zu dem Volke. Als dann am folgenden Tage, dem 20. März, diese Ausschreitungen vor dem Palais des bestgehaßten Mannes jener Zeit sich wiederholten, da wurden jene vier großen Inschriften an dem Gebäude angebracht, welche es verkündeten, daß dasselbe zum „Volkseigentume" erklärt worden sei. Welche Weissagung auf eine bessere Zukunft! Ja, Kaiser Wilhelms schlichter Palast ist ein Nationsgut geworden! In anderem Sinne freilich, als man damals gemeint hat! Ein Gut von unschätzbarem Werte, ein Gegenstand der Volksverehrung ist er uns für alle Zeiten! —

Doch kehren wir zum Nachmittage des 19. März zurück! Vom Palaste des Prinzen von Preußen zog die Menge tobend nach der Königstraße, um das Gut und die Habe eines vorgeblich zweiten Verräters und „Tyrannenknechtes", des Majors von Preuß, zu zerstören. Am Abende erfolgte eine glänzende Erleuchtung der Stadt. In der Nacht endlich kehrten wehklagend die Gefangenen aus Spandau zurück.

Ihr Lamentieren über die ihnen widerfahrene, schlechte Behandlung ist vielleicht das Naivste von allem, was jene vielbewegten Tage überhaupt hervorgerufen haben.

Nicht weniger stürmisch verlief auch der 20. März. Das Volk machte von der neugewonnenen Freiheit, des Genusses einer Cigarre auch auf der Straße sich erfreuen zu dürfen, „den ausbündigsten Gebrauch"; die Herren von der Bürgerwehr aber spielten nur teilweise mit Freuden „Soldat", sie murrten zum Teile bereits über den „Kuhschuß", d. h. über jenes schwere Gewehr, welches sie aus dem Zeughause empfangen hatten. Das neue Ministerium, aus durchaus heterogenen Elementen zusammengesetzt, ging selbstverständlich einander widersprechende Wege. Graf Arnim suchte durch die Einreihung der Beamten in die Bürgerwehr die letztere ein wenig zuverlässiger zu machen; — Graf Schwerin, „der Bürgerfreund", empfing Deputation auf Deputation; nur der Justizminister Bornemann ergab sich ernster Arbeit und suchte die Einführung seines Werkes, des Geschworenen-Gerichtes, vorzubereiten. Lauten Jubel erregte am 20. März dann sowohl die Bekanntmachung, daß die Königlichen Leihämter, die Nachfolger der alten „Adreßhäuser", angewiesen worden seien, alle nur mit 5 Thalern und darunter beliehene Pfänder zurückzugeben, wie auch die Proklamation der königlichen Amnestie für sämtliche politische, Preß-Vergehen und Verbrechen. Auch die im Zellengefängnisse noch weilenden Polen wurden auf Betreiben des Justiz-Kommissarius Deycks der Gnade des Königs teilhaftig. In hellen Haufen strömten nun die Berliner nach Moabit hinaus, um die freigelassenen Genossen des Herrn von Mierowslawsky und des Doktor Libelt, dieser ärgsten Feinde des deutschen Wesens, zu befreien und im Triumphe nach Berlin zu führen. Auch an diesem Tage wiederholten sich die unliebsamen Auftritte gegen den durchaus loyalen Bürgermeister Krausnick; sie hörten leider auch dann noch nicht auf, als der Berliner Magistrat die Kosten der Bestattung „der im letzten Kampfe Gefallenen seiner Brüder", sowie die Fürsorge für die Verwundeten und die Unterstützung der notleidenden Familien der Freiheitshelden hochherzig übernahm. Einen wahrhaft glanzvollen Abschluß erhielt endlich auch dieser beklagenswerte Tag durch jene tiefe Erregung, welche der unsinnige Ruf: „Die Russen kommen! Sie sind schon am Schönhauser Thor!" hervorzubringen vermochte. Das Gerücht: „Der Prinz von Preußen rückt soeben zum Halleschen Thore ein!" fand eine ebenso gläubige Gemeinde!! Schon stiegen die Barrikaden wiederum in die Höhe; da bequemte man sich endlich verständigerweise dazu, selber einmal nachzusehen, ob das schier Unglaubliche denn wirklich wahr sei. Als man nichts von den Rächern des gestürzten Königtums zu erblicken vermochte, kam endlich Ruhe über die bewegte Stadt.

Man schlief indessen nur, um sich für neue Erregungen zu stärken. Der 21. März brachte ein Plakat von auch jetzt noch nicht ermitteltem Ursprunge, welches es dem Volke verhieß, daß der König sich an die Spitze des Gesamtvaterlandes stellen und noch desselbigen Tages geschmückt mit den deutschen Farben „Schwarz-Rot-Gold", zu Rosse in der Mitte seiner freien und wiedergeborenen Nation erscheinen werde. Man wird indessen kaum irregehen, wenn man annimmt, daß der Graf Max von Schwerin-Putzar zu dieser Maßnahme nur gedrängt, dieselbe selbständig vorbereitet und den König endlich auch dazu zu bestimmen gewußt habe, den merkwürdigen, würdelosen, rein theatralischen Umzug thatsächlich vorzunehmen. — Wirklich entschloß sich Friedrich Wilhelm IV., die völlig ungeschichtlichen deutschen Farben

anzulegen, unter welchen man soeben noch auf seine treuen Krieger geschossen hatte. „Auf dem Schloßplatze hatte sich mittlerweile eine große Menschenmenge versammelt. Mit lautem Jubelruf verlangte das Volk den König zu sehen, und dieser erschien auch wirklich auf dem Balkone und rief den Versammelten zu, daß er bald zu Pferde unter ihnen erscheinen würde. Er bat zu gleicher Zeit: es möge ihm Jemand eine schwarz-rot-goldene Fahne bringen, denn diese sei fortan sein Panier!!!

Dem Wunsche wurde sofort Genüge geleistet. Man legte eine Leiter an ein Haus in der Breitestraße, auf welchem eine stattliche dreifarbige Fahne wehte. Der Doktor Stieber sprang schnell auf den Sprossen der Leiter in die Höhe, er nahm die Fahne ab und brachte sie dem Könige. Kurze Zeit darauf, es war um 11 Uhr Mittags, bestieg der König ein Pferd, um den vielbesprochenen Umzug in Berlin zu halten. Er war mit der Uniform und dem Helm des ersten Garde-Regiments bekleidet, aber zugleich mit den deutschen Farben geschmückt. Die in Berlin anwesenden Prinzen, die Minister, so wie viele Generäle und mehrere Bürger begleiteten ihn, ein Mitglied der Schützengilde, Herr Krause, trug die schwarz-rot-goldene Fahne ihm voran. Alle Begleiter des Königs trugen die deutschen Farben und zwar meistens wie der König selbst, in Form einer schwarz-rot-goldenen Armbinde.

Es war ein gar seltsamer Zug. Da sah man den früheren Polizisten Dr. Stieber und den Stadtverordneten Gleich, den Bezirksvorsteher Fuhrherrn Wolff aus der Mittelstraße, der sich später durch besondere Wut gegen die Demokraten auszeichnen sollte und den Barrikadenkämpfer vom Alexanderplatze, den Tierarzt Urban, die Minister und die Generale, alle in deutsch-brüderlicher Eintracht um den König geschart. Eine ärgere Farce kennt die Geschichte nicht.

„Der Zug bewegte sich mit musterhafter Ordnung und dem lautesten Hurrah- und Jubelgeschrei vorwärts. Ueberall wurde der König von dem Jauchzen, von den Lebehochs der Menge empfangen, welche sich auf dem Schloßplatze mit einem wahren Enthusiasmus hören ließen, als fast in dem Augenblick, wo der Zug sich in Bewegung setzte, auf dem Schlosse eine prächtige schwarz-rot-goldene Fahne aufgezogen wurde.

Gleich anfangs richtete der König folgende Worte an das Volk, welche mit einem unermeßlichen Jubel aufgenommen wurden: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einigkeit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue; auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung soll sie sich erheben.

Nur mit Mühe konnte sich der lange Zug Platz machen, da die ungeheure Menge von Menschen, welche auf dem Schloßplatze versammelt waren, sich dem Könige zudrängte, um ihn näher zu sehen, da die ihn Umdrängenden seine Hand drückten und küßten, da ihm fortwährend anf der Straße Bittgesuche u. s. w. überreicht wurden.

Der König war gegen Alle, welche ihn umgaben, äußerst freundlich. Er sprach mit Vielen, er gewährte einige Bitten auf der Stelle, und ließ sich während des Zuges von dem Dr. Stieber und dem Stadtverordneten Gleich, welche seine nächsten Begleiter waren, die Ereignisse der vergangenen Tage umständlich erzählen.

Der Zug selbst aber bewegte sich in folgender Ordnung der Schloßfreiheit zu. Voran ritten zwei Generäle mit den deutschen Farben um den Arm, dann folgten

drei Minister und hinter ihnen die dreifarbige Fahne. Unmittelbar hinter der Fahne ritt der König, geführt von den beiden schon genannten Männern, und umgeben von den Prinzen und Generälen. Wohin der König kam, da empfing ihn der lauteste Jubel und der begeistertste Zuruf der Menge. Alle Fenster der Häuser, an welchen er vorbeiritt, waren dicht mit Zuschauern besetzt, welche mit weißen Tüchern wehten und in den Jubel des Volkes auf der Straßen einstimmten.

Der Zug ging dann die Schloßfreiheit entlang nach den Linden. Bei der Königswache waren die diensttuenden Bürger ins Gewehr getreten; sie salutierten. Der König hielt sein Pferd an und sprach folgende Worte zu ihnen:

„Ich sehe Euch hier auf der Wache, ich kann es nicht genugsam in Worte kleiden, was ich Euch danke — glaubt's mir!“

Der König hatte kaum ausgeredet, als sich unter den Versammelten in einzelnen Stimmen der laute Ruf erhob:

„Es lebe der Kaiser von Deutschland!“

„Nicht doch,“ erwiderte der König unwillig, „das will, das mag ich nicht!“

Der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung und ging bei der Blücherstatue vorbei über den Opernplatz, wo sich ihm der Polizei-Präsident von Minutoli anschloß, die Behrenstraße entlang und über die Linden zurück“. Bald darauf mischte sich der Monarch, begleitet von dem Prinzen Albrecht, zu Fuße noch einmal unter die Volksmenge, und der Nachmittag, welcher dem Volke von Berlin eine neue Proklamation brachte, welche zugleich „an die deutsche Nation“ gerichtet war, verkündete es dann in der That, daß Preußen in Deutschland aufgehen sollte und daß der König für die Tage der Gefahr die Leitung Deutschlands übernähme. —

Unterdessen aber hatte man sich auch mit der Bestattung der „gefallenen Helden“ eingehender beschäftigt. Der Gedanke edler Männer, daß man die in dem Dienste der Treue gefallenen Krieger zugleich mit den Volksopfern des Aufstandes beerdigen müsse, erregte einen Sturm der Entrüstung, — nicht bei dem Magistrate und bei den Bürgern von staatserhaltender Gesinnung, wohl aber bei dem Volke. Es unterblieb daher vorerst auch noch die Zurückführung des jetzt in der Umgegend von Berlin liegenden Kaiser Alexander-Grenadier-Regimentes, zu welcher der König dem Tierarzte Urban, einem der ingrimmigsten Barrikadenkämpfer, nun aber einem Verkündiger der Versöhnung, bereits die Erlaubnis erteilt hatte; es unterblieb ferner die Veröffentlichung einer zum Frieden und zur Eintracht mahnenden Ansprache des Magistrates. Unter Entfaltung hohen Pompes wurden dann am Morgen des 22. März die Särge der Freiheitskämpfer allein, 183 an der Zahl, — darunter fünf, in welchen Frauen ruhten, und zwei mit Knaben, — auf einem prachtvollen Katafalke vor dem „deutschen Dome“, der „neuen Kirche“, aufgebahrt und am Nachmittage desselben Tages in feierlichem Zuge nach dem Friedrichshaine geführt, auf dessen Höhe sie in gemeinsamer Gruft eingesenkt wurden.

Oft ist dieser gewaltige Zug beschrieben worden. Unter den Klängen des Chorals „Jesus, meine Zuversicht“ setzte er sich Nachmittags um 2 Uhr in Bewegung; der Bischof Neander, der evangelische Prediger Sydow, der katholische Kaplan Buland, der Rabbiner Sachs und eine endlose Volksmenge geleiteten ihn. Friedrich Wilhelm gewann es über sich, vom Schloßbalkone herab einen Trauerzug zu begrüßen, bei welchem selbst nach Streckfuß „viel unnatürlich Gemachtes war“, und in welchem viele heimatlose, fahrende Leute von zweifelhaftester Vergangenheit mitgeführt wurden.

Als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, kam der Kondukt auf der Friedhofsstätte an. Was Prediger Sydow sprach, war immerhin würdig und den Verhältnissen angemessen; ganz unerträglich schwülstig aber war die Schlußrede des Herrn Assessors Georg Jung. Sehr viel ernster und würdiger gestaltete sich am Morgen des 24. März dann die Bestattung der 15 Gefallenen vom Militär, — derjenigen, welche noch nicht zur Gruft getragen worden waren. Die Truppen hatten im ganzen in all' ihren Berliner Kämpfen nur 3 Offiziere und 17 Unteroffiziere und Gemeine verloren; verwundet worden waren allerdings 14 Offiziere und 240 Mann von den Leuten. —

Die Geschichte des Jahres 1848, welches, so beklagenswert auch seine Vorgänge sind, doch nur von dem Leichtsinn und der Überhebung als ein „tolles Jahr" bezeichnet werden kann, lenkt nun in Bahnen ein, welche die Verhältnisse der Stadt Berlin nur zum kleinen Teile berühren und im großen und ganzen mehr dem allmählichen Werden unserer Verfassung, der Bildung des öffentlichen Geistes und des Parteilebens angehören. Immerhin aber ist es interessant, einen Blick auch auf dieses Chaos zu werfen, aus welchem erst nach langem Streite der Elemente feste und bleibende Institutionen sich heraus zu entwickeln vermochten.

Nachdem die Bestattung der in dem traurigen Bruderkampfe Gefallenen mit dem 24. März beschlossen worden war, begann nun die Periode des Zusammentretens der Parteien, über deren gegenseitiges Verhältnis erst jetzt ein wenig Klarheit sich zu verbreiten begann. Es konnte nicht anders kommen, als daß im Widerspruche zu jener leidenschaftlichen Bewegung, welche seit des Jahres Anfang die überwiegende Mehrzahl der städtischen Bevölkerung ergriffen hatte, jetzt auch eine kleine, aber mutige Partei auftrat, welche das Verhalten der Unterthanen ihrem Herrscher gegenüber nicht zu billigen vermochte, — eine Partei, welche die unter dem schwarz-rot-goldenen Banner erkämpften oder vielmehr ertrotzten Errungenschaften als unvereinbar mit den altpreußischen Traditionen ernsthaft bekämpfte. Ihr aber stand geradezu kontradiktorisch die „rote Demokratie" gegenüber, „diese merkwürdige Frucht der Verbindung des Litteratentums und der Armut", welche in der sonst so soliden Berliner Arbeiterbevölkerung plötzlich eine staunenerregend zahlreiche Anhängerschaft gewonnen hatte. Zwischen diesen beiden extremen Parteien aber suchten die sogenannten „Konstitutionellen" zu vermitteln, indem sie einerseits die neue Freiheit zu erhalten wünschten, andrerseits aber dringend zu besonnenem Fortschritte mahnten. All' diese Parteien aber schlossen sich in „Klubs" zusammen. Wir begegnen daher in diesen Tagen einem radikalen „politischen", — einem gemäßigt „konstitutionellen" und einem „Linden-Klub", in welch' letzterem der gewaltige Volksagitator „Linden-Müller" es verstand, die an der Friedrichsstraße sich alltäglich stauende Menge mit scharfem Worte zu begeistern. Unter solchen Verhältnissen mußte auch die Berliner Presse sich in „ungeahnter" Weise entwickeln. Die „Lokomotive" des radikal-sozialpolitischen Schriftstellers Held, die „Zeitungs-Halle" der „bewaffneten" Demokratie, die „National-Zeitung" des gemäßigten Fortschritts und die „Kreuz-Zeitung" der Konservativen sind die hervorragendsten der politischen Organe, welchen das Jahr 1848 Entstehung gegeben hat. Nur die wahrhaft noble „National"- und die „unerschrockene Kreuz-Zeitung", sowie der „Kladderadatsch" haben Bedeutung erlangt. —

Am Nachmittage des 30. März zogen endlich die ersten Truppen durch das Potsdamer Thor wieder in die Hauptstadt ein. Sie wurden mit wahrer Begeisterung empfangen: so schnell, — difficile est, satiram non scribere, — veränderlich war

in Berlin die Stimmung des Volkes! Die Anwesenheit der Truppen erfüllte die Gutgesinnten nun wieder mit Vertrauen; sie war übrigens für den **friedlichen** Verlauf der Dinge, wie allgemein zugestanden wurde, eine Notwendigkeit. Denn selbstverständlich hatte die Empörung tausende von Familien arbeits- und brotlos gemacht. Schon drohten die Schrecknisse einer neueren, noch viel ärgeren **sozialen** Revolte. Man muß den städtischen und staatlichen Behörden die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die herrschende Not mit Energie und Ernst zu lindern versuchten. Der Magistrat machte bekannt, daß sämtliche Mietssteuerreste bis Ende Dezember 1847, alle Rückstände an Schulgeldern, sowie die festgesetzten Strafgelder durch Kommunalbeschluß niedergeschlagen worden seien. Eine Reihe von öffentlichen Arbeiten, besonders Bauten und Erdarbeiten wurden durch den Staat und die Stadt in Angriff genommen. Nach einer Bekanntmachung, welche das Komité der gemeinnützigen Baugesellschaft erließ, sollten die am 18 März von ruchlosen Händen eingeäscherten Wagenhäuser vor dem Oranienburger Thore aufgeräumt und zum Teil abgebrochen werden. Es standen bevor: die Anlage eines schiffbaren Kanales von Moabit nach Spandau, der Abbruch der Gebäude des Pulvermühlen-Terrains, die Planierung desselben, ein Neubau der Kirche auf dem Stralauer Platz, Abriß und Neubau des alten Teils des grauen Kloster-Gymnasiums, eine Verstärkung der Arbeiten auf den Boulevards am neuen Kanale vor dem Halleschen Thore, die Neubauten von zwei Kirchen in der Landsberger und Frankfurter Vorstadt, welchen Unternehmungen sich später noch die Erdarbeiten in den „Rehbergen" anschlossen.

Trotzdem legte sich die Erregung noch immer nicht. Bei der „einsamen Pappel" auf dem Exerzier-Platze vor dem Schönhauser Thore fanden wogende und tosende Arbeiter-Versammlungen statt. Dennoch, — man kann durchaus nicht sagen, daß die Forderungen derselben etwa zu weitgehende gewesen wären! Die „**Volkserziehung auf Kosten des Staates**" und „**die Versorgung der Invaliden der Arbeit**", — spätere, auf dem Boden des **praktischen** Christentums stehende Epochen haben dem Arbeiter **beides** gewährt. —

Am 2. April trat inzwischen der Landtag zusammen; allein was gingen seine akademischen Beratungen die notleidenden Arbeiter an? — Der Herr Studiosus Schlöffel wußte die unzufriedenen und in der That auch darbenden Massen **besser** in Bewegung zu setzen, indem er die Losung: „Panem, non circenses!" in dieselben hineintrug. „Ein Viergroschenbrot muß mindestens 9—10 Pfund wiegen", — wie packte solch' ein Pronunciamento die Armen! — Man verabredete für den Gründonnerstag, den 20. April, infolge dieser wirtschaftlichen Not wiederum Kundgebungen von jener verhängnisvollen Art wie sie die der „Schutzbeamten" und der „Bürger" vom 18. März gewesen waren; nur sollte diesmal der „Alexander-Platz" die Stätte derselben bilden. Sie waren vorzüglich gegen den sonderbaren, in allen Farben schillernden Ministerpräsidenten Camphausen gerichtet, welcher inzwischen an die Stelle des Grafen Arnim getreten war. Herr Schlöffel aber hatte mit den folgenden, ganz unerhörten Worten zu denselben aufgefordert:

„An dem grünen Donnerstag wollen wir mit dem Ministerium Camphausen das Abendmahl feiern, auf daß es gekreuzigt werde. Einst haben die Juden Barrabam freigegeben, um einen großen Volksaufwiegler und Revolutionär, der Jahrtausende lang als „Gott" verehrt werden sollte, zu hängen. Morgen wollen wir

den Barrabas Camphausen nicht freigeben, und unsere Freiheit, die wir augenblicklich in den Volkswahlen verkörpert sehen, für immer retten. Darum trauet nicht jenen Schriftgelehrten und Pharisäern im konstitutionellen Klubb, und jenen königlichen Kriegsknechten in den Wachtstuben der Bürgerwehr, noch dem Pontius Pilatus Minutoli, die Euch alle erzählen, wie gut und vortrefflich der Barrabas ist und wie gefährlich jener politische „Christus", das demokratische Wahlgesetz (denn es führt ja zur Republik!), sondern laßt Euch nicht davon abwendig machen, in Masse mit nach Golgatha vor das Königs-Schloß zu ziehen, — — —; dort mag der Minister Camphausen das eigene Kreuz tragen, woran er geschlagen wird, nämlich seine unvergeßliche Blamage."

Die Verhaftungen des Herrn Ludwig Eichler, der nach dem Schuldgefängnisse abgeführt wurde, und des Studiosus Schlöffel selbst, der nachmals in Baden mutig kämpfend fiel, bewahrten die Stadt indessen vor neuen, blutigen Vorkommnissen; die Berliner konnten daher beruhigt in die neue Wahlbewegung eintreten. Denn zum erstenmale waren nun im Monate Mai infolge des königlichen Patentes vom 22. März die Wahlen von Wahlmännern vorzunehmen, welche letztere ihrerseits wiederum teils die Abgeordneten zur preußischen Nationalversammlung, teils die Mitglieder des deutschen Parlamentes in Frankfurt zu ernennen hatten. Die Einzelheiten dieser Wahlen, welche am 8. und am 10. Mai stattfanden, gehören jedoch der politischen Geschichte an und sind hier nicht zu schildern. —

Der Sturm schien sich nun allgemach zu legen. Noch aber weilte er in der Ferne, den der radikale Pöbel am ingrimmigsten haßte: der edle Prinz von Preußen! Der König drang indessen mit Entschiedenheit auf die Zurückberufung seines Bruders, und das Ministerium hieß dieselbe auch gut. Da loderte die Volkswut wiederum zu lichten Flammen auf; es wurden Schandlieder auf den hehren Mann gesungen, deren bloßes Vorhandensein schon genügt, um dem Freunde des Vaterlandes das Blut in die Wangen zu treiben. In neuen „Zeltenversammlungen" wurde sogar die Absetzung des Ministeriums unter Ungebührlichkeiten aller Art gefordert. Diesmal aber blieb der König fest, und siehe!, — die gegen ihn anstürmende Bewegung machte ein geradezu klägliches Fiasko.

Der wirre Aufruhr, in welchen das hauptstädtische Leben auf vielen seiner Gebiete geraten war, währte dessenungeachtet fort und schien endlich sogar in Permanenz überzugehen. Dennoch ist es ein schönes Zeichen für die Königstreue und die Besonnenheit des Kernes unsres Berliner Bürgertumes, daß die besseren Schichten desselben sich mehr und mehr von den nun nackter und nackter zutage tretenden revolutionären Wühlern abwendeten. Unter dem Wahlspruche:

„Mit Gott für König und Vaterland!"

bildete sich noch im Mai 1848 der „Preußenverein für konstitutionelles Königtum". Die „Bürgerwehr" unter ihrem Generale Aschoff war schon längst kein demokratisches Institut mehr; — sie hatte es bei der eignen Pflichterfüllung genugsam erfahren, wie schwer es ist, eine verführte Menge im Zaume zu halten. Berliner Witzblätter, welche jetzt in großer Anzahl entstanden, — wir nennen hier nur die „Buddelmeierschen Plakate", die „ewige Lampe", den „Kladderadatsch" und den „Berliner Krakehler", — waren objektiv genug, die Lauge des Spottes auch über die Ungeheuerlichkeiten der bewunderten Freiheitshelden auszugießen. Dem aber stehen freilich die „Katzenmusiken" vor den Wohnungen mißliebiger Persönlichkeiten, — stehen auch ernstere

Arbeiter-Unruhen entgegen. Die bösen Geister waren nun einmal entfesselt. Streckfuß schreibt: „Hoher Lohn und wenig Arbeit, — das war die Losung, welche jetzt allgemeinen Beifall fand! Für tausende von Thalern, welche an Lohn gezahlt wurden, geschah für den Magistrat so gut wie garnichts; er sah sich daher genötigt, die Akkord-Arbeit einzuführen". — Ein Lausitzer Magnat, der Herr von Patow, welcher das Portefeuille des Arbeitsministers erhalten hatte, meinte es gewiß treu und gewissenhaft mit der Erfüllung seiner Aufgabe, — Arbeiterkrawalle erfolgten aber auch vor seinem Hotel. Herr von Patow beschwichtigte indessen die 800 Mann, welche sein Haus bestürmten: er ließ ihnen durch Herrn Braß pro Mann ein „Achtgroschenstück" verabreichen, — sicherlich ein etwas gefährliches Experiment! —

Am 25. Mai begannen demnächst die Arbeiten der National-Versammlung in der Sing-Akademie, am 8. Juni trat auch der aus England wieder heimgekehrte „Abgeordnete für Wirsitz", der Prinz von Preußen, in dieselbe ein, die Devise:

„Mit Gott für König und Vaterland!"

frei und offen verkündigend. Und „Bummler" beschimpften ihn, als er die Versammlung verließ! — Nachdem der würdige Herr Berends den unpassenden Antrag eingebracht hatte, „die hohe Versammlung wolle den Kämpfern des 18. und 19. März die Anerkennung aussprechen,

daß dieselben sich um das Vaterland wohlverdient gemacht hätten,"

kann es allerdings nicht Wunder nehmen, daß dieser Frevelthat, deren Schauplatz das Kastanien-Wäldchen war, sich nun sofort eine Reihe anderer Ausschreitungen anschloß, welche die Gewaltthätigkeiten der Märztage fast noch zu überbieten drohten. —

Wohl wurde dem Vaterlande die Schmach erspart, den „Antrag Berends" zum Beschlusse erhoben zu sehen. Die neugewählte Stadtverordneten-Versammlung indessen, welche am 10. Juni zusammentrat, fand sich leider auch genötigt, hohe Politik zu treiben, und feierte die März-Revolution als die „Quelle der politischen Wiedergeburt Preußens". Die Folgen dieser Verherrlichung der Revolte blieben dann auch nicht aus; — nicht allein der Graf Arnim, sondern auch der Prediger Sydow wurden, als sie, aus der National-Versammlung kommend, die Sing-Akademie verließen, vom Janhagel bedroht und thätlich insultiert. —

Die radikalen Politiker in der Sing-Akademie und im Köllnischen Rathause hatten bei ihren unverantwortlichen Maßnahmen selbstverständlich von neuem Wind gesäet und bald ernteten sie Sturm. Der Pöbel ergriff begierig die gütige Hand, welche ihm von so hochverständiger Seite dargeboten wurde, — die Lorbeeren derer, die dort draußen in dem Friedrichshaine ruhten, ließen ihn ja so wie so nicht schlafen! Der neue provisorische Bürgerwehr-Kommandant Blesson mußte daher wohl oder übel umfassende Vorkehrungen treffen, um dem Wiederausbruche einer Emeute zu begegnen und den Versammlungs-Ort der National-Vertretung vor Pöbel-Angriffen zu sichern. Auch das Hofmarschall-Amt that nun endlich seine Pflicht. Die herrschende Erregung aufs klarste erkennend, verordnete dasselbe, daß die bis dahin offenen Schloßportale durch Eisengitter versperrbar gemacht werden sollten.

Am 14. Juni wurde mit der Einhängung dieser Gitter begonnen. Dieser unbedeutende Vorgang wurde das Zeichen zur Erneuerung des Aufstandes. Die Schloßgitter wurden niedergerissen und entfernt. Zugleich versuchte ein Arbeiterhaufe, welcher im Krollschen Lokale sich Fahnen entliehen hatte, einen Sturm auf das von der Bürgerwehr besetzte Brandenburger Thor. Er mißlang, weil es an

Waffen gebrach. So ergab sich dann mit Folgerichtigkeit das Losungswort für die ferneren Vorgänge dieses beklagenswerten Tages; dasselbe lautete: „Sturm auf das Zeughaus; denn wir müssen Waffen haben!" —

In der Gasse zwischen dem Zeughause und dem Gießhause stand am Abende des 14. Juni der Major Benda von der Bürgerwehr. Die Menge drang auf ihn ein; er ließ gleichwohl nicht feuern, sondern trieb die Empörer nur durch einen Bajonnet-Angriff zurück. Anders aber dachten einige Freiwillige, die sich ihm angeschlossen hatten. Es fielen ihrerseits etwa neun Schüsse, welche zwei Arbeiter töteten und mehrere andere verwundeten.

Jetzt kam die Menge in Allarm; wieder ertönte der Ruf: „Verrat! Verrat!", — wieder durchwirbelte der Generalmarsch die Straßen Die Besatzung des Zeughauses bestand in dieser Nacht nur aus einer Kompagnie des 24. Regimentes, bei welcher u. a. auch der Hauptmann von Natzmer und der Leutenant Techow sich befanden; sie wurde der drohenden Haltung der Volksmenge gegenüber am späten Abende noch durch zwei Korps der Bürgerwehr, durch den Handwerker-Verein und die Studentenschaft verstärkt. Letztere besetzten die unteren Räume, das Militär zog sich dagegen in die oberen Säle zurück.

Es war ein wenig nach 10 Uhr, als das dem Kastanienwäldchen gegenüber belegene Thor dadurch erbrochen wurde, daß die Menge einige Rinnsteinbohlen als „Mauerbrecher" benutzte. Im Augenblicke waren die unteren Räume des herrlichen Baues von einer Horde von Vandalen erfüllt. Das Militär hielt sich unbegreiflicherweise immer noch oben. „Feuer her! — Wir woll'n die Hunde ausräuchern!", so klang es jetzt den Kriegern zu.

Was war da die Pflicht der Offiziere? — Nichts andres als ihr Leben zu lassen für die Ehre ihres Königs, ihrem Eide getreu! Dazu fand jedoch der Herr von Natzmer trotz all seiner hochtönenden Worte den Mut nicht. Ein wahrhaft bedauernswerter preußischer Offizier, ließ er dann durch seinen Untergebenen (!), den Leutnant Techow, sich dazu bestimmen, das Zeughaus zu räumen!!! —

Das war ein Verrat, — ein Verrat von Offizieren, wie er dem Hause Hohenzollern noch nimmer widerfahren war und nimmer widerfahren wird! Selbst der milde Kaiser Friedrich III. hat es daher nicht vermocht, dem Leutnant Techow zu verzeihen.

Ein Hexensabbat begann nun! Die Trophäen eines Heeres ohne gleichen wurden verhöhnt, zerrissen und besudelt; die Gold- und Silberstickereien wurden gestohlen von diesen „wohl um das Vaterland verdienten Freiheitshelden"! — Mit Freude konstatieren wir es, daß auch Adolf Streckfuß als ein Mann von Ehre hier nur zürnend von „ekler Raubsucht", von einem „feigen Pöbel" und von „nichtswürdigem Gesindel" spricht. —

Doch bald rückten zwei Bataillone 24ger heran, und jetzt — zerstob der Pöbel! Nun zu dem Schicksal dieser Offiziere!

Natzmer erhielt 10 Jahre Festung, wurde jedoch schon im Jahre 1849 begnadigt, — Leutnant von St. Arnould 2 Jahre, Techow 15 Jahre. Schon im ersten Jahre fand der letztgenannte Mann indessen die Gelegenheit, aus Magdeburg zu entfliehen. Herrn Blesson aber wurde unverdienterweise die ganze, wiederum klar erwiesene Kläglichkeit der Bürgerwehr allein zur Last gelegt; er legte sein Amt daher schon am folgenden Tage nieder und wurde durch den Major Rimpler ersetzt. —

Diese tieftraurigen Vorgänge hatten indessen doch wenigstens den einen Nutzen, daß sie wohlmeinenden Bürgern, welche bis dahin noch mit den Tendenzen der Bewegung im Einverständnisse geblieben waren, die Augen öffneten. Die konservative Strömung erstarkte, und das Ministerium Camphausen trat ab; es folgte „dem Manne des Wechsels und der Inkonsequenz" als Ministerpräsident nunmehr der Herr von Auerswald. Wohl kündigte sich das Ministerium Auerswald-Hansemann als ein „Kabinet der That" an; Herr Hansemann versprach in der National-Versammlung" am 26. Juni sogar, überall helfend und fördernd einzugreifen; indessen, — was geschah? — Am 22. Juli wurde statt der alten „Schutzbürger" die „Schutzmannschaft" mit der Sicherung der öffentlichen Ordnung betraut, und am 24. desj. Mts. erschienen die „Schutzleute" zum erstenmale in den Straßen der Residenz. Sie trugen einen blauen Rock mit zwei Reihen Knebelknöpfen, einen Säbel und einen numerierten Hut. Es war das wenigstens doch etwas! Die Sicherheits- und die Sittlichkeitszustände der Hauptstadt besserten sich jetzt in der That wie mit einem Schlage; politische Ausschreitungen fielen jedoch trotzdem schon am 29. Juli wieder vor. In bezug auf die Freiheit der Überzeugung hatte man nämlich schon damals höchst merkwürdige Anschauungen in unsrer Stadt gewonnen; der Bummler nämlich sprach:

„Ja wohl, — wir dürfen das; — wir können rote Lieder singen; das kann uns niemand wehren;" — als der preußische Patriotismus sich aber regte, und als des „Königs Getreue" — er hatte deren damals wahrlich nicht allzuviel! — am 29. Juli unter den Linden das „Preußenlied" anstimmten, — als es endlich stürmisch erklang:

„Ich bin ein Preuße!
Kennt ihr meine Farben," —

— als dann sogar des Königs Artilleristen und Ingenieure das edelschöne schwarz- und weiße Banner hißten, wurden die Sänger mit den erbärmlichsten Witzen aus der Gosse beworfen, wurden in der Artillerie-Schule die Fenster eingeworfen, brachte man ein Lebehoch jenem usurpierten „Eigentume der Nation", — dem schlichten Hause an des Opernplatzes Ecke! —

Die armen Schutzleute waren in wahrhaft bedauernswerter Lage. Sie waren für die Sicherheit der Stadt verantwortlich, und doch war „oben" auch nicht ein wackerer Mann da, welcher sie mit' Mut vertreten hätte. Herr Schultze-Delitzsch gab ihnen ironisch die Bezeichnung von „Schmetterlingen, welche den neuen Völkerfrühling verkündigen sollten"; — der Berliner Volkswitz nahm mit dem berühmten Volksmanne gleichfalls die Ungereimtheit an, daß Falter das Kommen des Lenzes ansagen, und nannte, des heimischen Idioms sich bedienend, die Schutzleute „die blauen Kalitten". Nicht viel besser erging es der Bürgerwehr. Herr Held, der Löwe jener Tage, der Mann stentorischer Beredsamkeit, der Angebetete unendlich vieler Damen, versuchte es, dieses lastbare Eselein zu einem Rosse umzuwandeln, „das da wiehert, wenn es den Streit riecht". Er wollte Oberstkommandierender der Bürgerwehr werden, „kam" indessen bei der Wahl „nicht durch"; — er hatte, kurz zuvor, als er eine Aussage beschwören sollte, sich offen als Atheisten bekannt, und so wurde der Herr Major Rimpler wirklicher „Bürgergeneral". Allein die Bürgerwehr sowohl, wie die Schutzmannschaft, deren bärbeißige und doch oft so friedliche Mitglieder auch den altaristokratischen Namen der „Konstabler" (Comites stabulorum = Ober-

Marschälle) empfingen, vermochten dem weiteren Umsichgreifen der Anarchie in keiner Weise mehr zu wehren. —

Es würde uns zu weit führen, wollten wir all' die Ereignisse dieses so reichbewegten Jahres, diese Volksversammlungen in der Villa Colonna und unter den Zelten, diese Angriffe auf die Ministerhötels, diese Verhaftungen solcher Prachtmenschen, wie die Herren Ottensoser und May es waren, u. dergl. m. hier ausführlich und unter dem Hinblicke auf ihre Bedeutung behandeln. Sie haben eine letztere ja kaum für ihre eigne Zeit besessen!

Unerklärlich aber ist uns, die wir unter der energischen Schulung des preußischen Geistes, wie er sich besonders in Wilhelm dem Großen offenbart hat und wie er heut', 1888, alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens durchdringt, aufgewachsen sind, jene tiefe Versumpfung, in welche trotz des Königs, trotz der sich einander überstürzenden Ministerien, trotz der Nationalversammlung und trotz der redegewandten Tageslöwen schließlich fast alle Dinge gerieten. Endlich, im Oktober, kam wieder ein wenig Bewegung in dies stagnierende Chaos. Herr Schulze-Delitzsch schoß einen Pfeil ab, von dem er wußte, daß er haften müsse — und zwar in Friedrich Wilhelms Herzen. Er übertrumpfte selbst die Erregung der Straßenjugend, indem er am 12. Oktober in der National-Versammlung die folgende, unerhörte Lästerung der heiligsten Gefühle Friedrich Wilhelms aussprach:

„Man pflegt, wenn ein Handlungshaus bankerutt geworden ist, die alte Firma nicht mit in das neue Geschäft hinüber zu nehmen. Nun glaube ich, daß in der Geschichte der Absolutismus mit der alten Firma „von Gottes Gnaden“ vollständig Bankerutt gemacht habe. Der Gesellschafter, „die Gottes Gnade“, welche einstehen mußte für seine Verpflichtungen, scheint sich aus dem Geschäft ganz zurückgezogen zu haben, und dadurch eben mag dasselbe vollständig Bankbruch erlitten haben. Ich rate daher, wir nehmen die alte bankerutte Firma nicht in das neue Geschäft hinüber.“

Wie tief der König aber hierdurch auch gekränkt war, — er mußte diesem offnen Redner dennoch dankbar sein. Das war wiederum ein Blitz in der Gewitternacht! Jetzt konnte dem gütigen, schwachen Monarchen kein Zweifel mehr kommen: auch das Schiff der Hohenzollern trieb jenem Wirbel zu, in welchem der stolze Bau des ältesten Königtums Europas so jähe einst zerschellt war.

Eine Arbeiter-Emeute am Nachmittage des 16. Oktobers, infolge deren sich ein blutiger Barrikadenkampf an der Ecke der Alten Jakobs- und Roßstraße entwickelte, — der Durchzug roter Banner durch die ganze Stadt, — die beständige Aufregung im Viertel der Maschinenbauer vor dem Oranienburger Thore, sowie der Ruf:

„Es lebe die Republik!“,

welch' letzterer unsres Wissens an diesem Tage öffentlich zuerst erklungen ist, die Verteidigung der Rebellen durch Waldeck, Jung, d'Ester u. A. m. in der National-Versammlung, die Abschaffung des Adels, der Titel und der Orden durch den Beschluß derselben Körperschaft vom 31. Oktober, — die Petition zu Gunsten der Aufständischen in Wien, welche Arnold Ruge, der Linden-Müller und der groteske „Vater Karbe“ in Szene setzten, — die Exzesse der Arbeiter, welche am 31. Abends vor dem Schauspielhause, dem nunmehrigen Sitze der National-Versammlung, stattfanden und welche selbst der lammsgeduldige Bürgerwehr-Major Herr Rimpler mit der blanken Waffe zurückzuweisen sich genötigt sah, — das Alles bildete anscheinend die Bestätigung jenes Ausspruches:

„Die Firma ‚von Gottes Gnaden‘ hat Bankerutt gemacht.“ —

Wer aber hatte es dahin kommen lassen? — Wie sehr wir auch das Herz und Gemüt des Königs verehren: die absolute Thatenlosigkeit solchen Erscheinungen gegenüber ist ihm nimmer zu verzeihen. Seine Willenlosigkeit, — seine geringe Gabe, die Geister zu unterscheiden, stempeln ihn leider zum Theilnehmer der krankhaften Verirrungen, welchen der Volksgeist in seiner politischen Bethätigung sich damals hingab. Es war unendlich viel, was diesem hochsinnigen und hochbegabten Monarchen verliehen war: er hat von den anvertrauten Pfunden nichts zu verwalten verstanden. Der Wille aber ist eine Seelenfunktion; — war der Monarch seelenkrank vielleicht schon damals? — Wohl sah er's ein, daß er mit einer „Hydra“ zu kämpfen hatte; er erkannte auch klar das Mittel, welches ihn siegreich gemacht hätte; denn er schrieb einmal an Bunsen:

„Es ist das Zeichen des heiligen Kreuzes, beides, an Brust und an Stirn,“ aber er übersah es völlig, daß die liebreichste Religion zugleich auch die thatkräftigste sein will, — daß Christus den Frieden gebracht hat, aber auch das Schwert. „Ein Starker nur darf König sein in deutschen Landen“, das ist ein wohlbegründetes, germanisches Gesetz.

Gedenken wir hier noch der berühmten Sitzung der National-Versammlung vom 2. November! Der General und Minister-Präsident von Pfuel hatte sich seiner Stellung ebensowenig gewachsen gezeigt wie Herr Camphausen; der General-Leutnant Graf von Brandenburg war daher mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden. Die National-Versammlung beschloß nunmehr die Absendung einer Deputation nach Sanssouci, welche es dem Könige vor die Seele führen sollte, daß die Ernennung des Grafen von Brandenburg zum Ministerpräsidenten nur den Ausbruch einer neuen Revolte des „getreuen Volkes“ hervorrufen werde. Der König empfing diese von dem Herrn von Unruh geführte Deputation im Beisein des Majors von Manteuffel. Herr von Unruh wagte es, dabei offen von Gefahren für den Thron zu sprechen; — Johann Jacoby aber fragte:

„Wollen Ew. Majestät von der wahren Lage des Landes hören?“, — und erwiderte, als der König sein schroffes „Nein!“ hervorgestoßen hatte, die bekannten Worte:

„Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“ —

Wir vermögen in die auf der konservativen Seite übliche, absolute Verurteilung dieser Äußerung des Demokraten Jacoby nicht einzustimmen; denn der Ausspruch ist nicht nur im Allgemeinen von unantastbarer Wahrheit; er traf vielmehr auch hier den Nagel auf den Kopf, — freilich in einem andern Sinne als in dem des Herrn Jacoby. Denn der König hörte in seiner Unentschlossenheit auch die Ratgeber von der Rechten nicht, die ihn zur That aufriefen. Man darf die Äußerung Johann Jacobys auch nicht etwa mit einer nichtachtenden Bezeichnung, wie „jüdische Frechheit“ u. s. w. abthun wollen; — denn in solchen Augenblicken hat jedweder Unterthan das Recht, das Ohr seines Gebieters sich zu erbitten.

Doch übergehen wir die nächstfolgenden stürmischen Sitzungen der National-Versammlung! Der Graf von Brandenburg, ein treuer, fester Soldat, das schlichte Herz erfüllt von dem althohenzollernschen Ehrbegriffe, erwies sich in Wirklichkeit als der Mann der rettenden That. Am 8. November zum Ministerpräsidenten berufen, ging

er mit voller Entschlossenheit daran, den revolutionären Sauerteig endlich ganz auszufegen. Mit ihm verband sich der neuernannte Minister des Innern, der Freiherr Otto von Manteuffel, aufs Festeste zur Rettung des nicht allein in seinen Hoheitsrechten, sondern selbst in seinem Bestande bedrohten preußischen Königtums. —

Fürwahr, zwei echte Preußen! Nein, diese Männer waren durch diese Fülle der Proteste nicht einzuschüchtern, geschweige denn zu beugen! Am 9. November wurde die königliche Botschaft verlesen, welche, „um der Freiheit ihrer Verhandlungen willen", die National-Versammlung aus der tieferregten Hauptstadt verlegte und sie zum 27. November nach Brandenburg wiedereinberief. —

Da die Verhandlungen bis dahin vertagt worden waren, so war ein weiteres Zusammenbleiben der Abgeordneten ein ungesetzliches. Die letzteren widersetzten sich dem unzweideutigen königlichen Befehle indessen mit aller Macht. So boten denn die noch folgenden Berliner Sitzungen dieser parlamentarischen Körperschaft ein überaus bewegtes Bild dar.

„Der Krone steht das Recht nicht zu, uns wider unsern Willen zu vertagen". Dies war die Auffassung der Mehrzahl der Abgeordneten. „Die Bürgerwehr ist da, um uns zu schützen". – Das Ministerium antwortete nach langen, fruchtlosen Verhandlungen hierauf endlich damit, daß es am 10. November Nachmittags um 3 Uhr die Generale von Wrangel und von Möllendorf mit bewaffneter Macht durchs Brandenburger und durchs Potsdamer Thor in Berlin einziehen und den Gensd'armen-Markt besetzen ließ. Jetzt war's um die Herren im Schauspielhause allerdings geschehen! Es sollte dem Abschlusse der Revolution indessen auch der Humor nicht fehlen. Der Major Rimpler begab sich zum Generale Wrangel, und es entspann sich nun das folgende ergötzliche Zwiegespräch:

„Rimpler. Welchen Zweck hat die Aufstellung dieser bedeutenden Truppenmacht?

Wrangel. Ich wünsche sehnlichst, meine Truppen bald in die Quartiere führen zu können.

Rimpler. Dem steht nichts im Wege.

Wrangel. Wozu ist die Bürgerwehr hier?

Rimpler. Zum Schutze der National-Versammlung.

Wrangel. Die will ich auch schützen.

Rimpler. Wie lange wird der General Wrangel mit seinen Truppen am Schauspielhause verweilen?

Wrangel. Meine Truppen sind gewohnt zu bivouakiren, sie werden daher hier stehen bleiben und wenn die Versammlung acht Tage zusammen bliebe.

Rimpler. Dann wird die Bürgerwehr vierzehn Tage hier bleiben, wenn es sein muß!"

Allein trotz dieses heldenmütigen Entschlusses ging die Bürgerwehr gleichwohl nach Hause. Militär besetzte den Konzertsaal des Schauspielhauses, den Sitzungssaal der Versammlung, welche am 11. früh dennoch im Hotel de Russie und am 11. Nachmittags im Schützenhause weitere Sitzungen abhielt.

Der König, von einem mannhaften, weisen und vaterländischen Ministerium wohlberaten, handelte jetzt jedoch klar und wirksam. Durch eine Proklamation noch vom 11. November wurde zunächst die Bürgerwehr aufgelöst; jedes Blutvergießen sollte vermieden werden. Der Berliner Magistrat und die Stadtverordneten sendeten behufs des Fortbestehens dieser glanzvollen Kriegsmacht zwar noch eine Deputation an den

König ab; Friedrich Wilhelm aber empfing sie nicht allein nicht, sondern ließ am 12. sogar den Belagerungszustand über Berlin verhängen. Die National-Versammlung aber tagte trotzdem weiter; auch am 13. November Mittags 12 Uhr wurde im Schützenhause eine Sitzung abgehalten, welche der Obristleutnant von Sommerfeld auflöste. Am 14. wollte man im Köllnischen Rathause, im Saale der Stadtverordneten, tagen; man fand das Haus jedoch besetzt und begab sich nach vielfachen Wanderungen am Abende des 15. endlich in den Mielentzschen Konzertsaal. Hier war man soeben im Begriffe, die Steuerverweigerung zu beschließen, als der Major Herwarth von Bittenfeld erschien und die Versammlung zersprengte.

Thatkräftig handelte auch der neue Kommandant, der General-Major von Thümen. Da die der Bürgerwehr verliehenen Waffen gutwillig nicht abgegeben wurden, so erfolgte am Nachmittage des 15. die Einsammlung derselben durch eine Militär-Abteilung. Berlin erschien nun endlich beruhigt. Ohne Schwierigkeiten zu begegnen, konnte am 18. November der neuernannte Polizei-Präsident von Hinkeldey sein verantwortungsvolles Amt antreten, welches er dann in so glänzender Weise geführt hat.

Jetzt war's in der That, als ob die Bewohner der Hauptstadt, so die Einzelnen wie die Körperschaften, aus einem wüsten Traum erwachten. War es denn wirklich Wahrheit, was seit den Märztagen geschehen war? — Waren solche Ausschreitungen in der reichgesegneten Hauptstadt eines Fürstengeschlechtes ohne Gleichen möglich gewesen, dessen einzelne Söhne fast ohne Ausnahme die treuesten Freunde eines begeistert zu ihnen aufschauenden Volkes gewesen waren? — Es kam jetzt doch wie eine tiefe Reue, wie eine brennende Scham über einen Teil des Volkes! Man hatte die Geduld des wohlwollendsten Monarchen aufs Schnödeste gemißbraucht, um seine königliche Ehre in maßloser Weise zu beschimpfen. War Friedrich Wilhelm IV., dem die edelste Frau zur Seite stand, denn wirklich ein „Tyrann"? — Daß man dem Königlichen Paare die Herzen für immer gebrochen hatte, das freilich ahnte man noch nicht! Doch eilen wir zum Schlusse! —

Was in Brandenburg geschah, interessierte zwar, hatte indessen doch nicht im entferntesten dieselbe Bedeutung, wie wenn es zu Berlin geschehen wäre. Endlich erfolgte am 5. Dezember 1848 die Auflösung der im Brandenburger Dome seßhaften „Regierung Unruh" und die Oktroyierung einer Verfassung, welche durch ihre Hochherzigkeit allgemein überraschte. Der adlige Sinn, die Gerechtigkeit, die Treue auch einer ungern übernommenen Verpflichtung gegenüber, welche den König beseelten, erwiesen sich nun in ihrem vollen, leuchtend reinen Glanze. Das war kein Markten und kein Feilschen; — der Monarch ging, wie er versprochen hatte, den Weg eines konstitutionellen Fürsten, — keinen andern!

Indessen, — wo so Schweres zu sühnen ist, läßt sich ein neues Leben, an welchem sich alle Kräfte freudig beteiligen, nur allmählich wieder begründen. Es lagerte demnach wie eine schwere, erstickende Atmosphäre über der Hauptstadt; selbst die Aufregung, welche mit den im Januar 1849 stattfindenden Wahlen zu den beiden Kammern verbunden war, vermochte dieses allgemeine Niedergeschlagensein nicht zu verscheuchen. Auch die Verhandlungen der beiden parlamentarischen Körperschaften, welche am 26. Februar eröffnet wurden, rüttelten, so stürmisch sie in der zweiten Kammer verliefen, das politische Leben und die Stimmung nicht auf. Erst die Ankunft der Frankfurter Deputation, welche dem Könige von Preußen die Kaiser-

krone anbot, brachte ein wenig Leben in die trägen Massen. Sie erfolgte am Nachmittage des 2. April 1849. Der König hatte sich indessen gegen Bunsen, Arndt und Gayern bereits rückhaltslos geäußert, wie er über diese Kaiserkrone dachte. „Sie wird von Nicht-Berechtigten vergeben; sie trägt den Geruch der dümmsten und der schlechtesten aller Revolutionen an sich; nichts ist sie als nur ein imaginärer Reif, zusammengebacken aus Schmutz und Lett". — So und noch stärker hatte Friedrich Wilhelm sich ausgesprochen. Demgemäß erfolgte am 3. im Rittersaale des Schlosses auch die Antwort:

„Ich kann sie nicht nehmen, diese Krone, — ich kann heilige Rechte nicht verletzen; — bedarf es dagegen des preußischen Schildes und Schwertes, so werde ich nicht fehlen!" —

Es geht ein Zug wahrhafter Größe durch diese Ablehnung hindurch.

Unerquicklich durch und durch aber schleppten sich nun die Kammerverhandlungen hin, bis am 27. April die erste, konservative Kammer vertagt, die zweite, revolutionäre Kammer aber aufgelöst wurde. Diese Maßregel erregte ein ungewöhnliches Aufsehen; am Abende fanden auf dem Dönhofsplatze sowie auf dem Spittelmarkte wiederum Zusammenrottungen des Pöbels statt, und leider sah sich das Militär von neuem dazu genötigt zur Schußwaffe zu greifen. — —

Man war indessen mit der Zeit dieser politischen Erregungen allgemach müde geworden. Fast kam es wie eine Sehnsucht nach den alten Zuständen über das Volk von Berlin. Selbst Ereignisse wie die Verhaftung des hochangesehenen Geheimen Ober-Tribunals-Rates Waldeck,—selbst die glänzenden Feste, welche die neue, große königstreue Vereinigung, der „Treubund", in dem beliebten Lokale „Tivoli" vor dem Hallischen Thore veranstaltete, — selbst die Einführung des Schwurgerichtes, welches in seiner ersten Sitzung am 14. Mai 1849 den Litteraten Robert Springer wegen Majestätsbeleidigung zu verurteilen hatte, und die Einsetzung der Kriegsgerichte, welche kraft des noch immer bestehenden Belagerungszustandes die Organisatoren der Umsturzpartei empfindlich bestraften, — ja, auch die Wahlen des Juli 1849 und die Grundsteinlegung zum Denkmale Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten, welche am 3. August erfolgte, brachte kein Leben in diese übermüdete Stadt. Nicht vergessen aber sei hier ein Akt bürgerlicher Hochherzigkeit: an demselben Tage, an welchem das soeben erwähnte Denkmal begründet wurde, am 3. August 1849, erhielt auch das von der Stadt Berlin mit einem Kostenaufwande von 250 000 Thalern gestiftete Friedrich-Wilhelms-Hospital seine religiöse Weihe.

Wenige Tage vorher, am 28. Juli 1849, war endlich auch der über die Hauptstadt verhängte Belagerungszustand aufgehoben worden. Wohl war er mild genug gehandhabt worden, — „Papa Wrangel" hatte sich bereits in ihm eine gewisse Volkstümlichkeit zu erwerben gewußt. Am 7. August wurde sodann die neugewählte zweite Kammer, die sogenannte Landratskammer, eröffnet. Die Einwohner der Stadt aber verblieben apathisch. Es wurde mit Recht belächelt, daß der Herr von Manteuffel gleich dem Generale von Wrangel sich eine spezifisch-berlinische Popularität zu erwerben suchte und mit Herrn Malmené bei „Schluder" in der Linienstraße eine „Weiße" trank. Die damals üblichen Verherrlichungen Robert Blums atmeten denselben Geist politischer Unreife. Beklagenswert aber, — tief beklagenswert war's, was der „Prozeß Waldeck" zur Evidenz erwies: welch niedere, ja gradezu schmutzige Charaktere der edlen Sache des Königtums durch ihre Dienste aufhelfen zu müssen

vermeinten. Es ist jedoch nicht minder bedauerlich, daß in diesen Tagen stets ein so reicher, theatralischer Apparat fungieren mußte: die Überreichung einer silbernen Bürgerkrone an Waldeck war gleichfalls vom Übel und entsprach der ernsten, frommen Sinnesweise des Gefeierten gewißlich nicht.

Indes: wir schreiben hier keine politische Geschichte dieser so bewegten Zeit: geben wir daher nur das Endergebnis dieser gährenden Bewegung an! —

Die oben erwähnten Wahlen des Juli 1849 hatten, weil sie auf Grund des veränderten Wahlgesetzes vom 30. Mai 1849 zum ersten Male nach dem Drei-Klassen-Systeme — dem später sogenannten „erbärmlichsten" aller Wahl-Systeme, — erfolgt waren, der Regierung eine Volksvertretung ergeben, mit welcher es ihr möglich war, in Einvernehmen zu arbeiten. Es erfolgte nunmehr eine Revision der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848, aus welcher sich dann als magna charta Preußens

die Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850

endgültig ergab. Der König beschwor dieselbe am 6. Februar 1850 mit unvergeßlichen Worten, welche ein ergreifendes Zeugnis von jenen Leiden ablegten, mit welchen er seine Unentschlossenheit inzwischen gesühnt hatte. Großartig erhob sich sein hoher, edler Geist aus dieser Schule der Schmerzen bei dieser Gelegenheit noch einmal, und voll und feierlich erklang sein Wort:

„Ich regiere, nicht, weil es mein Wohlgefallen, sondern weil es Gottes Ordnung ist! In Preußen muß der König regieren. ‚Ein freies Volk unter einem freien Könige!' — Das ist meine Losung; — das soll sie auch bleiben, solange ich atme!" — Nicht minder entschieden ertönte auch sein erneutes Gelöbnis:

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" Erst mit diesem Augenblicke darf die Episode der Revolution als abgeschlossen angesehen werden. — —

Es ist ein volles, ein gerütteltes und geschütteltes Maß von unzeitiger Nachgiebigkeit und von fanatischem Haß, von verzeihlichem Irrtum und von hämischem Übelwollen, welches soeben an uns vorübergezogen ist. Wer ein Herz für das Vaterland besitzt, wird dieser Zeit stets nur mit Schmerz zu gedenken vermögen. Es hat langer Zeit bedurft, um die tiefen Wunden zu heilen, welche die Revolution unserm Volke geschlagen hat; — allein — Gott Lob! — sie sind geheilt. Fern sei es von uns, diejenigen Männer, welche damals auf linker Seite gestanden haben, anzuklagen, als hätten sie nicht auch das Beste unseres teuren Vaterlandes gesucht. Was aber seit jenen Tagen erreicht worden ist, jedweder Sieg mit seiner versöhnenden Kraft, welcher seitdem errungen worden ist: alles das ist hauptsächlich durch das starke, echt deutsche Königtum der edlen Hohenzollern gewonnen worden, welchem sich das Volk in hingebender und opferwilliger, nicht genug zu rühmender Treue aufs Festeste angeschlossen hat. Nicht die Prinzipien der Revolution haben uns groß und stark gemacht: wir haben uns unsere Stellung vielmehr erkämpft trotz derselben. Was unsere Hoffnung endlich für die Zukunft bildet, das sind nicht die Ideen des Jahres 1848, — das ist vielmehr das starke Königtum von Gottes Gnaden, das Königtum in seiner deutsch-heroischen und christlich-demutsvollen Auffassung zugleich, — das Königtum in seinem gewappneten Glanze, — das Königtum, geschmückt zur selben Zeit aber auch mit dem Kleide des Samariters, — das Königtum, wie es der „Gehaßteste der Revolution", unser verklärter Herr und Kaiser Wilhelm, in seiner Persönlichkeit in idealem Glanze dargestellt hat.

Wenn die Entwicklung unsrer Geschichte indessen mit der Revolution von 1848 auch ein für alle Mal gebrochen hat, — man würde dennoch einen schweren Fehler begehen, wollte man sich das Urteil Friedrich Wilhelms IV. über die Bewegung von 1848 gänzlich zu eigen machen. Der König — wir kennen eben keine bessere Bezeichnung für ihn als die eines preußischen Richards II., — lebte in einer idealen Welt. Er idealisierte alle Begriffe, und es fehlte ihm, wie dies auch in seiner kunstschöpferischen Thätigkeit deutlich hervortritt, der historisch-objektive Sinn oft in einer erstaunlichen Weise. Sonst hätte er es einsehen müssen, daß gerade das deutsche Königtum auf die breitesten Massen des Volkes angewiesen ist. Er vergaß, was einst schon Friedrich der Große ausgesprochen hatte: daß die Könige von Preußen „Könige der Bettler" sind. Nur Schmutz und Verbrechertum schienen ihm die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Masse zu sein. Es weissagt sicherlich schon seine Krankheit, wenn er in Allen, die sich gegen ihn erhoben hatten, nur Zuchthäusler, Galériens und Sodomiter sah. Es ist das eine bedauerliche Täuschung, — es ist das leider auch unchristlich durch und durch. Auf dem religiösen Gebiete zeigte Friedrich Wilhelm gleichfalls viel mehr romantische Schwärmerei als ernste, anspruchslose Thatkraft. Gewiß: er hat den Ober-Kirchenrat begründet; er hat den Johanniter-Orden in seiner alten Hoheit wiederhergestellt, er hat das Diakonissentum der christlichen Kirche neu belebt, er hat die Stadt Berlin mit einer Musteranstalt, wie „Bethanien" es ist, beschenkt und ist dadurch eines reichen Segens Stifter geworden. Das alles aber sind doch nur vereinzelte Maßnahmen. Der allumfassende, auch die letzten Gründe der Dinge erkennende Blick, der philosophische Sinn, welcher nach der ersten Ursache forscht, — sie waren ihm versagt. „Die Sünde ist's, an welcher die Welt krankt;" — das stand ihm unumstößlich fest. Daß aber oft nur Not der Sünde Ursach ist, das leuchtete ihm nimmer ein. All' seine Kirchenbauten, — all' seine Leistungen für das Christentum in seiner antiken und mittelalterlichen Gestalt sind aus persönlichen Neigungen hervorgegangen; zu einer That von einschneidender, allgemein gültiger, den Verlauf der Dinge für Jahrhunderte bestimmender Bedeutung kam es auch auf diesem Gebiete nicht. Es lag dem Könige wahrhaft nahe genug, die Not der unteren Klassen in ernstliche Erwägung zu ziehen. Was indessen durch ihn zu ihrer Abhülfe geschah, war nicht der Rede wert und blieb zum großen Teile mit einem „Muckertume" verquickt, welches den Inhalt des Christentumes allein in der „äußerlichen Gebärde" fand und nicht anders als geradezu abstoßend zu wirken vermochte.

Nehmen wir nun Abschied von diesem so unerfreulichen Abschnitte der Geschichte Berlins! Wir haben nur noch zu erwähnen, daß auch die städtische Verfassung in dieser Zeit sich weiter fortgebildet hatte.

Die Städteordnung vom 19. November 1808 hatte bereits unter dem 17. März 1831 eine Revision erfahren. Im Jahre 1848 war ferner ein ministerieller Entwurf einer „Gemeinde-Ordnung" für den preußischen Staat erschienen und unter dem 11. März 1850 erfolgte die Veröffentlichung einer neuen „Gemeinde-Ordnung", kraft deren die bisherige Stadt-Verordneten-Versammlung aufgelöst werden mußte. An ihre Stelle trat ein neu zu wählender Gemeinderat. Der Modus der Drei-Klassen-Wahl wurde in derselben auch auf die städtischen Verhältnisse übertragen. Bei der Wahl selbst errang die konservative Partei einen vollkommenen Sieg. Mag man sagen, was man will, — mögen selbst, was wir keineswegs ableugnen, bei der

Wahl allerlei „Menschlichkeiten“ vorgefallen sein: die Berliner Bürgerschaft bewies es durch diese Wahlen unzweideutig, daß sie der ewigen Unruhen müde geworden war. Am 5. November 1850 wurde darauf zur Wahl eines Oberbürgermeisters geschritten. Herr Krausnick war im Jahre 1848 durch die Revolution aus seinem Amte verdrängt worden; der zweite Bürgermeister, Herr Naunyn, hatte seitdem die Stadtverwaltung fast selbständig geleitet. Jetzt, am 5. November 1850, traten drei Kandidaten für diesen hochwichtigen Posten auf. Herr von Selchow war der Mann der äußersten Rechten, Herr Krausnick der Mann der konservativen Mitte, der Minister von Patow, obwohl er eine etwa auf ihn fallende Wahl anzunehmen sich geweigert hatte, der Erkorene der Linken. Nach hartem Wahlkampfe siegte endlich der frühere Oberbürgermeister Krausnick. Mit diesem verdienten Beamten kam ein Mann nach dem Herzen des Königs, kein Eiferer für die Reaktion, wohl aber eine durchaus tüchtige und besonnene Persönlichkeit, auf den Oberbürgermeisterstuhl der Stadt Berlin. „Der Magistrat und die Gemeinderäte gehörten nunmehr der gemäßigt-konservativen Partei an; — dieselbe führte von da ab für viele Jahre das Regiment in Preußens Hauptstadt.“ Das Attentat des irrsinnigen Feuerwerkers Max Joseph Sefeloge auf den König, welches am 22. Mai 1850 erfolgt war, und der straffe Ernst, welchen der Polizei-Präsident von Hinckelbey durch seine musterhafte Amtsführung in der Bürgerschaft Berlins zu verbreiten verstanden hatte, — sie hatten einerseits negativ, andrerseits positiv wohl dazu beigetragen, um dieses abschließende Resultat herbeizuführen.

Erst jetzt war die Revolution zu Grabe getragen; erst jetzt war Frieden geschlossen zwischen der Bürgerschaft von Berlin und ihrem Herrn und Könige. Damit aber war zugleich auch die Möglichkeit einer wahrhaft großstädtischen Entwickelung der Residenz für die Zukunft gesichert. —

---

28. Ideale Bestrebungen.

Litteratur: Reumont, Aus Friedr. Wilh. IV. gesunden und kranken Tagen. Berl. 1862.
Woltmann, Baugeschichte. Berlin 1872.
Gottschall, deutsche National-Litteratur des 19. Jahrh. Breslau 1881.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte den Thron mit der begeistertsten Liebe für die Kunst bestiegen; er verband mit ungewöhnlicher Bildung unleugbar ein feines Verständnis für die Universalität alles Edlen und Schönen. Sogleich nach seinem Regierungsantritte bewilligte er eine Million zum Ausbaue des Berliner Schlosses, und kurz darauf ersuchte er die Gattin des bereits unheilbar erkrankten Meisters Schinkel um die Zustellung der Mappen desselben; er könne, so schrieb er, den großen Künstler nicht besser als eben dadurch ehren, daß er seine noch unausgeführten Entwürfe verwirkliche. Die neue Wache erhielt jetzt auch ihr Giebel-Relief, und für das Schauspielhaus wurden die Bildwerke auf den Treppenwangen, — für die Schloß-

brücke die acht vortrefflichen Marmorgruppen bestellt. Noch kurz vor Schinkels Ende wurde endlich auch der Befehl gegeben, seine malerischen und plastischen Entwürfe für die Vorhalle des Museums mit treuer Sorgfalt auszuführen.

Unter den Architekten dieser Zeit stand August Stüler, † 1865, dem Monarchen besonders nahe. Stüler war gewiß ein Mann von fein-ästhetischer Empfindung; — jedes Pathos edler Kunst, — jede Größe und Wucht des Gedankens blieb ihm indessen versagt. Dem Titanentume Schlüters und der ernsten Männlichkeit Schinkels gegenüber erscheint seine Kunst fast wie eine elegisch-jugendlich. Albert Schadow, Johann Heinrich Strack, Persius, Langhans, Hitzig, Knoblauch und Stier waren Männer, welche dem einflußreichen Hofbaumeister an Talent und künstlerischer Energie mindestens gleichkamen, auf den König indessen keine nennenswerte Einwirkung erlangten.

Der Dombau wurde nun sogleich von neuem wieder angeregt. Gott Lob. indessen, daß er nicht zu stande kam! Friedrich Wilhelms Ideal war nun einmal die „Basilika“, welche vermöge ihres nichts weniger als kirchlichen Ursprungs das deutsche Gemüt gänzlich unbefriedigt läßt und mit ihren mumienhaften Malereien eher abstößt als anzieht. Der neue Dom des ersten Entwurfes sollte mit dem „Dianentempel“ zu Ephesus wetteifern! Das sagt alles. Die Unentschlossenheit des königlichen Bauherrn hat uns vor solch' einer antinationalen Kathedrale glücklich bewahrt.

Vortrefflich gelang dagegen der Bau der Schloßkapelle durch Stüler und Albert Schadow. Löst sie sich gleich von Schlüters Style los: sie ist dennoch seiner würdig und wirkt durchaus imponierend. Der König schmückte ihre Kuppel mit seinem schönen Wahlspruche:

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“

In dem kostbar ausgestatteten Innern begegnen uns leider wiederum diese fatalen Byzantinismen, welchen bei der Kleinheit der dargestellten Figuren selbst der Ausdruck feierlicher Ruhe und todesstarrer Majestät nicht eigen ist.

Große Bauten brachte auch das Jahr 1843. Am 6. April wurde der Grundstein zu dem „Neuen Museum“ gelegt, dessen Ausführung durch Stüler seitens Woltmanns allerdings durchgängigen und nur berechtigten Tadel gefunden hat. In der Nacht vom 18. und 19. August brach ferner in dem Opernhause eine Feuersbrunst aus, — eine jener gewaltigen Heimsuchungen, welche das 19. Jahrhundert leider in so reicher Fülle über die Stadt Berlin verhängt hat. Das prächtige Bauwerk des Herrn von Knobelsdorff wurde zu einer gewaltigen, mit erschütterndem Ernste über die Stadt dahinblickenden Ruine. Meister Langhans aber stellte das edelschöne Gebäude mit feinem Takte wieder her: am 7. Dezember 1844 konnte seine Wiedereröffnung erfolgen.

Von den weiteren baulichen Schöpfungen dieser Zeit nennen wir hier noch die Tierarzenei-Schule von Hesse, das Krankenhaus Bethanien von Persius und Stein, — Stülers total mißlungene St. Jakobus- und St. Markuskirche und des frühverstorbenen, hochbegabten Meisters August Soller St. Michaelskirche, welche letztere in ihrem reizvollen Aufbau mehr malerische Schönheit besitzt als alle Stüler'schen Bauten zusammen. Die Köllner Pfarrkirche zu St. Petri ferner war in der Nacht vom 19. zum 20 September 1809 mit einer großen Anzahl der sie umringenden Häuser ein Raub der Flammen geworden; — der alte Kirchplatz war seitdem geebnet und mit einigen Bäumen geschmückt worden. Auf ihm erbaute Strack dann seine graziöse, in den Details wahrhaft meisterhafte und mit ihrem schlanken Turme ein

lautes „Sursum corda!“ in die Herzen rufende neue St. Petrikirche. In der St. Bartholomäi-Kirche auf dem alten Dörffling'schen Weinberge am Neuen Königsthore versuchte es Herr Stüler, den Meister Strack an Anmut noch zu übertreffen. Die Turmanlage gelang ihm auch in überraschender Weise; — im Innern aber schuf er eine gothische Kirche — ohne Gewölbe, geschlossen nur durch eine Holzdecke. Der Tudorstyl kennt ja derartige Bizarrerien; — den deutschen Meistern aber hat solche Profanierung der von den genialen Nordfranzosen auch auf uns übergegangenen hehren gothischen Bauweise stets durchaus fern gelegen. Die Matthäi-Kirche endlich bezeichnet in ihrem dürftigen Eindrucke und in ihrer absoluten Unschönheit den Gipfelpunkt der Stülerschen Geschmacklosigkeit. Und doch, — welch reicher Segen ist gerade von diesem einfachen Gotteshause ausgegangen — durch D. Büchsel! Die Lukaskirche Möllers ist ohne jede Bedeutung; — auch St. Paul zu Moabit ist unerfreulich durch und durch. Und damit schließen wir hier sogleich die Akten über die gesamten Kirchenbauten der Stadt Berlin. Wie prätentiös auch die neueren Gotteshäuser auftreten, die Jerusalemer Kirche, Zion, die Dankeskirche, St. Thomas, „Heilig-Kreuz“ und wie sie alle heißen: es fehlt ihnen dennoch allzumal die Weihe des religiösen Gedankens und sie vermögen es nicht, mit den alten Kirchen der Stadt, mit St. Nikolai-, mit St. Marien-, mit der Kloster- und der Parochial-Kirche, sich nur irgendwie zu messen. Der „Geist“ hat eben die Herren Architekten nicht gesalbt; — kein Einziger von ihnen hat vermocht, seiner Schöpfung zu wahrhaft feierlichen Wirkung zu verhelfen. Hoffentlich beschenkt uns eine neue, religiös begeisterte Zeit mit einem Berliner Dome von würdevollste Bauart. Das Berliner Judentum aber hat sich diesen unschönen, wenn auch reichgeschmückten Werken christlicher Kirchenbaukunst gegenüber ein wahrhaft großartiges, seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung durchaus entsprechendes, und bis in das kleinste Detail mit vollendeter Meisterschaft durchgeführtes Gotteshaus errichtet; — es ist dies die herrliche Synagoge Knoblauchs in der Oranienburger Straße. Man vergleiche mit ihrer geschlossenen Hoheit nur einmal den wahrhaft theaterhaften Styl der neueren Kirchen, — dann hat man ein — Zeichen der Zeit! Dem Gemeinsinne der Israliten von Berlin macht der genannte Bau die höchste Ehre; — für die christliche Bevölkerung der Hauptstadt aber ist er geradezu beschämend.

Indessen: wir sind bereits weit über die Zeiten König Friedrich Wilhelms IV. hinausgegangen. Kehren wir zu ihnen zurück! Wir vermögen, so hart die erwähnten baukünstlerischen Leistungen dieser Epoche auch zu verurteilen sind, dennoch jenes Urteil nicht zu unterschreiben, welches Woltmann gefällt hat, wenn er sagt:

„Nach künstlerischer Seite hin kann diese Epoche nur als eine Zeit des Rückschlages betrachtet werden“; denn, so klein Herr Stüler als Künstler auch ist, — so bescheiden, um auch der Profan-Architektur Erwähnung zu thun, die Häuser des sogenannten „Geheimrats-Viertel“ uns entgegentreten: für den ernster Beobachtenden tritt als Signatur der ganzen Zeit unter all' der Ärmlichkeit und Geistlosigkeit der Stülerschen Epoche doch ein edlerer Zug hervor, welchem, Gott Lob!, für die Zukunft der Sieg gewiß ist. Das ist das Ringen danach, dem Idealen zum Siege zu verhelfen, und danach haben wir dann auch die Aufschrift dieses Kapitels gewählt.

Ideale Bestrebungen, — sie traten hervor auf jedem Gebiete der Kunst, — auf jedem Felde der Wissenschaft; — sie befruchteten die Gotteshäuser, — sie träufelten Segen und Frieden auf die Stätten menschlichen Elendes und peinigender Friedlosig-

keit herab; — sie haben in den stillen, ruhigen Jahren, welche der wildbewegten Zeit der Revolution folgten, unsere, noch immer sehr kleinstädtisch zugeschnittenen Berliner Häuser zum Teile wahrhaft geweiht.

Man hat diese Zeit freilich mit den Namen der „Tage der Reaktion" getauft und denkt sich unter ihr gewöhnlich nur eine Epoche „bodenloser Niedergeschlagenheit, allgemeiner Unproduktivität, ledernsten Philistertums, absoluter Polizei- und Paschaherrschaft, niedrigsten Strebertums und pharisäischer Augenverdreherei". Doch dem war nicht so. Wie 1848 die „vertierte Soldateska," so war in dieser Zeit von 1850/2 das „Muckertum" der Sündenbock für vieles; die „Kamarilla," die „Feudalen", die „Schwarz und Weißen" wurden allgemein gehaßt und allgemein verhöhnt. Wenn man den Stimmen der öffentlichen Blätter, den stärker und stärker anschwellenden Äußerungen eines vaterlands-, königs- und gottlosen Litteratentums, — wenn man vor allem dem Berliner Witze glauben dürfte, so möchte man meinen, es sei niemals eine kläglichere Zeit über uns gekommen. Dem war indessen nicht so.

Das Berliner Bürgerhaus, — das edle, deutsche Bürgerhaus bewies sich auch jetzt wieder als der Träger der Entwickelung des Vaterlandes. Hier kam allen idealen Bestrebungen ein frohes „Willkommen"! entgegen; — hier fand jedes Gute jene Förderung, die es verdiente. Es ist wundersam naiv: man redet stets von einer „geist- und herztötenden Reaktion" und bedenkt dabei das nicht, daß es die Söhne eben dieses Zeitalters der Reaktion gewesen sind, welche mit einer über jedes Lob erhabenen Pflichttreue, mit einem Todesmute und einer Begeisterung ohne Gleichen die gewaltigen Schlachten unsres neuen Reiches geschlagen haben, — im Jahre 1864, 1866 und 1870/1.

Diese Thatsache allein vernichtet bereits die Redensart von der „öden Reaktion". Wo aber finden wir die erziehliche Macht der Jahre 1850 bis 1860? — Wir wiederholen es: es war verzweifelt wenig nur, was dieser König und „die Männer mit den weißen Binden", diese Bureaukraten in den Ministerien, dem Volke geben konnten. Die Macht, welche uns zum Siege verholfen hat, sie ist anderen Ursprungs: sie entstammt der Tiefe des deutschen Gemüts, — sie ist, wie erwähnt, diejenige des deutschen Hauses.

Friedrich Wilhelm, so hochgerichtet seines Geistes Flug auch war, konnte sein Volk dennoch nicht erziehen, weil ihm die Thatkraft des Geistes und jene Beständigkeit der Willensrichtung fehlte, welche den Erfolg allein verbürgen. Von einer pädagogischen Wirkung seiner künstlerischen Bestrebungen und Leistungen zu sprechen, würde die absoluteste Unkenntnis des Berliner Volkscharakters verraten: durch eine Kirche mehr wird kein Berliner fromm; — durch kein Heldenbild mehr wird er patriotisch begeistert. Was auf ihn einwirkt, ist zunächst das Elternhaus, sodann die Schule und zum letzten endlich seines Königs Dienst.

Die idealen Bestrebungen, welchen der König von ganzem Herzen huldigte, verloren auf dem Wege der Instanzen, welchem er im Gegensatze zu seinen Anfängen später mehr und mehr sich zuzuneigen schien, jede Frische und jede belebende Kraft. Auch wenn er selber zu ihm sprach: das Volk verstand seine oft in ekstatischem Tone gehaltenen Reden nicht mehr. Wohl aber wirkte seine rührende, kindliche Frömmigkeit, seine Demut vor Gott dem Herrn, sein unvergleichlich schönes Verhältnis zu seiner die Dornenkrone still und geduldig mit ihm tragenden edlen Gemahlin bessernd und erhebend auf die bürgerlichen Kreise der Hauptstadt ein. Man kann nicht sagen, daß

die Königin Elisabeth gerade beliebt war: — fast war es, als ob der Einsturz der Schloßbrücke, welcher bei ihrem Einzuge in Berlin am 28. November 1823 erfolgt war und einigen zwanzig Menschen das Leben gekostet hatte, ihr einen schmerzensvollen Lebensweg verkündigt hätte. Dennoch, — die edle Samariterin im Purpur mit ihrer Wohlthätigkeit, mit ihren reichen Herzens- und Gemütsgaben, welche, echt vornehm, nie ein offenes oder gar ein öffentliches Lob verlangten, — sie steht als eine der erlauchtesten Gestalten da, an welcher sich, fast unbewußt, der Geist der Bürgerschaft Berlins herangebildet hat. Mit freudigem Stolze verkünden wir's: es giebt keine Stadt der Welt, welche so getreu in dem Dienste des werkthätigen, — dieses allein wahren Christentumes steht, wie Berlin: auf jedem Pfade christlichen Dienens aber leuchteten die rührenden Gestalten dieses schwergeprüften Königspaars dem Volke vor. Es waren also nicht sowohl die kirchenpolitischen Maßnahmen des Königs, die Einsetzung des „Evangelischen Ober-Kirchenrates“ (1850) u. s. w., an welchen sich der christliche Sinn des Volkes wieder aufrichtete: es war vielmehr das persönliche Vorbild des Bekenntnisses und des Wandels dieses Königspaares, welches das bürgerliche Haus besseren Standes in beredter Weise hinwies auf das Ewige und Unvergängliche —, vorzüglich auf die hohen, idealen Pflichten der Gottes- und der Nächstenliebe. Nicht die Dekrete des Königs, nicht seine Kirchen, welche man zum Teile mit so geschmacklosen Bezeichnungen, wie „des lieben Gottes Sommervergnügen“ belegt hat, — wohl aber seine obenerwähnte Losung, der er auch nachlebte, und sein unentwegtes Eintreten für das christliche Ideal haben bessernd auf unser Volk gewirkt. Die edelsten Blüten christlichen Geistes, die Armen- und die Krankenpflege, erschlossen sich allmählich nun auch in unsrer Stadt, — trotz der verhaßten „Reaktion“! Dr. Friedrich Gustav Lisco's vorzügliches Werk über „das wohlthätige Berlin“ war zwar schon im Jahre 1846 erschienen; — dasselbe hätte indessen schier den doppelten Umfang erreichen müssen, wenn es im Jahre 1853 erst herausgegeben worden wäre. Freilich lassen die sehr viel großartigeren Leistungen und Erfolge, welche die umfassendere Thätigkeit der „inneren Mission“ unserer Tage aufzuweisen hat, das, was damals für das Volk geschah, uns fast als kleinlich und unbedeutend erscheinen. Dennoch, es war das Wirken eines neuen Geistes, welches sich in ihnen kundgab.

Ideale Bestrebungen, gleichfalls hervorgerufen weniger durch das, was Friedrich Wilhelm that, als durch das, was er war, zeigten sich in dieser vielberufenen Periode aber auch auf wissenschaftlichem Gebiete. Noch wirkte Alexander von Humboldt in Berlin, — nicht als Lehrer der akademischen Jugend, — wohl aber als ein sehr einflußreicher Schriftsteller. Wenn ein Biograph des berühmten Gelehrten es indessen einst verkündigt hat:

„Er hat die Aufgabe, alle Ergebnisse der Forschung in einem festen, in sich geschlossenen Systeme zusammenzufassen, gelöst; — er hat ein Glaubensbekenntnis über das All der Schöpfung abgelegt; — er hat dem Studium ganz neue Bahnen zugewiesen,“ —

so wird ein Mann von tieferer Bildung diese Angabe wohl nicht unterschreiben können; — er wird auch, wenn eines weisen Mannes Lob so im Trompetenton verkündigt wird, die peinliche Erinnerung an gewisse Charakterschwächen des gepriesenen Gelehrten dabei kaum zu unterdrücken vermögen; allein, — das bleibt doch immer wahr: es ist ein kaum annähernd zu beziffernder Schatz geistiger Anregung, — es ist

sodann auch eine dauernde Mahnung zu hingebend liebevoller Betrachtung des „Kosmos“ gewesen, welche die Stadt Berlin von diesem großen Gelehrten, dem Nachkommen eines vielgetreuen, kurbrandenburgischen Soldaten, überkommen hat. Am 6. Mai 1859 starb Alexander von Humboldt im 90. Lebensjahre; — sein imposanter Leichenzug steht uns lebendig auch noch heute vor Augen; — so war in unsrer Stadt ein Mann der Wissenschaft noch nie zuvor zur Gruft getragen worden! — Die weihevolle Grabstätte im Parke von Tegel, — Thorwaldsens Statue der Hoffnung über ihr, — sowie die schlichten Grabsteine der Humboldts, — geweiht sind sie für immerdar und unserm Volk wie ein liebes Heiligtum vertraut! Dem Idealen hat ja auch das edle Brüderpaar gedient, welches sein Erbe „Ringenwalde“ einst so freudig aufgab, um nur der Wissenschaft zu dienen! —

Neben dem einen dieser Brüder, neben Alexander von Humboldt, aber stehen andere Männer, welche zwar eine so stolze Größe nicht erreichen. Es war eine That von hochgewaltiger Tragweite, als der Quedlinburger Gelehrte Karl Ritter seine „Erdkunde im Verhältnisse zu der Natur und zu der Geschichte der Menschen“ herausgab. Welch' edler Kreis schaarte sich dann um diesen hehren, ernsten Mann in unsrer Stadt! Berghaus und Zeune, Chamisso und Reymann, Bayer und Leopold von Buch, der große, ukermärkische Edelmann, Encke und Lichtenstein, Vogel von Falckenstein und Roon, und, — daß wir seiner nicht vergessen, der uns den Weg gewiesen hat zu den vergrabenen Heiligtümern unsrer Vorzeit: Karl Friedrich Kloeden, — welche Männer! — Sie erblühten alle trotz der „bösen Zeit der Reaktion“ in unsrer Heimatsstadt! Der ernste Professor Heinrich Wilhelm Dove, der Begründer der neuzeitlichen Witterungskunde, und der große Afrikaforscher, Professor Lepsius, — beide geschmückt mit der Friedensklasse des von Friedrich Wilhelm IV. so edel aufgefaßten friederizianischen Ordens ‚Pour le mérite‘, — Heinrich Barth und Gerhard Rohlfs, sie alle schaaren ebenbürtig den Heroen reiner Wissenschaft sich zu, und ihre Ideale galten ihnen — Alles. Erst eine spätere Zeit hielt es für angemessen, mit dem berufensten, allgemein gültigen Urteile über wissenschaftliche Dinge, welches so hochverdiente Männer ganz zweifellos zu fällen im stande waren, ihnen zugleich auch ein Zensorenamt in staatlicher Beziehung und ein ‚Veto!‘ in der Politik zu vindizieren. Doch gehen wir darüber hinweg! Freilich, es ist nicht leicht, ein Wort wie das vom „Großmachtskitzel Preußens“, der „vertrieben“ werden müsse, einem großen Forscher unsrer Hauptstadt zu vergessen. Dergleichen haben jene älteren Gelehrten nicht geäußert.

Die übelbeleumundete Zeit der sogenannten „Reaktion“, bei deren bloßer Erwähnung den gesinnungstüchtigen Spießbürger von heut' schon ein Grauen überfällt, hat indessen noch vieles andere gezeitigt, was bleiben wird, so lange es ein Preußen und ein Deutschland giebt. Es ist von höchster Bedeutung für die Entwickelung unsres Volksgeistes geworden, was in den „trüben“ Jahren der Reaktion in unsrer Mitte auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften, der klassischen und der germanischen Philologie und der Altertumskunde erarbeitet worden ist. Die „schlimme Zeit“ hat aus den tiefsten Schachten schweres, edles, reines Gold gefördert! Die großen Meister Leopold von Ranke, Friedrich von Raumer, Heinrich von Sybel, Gustav Droysen, Pertz, Mommsen, Dahlmann, Curtius: sie haben in dieser stillen Zeit Werke verfaßt, die nicht allein den Stolz des deutschen Volkes bilden, sondern auch im edelsten Sinne zu einem Nationaleigentume der Deutschen geworden sind. Es bildet eine bleibende Ehre für die Stadt Berlin, daß die „Monumenta Germaniae“ von hier aus in Angriff

nommen worden sind. Und sind sie unser nicht im vollen Sinn des Wortes, die Lachmann, Haupt und Müllenhoff, die Brüder Grimm vor allen, welche den reinen Born der deutschen Vorzeit uns erschlossen haben? — Welch' eine Fülle idealen Lebens kam uns mit der Kunde unsrer Vorzeit! —

Sehr fragwürdig erscheint uns dem bleibenden Gewinne gegenüber, welchen das deutsche Volk auf dem Gebiete heimischer Wissenschaft aus der Arbeit dieser Germanisten [illegible]ten, — welchen es auf dem Felde fremder Sprach- und Altertumskunde aus der Thätigkeit so ideal angelegter Männer wie Bopp, Boeckh, Geppert und Bekker gezogen hat, der Wert der Philosophie und der Philosopheme jener Tage. Die Geschichte der religiösen Dogmen und der philosophischen Systeme wird uns vermutlich auch in aller Zukunft nur das eine zeigen, wie vergeblich das Streben des menschlichen Geistes ist, über die letzten Gründe des Vorhandenen ins Klare zu kommen. Die Rätsel des Entstehens und Vergehens, des Ortes und der Zeit, des Seins und Denkens, der Liebe wie des Hasses scheinen nimmermehr gelöst zu werden; — es liegt in ihrer Art, daß sie unlösbar sind. Als Wissenschaft der letzten Gründe und der letzten Ziele besitzt demnach die Philosophie stets nur einen akademischen und ganz subjektiven Wert; in der Praxis ist erst dann mit ihr zu rechnen, wenn sie, wie die Systeme der Encyklopädisten und der Materialisten, den Anspruch macht, als Lebensnorm und Maß der Dinge zu entscheiden. Glücklicherweise ist die Sprache der Philosophie und ihre Terminologie eine derartige, daß sie sich vom Volke selber scheidet. Es war selbst einem Hegel nicht gelungen, irgend einen nennenswerten Einfluß auf das wirkliche Leben zu gewinnen. Da darf die Geschichte der Stadt Berlin auch wohl die Träume und die Theoreme Schellings als belanglos bezeichnen. Was nutzt dem Volke ein aufgewärmtes theosophisches Gericht, — was Theurgie und Neoplatonismus, — was Proklus und Porphyrius? — Gleichwohl bildet der Beifall, welchen Schelling in Berlin trotz seiner schwerverständlichen Vortragsweise gefunden hat, einen hoch-interessanten Beitrag zur Geschichte der idealen Bestrebungen in unsrer Stadt.

Das aber waren andere Männer, Friedrich Julius Stahl, Karl Marx und Arthur Schopenhauer! Idealen Zielen strebten ja auch sie zu; — allein sie suchten dieselben nicht im Reiche des Wissens, sondern in dem der That! Die konservative Weltanschauung, die Forderungen der Sozialdemokratie und der bittere Pessimismus fanden in diesen Führern, welche zugleich als Philosophen und als gesellschaftliche Reformatoren auftraten, gleich ausgezeichnete Vertreter. Indes, — es sollte in dem Kampf des Geistes keiner dieser Männer den Triumph erringen. Der Sieg verblieb nur jener realen Macht, welche mit hohem Geist, mit edler Güte, mit freiem Sinn, mit starker Thatkraft sich verband: dem Königtum der Hohenzollern! —

Wir haben im Verlaufe unserer Darstellung stets auch auf die Geschichte der naturwissenschaftlichen und der medizinischen Forschungen aufmerksam gemacht, soweit dieselben von Bürgern unserer Stadt gepflegt worden sind. Es würde indessen den Rahmen dieser Darstellung weit überschreiten, wenn wir auf die Verdienste jedes einzelnen berühmten Arztes und Naturforschers näher eingehen wollten. Ideal aber sind ja im schönsten Sinne des Wortes auch die Bestrebungen der Männer, welche ihre edle, hohe Kraft dem leiblichen Wohle ihrer Mitmenschen geweiht haben, und welche es versuchten, durch Erkenntnis und Benutzung aller Kräfte der Natur der Menschheit Loos zu bessern. Die Chemiker Mitscherlich, Rose, Beyrich und Hofmann, der Physiker Magnus, die Zoologen Rudolphi, Peters, Martens, der Infusorienforscher

Ehrenberg, die Geologen aus der Schule Leopolds von Buch, — die großen Ärzte Johann Friedrich Dieffenbach, Albrecht von Gräfe, Hufeland, — die berühmten Physiologen Johannes Müller und du Bois-Reymond, der unermüdlich thätige Pathologe und hochverdiente Forscher Rudolf Virchow, — sie alle, diese Männer, tragen Namen, welche in der Geschichte Berlins nicht fehlen dürfen. Von ihnen gilt's:

„Sie sind wahrhaft verdient um unsere Stadt!",

und idealen Sinn bekundet's, so treu für den Beruf zu wirken. —

Wie in der Baukunst jener Tage, — wie in der Neugestaltung des kirchlichen Lebens, wie in der Wissenschaft, so bekundet sich ein idealer Zug auch in der Litteratur der sogenannten Reaktionszeit. Mit Recht sagt Max Ring:

„Mit dem Jahre 1848 hatte die politische Poesie ihren Höhepunkt und zugleich ihren Niedergang erreicht. Aus dem wüsten Straßenlärme schallte nur die frische Stimme des Kladderadatsch bis auf die Gegenwart. Erst in ruhigeren Tagen, als der Sturm sich gelegt hatte, erwachte wieder die Lust und Freude am Gesang. Kurz vor und bald nach der Märzrevolution fanden sich in Berlin eine große Zahl junger Talente zusammen, die sich dem hiesigen Sonntagsvereine anschlossen. Außer den älteren Mitgliedern, zu denen der spätere Kultusminister Heinrich von Mühler und der jetzige Justizminister Friedberg gehörten, bemerkte man Franz Kugler, Emanuel Geibel, Graf Moritz von Strachwitz, Felix Dahn, Hugo von Blomberg, Georg Hesekiel, Gildemeister, Lazarus, Rudolf Löwenstein, Christian Scherenberg, Tempeltei, Max Ring, Bernhard von Lepel, Theodor Storm, Eggers, Fontane und vor allen Paul Heyse, den jugendlichen Liebling der Musen. Zu den Dichtern gesellten sich zahlreiche Künstler, die Maler Adolf Menzel, Theodor Hosemann, Stielke, Ludwig Burger, der Direktor der Bauakademie Lucä, der Bildhauer Wilhelm Wolf und der Musiker Taubert. Damals las Geibel im Tunnel seine Juniuslieder, Paul Heyse seine formvollendeten Novellen in Versen und seine La Rabbiata vor. Hier ließ der originelle Scherenberg seine Schlachtgesänge Leuthen und Waterloo gleich kriegerischen Fanfaren schmettern, der frische Fontane seine schottischen und vaterländischen Balladen erklingen; hier trug der ritterliche Strachwitz seine romantischen Gesänge wie ein moderner Troubadour vor, debutirte Rudolf Löwenstein mit den reizenden Kinderliedern, welche Taubert komponierte und ohne Stimme bezaubernd sang. Hier erregte Louis Schneider durch seinen Humor die ungeheuerste Heiterkeit, fesselte der gemütliche Smidt, der deutsche Marryat, durch seine Seegeschichten und Devrient-Novellen die Aufmerksamkeit. Auch die Kritik wurde in diesem Kreise bald mit gediegenem Ernst, bald mit leichtem Witz von Franz Kugler, dem sarkastischen Merkel und dem genialen Maler Menzel geübt der viele Jahre die Protokolle das Sonntagvereins führte und mit seinen unsterblichen satyrischen Handzeichnungen schmückte. —

Das zunehmende Wachstum der Stadt, das gesteigerte politische Leben und die damit verbundene periodische Zeitungslitteratur zog eine Zahl neuer Talente nach Berlin, darunter Ernst Kossak, den witzigen Feuilletonisten und den vor Kurzem verstorbenen Ernst Dohm, den geistvollen, unersetzlichen Redakteur des Kladderadatsch, welche in dem sogenannten „Rütli", einer zwanglosen Gesellschaft, mit ihren ersten humoristischen Versuchen debutirten. Dazu kamen noch Theodor Mügge, der in der Nationalzeitung seine interessanten historischen Romane veröffentlichte, Theodor Mundt mit seiner Gattin Louise Mühlbach, welche die Zeit Friedrichs des Großen mit ungemeinem Erfolge bearbeitete, Adolf Stahr, der treffliche Kritiker, und Fanny Lewald, die deutsche

George Sand, während Frau Birch-Pfeiffer auf dem Theater die glänzendsten Triumphe feierte und das leicht bewegliche Publikum entzückte." —

Ideale Bestrebungen, — sie beherzigen ferner aber vor allem Schillers machtvoll mahnendes Wort:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

Es ist hoch erfreulich, daß sogleich nach dem Abschlusse der Revolution, welche mit der geschichtlichen Entwickelung des Staates zu brechen beabsichtigte, der historische Sinn wieder erwachte. Er hat uns seitdem nicht verlassen; — er hat auch in der Litteratur des Gesamtvaterlandes sich seinen Platz erkämpft. —

Mit Ernst und heißer Liebe hat in der hier in Rede stehenden Zeit nach 1848 dem Vaterlande, insonderheit der Mark, zuerst Herr Gustav Gans sich zugewandt, — ein Edelherr zu Putlitz. Das „Testament des großen Kurfürsten" hat fast mehr noch als die schönen „märkischen Novellen" Gustavs zu Putlitz dazu beigetragen, den vaterländischen Sinn zu heben F. Scherenberg versuchte es nicht umsonst, mit seinen „Schlachtenbildern" „Leuthen", „Hohenfriedberg", „Waterloo" und „Ligny" zu begeistern; moderne Iliaden sind aber leider an sich unmöglich. Der „böse Blick" von Louis Schneider, sowie die à-tout-prix humoristisch gefärbten Berliner Historietten des sonst so verdienten, aber leider auch sehr wichtig thuenden, reichgebildeten Hofschauspielers und Hofrates sind, nunmehr der Vergessenheit anheimgefallen. Als unbestritten erster aller unserer vaterländischen Dichter muß dagegen Wilhelm Häring, — Wilibald Alexis, — hier ganz besonders dankbare Erwähnung finden. Mit einer Intuitivität ohne Gleichen — er ist selbst Walter Skott in ihr oft überlegen, — hat er das Leben und Weben der Geschlechter vor uns erfaßt, und so unkünstlerisch auch oft der Aufbau seiner märkischen Geschichten ist, — mit so unübertrefflicher Treue schildert er die märkische und die Berliner Art. Mit Recht hat Heine einmal von ihm geäußert:

„Diese Romane sind geradezu als Geschichtsquellen zu betrachten". Wir haben unsererseits den Leser mit dem urkundlichen Verlaufe der Dinge bekannt gemacht: wir wissen daher genau, was im „falschen Woldemar", im „Rolande von Berlin", im „Wärwolfe" und in den „Hosen des Herrn von Bredow", im „Cabanis", in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und „Isegrimm" historisch ist und was nicht; — ganz meisterhaft aber ist auf alle Fälle jener treffende Blick, welcher die wahre Art der Menschen und der Zeiten, die ehedem gewesen, so getreu zu schildern vermocht hat.

Theodor Fontanes, des hochverehrten Mannes, liebenswürdige Weise vermag das leider nicht ganz in gleichem Maße. — Es geht durch alle Schöpfungen dieses Dichters ein „Esprit", welcher der Mark in Wahrheit — fremd ist. Der noble Autor legt viel zu viel in seine Charaktere und in seine Dinge hinein; — die Wahrheit leidet oft darunter, und zuletzt wird Zeichnung sowie Sprache zur — Manier. Das ist tief zu beklagen. Denn grade Theodor Fontane hat unendlich viel dazu gethan, den Heimatssinn bei uns zu wecken: es ist sein schönes, wahrhaft vaterländisches Verdienst, wenn wir mit hellen, stolzen Augen heut auf unsere Altertümer blicken. Er hat die Landschaften der Mark erst zu „historischen" geweiht! —

Georg Hesekiel und seine Tochter Ludowika huldigen dem Adel allzusehr. Das ist sehr unklug; denn ein rechter Edelmann weiß wohl, daß Alles nimmer so gewesen, wie es sein soll, und fühlt sich nur verletzt, wenn Weihrauch ihm gestreut

wird. Ein treues, preußisches Herz aber findet sich auch hier beim Vater wie bei seiner vielgetreuen Tochter. Dies Herz schlägt uns entgegen auch aus allen Werken von George Hiltl, von Wilhelm Schwartz und Friedrich Brunold. Einen überaus geistvollen, dichterisch ungemein begabten, — einen verklärenden Schein oft auch über die alltäglichsten Dinge breitenden Darsteller haben, — wir überschreiten hier des Zusammenhangs wegen wiederum die zeitlichen Schranken, — die berliner und die märkischen Dinge an August Trinius gefunden. Ludolf Parisius, Adalbert Kuhn, Wilibald von der Schulenburg, Ernst Friedel, Georg Sello und Friedrich Holtze, vor allen andern aber Ernst von Wildenbruch, der letztere erst in der jüngsten Zeit, haben die Liebe zu der Heimat teils in ernster, sachgemäßer Forschung, teils mit dem Zauberstabe edelster Dichtung gleichfalls wach zu rufen gesucht. In andrer, pointierterer Weise schildert der hochgebildete Schriftsteller Karl Frenzel und in neuerer Zeit auch Paul Lindau das bewegte Leben unsrer Stadt; — der letzgenannte Dichter hat es namentlich mit hoher Meisterschaft verstanden, die tragischen Konflikte, welche in dem Leben unsrer Zeit sehr oft so jäh zu Tage treten, zu erfassen und zu schildern. Paul Lindaus Romane aus dem Berliner Leben klingen daher nicht harmonisch, sondern schrill, — unbarmherzig schrill, ja, oft verletzend aus; — grade aber diese Treue, mit welcher das Walten des Verhängnisses in ihnen dargestellt ist, veranlassen uns zu der Annahme, daß der Dichter nicht allein das Treiben der Gegenwart in voller Treue wiedergeben will, sondern daß er mit diesen meisterhaft klar und folgerichtig vorgetragenen Dingen und Geschicken auch einen Weckruf an die Zeit zu verbinden sucht, — daß er demnach nicht sowohl künstlerische, wie vielmehr ethische Zwecke mit seinen Berliner Werken verfolgt.

Auch sie sind oder waren doch die unseren, der zartsinnige, feingebildete Heinrich Kletke, der schon erwähnte Rudolf Löwenstein, — der Verfasser oft gradezu köstlicher, einleitender Dichtungen für den „Kladderadatsch", — Julius Rodenberg, der gewissenhafte und liebenswürdige Schilderer des Berliner Stilllebens, Otto Roquette, der „Waldmeisters Brautfahrt" uns geschenkt hat, und Emil Brachvogel, der geist- und hoheitsvolle Dichter des „Narziß". Auch er gehört uns an, der geniale Berthold Auerbach, und er, des zeitgenössischen Romanes erster Meister, Friedrich Spielhagen. Ernst Wicherts große Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte stellen sich gleichfalls unmittelbar in den Dienst idealer Bestrebungen. Das thut auch Gerhard von Amyntors Muse, das thut endlich auch Graf Wusso Bredows hocherfreuliches Talent. — An seinem bescheidenen Teile hat auch der Verfasser dieses Buches stets dahin zu wirken gesucht, daß bewußte Vaterlandsliebe und freudige Hingabe an die hehren Hohenzollern und an den Dienst des deutschen Reiches mehr und mehr zur Geltung kommen. Bleibendes Heil kann unserm Volke indessen nur dann erwachsen, wenn es zugleich an den Grundsätzen echten Christentumes festhält. Wir wollen keine Kopfhängerei und am allerwenigsten eine Hetze auf Andersgläubige. Das aber muß geschehen, daß die Geister der Pflicht, der Wahrheit, der Nächstenliebe und der bürgerlichen Einfachheit sich wiederum Hütten erbauen in unsrer Mitte! Und rein muß sie werden, unsres Volkes Geistesspeise! Pflegen wir daher diese idealen Bestrebungen, welche uns aus den Tagen nach der Revolution überkommen sind! —

Von der bildenden Kunst aber waren wir ausgegangen, die Architekturen Friedrich Wilhelms IV. hatten uns zu den geistigen Zielen der Zeit nach 1848

hinüber geleitet. Noch aber haben wir, damit diese kurze Skizze des hochgestimmten Zuges, welcher durch jene Tage ging, ganz durch den Rahmen edelster Kunst geschlossen werde, der Malerei und der Skulptur uns zuzuwenden.

„Eine öffentliche Galerie moderner malerischer Schöpfungen war in Berlin schon seit langer Zeit schmerzlich vermißt worden, bis der im Jahre 1861 verstorbene kunstsinnige Konsul J. H. W. Wagener seine mit einem Aufwande von weit über 300,000 Mark zusammengebrachte Gemäldesammlung dem damaligen Prinz-Regenten vermachte, welcher sofort die Ausstellung und Vermehrung derselben anordnete. Aus diesem Kerne hat sich die jetzige Galerie moderner Meister entwickelt; sie wird nach Maßgabe der bisher vom Landtage freigebig bewilligten Mittel alljährlich vermehrt.

Beginnen wir mit dem Maler Steffeck, so hat derselbe als Darsteller des edelsten der Tiere einen internationalen Ruf errungen, der ihm allein von dem Pferdemaler Franz Krüger, seinem Lehrmeister, streitig gemacht werden kann. Weniger bekannt ist es, daß auch der berühmte Schafmaler Brendel in Berlin geboren ist und hier lange gewirkt hat.

Unter den Berliner Landschaftsmalern heben wir Biermann und Eduard Hildebrandt, sowie Pape hervor. Besonders erwähnt werden muß der vielseitige August Kopisch (geb. 1799, gest. zu Berlin 1853). Wer hätte nicht schon als Kind sein allerliebstes Gedicht gekannt:

„Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!"

Wer hätte nicht von seinen Wanderfahrten in Hesperien gehört und es vernommen, wie der kühne deutsche Schwimmer die blaue Grotte zu Capri entdeckte und damit allen Landschaftsfreunden einen unvergleichlichen, großartigen Naturgenuß, den Neapolitanern und Capresen aber eine mit Geldverdienst verbundene dauernde Annexion zuwendete, Umstände, die es wohl rechtfertigten, dem Entdecker ein Denkmal auf dem Felseneiland zu errichten. Auch Schriftsteller war er, vor Allem aber leidenschaftlicher Landschafter. — Krause (gest. 1864 zu Berlin) hat eine eigene Berliner Marineschule begründet. Die Vorzüge seiner Bilder, wenn dieselben auch die Mängel autodidaktischer Bildung nicht gänzlich verleugnen, liegen, wie Max Jordan ausführt, in der Korrektheit der Beobachtung und der Einfachheit des Vortrages. — Bei Land und Wasser gedenkt man gern aber auch der anmutigen Schützlinge der Flora. Dieselben haben in den Berliner Blumenmalern Johann Friedrich Schultze und Gottfried Wilhelm Völcker meisterhafte Darsteller gefunden.

Von Architekturmalern hat Berlin in Johann Philipp Eduard Gärtner und in Gräb hervorragende Kräfte aufzuweisen.

Bei dem mit Recht zur Zeit so beliebten Amberg ist es schwer zu sagen, was man mehr bewundern soll, die Landschaft, die er malt, oder die Figuren, welche sich in derselben bewegen. Namentlich das lichte Grün der Buchen im Junimonat liebt er gar sehr und weiß es mit zierlichen Figuren aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu beleben, welche uns das Manierirte in der Männertracht und das Kokett-Zierliche der damaligen Frauenart höchst ansprechend vorführen.

Damit gelangen wir zur Genremalerei, in welcher die preußische Hauptstadt seit Jahrzehnten Außerordentliches geleistet hat. Wer entsänne sich nicht gern des

schon oben erwähnten Theodor Hosemann, welcher neben der Kinderwelt das Berliner Proletariat und das Weißbier-Philisterium so humoristisch zu schildern verstand? Oder des 1878 verstorbenen Eduard Friedrich Meyerheim, dessen Vorwürfe auf einer edlern Stufe stehen und der uns das behagliche Leben des einfachen Bürgers und Landmanns so traulich auszumalen wußte? Sein Sohn Paul Meyerheim ist prickelnder; ihm hat's das Berliner Wesen angethan, sein Humor grenzt bereits an die Satire. Neben dem Kleinleben und den Leiden und Freuden der bürgerlichen und bäuerischen Welt schildert er mit eingehender Charakteristik auch das Treiben der Tiere.

Auch Ludwig Knaus darf den Berliner Malern zugerechnet werden; er gehört, wie die zahlreichen Anerkennungen fast aller Akademien beweisen, zu den ersten der lebenden Genremaler. Am anmutigsten ist seine Auffassung der Kinderwelt; wer kennt nicht die im Freien gefeierte Verlobung mit dem Kindertische daneben, bei welcher in der ergötzlichsten Weise von den Kleinen die Gesten der Großen nachgeahmt werden? Sehr richtig hat er selbst dies Bild genannt: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen."

Der beliebte Meyer von Bremen, dessen gemütvolle Genrebilder denen des soeben erwähnten älteren Meyerheim sehr ähnlich sind, könnte — er ist seit 1852 nach der preußischen Metropole übergesiedelt — eben so gut Meyer von Berlin genannt werden. Sein Bild „Hausmütterchen" ist allbekannt: ein etwa neunjähriges Mädchen in einer Mansardenstube, höchst „ehrpuselig" als Wächterin eines Wiegenkindes mit dem Strickstrumpf beschäftigt. — Pistorius und Steinbrück gehören zu den älteren Berliner Genremalern, die von der Romantik begeistert waren. Dies gilt besonders von dem Letztern, dessen Bild „Marie bei den Elfen", nach Tiecks Märchen, viele Freunde gefunden hat.

Bei dem trefflichen Karl Ludwig Friedrich Becker sind wir in Verlegenheit, ob wir ihn noch als Genre- oder als Historienmaler aufzufassen haben. Selbst seine unstreitig genrehaften Motive haben einen bestimmten lokalen und chronologischen Typus. Vorzüglich sind dieselben aus der Zeit der venetianischen Renaissance gewählt, Doge und Dogaressa, Nobili und die ganze Pracht der Königin der Adria! Mit Vorliebe malt er Samt, Seide und Atlas und gemahnt in dieser Beziehung an Tizian- und Paolo Veronese. Ein berühmtes Bild von ihm spielt zwar auf deutschem Boden, der Besuch Karls V. bei dem reichen Augsburger Patrizier Fugger; aber es gewährt dem Maler wiederum vollste Gelegenheit, seine Prachtliebe zu entfalten.

Gentz umgiebt das Genrebild mit moderner ethnographischer Ausstattung. Er weiß namentlich den Orient trefflich zu illustrieren, und als sein Meisterwerk gilt mit Recht der farbenprächtige Einzug des deutschen Kronprinzen in Jerusalem im Jahre 1869.

Eduard Magnus hat als Genre- und Porträtmaler gleich Bedeutendes geleistet, wie Gustav Gräf (geb. 1821) im Porträt und in der Historie. Mit Recht bewundert wird Gräfs Bild „Vaterlandsliebe im Jahre 1813", welches uns in ergreifender Weise das Opfer Ferdinanden's von Schmettau schildert, welche ihr herrliches goldiges Haar, für das nachmals 3600 Mark gezahlt wurden, auf dem Altare des Vaterlandes darbringt, während andere Personen die goldenen Trauringe gegen eiserne mit der Inschrift „Gold gab ich für Eisen!" austauschen. — Bei August v. Klöber ist das Mythologische häufig in das Genrehafte übersetzt, aber

vielleicht gerade deshalb muten uns seine Amor und Psyche, seine Genien, seine jugendlichen Dionyse so an.

Bei den Berlinern Julius Schrader und Gustav Richter, dem Schwiegersohne Meyerbeers, finden wir die Gabe für das Porträt und die Historienmalerei gleichmäßig entwickelt. Ihre Porträts werden bewundert; namentlich hat das Vollbild der Königin Luise von Preußen von Richter auf der Berliner Kunstausstellung von 1879 geradezu einen Beifallssturm erregt. Nicht minder gerühmt werden die der Bibel entnommenen historischen Sujets, von Schrader, z. B. das farbenprächtige Bild „Esther vor Ahasver".

Unter den anderen Geschichtsmalern erwähnen wir noch Otto Heyden und August von Heyden. — Bleibtreu hat sich als Schlachtenmaler seit 1864 großen Ruf erworben; auf einem ansprechenderen Gebiete aber bewegt sich Plockhorst, der auch tüchtiger Porträtist ist. Seine religiösen Bilder, „Johannes, Maria tröstend" und „Michael, mit dem Satan um den Leichnam Moses kämpfend", haben seinen Ruhm weit verbreitet.

Eines vollberechtigten Ansehens erfreut sich die Berliner Künstlerfamilie Begas, welche spanischer Abstammung ist. Karl Begas bildete sich in Paris unter Gros; seine Altargemälde verschafften ihm einen großen Ruf; daneben war er als Genremaler nicht minder bekannt; seine „Lurlei", besonders sein reizendes Bild „Die Mohrenwäsche" sind durch den Grabstichel und die Photographie allgemein bekannt geworden. Von seinen drei nicht minder talentvollen Söhnen hat Oskar Begas sich durch monumentale Wandgemälde ausgezeichnet. Den zweiten Sohn Reinhold erblicken wir als Schöpfer der herrlichen Marmorbildsäule Schillers vor dem Schauspielhause, und endlich ist noch Adalbert Begas als hervorragender Historien- und Porträtmaler zu erwähnen.

Als Historienmaler im großen Stile erfreut sich eines hohen Ansehens der gegenwärtige Direktor der Kunstakademie, Anton v. Werner, ein echter Berliner Künstler im liebenswürdigsten Sinne. Wenn er auch in der Farbe etwas kalt, in der Zeichnung mitunter etwas streng erscheint, so werden diese kleinen Ausstellungen durch die Großartigkeit seiner Kompositionen und die harmonische Bewältigung der Massen reichlichst aufgewogen.

Als dem Altmeister der Geschichtsmalerei aber ist die Palme dem geistvollen Adolf Menzel neidlos dargebracht worden. Seine Illustrationen zu Franz Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen, sowie seine Ölbilder aus der Geschichte des Philosophen von Sanssouci werden ihm für alle Zeiten einen der ersten Plätze in der Geschichte der Malerei sichern. Auch auf anderen Gebieten hat er sich mit hoher Kunst versucht.

Rudolf Friedrich Hennebergs Bilder: „Der wilde Jäger" und „Die Jagd nach dem Glück" haben dem talentvollen, leider schon im 50. Lebensjahre, 1876, verstorbenen Künstler schnell die Herzen erobert. So namentlich die zuletzt erwähnte allegorische Darstellung: ein Junker in der Tracht des 16. Jahrhunderts, welcher zu Roß dem Trugbilde einer auf der Glaskugel schwebenden Fortuna über den schmalen Balken einer verfallenen Brücke nachjagt. Jeden Augenblick erwartet man den verhängnisvollen Sturz, den der daneben reitende Sensenmann mit teuflischem Grinsen begleitet. Das wahre Glück, eine engelhafte Jungfrau, liegt überritten am Wege. — Wir schließen die Reihe der Berliner Künstler mit Gustav Spangenberg.

Sein „Zug des Todes“ läßt wegen des wehmütigen, erschütternden Inhalts den tiefsten, ergreifendsten Eindruck im Beschauer zurück. Der Künstler soll die grandiose Komposition unter dem Eindruck des Schmerzes über den Verlust eines geliebten Kindes ausgeführt haben. „Freund Hein“ im Mönchsgewande schreitet als Meßner der Prozession der Abgeschiedenen voran, die er durch eine öde Haide ins Jenseits führt. Raben fliegen umher, Wolken hängen tief darnieder. Das Tageslicht erlöscht, hoch am Firmament gewahrt man bereits den Abendstern. Vor und hinter dem Tode ziehen Kinder mit wundersam vergeistigtem Ausdruck in den starr vorwärts gerichteten Augen dahin. Zu drei und drei folgt müden Schrittes die unabsehbar lange Reihe, Männer und Frauen verschiedensten Alters und Standes: Mühselige, Lebensfrische, Jammernde und Versöhnte. Zur Rechten aber steht ein junger Landsknecht am Kreuzwege neben dem Bildstock, still Abschied nehmend von seiner weinenden Braut; gegenüber ein vergessenes, verlassenes altersschwaches Mütterchen, welches den Totenführer vergeblich um Mitnahme anfleht. Das Ganze ist eine wunderbare Wiederbelebung der mittelalterlichen Totentänze, ein durch seine tiefe Wahrheit gleichzeitig furchtbares und doch so versöhnendes „Gedenke, daß du sterben mußt“.

Also Herr Stadtrat Friedel. Seiner kundigen Führung vertrauen wir uns auch an, um kennen zu lernen, was die Bildhauerkunst in neuerer Zeit für unsere Stadt geleistet hat! —

„Vor dem Palais Kaiser Wilhelms befindet sich das gewaltige Werk Rauchs, welches der Verherrlichung Friedrichs des Großen geweiht ist. Der Grundsteinlegung dieses Denkmals, welche am 1. Juni 1840 stattfand, gedachten wir bereits; die Weihe des Monumentes konnte jedoch erst am 31. Mai 1851 erfolgen. Es wäre überflüssig, wenn wir auf die Schönheiten dieses Monumentes aufmerksam machen wollten; die hehre Majestät des Schlüterschen Standbildes des großen Kurfürsten konnte bei der schlichten, ja fast dürftigen Persönlichkeit des erlauchten Darzustellenden freilich hier nicht erreicht werden.

In der Richtung nach dem Schlosse zu beschreiten wir jetzt die von Schinkel 1822—24 erbaute Schloßbrücke, welche unter Friedrich Wilhelm IV. mit acht allegorischen Gruppen in karrarischem Marmor geschmückt wurde. Dieselben stellen dar: 1) Nike lehrt den Knaben Heldengeschichte, von Emil Wolff; 2) Pallas unterrichtet den Jüngling im Speerwurfe, von Schievelbein; 3) Pallas waffnet den Krieger zum ersten Kampfe, von Möller; 4) Nike krönt den Sieger, von Drake; 5) Nike richtet den verwundeten Krieger auf, von Wichmann; 6) Pallas mit dem Lorber in der Hand ruft den Krieger zu neuem Kampfe auf, von Albert Wolff; 7) Pallas unterstützt den Kämpfer, von Bläser; 8) Iris trägt den ruhmreich Gefallenen zum Olympe empor, von Wredow.

Im Lustgarten erhebt sich das 1871 gegossene, hohe Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. von A. Wolff, dessen allegorische Sockelfiguren mit Recht bewundert werden.

Einen vortrefflichen Schmuck hat auch die Umgebung des Friedensdenkmals auf dem Belle-Alliance-Platz erhalten in vier marmornen Kriegergruppen, die Volksstämme darstellend, welche den Kaiser Napoleon I. bei Belle-Alliance 1815 besiegten.

Ein Denkmal in Erz auf dem Leipziger Platz von R. Hagen (1862) feiert den Grafen von Brandenburg, dem Preußens Erniedrigung durch die Olmützer Konvention das Herz gebrochen.

Volkstümlicher erscheint die gegenüberstehende Bildsäule des Feldmarschalls Wrangel von Keil (1880), des dreiundneunzig Jahre alt gewordenen Kriegers, der als „Papa Wrangel" noch lange im Gedächtnis der Berliner fortleben wird, die er im Jahre 1848 mit Milde behandelte und durch Leutseligkeit und originelles Wesen mit dem Heere wieder versöhnte.

Bürgerliche Koryphäen, wie solche auf dem Denkmal Friedrichs II. die Rückseite einnehmen, haben in dem militärischen Berlin erst spät eigene Denkmäler erhalten: Hegel, eine Kolossalbüste in Bronze von Bläser (1862), hinter dem Kastanienwäldchen bei der Universität; Thaer, der Reformator der Landwirtschaft, ein Standbild von Rauch, dessen letzte Arbeit (1860), mit Reliefs von Hagen, neben ihm der um die preußische Industrie sehr verdiente Beuth, von Kiß (1861), mit Reliefs von Drake, und in der Mitte Schinkel, von Drake (1869), alle drei von Erz, auf dem Platze vor der Bauschule, dem jetzigen Schinkelplatz. — Dem Urheber der Städteordnung von 1808, dem Freiherrn vom Stein, ist 1879 von Schievelbein ein Denkmal aus Erz auf dem Dönhofsplatze gewidmet worden.

Anmutig in der Komposition, edel in der Darstellung, erhebt sich ferner vor dem Königlichen Schauspielhause, von den Idealgestalten der Geschichte, Philosophie, der dramatischen und lyrischen Dichtkunst am Sockel umgeben, das treffliche Denkmal Schillers, von Reinhold Begas (1871) in bewährter Meisterschaft aus Marmor gefertigt.

Ganz im Westen der Stadt, vor dem Brandenburger Thore, am Saume des Tiergartens, da, wo die Siegesallee in den Königsplatz einmündet, ragt endlich das am 3. September 1873 enthüllte Siegesdenkmal weithin sichtbar empor.

Die Gestaltung dieses mächtigen Monuments ist vielfach angegriffen, namentlich ist die Ähnlichkeit mit den Triumphsäulen der altrömischen und der modernen, französischen Cäsaren getadelt und jeglicher national-deutsche Anklang vermißt worden. Einigermaßen versöhnen mit diesem Mangel des Entwurfs des Oberhofbaurats Strack die mit packender Realität die hervorragenden Ereignisse der großen Zeit darstellenden vier Bronzereliefs des Postaments, von den Bildhauern Calandrelli, M. Schulz, K. Keil und A. Wolff: die Vorbereitungen zum Kampfe und die Erstürmung der Düppeler Schanzen; die Schlacht bei Königgrätz; die Kapitulation von Sedan und der Einmarsch in Paris; endlich der Einzug der Sieger in Berlin. Hierüber folgt eine kreisrunde Halle, gleichwie der Unterbau aus schwedischem Granite. Der runde innere Kern der Halle wird durch ein Gemälde in venetianischer Glasmosaik von Salviati nach dem Entwurfe Anton von Werners — den Überfall der Germania durch den gallischen Cäsarismus, die Verbrüderung der deutschen Stämme und die Errichtung des deutschen Kaisertums darstellend, — farbig geschmückt.

Es folgt dann der 20,4 m hohe Säulenschaft von feinem, weißgrauem Oberkirchener Sandstein, unten umgürtet durch vergoldete dänische, in der Mitte durch österreichische, oben durch französische Geschützläufe. Als Krönung der Säule schuf Meister Drake eine Flügelfigur, die siegreiche Borussia, rechts den Lorberkranz, links das mit dem eisernen Kreuze geschmückte Feldzeichen haltend.

So schwebt die Siegesgöttin, einer Walküre vergleichbar, vor dem Kleinen Königsplatz, der durch die Moltke-, Bismarck- und Roonstraße abgegrenzt wird und von dem die Alsenstraße zur Alsenbrücke führt, während die Herwarth- und Hindersinstraße, das Kronprinzen- und Friedrich-Karl-Ufer sich anschließen."

Das Denkmal der Königin Luise von Encke, die Humboldtstatuen von Otto, sowie Schaper's Goethestatue schließen dann glanzvoll eine Reihe edelster Schöpfungen ab, aus welcher nur die hervorragendsten hier erwähnt werden konnten. Moderne Künstler wie hehre Meister wahren getreu den Glanz der Berliner Bildhauerkunst.

Die Kontinuität der künstlerischen Entwickelung und die Enge des uns zugewiesenen Raumes zwangen uns, auch hier weit über die Grenze der Regentenlaufbahn Friedrich Wilhelms IV. hinauszugehen. Wie hätte es ihn erfreut, hätte er die Idealgestalt seiner herrlichen Mutter, — hätte er Goethes imponierendes Bild auf dem dunklen Hintergrunde herrlicher Anpflanzungen noch zu erblicken vermocht. Doch kehren wir nun zu ihm selbst zurück! —

Es waren lediglich nur Demütigungen, welche der Verlauf der politischen Dinge nach 1848 ihm gebracht hat. Auch die Herzen seiner Berliner fanden sich nicht allzumal wieder zu ihm. Es ist ja wahr: jene schon oben von uns angedeutete Herrschaft einer Polizei-Willkür von seltener Energie, gegen welche selbst ein so wohlmeinender konservativer Mann wie der Herr von Gerlach aufs entschiedenste aufzutreten genötigt war, konnte nur wenige Freunde gewinnen. Vereinsauflösungen, oft um wahrhaft-kindlicher Gründe willen, waren an der Tagesordnung. Andrerseits ist unbedenklich zuzugestehen, daß die Wirksamkeit einer straff geschulten Polizei geradezu zur Notwendigkeit geworden war; — nur hätte der sonst so hochverdiente Herr von Hinckeldey sich auch mit reinen Männern umgeben sollen. Der König welcher auf den sofortigen Sieg der von ihm so ritterlich beschützten und so ernst geförderten idealen Bestrebungen unzweifelhaft gehofft hatte, mußte, wenn er es sah, wie wenig schließlich dennoch nur erreicht ward, endlich — verzweifeln. Die Prozesse jener Tage, welche bei Streckfuß in ausführlicher Weise behandelt sind, förderten teilweise einen Schmutz zu Tage, welcher den edlen Monarchen auf keine Zukunft seines Volks mehr hoffen ließ.

Da verdüsterte sich sein herrliches Gemüt. Mußte er es doch am 22. März 1850 noch einmal erleben, daß eine Mörderhand, diejenige des Feuerwerkers Sefeloge sich gegen ihn erhob! Er fand kein Verständnis mehr bei der großen Menge; — er sah, daß es nicht vorwärts ging. Daß all' die thatsächlich in seinem Volke vorhandenen, idealen Bestrebungen nur auf Thaten von ihm selber harrten, das entging ihm. Er aber wurde ein thatenloser Mann, — ein Vereinsamter, ein sich und seinen Unterthanen nicht mehr trauender Monarch. Es war eine Königstragödie von erschütternder Gewalt, welche auch vor uns sich abspielen sollte. Er wurde irre auch an denen, welchen er sonst von ganzer Seele traute! Der Polizeipräsident von Hinckeldey im Duelle erschossen von Hans von Rochow-Plessow, den er selbst gefordert hatte! „Es ist nichts mit dieser Zeit; — es geht ventre à-terre rückwärts ins Verderben!" schrieb der König einst seinem Bunsen.

Endlich, im Juli 1857, als der geistig schon so schwer heimgesuchte Monarch von Marienbad nach Wien, von Wien nach Pillnitz gereist war, brach die lange schon vorhandene Krankheit endlich aus. Ihre tiefbetrübenden Einzelheiten, — ihr Ebben und Fluten, — gehören der Geschichte unsres erlauchten Königshauses an. Das düstere Wort des großen Briten:

„Welch' reicher Geist ist hier zerstört!", —

hier sollte dasselbe eine erschütternde Bestätigung finden! Mit Hamlet teilte Friedrich Wilhelm ja die tragische Verschuldung: dem hohen Wollen hatten sich Entschiedenheit

und Thatkraft nicht gepaart. — Des Königs schwere Leiden sind oftmals geschildert worden. Er bewies es herrlich in ihnen, daß das Evangelium ihm eine Lebenskraft geworden war. Die Worte: „Mein Volk! Mein Volk!“ und: „Meine teure, heißgeliebte Frau!“, waren die letzten, welche er vernehmlich sprach. „Am 2. Januar 1861 früh um 12 Uhr 40 Minuten entschlief Friedrich Wilhelm IV. sanft und still in völliger Bewußtlosigkeit und ohne Todeskampf, umgeben von der Königin, die seit dreien Tagen von seinem Sterbebette nicht gewichen war und unter heißen Thränen den Schweiß von seinem Angesichte gewischt hatte, von den Gliedern der Königlichen Familie, die den Sterbenden in Schmerz und Liebe umstanden, und von seinen weinenden Dienern. Als der Augenblick des Todes herannahte, fielen alle auf die Kniee und beteten die Worte Paul Gerhardts: „Wenn ich einmal soll scheiden 2c.“ Als der König den letzten Atemzug that, war es, als wenn sein Angesicht sich verklärte.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte schon mehrere Jahre zuvor im Hinblicke auf seinen Tod folgende Anordnungen eigenhändig niedergeschrieben:

„Wie ich bestattet sein will.“

† † †

„Wenn Gott der Herr es giebt, daß ich meine irdische Laufbahn ruhig in der Heimath endige, und wenn, um was ich Ihn auf Knieen und mit Inbrunst anflehe, die Königin, meine heiß und ewig geliebte Elise, mich überlebt, so soll ihr dies Blatt gleich nach meinem Ableben übergeben werden. Was sie irgend daran ändert, soll befolgt werden, als stände es hier geschrieben. Ihr Befehl soll mein Befehl sein. Doch will ich einst an ihrer Seite ruhen im selben Grabe so nahe wie möglich. — Sobald mein Tod durch die Aerzte bescheinigt ist, will ich, daß man meinen Leib wasche und öffne. Mein Herz soll in ein verhältnismäßig großes Herz aus märkischem Granite gelegt und im Eingange der Gruft im Mausoleum zu Charlottenburg, (folglich zu den Füßen meiner königlichen Eltern) in den Fußboden eingemauert und von ihm bedeckt werden. Meine Ruhestätte soll die Friedenskirche sein und zwar vor den Stufen, die zum heiligen Tische führen, zwischen dem Marmorpulte und dem Anfange der Sitzplätze, zur Linken (vom Altare zur Rechten) der Mittellinie des Kirchschiffes, so daß einst die Königin zu meiner Rechten ruht. Der bezeichnete Raum in ganzer Breite von unserm Kirchstuhle bis zum gegenüber gelegenen, so wie der Streifen von da an, zwischen den Sitzplätzen der Gemeine bis an die Säulen des Orgelchors, soll (aus meinen hinterlassenen Mitteln) einfach aber harmonirend mit dem Boden um den heiligen Tisch — in Marmor — neu gepflastert werden. Grade über meiner Ruhestätte, flach ohne Erhöhung über dem Pflaster der Kirche, soll ein Oblongum in weißem Marmor (ähnlich den beiden Platten im Mausoleum zu Charlottenburg) angebracht werden, auf welchem in Metall oben das Monogramm Christi A ☧ Ω — dann die Inschrift stehen soll:

Hier ruhet in Gott seinem Heilande, in Hoffnung einer seligen Auferstehung und eines gnädigen Gerichtes, allein begründet auf das Verdienst Jesu Christi unseres Allerheiligsten Erlösers und Einigen Lebens: weiland — — —

Bei meiner Bestattung soll es gerade so gehalten werden wie bei der des hochseligen Königs, meines unvergeßlichen Vaters; und zwar im Dome zu Berlin,

wenn ich in der Berliner Gegend sterbe, aber wenn ich in der Potsdamer Gegend sterbe: in der Friedenskirche unter Sanssouci. — Sobald mein Lebensende ärztlich konstatirt sein wird, sollen 150 Thlr. Gold an die Armen des Domes gesendet werden, wie ich solches nach meiner jedesmaligen Teilnahme am hochheiligen Sacramente des Nachtmahles pflege. Eine gleiche Summe wird sodann an die anderen Kirchen (für ihre Armen) übermacht, wo ich kommunizirt habe, nämlich an die Friedenskirche, an die Erdmannsdorfer Kirche, an die Stadtkirche zu Spandau, an die ev. Dorfkirche zu Fischbach und an die Armen der Kirche de l'oration zu Paris."

Die feierliche Ausstellung der sterblichen Hülle des Königs fand am 5. Januar im Schlosse Sanssouci, die Beisetzung am 7. Januar statt. Der Trauerzug bewegte sich von Sanssouci nach Potsdam. Hinter dem Reichspanier, das dem Königlichen Leichenwagen folgte, schritt tief bewegt der Bruder und Nachfolger des Königs, nach ihm die übrigen Mitglieder der Königlichen Familie.

In der Friedenskirche wurde der Sarg nach der Bestimmung des Königs beigesetzt.

Der Trauergottesdienst für den hochseligen Fürsten fand am 17. Februar statt; die Gedächtnisrede wurde über den Text Matth. 10, 32 gehalten: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlichen Vater." —

Friedrich Wilhelm IV. hatte, wie eine treffliche Charakteristik desselben sagt, von seinem Vater den Ernst, die hohenzollernsche Pflichttreue und das königliche Bewußtsein, von seiner Mutter den erhabenen begeisterten Aufschwung der Seele geerbt. Reinheit, Hoheit und der Zug nach dem Idealen: das war der Stempel seiner Natur. Ein selten ausgedehntes Wissen, eine Bildung in Politik, Geschichte, Philosophie, Theologie und Kunst, mit der er auf der Höhe der Zeit stand, waren bei ihm getragen von dem Borne der Ursprünglichkeit und Genialität. Dabei hatte er ein Herz voll Wohlwollen und Milde gegen die Menschen, einen tiefen Sinn für Gerechtigkeit, eine Duldung und Wertschätzung auch für abweichende Ansichten, selbst für Widersetzung gegen seine Lieblingspläne, wenn sie nur aus sittlichem Grunde hervorgegangen waren. Ihnen gesellten sich ein fürstlicher Anstand verbunden mit Leutseligkeit und einer beschämenden Bescheidenheit, ein treffender Humor, ein reges, Allem offenes Interesse, eine tiefe Freudigkeit an dem geistigen Genusse des Lebens. Das Innerste seiner Seele aber war sein Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes und den Heiland der Welt, und das war in ihm, bei aller Fülle des Geistes und der Bildung, ein einfacher, kindlicher, demütiger Glaube. Diesen Glauben hatte er bewahrt und bekannt in dem Kämmerlein und auf dem Throne, in guten und in den schlimmsten Tagen, auch durch seine letzte schwere Trübsal. Dieser Glaube erhöhte und verklärte seine natürliche Innigkeit und Treue in dem Bande zu seiner königlichen Gemahlin und zum königlichen Hause, in dem Bande zu Volk und Vaterland, — von diesem Glauben empfing er auch Ziel und Aufgabe für seinen königlichen Beruf.

Von der Höhe seines Thrones herab hat er vor seinem Volke und vor allen Völkern der Erde bezeugt: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Er hat eine Kaiserkrone ausgeschlagen, weil Recht und Gerechtigkeit ihm höher standen als Glanz und Hoheit. Er hat das Recht seiner deutschen Mitfürsten geschützt, und der Undank und die Verkennung, die er darüber erfuhr, hat ihm wehe gethan, ihn aber nicht erbittert. Nicht leicht ist ein Fürst durch so viel herzzerreißende Erfahrungen,

durch so viel niederbeugende Schickungen gegangen; aber unter allen persönlichen Schmerzen, unter allen bitteren Kränkungen, die gerade seinem Herzen voll Liebe am wehesten thun mußten, ließ er keinen Haß, keinen Argwohn, kein Mißtrauen in sich aufkommen, keine Entfremdung, in der er sich von seinem Volke zurückgezogen hätte. Sein Volk, das von Gott ihm anvertraute Volk blieb seine Sorge, der Gegenstand seiner Gedanken und Gebete. Die Wunden, die seinem Herzen geschlagen waren, er hatte sie bald vergeben, und wenn er ihrer gedachte, geschah es ohne Bitterkeit. Sein Nachfolger, König Wilhelm, sagte von ihm in einem bei seiner Thronbesteigung veröffentlichen Erlasse:

„Niemals hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen. Der Geist, in welchem Unseres Hochseligen Vaters Majestät nach den Jahren des Unheils sein Volk wieder aufrichtete und zu den Kämpfen stählte, an welchen Mein verklärter Bruder hochherzig Teil nahm, war König Friedrich Wilhelm dem Vierten ein heiliges Erbteil, welches Er treu zu pflegen wußte Ueberall gewährte Er edeln Kräften Anregung und förderte deren Entfaltung. Mit freier Königlicher Hand gab er dem Lande Institutionen, in deren Ausbau sich die Hoffnungen desselben erfüllen sollten. Mit treuem Eifer war Er bemüht, dem gesamten deutschen Vaterlande höhere Ehre und festere Einigung zu gewinnen. Als eine unheilvolle Bewegung der Geister alle Grundlagen des Rechts erschüttert hatte, wußte Meines in Gott ruhenden Bruders Majestät die Verwirrung zu enden, durch eine neue politische Schöpfung die unterbrochene Entwickelung herzustellen und ihrem Fortgange feste Bahnen anzuweisen.“ —

Von solchen Worten tief ergriffen, haben wir dem hohen Dulder nur eins noch zuzurufen, — ein leises:

„Ruhe er in Frieden!“ —

Die Stadt Berlin wird seines edlen Lebens Spuren, seines milden Sinnes Walten immer segnen. Er aber sollte durch der tiefsten Leiden Qual das büßen, was er nur verschuldet hatte — in des Herzens Güte! Alle, die seiner „Sitten Freundlichkeit“ erfahren, — die seinem Worte je einmal gelauscht, — sie klagten laut um diesen hochbegabten Herrn. Sein Sinn war nicht von dieser Welt gewesen. Wundersam aber ist, daß die Vorsehung gerade ihm einen Wilhelm den Großen zum Nachfolger gab.

---

29. Die Tage des Ruhmes.

Litteratur: Alle Biographien Kaiser Wilhelms.
Die städtischen Verwaltungsberichte seit 1860.
Ring, Berliner Leben. Leipzig 1879.
Friedel, die deutsche Kaiserstadt Berlin. Leipzig 1882.
Ring, die deutsche Kaiserstadt Berlin. Leipzig 1883/4.

Erinnern wir in kurzgefaßter Weise zunächst an die politischen Ereignisse.

Am 23. Oktober 1857 erschien das königliche Dekret, welches dem Prinzen von Preußen die Stellvertretung des Königs zunächst nur auf drei Monate übertrug;

am 24. übernahm Prinz Wilhelm diese Stellung, welche er, „da sein Wille gänzlich gebunden war", in einem Briefe an Alfred von Reumont „nur als ein Opfer" zu bezeichnen vermochte.

Und dennoch! Es war, als kämen Licht und Leben nun wieder über unsere gute Stadt Berlin! Am 25. Januar 1858 erfolgte in glanzvoller, unvergeßlicher Weise sodann der Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin, der Prinzeß Viktoria, in die Hauptstadt. Das alte Berlin, die Zünfte und die Innungen mit ihren Bannern und Emblemen traten bei dieser Feier wiederum nach der froh-festlichen Weise der Väter auf, in lauter Freude jubelnd. Mit tiefer Wehmut nur vermögen wir dieses kalten, aber wunderschönen Wintertages zu gedenken. Wie sind die Hoffnungen, die wir an jenem Tage faßten, so frühe schon in Not und Tod zerstoben!

Am 7. Oktober 1858 übertrug König Friedrich Wilhelm IV. seinem Bruder die Regentschaft; — am 26. leistete der „Prinz-Regent" den vorgeschriebenen Eid auf die Verfassung. Jetzt erst hatte Prinz Wilhelm die so heiß ersehnte Selbständigkeit gefunden. Eine neue Zeit begann. Am 2. Januar 1861 wurde, wie wir bereits erwähnten, der König Friedrich Wilhelm IV. von seinen Leiden erlöst; — König Wilhelm übernahm nunmehr das Erbe der preußischen Könige mit seiner Proklamation: „An mein Volk."

Die „neue Aera" aber hatte bereits an dem 7. Oktober oder vielmehr am 5. November 1858 mit der Übertragung der Minister-Präsidentschaft an den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen ihren Anfang genommen. Es erwachte mit ihr ein politisches Leben von ungeahnter Lebhaftigkeit und Stärke; es ist jedoch nicht sein Verlauf, der hier zu schildern ist; es sind nur lediglich die besonderen Stimmungen der Bürgerschaft, der öffentliche Geist und seine Entwickelungsgeschichte, die hier in großen Zügen noch darzustellen sind.

Die städtischen Dinge hatten bis zum Jahre 1858 unter durchaus konservativer Leitung gestanden. Man hatte nicht eben Grund, mit ihr besonders zufrieden zu sein; denn „die Sparsamkeit war sowohl im Magistrate wie im Gemeinderate das oberste Gesetz. „Die Pflasterung und die Sauberkeit der Straßen, die Sanitäts-Polizei u. s. w. ließen fast Alles noch zu wünschen übrig. Der Thronwechsel bewirkte indessen einen Umschwung auch in der städtischen Verwaltung. Der liberale Geist der „neuen Aera" führte durch die verfassungsmäßig alle zwei Jahre stattfindenden Ersatzwahlen je eines Drittteils der Stadtverordneten auch „freisinnige Männer" in die Stadtverwaltung ein. Seit 1862 bildeten die letzteren die dominierende Majorität; — sie haben sich dieselbe bis zu dem heutigen Tage auch zu bewahren gewußt; und, wenn man gerecht sein will, so kann man nur sagen, daß, obwohl die städtischen Behörden oft ganz gegen ihre Bestimmung „hohe Politik" getrieben haben, ihre Thätigkeit dennoch eine großartig tüchtige gewesen ist. Besonders verdienstvoll erscheint dieselbe auf dem Gebiete des höheren wie des niederen Schulwesens und der Armenpflege.

Auch die politischen und Parteiverhältnisse müssen hier erörtert werden. Schon am 6. Juni 1861 hatte sich die „deutsche Fortschrittspartei" gebildet. Sie übernahm den Kampf für die sogenannten „Volksrechte", welche König Wilhelm durch die Durchführung der „Heeres-Reorganisation" verletzt haben sollte. Die alten thörichten Befürchtungen, daß der Charakter dieses hochgewaltigen Fürsten ein herrischer, ja ein

[illegible] ...erale, mit welcher der König auf [illegible] der Heeresmacht Preußens bestand, [illegible] muß es hier gesagt sein: der [illegible] ...en Aera" noch begeistert zugejubelt hatte, [illegible] sofort, als er, durch die Pflicht, [illegible] ...terlandes Wohl gebieterisch dazu ge- [illegible] ...schärfen und das Gefüge seines Schildes [illegible] ...rtreten in Berlin durch die Abgeordneten [illegible] ...Duncker, Virchow, Diesterweg, Krieger und [illegible] ...it unbeschränkter Weise; es war daher ein [illegible] ...welcher sich zu dem durch Dr. Wehren- [illegible] ...vertretenen Parteistandpunkte der Alt-Liberalen [illegible] ...vertretenen „Kreuz-Zeitung" bekannte. Gerade die [illegible] von der konservativen Majorität der Stadt- [illegible] ...worden waren, weil sie bei der Ernennung der [illegible] ...zu Ehrenbürgern Berlins der Verhandlung [illegible] ...und den Saal verlassen hatten, — gerade [illegible] ...Jürgens, Kochhann, Elster, Lange, Weidling, [illegible] ...im Jahre 1862 bei den Kommunalwahlen [illegible] ...der Bürgerschaft einberufen; der Stadtverordnete Kochhann [illegible] ...Vorsitzenden erwählt. —

[illegible] ...Zeit des Konfliktes. Am 23. September [illegible] ...Gesandte, Otto von Bismarck-Schönhausen, zum [illegible] ...wurde der nachmalige Kanzler des Reiches [illegible] ...Eine Vereinbarung über das Budget wurde nicht [illegible]

[illegible] ...an traurigen Vorgängen; allein für immer [illegible] ...mit welchen Äußerungen einzelne Maßnahmen des [illegible] ...des Hissen der Königsstandarte auf seinem Palais [illegible] ...Jedermann sagt:

[illegible] ...unter diesem Konflikte seiner Regierung mit seinem [illegible] sagte er zu Herrn von Beckerath. Fest durch- [illegible] ...der Heeresreorganisation, die er auf Grund langjähriger [illegible] ...und Erfahrungen, unter dem Beirat so sach- [illegible] ...bis ins Kleinste selbst ausgearbeitet und [illegible] ...daß nicht auch die Opposition, wenn sie nur [illegible] ...überzeugen können. Er hielt dieselbe für [illegible] Waren das doch zum Teil dieselben [illegible] ...versammlung der Regierung entgegen- [illegible] ...Heer, damit die Krone nicht stark sei! [illegible] ...entgegenzutreten, darüber zu wachen, [illegible] erachtete der Monarch für seine un- [illegible] ...die zwischen der Regierung [illegible] ...Faktoren, in der schwebenden [illegible] ...Abgeordnetenhaus, notwendig im Unrecht [illegible] ...entscheide. Nach alledem glaubte der

König vollkommen darüber beruhigt sein zu können, daß der Vorwurf einer Verfassungsverletzung ihn nicht treffe.

So bestand das budgetlose Regiment fort, und der Bruch zwischen Krone und Volk blieb ungeheilt, ja er steigerte sich bis zu dem Grade, daß selbst die tiefgewurzelte Pietät des Preußen gegen die Person seines Königs und das königliche Haus darunter zu leiden anfing, —"

so heißt das doch nur in Euphemismen reden.

Besonders schmerzlich aber ist es uns, wenn wir's auch hier erwähnen müssen, was selbst Streckfuß nicht verschwiegen hat:

„Der Magistrat und die Stadtverordneten von Berlin traten für das Budget-Recht des Abgeordnetenhauses mutig in die Schranken;" — als wenn die Erörterung politischer Fragen die Sache der städtischen Behörden gewesen wäre!, — „ja, die Stadtverordneten-Versammlung ging sogar so weit, daß sie, als ihr nicht gestattet wurde, sich gegen die die Preßfreiheit gefährdende Preßverordnung vom 1. Juni 1863 zu äußern, den Beschluß faßte, sich künftighin jeder Loyalitäts-Äußerung, der Geburtstags- und Neujahrsgratulationen, der Adressen bei Familienfesten am königlichen Hause u. s. w. sich zu enthalten. Sie brachte diesen Beschluß auch zur Ausführung, indem sie bei dem Tode des Prinzen Friedrich jede Beileidsbezeugung unterließ." Das war einfach — bedauerlich.

So kam der Winter 1861. König Friedrich VII. von Dänemark verstarb am 15. November: die schleswig-holsteinischen Wirren begannen. Berlin hallte wie einst in den Tagen der Revolution von den muthigen Tönen des Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen" wieder; die Zeiten unvergänglichen Ruhmes für König Wilhelm und sein treues Heer, — für unser Volk in Waffen, auch sie aber begannen nun! Die große Zeit brach an! —

Ja, eine große Zeit! Denn wem schlägt das Herz nicht, wenn er daran zurückdenkt, wie am 4. Mai 1864 die ersten Siegeszeichen von Düppel in die Hauptstadt eingebracht wurden! — Und dennoch kam's noch lange nicht zum vollen Frieden zwischen Fürst und Volk. Erst mußte noch die Auseinandersetzung mit dem Kaiserreiche Österreich erfolgen; erst mußte noch die Königgrätzer Schlacht geschlagen werden, ehe dem edelsten der deutschen Fürsten sein gesamtes Volk in voller Hingabe entgegenjubelte. Als am 4. August 1866 König Wilhelm indessen in seine Residenz heimkehrte, da war's bereits entschieden, daß er seines Volks verehrungswürdiger, allgemeiner Gefeierter sein und bleiben sollte — allezeit!

Und dieser siegreiche, schon damals so ehrwürdige Herr, er suchte am 5. dess. M. bereits Indemnität nach für seine budgetlose Regierung! Er erkannte damit das Recht der Volksvertretung vollkommen an; — nur um des Vaterlandes willen hatte er den Einspruch nicht beachtet. Das schuf den vollen Frieden! Freuen wir uns dessen! — Weß' Seele will nicht Frieden mit den Brüdern? — Ja, Ziegler hatte doch einst Recht gehabt: „Das Herz der preußischen Demokratie war dort gewesen, wo Preußens Fahnen wehten!" — Es tagte eine schöne, große Zeit der Einigkeit für unser Volk jetzt; — es kamen Tage, welche uns des Segens reiche Fülle hinterlassen haben. —

Wie aber wuchs sie unterdes heran, die Hauptstadt des norddeutschen Bundes! Von 1862 bis 1870 stieg die Einwohnerzahl von 570 000 bis auf beinahe 780 000 Seelen. Und doch! Der blutige Streit mit Österreich und den deutschen Brüdern,

— er war nur eine bittere Notwendigkeit gewesen und eine Pflicht, der nur mit schmerzbewegter Seele treu genügt ward. Wie anders wurde in den großen und unendlich schweren Krieg gegangen, welchen das schöne Frankreich unserm Herrn und Könige aufgenötigt hatte! — Wie reichgesegnet ist das Volk, dem solch' eine Zeit geschenkt ward, wie die ew'gen Ruhmes würdigern Tage von dem 15. Juli 1870, an welchem die Rückkehr von Ems nach Berlin erfolgte, bis zu dem 17. März 1871, an welchem die Hauptstadt den neuen großen Kaiser mit Begeisterung begrüßen durfte! — Berlin hatte während des Krieges sein Bestes gethan, — im Felde und Daheim. Mit edler Opferwilligkeit, mit über alles Lob erhabener Tapferkeit haben wir's uns erkämpft, das Vorrecht, ihn in unsrer Stadt gehabt zu haben, unsern Kaiser! —

Und bis dies große, unvergleichlich reich gesegnete Herrscherleben dann zur Rüste ging, — welch eine herrlich hohe Zeit! Es ist vermessen fast, von Gottes Gnade zu erhoffen, daß sie so je wiederkehre. Wer je einmal das „Volk der Stadt Berlin vor Kaisers Eckfenster erblickt hat, — stürmisch ihm zujauchzend und doch Thränen in den Augen, der weiß es, was er uns gewesen ist, der große und der gütige Herr! Nächst dem Besitze eines felsenfesten Glaubens an den höchsten aller Herren, — neben dem kindlichen Vertrauen auf die Gnade Gottes, ist die Erinnerung an Ihn dazu geweiht, der höchste Schatz des deutschen Volksgemüts zu werden. Nicht nur an seinen Siegen, sondern auch an seinen leuchtenden und doch so bescheiden auftretenden Tugenden wird sich das deutsche Herz in jeder Not und Prüfung stark und stolz erheben. Drum: wohl uns, den Berlinern, daß wir sagen dürfen:

„Ja, Er war unser!"

Wir lassen nimmer drum von ihm! Des großen Kaisers große „Botschaft" bildet gerade für Berlin die Losung einer neuen Zeit, und hallen wird's durch alle kommenden Jahrhunderte, was er verkündet hat vom Sinne für die Ehre, für die Pflicht, von der Erhaltung echter Religion, welche ihm selbst die Kraft gegeben, treu zu sein, bis zu so sel'gem Ende, — bis zu den Worten:

„Noch einmal möcht' ich Fritz in meine Arme schließen!"

und zu dem todesmutigen Spruche:

„Ich habe keine Zeit jetzt, müde zu sein!"

Luisens großer und dennoch so schlichter Sohn ist er geblieben bis zum letzten Atemzuge, — ein Kaiser, Held und Christ, wie unser Volk wohl nimmer seines Gleichen sehen wird.

Er aber ging erst dahin, als sein Dasein eine Frucht getragen, die für alle Zeiten bleibt. Wie aber hatten wir zu klagen um den hochbegabten Sohn des großen Vaters, welcher dem Tod als reichgeschmücktes Opfer fiel so früh, — nach solchen Leiden? — Kaiser Friedrich stand noch viel anders zu den Berlinern als Kaiser Wilhelm. Von dem hehren Greise wußte man kaum eine Anekdote, kaum ein Scherzwort zu erzählen; — es war die volle Majestät des deutschen Königtums, welche durch ihn mit nie geahntem Glanze unter uns vertreten werden sollte, — des Königtums, das zu der Quelle seiner Würde, zum königlichen Schutz- und Führeramt, zurückgekehrt war. Kaiser Friedrich aber war, wenn auch dem Orte seiner Geburt nach kein Berliner, so doch dem Geiste des Berlinertums ungleich verwandter. Es ist ein altes Vorrecht unserer Bürgerschaft, auch an dem reinen, schönen Familienleben der Hohenzollern mit teilnehmen zu dürfen; — in welch inniger, — vielleicht manchmal sogar ein wenig kühner Weise — wurde dieses Vorrecht von unserm Volke

ſeinem „Fritz“ gegenüber geübt! Zum zweiten Male in einem Jahr aber mußte unſrer Glocken dumpfer Chor erklingen, zur letzten Ehre eines deutſchen Kaiſers, zu dem das Volk in treuer Liebe aufgeblickt, der den Berlinern eben „unſer Fritz“, — das beſte Stück des eigenen Lebens ſchier geworden war! —

Da ſagten wir uns wohl: „Es iſt zuviel des Weh's!“ — Und in der That: kaum hat ein Volk jemals in einem Jahr ſo viel verloren. In lauter Klage äußerte ſich da ein tiefer Schmerz, wie er zuvor noch nie durchs deutſche Land gegangen war. So hat man Friedrich Barbaroſſa nicht beweint, wie unſere beiden Helden! —

Was ſeitdem aber, ſeit dem Regierungsantritte Kaiſer Wilhelms II., — uns gekommen iſt, es hat uns aufgerichtet und getröſtet! — Edler, — der Hohenzollern hoheitsvoller Art entſprechend konnten die Anfänge der Regierung des dritten Kaiſers unſeres neuen Reiches ſich nicht geſtalten. Das iſt dieſelbe, vielgetreue Pflichterfüllung, welche des Reiches hehren Gründer bis zum letzten Atemzug beſeelt hat! Das iſt dieſelbe tiefe Frömmigkeit, das nämliche Bekenntnis zu dem Kreuze des Erlöſers, dieſelbe Güte für die Leidenden des Volkes, daſſelbe Herz für Preußens und des Reiches ſtolze Stütze, unſer Heer, — das Heer, das ohne Gleichen daſteht, derſelbe unbeugſame Wille, welchen wir an ihm ſo laut bewunderten, dem großen Kaiſer mit dem Silberhaare und mit der milden Hoheit ſeiner Augen! Und dieſer jugendſtarke Kaiſer hat um Friedenspalmen allererſt geworben! — Mit Jubel und der tiefſten Anteilnahme an dem Glück, das Ihm geworden, dankt ihm das die treue Reſidenz! —

Gern möchten wir bei dieſer Gegenwart, die ſich ſo licht und hoffnungsreich geſtaltet hat, länger noch verweilen; allein der uns zugemeſſene Raum zwingt uns, dem Schluſſe zuzueilen. In feſten, ſtarken Händen ruht des Reiches Schickſal, — ruhen damit die Geſchicke auch der edlen Stadt Berlin! — Der deutſche Kaiſer iſt gekommen, um in Berlin, im hehren Schloſſe ſeines Ahnen Friedrich, ſeine Heimat ſich zu gründen, — ein Heim, verklärt durch deutſche Frauenhoheit, — ein Heim, beglückt durch Gottes Huld und ſeinen reichen Segen, — ein Heim, geweiht durch tiefe Frömmigkeit, durch reine Kunſt und den Familienſinn, der nur dem edlen deutſchen Hauſe vorzugsweiſe eignet. Wie ſchlagen ihm die Herzen ſeines Volkes entgegen! Mit welcher Freude richten ſich die Augen auf die jugendlichen und doch ſchon ſo markigen Züge unſeres kaiſerlichen Herrn! Wann wir ihn ſehen, — wann der Jubelruf ihm zutönt: es klingt dann aber auch wie ein Gebet durch unſere Seele, und jenes Wort, mit welchem einſt die märkiſche Dichterin Anna Karbe den Hohenzollernkaiſer ſo tieferſt begrüßt hat:

„Eins nur vor allem muß er haben und behalten: Das iſt der reichſte Segen den Gott hat!“, — es tönt feierlich in uns nach.

Und wenn wir alſo rufen, — alſo beten; wir wiſſen, daß dem Wunſch auch die Erfüllung folgt. Denn auch im Diadem des dritten deutſchen Kaiſers ſtrahlt in lichter Schöne jener Edelſtein der Treue gegen jede Pflicht: der „Waiſe“, den den Herr Walter von der Vogelweide einſt ſo hell beſungen hat.

Doch kehren wir zur Berliner Geſchichte zurück! Eine Geſchichte derſelben unter Kaiſer Wilhelm I. zu geben, iſt noch nicht möglich, Wohl aber darf die Stadt, in welcher der dentſche Kaiſer ſeine Reſidenz genommen hat, mit vollem Rechte ſich als Kaiſerſtadt bezeichnen. Es ſind lediglich nur ſchlichte, ſtatiſtiſche Angaben, welche wir hier anſchließen wollen; allein ſie reden wuchtig ihre klare Sprache. Die Einwohner-

schaft Berlins muß in diesem Augenblicke gewiß schon über anderthalb Millionen Seelen umfassen; ist Berlin doch diejenige Hauptstadt Europas, „die von allen am schnellsten wächst!“ In hohem Grade tragen zu dieser schnellen Vermehrung der Bevölkerung auch jene wahrhaft lobenswerten, gesundheitspolizeilichen Maßregeln bei, welche in letzter Zeit eingeführt worden sind, — die allgemeine Versorgung der Einwohner durch die Wasserleitung, die Kanalisation, die polizeiliche Kontrolle der Lebensmittel, namentlich diejenige der Milch. An Gebäuden umfaßte Berlin nach der Angabe des Herrn Stadtrates Friedel schon im Jahre 1887 ca. 52 000 Bauten mit einem Steuerertrage von 5,660,000 Mark und einem eingeschätzten, steuerbaren Werte von ungefähr 150,000,000 Mark; bewohnte Wohnungen gab es damals schon 256 000 mit etwa 509 000 Zimmern. Von der angegebenen Einwohnerschaft lebten und webten 30 000 Menschen jedoch erst im fünften Stockwerke, 130 000 im vierten, 40 000 in Dachräumen und über 100 000 in Kellern. Daß die Bevölkerung Berlins freilich keine sehr reiche ist, geht auch aus der Angabe hervor, daß im Jahre 1887 über 63 000 Familien als Wohnraum nur ein einzig' Zimmer besaßen. Die Mietspreise sind hoch, — sehr hoch; das geflügelte Wort: „Man arbeitet ja nur für die Miete!“ trifft in leider nur allzu vielen Fällen völlig zu. Bezifferte sich doch der Mietswert sämtlicher Wohnungen in Berlin schon 1887 auf 176,000,000 Mark, und seitdem sind die Mieten immer noch gestiegen.

Die Fürsorge der städtischen Behörden für die Straßen Berlins, ist eine äußerst rege, äußerst thätige. Es sind gradezu kolossale Lasten, welche die Erhaltung des besseren Stein-, des Asphalt- und des neuerdings zur Anwendung gekommenen Holzpflasters der Kommune auferlegt. Die Reinigung der Straßen ist nach dem Verkehre geregelt; — sie erfolgt in einigen Straßen täglich, — in anderen wöchentlich dreimal. Eine Besprengung der Straßen durch etwa 150 Sprengwagen findet vom 1. April bis zum 31. Oktober statt; sie erfordert über 700 000 Kubikmeter Wasser. Wohl darf man sagen, daß das alte, schmutzige Berlin bis auf wenige Reste in der Altstadt, z. B. die Ausmündung der Klosterstraße, den Krögel u. s. w. verschwunden ist. Auch um die schöne Kirche St. Marien ist es jetzt hell und frei geworden; — sie wartet einer liebevollen Wiederherstellung, welche sie vom Staube der Jahrhunderte befreit. Ganz anders werden dann die Monumente derer von Schlieben, der Seidel, Canitz, Platen, Sparr, der Röbel und der Herren von der Linde zu uns sprechen. Es ist die Kaiser-Wilhelmstraße, welche auch für St. Marien Licht und Luft gebracht hat. Hocherfreulich ist die Neugestaltung des Mühlen-Dammes.

Sehr anzuerkennen ist auch die Thätigkeit der städtischen Park- und Garten-Deputation. Der „Tiergarten“ steht zwar unter königlicher Verwaltung; gleichwohl trägt die Stadtkasse jährlich 30 000 Mark zu seiner Unterhaltung und Verschönerung bei. Die städtische Verwaltung selbst unterhält den Friedrichshain, den Humboldtshain, den kleinen Tiergarten in Moabit, 50 Schmuckplätze, 62 große Alleen und Baumanpflanzungen in den Straßen und weit über 100 Anlagen bei Schulen, Krankenhäusern u. s. w. Es ist gewiß erwähnenswert, wie sehr sich durch die Thätigkeit gerade dieses Verwaltungs-Ressorts das „Städtebild Berlin“ verändert und veredelt hat. „Zur Erhaltung und Vermehrung dieses Baumbestandes dienen mehrere Baumschulen, sowie der große, Millionen junger Stämme enthaltende „Pflanzerwald“, welcher hinter den Häusern und Villen von Treptow angelegt worden ist und sich bis zum „Eierhäuschen“ hinzieht.

Das großartige Anwachsen der Bevölkerung Berlins machte indessen kolossale Anlagen zur Versorgung unserer Stadt mit Wasser schon unter Friedrich Wilhelm IV. notwendig. „Schon im Jahre 1852 erteilte die Regierung den beiden Engländern Fox und Crampto das ausschließliche Privileg, Berlin auf 25 Jahre mit Wasser zu versorgen. Am 28. Oktober 1853 wurde der Grundstein zu den Wasserwerken vor dem Stralauer Thore gelegt. Das durch Sandfilter gereinigte Spreewasser wurde jetzt durch Dampfkraft bis in die obersten Stockwerke hinaufgetrieben. Am 1. Juli 1873 wurde dieses großartige Werk samt Privilegium und Inventar von der englischen Wasserwerks-Gesellschaft für 25¹/₈ Millionen Mark an die Stadt Berlin verkauft, welche, dem Bedürfnisse entsprechend, nun einen riesenhaften Ausbau des gesamten Leitungssystems unternahm. Das in den gewaltigen Filteranlagen bei Tegel durchgeseihte Wasser wird jetzt durch eine Hebestation auf der Spandauer Straße bei Westend bis auf eine Höhe von 24 Metern gehoben und über die Stadt verteilt."

Vorzüglich ist auch das Feuerlöschwesen, eine Schöpfung Hinckeldey's, organisiert. Mit vollem Rechte besitzt die wahrhaft tapfere Mannschaft desselben, „unsere Feuerwehr", die ungeteilten Sympathieen der Bevölkerung. Die neu organisierten Institutionen des Vieh- und Schlachthofes, sowie der Fleischschau griffen zwar auf alte städtische Institutionen zurück; — welch' gewaltigen Maßstab aber hatte man jetzt bei ihrer Wiedererrichtung anzuwenden! — Ein ganz neuer Versuch aber war die Errichtung der Markthallen. Er ist geglückt! — Freilich mag manch' ein alter Berliner das Eingehen der Wochenmärkte unter freiem Himmel, welche E. Th. A. Hoffmann einst so fesselnd beschrieben hat, bedauern. Ein gutes Stück des früheren stark humoristisch gefärbten „Berliner Lebens" ist mit ihnen zu Grabe getragen worden.

In kolossaler Weise ist der Verkehr angewachsen. Am besten sprechen hier die nackten Zahlen. „Die Pferdebahnen beförderten im Jahre 1886 allein 70 800 000 Menschen, die Dampfer 244 000; die Zahl der durch die 4130 Droschken und 316 Thorwagen Beförderten ist nicht festgestellt; die 140 Omnibusse wurden von 13 381 000, die Stadtbahn von 8 400 000 Personen benutzt. — Exorbitante Zunahme hat gegen früher der Postverkehr erfahren. Die Zahl der Stadtbriefe belief sich 1884 auf 45 320 000, die der angekommenen Briefe ꝛc. auf weit über 57 300 000, die der Packete auf zirca 4 300 000 Stück; außerdem zirkulierten noch 670 000 Rohrpost-Briefe und Karten. Die Neujahrs-Stadtpost-Sendungen erreichten zwischen 31. Dezember 1886 Mittags bis 1. Januar 1887 incl. die Höhe von 1 350 000 Stück. Die ein- und ausgegangenen Depeschen bezifferten sich auf 3 500 000."

Auch der Verkehr zu Wasser hat einen großartigen Aufschwung genommen; „Berlin ist in Bezug auf denselben die hervorragendste Stadt im Binnenlande Deutschlands geworden." Nicht ohne Interesse dürfte eine Übersicht über die Erträge der Steuern in Berlin sein. Wir geben auch hier einige Mitteilungen des Herrn Stadtrat Friedel wieder. „Die direkten Steuern beliefen sich 1884 auf 17 431 167 Mk., die indirekten auf ca. 40 000 000 Mk. — 191 433 Personen waren von der Steuer befreit wegen eines Einkommens unter 420 Mk. — 144 313 Personen hatten ein jährliches Einkommen von 420 bis 600 Mk. 113 815 ein solches von 660 bis 900 Mk., 1000 Personen haben ein Einkommen von 10 800 Mk, 407 von 21 600 Mk., 184 von 32 400 Mk., 81 von 54 000 Mk., 26 von 108 000 Mk., 23 von 168 000 Mk., 8 von 300 000 Mk., 4 von 420 000 Mk., 5 von 480 000 Mk., 2 von 540 000 Mk.,

und 4 noch darüber! — Im Ganzen betrugen 1884 die jährlichen Einnahmen der Stadt Berlin 41 048 529 Mk., denen eine Ausgabe von 38 966 349 Mk. gegenüberstand."

Wenden wir uns nunmehr mit kurzen Worten den inneren Verhältnissen der Stadt zu!

Unvergleichlich hohe Zeiten des Ruhmes sind uns gekommen; freudig, mit einer Hingabe ohne Gleichen, hat auch die Bevölkerung unserer Stadt an ihnen thätig teil genommen, hier, wie im Felde! Wie haben mit den Brandenburgern allen die Berliner vor dem Feinde sich bewährt; — mit welcher hellen Freude ward daheim jedwedes Opfer, welches die große Zeit erforderte, gewährt! Leider jedoch hat der Triumph anfangs die Herzen nicht allüberall erhoben. Eine bänderreiche Geschichte Berlins unter Kaiser Wilhelm, deren Erscheinen nur eine Frage der Zeit ist, wird es dereinst mit Trauer hervorzuheben haben, wie in jener „Gründerzeit", welche dem großen, schweren, mit so heiliger Begeisterung ruhmvoll durchgeführten Kampfe folgte, der ideale Sinn, dessen Erwachen wir beim Jahre 1813, 1864, 1866 und 1870 so freudig hervorzuheben hatten, sich verflüchtigte. Ein Tanz um's goldene Kalb begann. Es blieben wenige nur rein, — oft selbst die Männer nicht, die es laut versicherten, für ideale Güter nur zu kämpfen.

Die hehre Persönlichkeit des ersten greisen deutschen Kaisers wars vor Allem, von welcher eine Gegenwirkung ausging, die uns zum Heil gereicht ist. Er, der Große, der in unvergleichlicher Hoheit und in rein menschlicher Güte als der Erlauchteste mitten unter den gewaltigen Paladinen des neuen Deutschlands dastand, trat als der Schutzherr alles Edlen auf, der Religion, der thatbereiten Hülfe, der Wissenschaft, der Kunst, der vielgetreuen Arbeit! Das heilte unser Volk, und es besann sich wieder auf die deutsche Art.

Im hellen Schein des Ruhmes Kaiser Wilhelms hat dann auch die Bevölkerung der Hauptstadt erkennen lernen, was dem Vaterlande wahrhaft frommt. Es ist nicht der Ruhm kriegerischer Großthaten, nach welchem wir geizen, — wie dies des Kaisers edler Sohn, der sieggekrönte Feldherr, aller Welt verkündet hat. Ein Chauvinismus ist nicht aufgekommen in Berlin. In treuer Pflege aller idealen Interessen suchte vielmehr nach Überwindung jener vorbezeichneten Periode die Stadt Berlin uns zu erweisen, daß sie wert war, unseres Reiches Haupt- und Mutterstadt zu sein.

Vielleicht ist nach blutiger Kriegsarbeit nie wieder so schnell zu Werken des Friedens geschritten worden wie dies in Berlin nach dem französischen Kriege geschehen ist. Überall aber schritt der greise Kaiser voran, und mit vollem Verständnisse, gern und freudig, folgten ihm die städtischen Behörden. —

Es war zunächst die Religion, auf deren Pflege Kaiser Wilhelm nach tieftraurigen Ereignissen sein Volk hinwies. Machtvoll ist, Dank der von ihm schon vorher erlassenen Gemeinde- und Synodal-Ordnung, das kirchliche Leben auch der Stadt Berlin erstarkt. Da wir die Bewährung eines wahrhaft religiösen Sinnes jedoch stets nur in der helfenden That zu erblicken vermögen, so seien die folgenden Angaben unseres verehrten Herrn Gewährsmannes auch hier wiederholt:

Im Verwaltungsjahre 1885/86 wurden für die gesetzliche Armenpflege 5 818 062 Mk. verausgabt, wovon 712 480 Mk. durch Einnahmen Deckung fanden. Für die gesetzliche offene Armenpflege fungierten unbesoldet 201 Vorsteher, 200 Vorsteher-Stellvertreter, 115 Stadtverordnete, 1521 Kommissions-Mitglieder, also 2045

Personen im Ehrenamt. Almosenempfänger gab es 16 367 (darunter 12 375 weibliche). Durch eine große Zahl von Stiftungen wird besonders das Loos der sogenannten verschämten Armen erleichtert. Große Dimensionen hat die Natural-Unterstützung angenommen; an viele Familien wurden unentgeltlich Parzellen zum Kartoffelbaue abgegeben. In städtischer Waisenpflege befanden sich etwa 8000 Kinder, von denen 3800 nur verpflegt wurden. Im städtischen Asyl für nächtliche Obdachlose übernachteten ca. 112 000 Personen. Überraschend groß ist die Zahl der nichtstädtischen Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine für wohlthätige Zwecke; viele Tausende erhalten hier alljährlich Heilung, Unterstützung und Unterkommen. Unermüdlich wohlthätig wirkt auch der Verein der Berliner Volksküchen und der Verein für Volksbäder.

An Heilanstalten für körperlich und geistig Kranke existieren; die Kliniken und die Kgl. Charité, die Garnisonlazarette, das städtische Krankenhaus Moabit (hauptsächlich für ansteckende Krankheiten), das städt. allgem. Krankenhaus Friedrichshain, das Pflegerinnenhaus ebendaselbst, die städt. Irren- und Idiotenanstalt zu Dalldorf, die städt. Desinfektionsanstalten, die Siechenhäuser, Hospitäler und Alterversorgungsanstalten. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind hervorzuheben: das Zentral-Diakonissenhaus Bethanien, das Elisabeth-Kranken- und Diakonissen-Mutterhaus, das Lazarus-Kranken- und Diakonissenhaus, das St. Hedwigs-Krankenhaus, das Krankenhaus der jüdischen Gemeinde, das Augusta-Hospital, das Victoriahaus, das Elisabeth-Kinderhospital.

Und wie hat diese Zeit des Ruhms gewirkt auf Kunst und Wissenschaft! Wie viele Namen von europäischer Weltberühmtheit klingen uns entgegen, sobald wir der Entwickelung der Künste und der Wissenschaften in des ersten Kaisers glanzumwobener Zeit gedenken! Welch reiche Schätze edler Kunst sind uns von Staat und Stadt in diesen unvergeßlich hohen Tagen geschenkt und unserer liebevollen Pflege anbefohlen worden! — Mit Bauten, hehren Monumenten und mit Statuen von imponierender und edelschöner Hoheit haben die Märkte sich, die Straßen und die Haine vor den Thoren reich geschmückt! Wie ist die Stadt gewachsen! Und wieviel Schmuck der Malerei sowie jedweder andern edlen Kunst in diesen glanzvoll schönen Räumen! Wieviel Museen sind erstanden! Dem Freunde der Geschichte unserer Stadt indes wird eines vor allen andern lieb sein: es ist das märkische, das unsrer Heimat Altertümer bürgt! — Wie hat die Kunst sodann des Bürgers schlichtes Heim verklärt! Das „litterarische Berlin" von heut' erforderte für sich allein ein großes, umfangreiches Werk. Und edle, nationale Poesie, — sie fängt zu herrschen an auch auf der Bühne! —

Und so schließen wir denn hier eine fast beispiellos glanzvolle Geschichte mit einem freudigen „Hoch!" auf unsere gute und große Stadt sowie mit ehrfurchtsvollem Danke gegen das hehre Fürstenhaus, welches durch Ruhmesthaten und durch Herrschertugenden ohne Gleichen die Stadt zu dem gemacht hat, was sie ist.

„Berlin und Hohenzollern!"

Den Bund wird keine Macht der Erde lösen können!

Schlußwort.

Es ist eine wahrhaft staunenswerte Entwickelung, welcher wir gefolgt sind. Was aber nutzt es uns, geschichtliche Einzelheiten zu kennen, wenn diese Kenntnis nicht auf unsere Lebensführung einwirkt? — Solch' einen Einfluß aber auf die große Menge unsres Volkes auszuüben, ist die Geschichte der Reichshauptstadt vorzugsweise geeignet. Oftmals zeigt sie uns schwere Irrtümer und deren unheilvolle Folgen; oftmals jedoch hat sie es auch geschildert, wie große Fürsten, große Bürger sich und ihrem Volk den rechten Weg gefunden haben. Das muß uns lehren, wie wir selbst uns zu verhalten haben. —

Es giebt in der That ein Heil und einen bleibenden Segen für den Einzelnen wie für die Gesamtheit nur bei stets wachem, peinlich strengem Pflichtbewußtsein. Die Arbeit ist's, auf die wir Märker und wir Berliner ganz besonders ernsthaft hingewiesen werden. Sie hat sich in der städtischen Geschichte stets belohnt, so unter Friedrich Wilhelm I., so unter Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Wilhelm. Sobald Epochen kamen, welche den Genuß der flücht'gen Stunde überschätzten, trat der Verfall im Augenblicke ein. Uns Männern dieser Zeit aber ist es geboten, noch ernster uns der Arbeit zu weihen, als es die Ahnen einst gethan. Die Lösung gewaltiger Aufgaben, namentlich auf sozialem Gebiete, ist noch nicht gelungen, — indes, sie muß gelingen, sollen sich die Zustände nicht in verhängnisvoller Weise wenden.

Was aber in Berlin geschieht, das ist — wir dürfen es wohl ohne Überhebung sagen, — maßgebend für das deutsche Land geworden. Diese Stellung der Ehre, welche die Reichshauptstadt sich errungen hat, ist selbstverständlich aber auch eine hoch verpflichtende; — man blickt in allen Gauen Deutschlands jetzt zuerst auf uns.

Zur Arbeit denn, zu treuer Arbeit für das Vaterland! —

Was aber ist das Rüstzeug, dessen wir bedürfen, um in Frieden und mit Segen allem deutschen Volk voran zu bauen an dem Reiche, welches uns erst dann geworden, nachdem so heilig große Opfer ihm gefallen? —

Einträchtiger Sinn, Duldung auch anderer Meinung, wenn sie nur von der Liebe zum Vaterlande beseelt ist, das ist das Erste, was von uns verlangt wird. Es ist ein tieftrauriges Bild, welches der Hader der Parteien, diese gegenseitigen Verhetzungen und Verketzerungen, diese kleinlichen persönlichen Angriffe uns darbieten. Gesegnete Arbeit ist nur dort möglich, wo der Friede herrscht. Darin liegt eine ernste Mahnung auch für die von dem Kampfe der Parteien leider arg verbitterte Bevölkerung der Hauptstadt.

Wo es aber zu arbeiten gilt, da muß auch ein Werkmeister sein. Wer anders aber kann es für uns sein, als unser jugendstarker, der Pflicht so treuer Kaiserlicher Herr?

Hingabe also ihm in dem Gehorsam und der Treue, welche des deutschen Mannes schönste Zierden stets gewesen. Ihm soll es eine Freude, — uns ein Segen sein, daß er seinem Schlosse an der Spree, im Herzen seiner Residenz, des hehren, kaiserlichen Amtes waltet. Als Brandenburger fühlt er sich so gern! Mit alter, brandenburger Treue wollen wir darum ihm dienen. Die schlichte Art, die ihm, dem Herrscher, eigen ist und sein so glückliches Familienleben, die Treue, die er im Berufe übt, — sie seien unserem Volke Fingerzeige zu dem eignen Heil!

Der Segen aller Arbeit für die Zukunft aber beruht endlich darauf, daß unser Volk sich tiefer und tiefer einlebe in den Geist des Christentumes. Das Christentum, welches wir bei uns eingebürgert sehen möchten, ist nichts als ein Gesetzbuch idealster Art. Es ist die That, — der energische Dienst alles Großen und Edlen, welchen dasselbe von uns fordert. Dies Christentum umfaßt indessen nicht nur die Gebote der Gottesfurcht und der Nächstenliebe: nein, es verheißt auch die Freiheit und den Frieden. Möchte das Alles sich immer bei uns finden! Wohlauf denn! Vorwärts mit Gott für König und Vaterland, — für Kaiser und Reich! Gott aber segne für und für die Stadt Berlin, ihre Behörden, — ihre Bürger! Nur Segen sei's und Eintracht, die von dem imposanten Rathause Waesemanns sich verbreiten über die Stadt! Es blühe Kunst und Wissenschaft in ihr, — vor Allem aber wahre sie die edle deutsche Zucht, von der ein alter Dichter einst gesungen, daß sie die reinste sei auf Erden! —

Schluß.



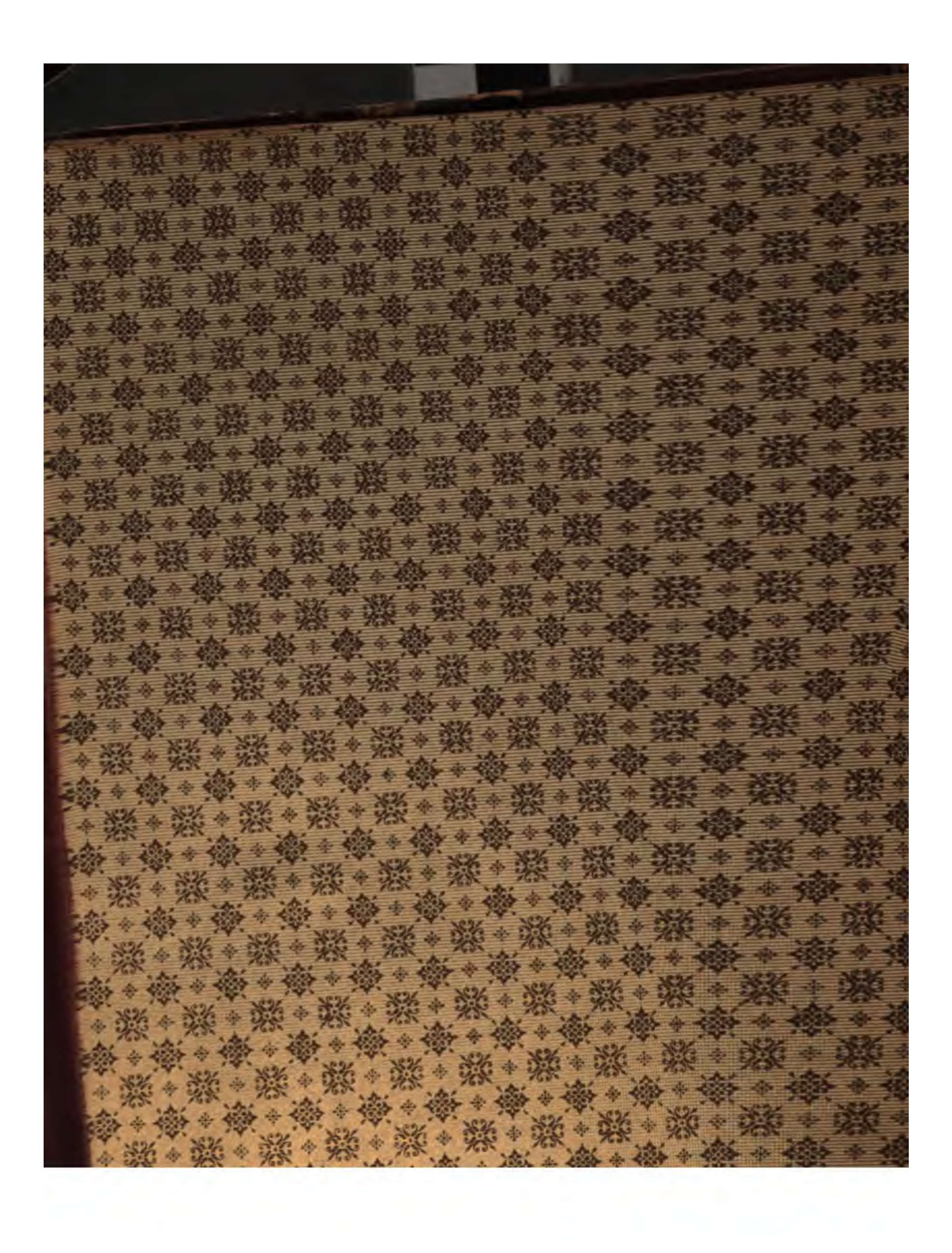


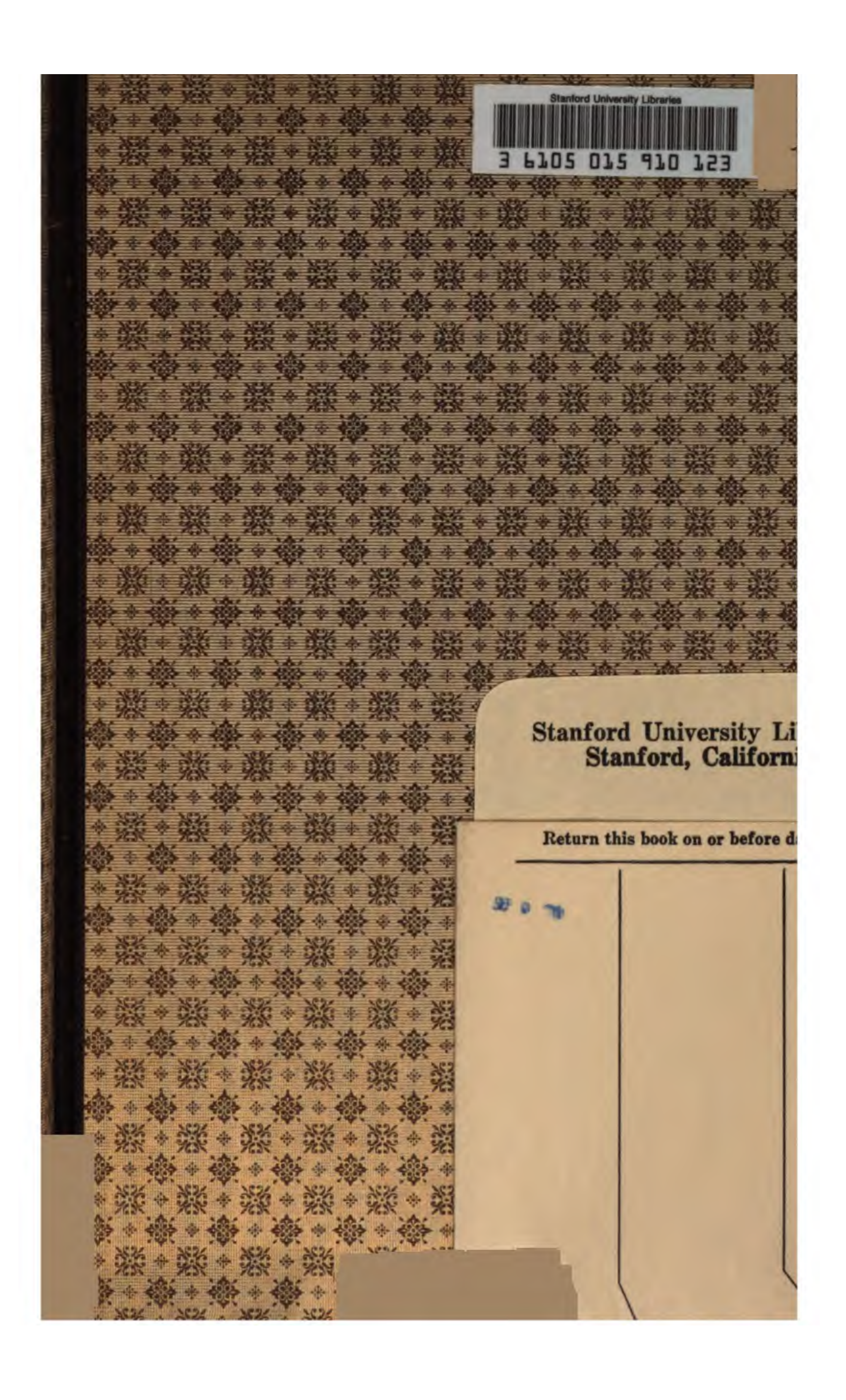
Namen-Verzeichnis.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft, Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins






Stanford University Libraries
3 6105 015 910 123
Stanford University Li
Stanford, Californi
Return this book on or before d

